image
not
available

Digitized by Google

Digitized by Google

The Library of

Class 918

Book Ap6

Digitized by Google

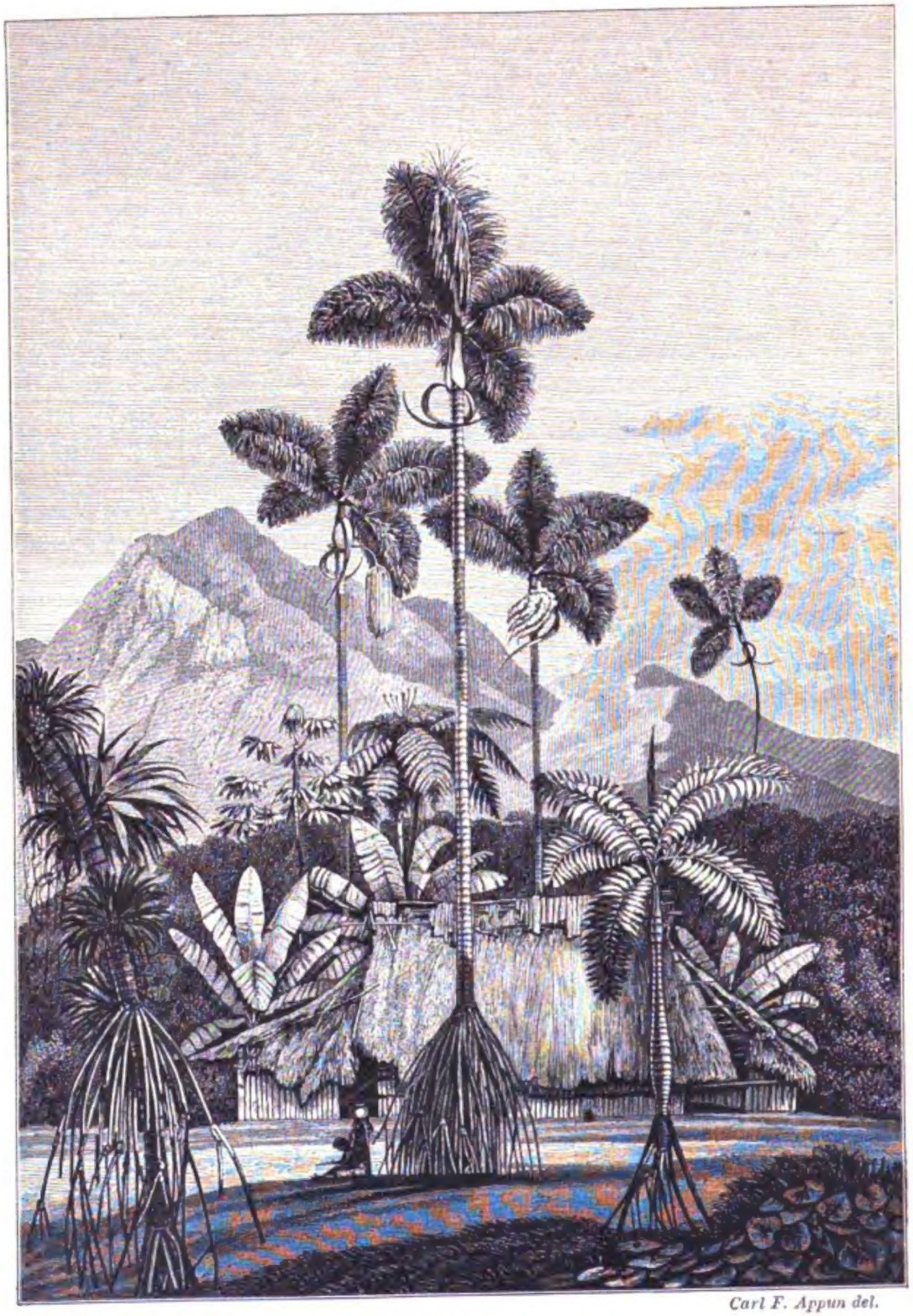
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Unter den Tropen.

Digitized by Google



Carl F. Appun del.

Los Canales.

Provisorische Hütte eines Naturforschers auf den Küsten-Anden von Venezuela.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Unter den Tropen.

Wanderungen

durch Venezuela, am Orinoco, durch Britisch Guyana und am Amazonenstrome

in den Jahren 1849—1868.

Von

Carl Ferdinand Appun.

Erster Band.

Venezuela.

Mit sechs vom Verfasser nach der Natur aufgenommenen Illustrationen.
In Holzschnitt ausgeführt von R. Brend'amour & Co. in Düsseldorf.

Jena,
Hermann Costenoble.
1871.

Die Ueberſetzung in fremde Sprachen, ſowie Nachbildung der Illuſtrationen wird vorbehalten.

Ap6

Seiner Königlichen Hoheit

Dem Prinzen

Adalbert von Preußen

in tiefſter Ehrfurcht und Dankbarkeit

alleruntertänigſt gewidmet

vom

Verfaſſer.

A 6666

Vorwort.

Indem ich hiermit einen großen Theil der von mir während eines zwanzigjährigen Aufenthaltes in einigen Ländern des tropischen Süd-Amerika's gesammelten Erfahrungen im Gebiete der Ethnographie, Zoologie und Botanik der Oeffentlichkeit übergebe, erlaube ich mir einige wenige, meine Persönlichkeit betreffende Worte zu bemerken.

Im November 1848 begab ich mich auf Veranlassung und mit Empfehlungen Alexander von Humboldt's nach Venezuela, dessen reiche Naturschätze und herrliche Landschaftsscenerie ich in verschiedenen Theilen des Landes auf's Eifrigste studirte und von da, in den Jahren 1849 bis 1859, reichhaltige Sammlungen aus dem Gebiete der Zoologie und Botanik, sowie selbstgefertigte Vegetationsansichten, nach verschiedenen Ländern Europa's sandte.

Im Jahre 1859 nach Britisch Guyana übersiedelnd, verweilte ich dort bis 1868 und bereiste in dieser Zeit, von der englischen Regierung als Naturforscher angestellt, in derem Auftrage das ganze Innere von Britisch Guyana, sowie einen kleinen Theil Brasiliens, den Rio Branco, Rio Negro bis zum Amazonas, den ich aufwärts bis Tabatinga, der peruanischen Grenze, befuhr.

Ueber meine Leistungen mich auszusprechen, würde allzu dünkelhaft sein, ich habe jedoch gethan, was irgend ein einzelner Mann auf langjährigen Reisen in den ungeheuren Wildnissen des Inneren Guyana's

unter wilden Indianerſtämmen, in Bezug auf Naturwiſſenſchaft und Ethnographie, zu leiſten im Stande iſt und habe mit wahrer Liebe und Aufopferung meiner Körperkräfte und pecuniärer Mittel, oft unter den größten Entbehrungen und vielfachen Lebensgefahren, meine ſchwierige Aufgabe nach beſten Kräften gelöſt.

Das Selbſtbewußtſein, ſtets mit allem Eifer meiner Pflicht nachgekommen zu ſein, iſt der einzige Lohn, den ich für meine vielen Mühen erhalten habe.

Der vorliegende Band enthält meine Wanderungen und Erfahrungen in dem bekannteren Venezuela, der zweite Band behandelt das weniger gekannte Innere von Britiſch Guyana und die daran grenzenden nördlichen Gegenden Braſiliens. Da letzterer meiſtentheils die wilden Indianerſtämme des Inneren, deren Leben und Sitten, wie die ſich in den dortigen ungeheuren Wildniſſen in ihrer vollen Pracht und Größe offenbarende Natur, verflochten mit meinen eigenen Erlebniſſen in der ſo wildromantiſchen Schöpfung, unter den eben ſo wilden Indianern, beſpricht, dürfte er für manche Leſer der intereſſantere ſein.

Meine einfachen Schilderungen daſiger Natur und Menſchen haben vielleicht nur das einzige Gute, daß ſie getreu ſind, ganz ſo, wie ſie mir in langjähriger Bekanntſchaft mit ihnen erſchienen; meine Wanderungen brachten mich mit jeder Schicht der menſchlichen Geſellſchaft dieſer Länder zuſammen, deren Charakter und Sitten, wiewohl nur in kurzen Zügen wiederzugeben, ich mich bemüht habe.

Und ſo übergebe ich meine ſchwache Arbeit der gütigen Nachſicht des Publikums mit der Bitte, ſie als das hinzunehmen, als was ſie niedergeſchrieben wurde: „ſimple Blätter der Erinnerung aus dem Tagebuche eines enthuſiaſtiſchen Bewunderers der großartigen Natur und des Lebens unter den Tropen.“

Bunzlau, in preußiſch Schleſien, den 24. Mai 1870.

Carl Ferdinand Appun.

Inhalt.

I.

La Guaira.

Seite

Land! — Vor La Guaira. — Anſicht der Küſte. — Landung. — Poſada. — Küſtenvegetation. — Maiquetia. — Cocospflanzung. — Einſiedlerkrebſe. — Temperatur. — Gelbes Fieber. — Ende einer Revolution. — Abfahrt 1

II.

Puerto Cabello.

Küſtenanſicht von Puerto Cabello. — Einfahrt in den Hafen. — Manglegebüſche. — Auf den Korallenbänken. — Leben am Werft. — Innenſtadt. — Marktplatz. — Tropenfrüchte. — Zornige Negerhökerin. — Eßbare Seethiere. — Zweikampf von Negern. — Mittageſſen in der Poſada. — Außenſtadt. — Pulperia. — Paſo real. — Negerwäſcherinnen. — Vereiteltes Bad. — Stiergefecht. — Die Matanza. — Abend am Werft — Negertanz. — Nachtbeſuch im Zimmer 20

III.

San Eſteban.

Kirchhöfe. — Krabben. — Porta chuela. — Schöne Creolinnen. — Palma Mapora. — Bananen- und Piſangpflanzung. — Sandbüchſenbaum. — Erythrina-Arten — Cacaoplantage. — Bachacos. — Das Thal von San Eſteban. — Anbruch des Tages. — Ufervegetation am Rio Eſteban. — Naturalienverkäufer. — Tropiſches Gewitter. — Seltſame Badeſitte. — Zamang und Mango. — Ceiba und Palma de vino. — Engpaß im Fluſſe. — Indianerſtein. — Sonnenuntergang. — Reichthum an Naturſchätzen. — Urbarmachung des Waldes . . 55

IV.

Am Golfo triſte.

1.

Tucacas und die Boca del Aroa.

Seite

Die Mannſchaft der Goleta. — Küſtenpanorama. — Die Nacht auf dem Deck. — Schiffbruch. — Die Koralleninſel. — Schneckenmahlzeit. — Niedere Seethiere. — Mangle. — Tucacas. — Seltenes Getränk. — Der Urwald. — Ritt nach der Boca del Aroa. — Die Boca del Aroa. — Schickſal der engliſchen Kupferminen-Compagnie. — Boa conſtrictor in meiner Hängematte. — Haifiſch am Strande. — Nachtritt durch den Yaracui 89

2.

Der Rio Yaracui.

Natürliche Kanäle. — Urwald. — Meeresſtrand. — Vanille. — Caimans. — Iguana. — Fiſchreichthum. — Lanchas — Fahrt auf dem Yaracui. — Giftſchlange in der Lancha. — Palma de vino und Palma redonda. — Bambus. — Vegetation und Thierleben am Yaracui. — Küchenzettel während der Flußreiſe. — Abendeſſen unter erſchwerenden Umſtänden. — Nacht am Yaracui. — Der Halbtraum. — Der Ort Chino. — Landſchaftsſcenerie — Landſchnecken. — San Felipe — Coquerote. — Auf dem Gebirge. — Ein Ball in San Felipe. — In der Brandung. — Gerettet! 114

V.

Auf den Küſten-Anden.

1.

El camino viejo.

Die Gebirgsſtraße. — Die Corozopalme. — Glockenvogel. — Käferſammeln. — Caffeeplantage. — Baumfarn. — Roſa de la montaña. — La Cumbre chiquita. — Coryanthes Albertinae. — Paſo hondo. — Kuhbaum — Palmen und Baumfarne. — Los Canales. — La Cumbre. — Gebirgspanorama 149

2.

La Soledad.

Rundgemälde. — Don Manuel Ramon und Familie. — Communismus in der Montaña. — Venezuelaniſcher Bummler. — Hütte im Urwald. — Urwald. — Am Flußufer. — Vegetation und Thierleben. Jagd. — Pauji's. — Araguatos. — Palma blanca. — Waldhuhn. — Rückkunft von der Jagd. — Anita. — Beabſichtigter Ueberfall und deſſen Vereitelung. — Flucht. — Ein Wettlauf als Lebensrettung. — Die Verfolgung. — Gerettet! — In der Cumbre chiquita 170

3.

La Cumbre del San Hilario.

Seite

Gebirgsurwald. — Der Kamm des San Hilario. — Vegetationskraft in der Montaña. — Palma de cacho, Prapa, Araque und Palma blanca. — Geonoma, Röbelia, Chamädorea und Desmoncus. — Der Cobalongo — Guaco morado und blanco. — Sarſaparille. — Correos und Paleros. — Ganaderos. — Tagesanbruch auf der Cumbre. — Der Morgen in der Quebrada. — Raubthiere. — Giftſchlange. — Mais und Yuca. — Anyame, Challota, Apio und Ocumo. — Name, Bohnen, Batatas und Seſiba — Caffee in der Montaña — Deutſche Einwanderung 208

VI.

Die Llanos des Baúl.

Alsophila villosa. — Gebirgsſtraße. — Savanenbrand. — Syagrus botryophora. — Am Fuße des Gebirges. — Brotfruchtbaum. — Pulperia in der Savane. — Der Heiligenſchrein. — Titerero. — Reges Leben in der Savane. — Leben in der Poſada. — Nagua-nagua. — Kleine Bactris. — Titeres. — Der Fall des Titerero. — Los Cerritos. — Nueva Valencia — See von Tacarigua. — Hacienda von Mocundo. — Die Inſel „el Burro". — Sturm auf dem See. — Matapalo. — Los Sitios. — Ein Vagabondo. — Jeſuitiſcher Padre. — Blutegel. — Carabobo — La Galera del Páo. — Das Zollhaus. — Los Chaparros. — Engagement des „Sabio". — San Juan del Páo. — Rio Páo. — El Arpiſta. — Tanz. — Eintritt in die Llanos. — Palma de Cobija. — Waſſervögel — Große Waſſerſchlange. — Rinderheerden. — Der Hato. — Leben der Llaneros — Monotonie der Llanos. — Die Llanos in der Regenzeit. — Caños — Temblador und Raya. — Caribes. — El Sabio in Unguade. — Nächtlicher Beſuch von Ganaderos. — Jagd auf Rieſenſtörche. — Der Hato „Ave Maria". — La Serrania des Baúl. — Am Rio Cojedes. — Revolutionäre Stimmung im Baúl. — Begeiſterter Empfang in der Miſſion. — Die Miſſion el Baúl. — Händler mit lebenden Thieren. — Abreiſe. — Der Hato „La Cahoba". — Austritt aus den Llanos. — Morgen am Rio Tinaco. — Pulperia in Tinaco. — Seltſame Bitte. — Oede Gebirgsgegend am Tiramuto. — Tinaquillo . . . 236

VII.

Curaçao und Maracaibo.

Die Balandra „Roſalta". — Curaçao chico. — Squall. — Willemſtad. — Der Hafen. — Landſchaft auf Curaçao. — Ausflug nach „la Glorieta". — Plantage. — Salinen. — Cactuspflanzung. —

Seite

Cochenille. — Indigo. — Cigarren. — Abreiſe. — Coro. — Einfahrt in den See von Maracaibo. — Im Hafen — Goajiropferde. — Maracaibo. — Exporthandel. — Los Haticos. — Gebiet der Goajiro-Indianer. — Die Goajiros. — Abreiſe 334

VIII.

Reiſe nach Trujillo und zurück nach der Küſte.

Fahrt auf dem See von Maracaibo. — Teint der Creolinnen. — Waſſerhoſe. — Mosquitoſchwärme. — La Ceiba. — Landung. — Landreiſe mit einem Arriero. — Ritt mit Hinderniſſen. — Steeple-chase. Rendezvous mit meinen früheren Reiſegefährten. — Theure Cappern. — Streit. — Alcoyure-Palme — Landſchaftsſcenerie. — Gefährliche Paſſage. — Betijoque. — Läſtige Fußtour. — Unfreundlicher Empfang. Escuque. — Gaſtfreundliche Einwohner. — Rio Motatan. — Seltener Vorfall. — Chimó. — La otra banda — Trujillo. — Erdorchideen. — Italiener. — Rutſchpartie auf der Mula. — Verirren bei Nacht. — Carache. — Sapota und Cherimoya. — Die Wachspalme der Anden. — Paramos. — Der Andenbär — Huimucuru alto und bajo. — Tocujo. — Kauderwelſche deutſch-ſpaniſche Sprache. — Quibor. — Cactusgebüſch. — Barquiſimeto. — Yaritagua und ſeine Cigarren. — Folgen des Chimókauens. — El Torrito. — Nirgua und Montalvan. — Verluſt des einen Goajiropferdes. — Tod einer Mula durch den Jaguar 367

IX.

Am Orinoco.

Ciudad Bolivar. — La Soledad. — Morichales. — Abreiſe. — Sturm auf dem Orinoco. — Zuſammentreffen mit einem Crocodil. — Drohender Untergang bei der Piedra del Roſario. — Rettung. — Caraibenniederlaſſung Tagoachi. — Puerto de tablas. — Laguna San Rafael. — La flor de Upata. — Die Saltos des Rio Caroni. — Ruinen des alten Caſtillo San Joaquin. — Tour nach der Miſſion Caroni. — Kirche. — Verfallener Glockenthurm. — Verhinderte Weiterreiſe. — Guayana vieja. — Purgua. — San Rafael de Barrancas. — Ueberfall der Facciosos. — Lagunen bei Barrancas. — Yaya. — Malpaſo von Yaya. — Die Inſel Tortola. — Piacoa — Der Cerro de Piacoa. — Cucuritopalme. — Tucuma- und Seiepalme. — San José de Guacara. — Wilder Cacao. — Santa Catalina. — El Rey de los Guaraunos. — Guaraunos. — Carapa guianensis. — Aceite de Saſſafras. — Muſikaliſche Inſtrumente und Tanz der Guaraunos — Raucheria der Guaraunos. — Yaruma. — Fertigung von Curiaras. — Die Inſel Socoroco. — Zacupana. —

Seite

Guarauno-Häuptling Celeſtino. — Umgegend von Zacupana. — Niederlaſſung der Aruacas. — Timichal. — Manicaria saccifera Fang der Tembladores. — Ufervegetation an der Orinocomündung. — Die Morichepalme. — Thierleben der Caños des Orinoco. — Manati und Huacharaca de agua. — Krabbenmahlzeit. — Mosquitoplage. — Attacke eines Crocodils. — Rückkehr nach Ciudad Bolivar 419

X.

Zacupana.

Ein Erlebniß am Orinoco.

Eine von Guaraunos annectirte Ortſchaft. — Tropiſche Pflanzenpracht. — Ausflug mit Guaraunoſrauen. — Urwaldbäume. — Lieblicher See im Urwalde. — Schizaea elegans. — Schlange. — Verirrt im Urwalde! — Deſperater Zuſtand. — Hunger. — Zweiter Tag in der Irre. — Fette Mahlzeit. — Die Nacht auf dem Baume. Jaguar. — Orinoco, ho! — Schneckenſpeiſe. — Die indianiſche Hütte. — Curiara. — Die Guaraunofamilie. — Warnung. — Bedenkliche Situation. — Vereitelter Mord. — Flucht. — Aus der Wildniß gerettet! 491

XI.

Vom Orinoco nach Georgetown am Demerara.

Curiapo. — Punta de Barima. — Stechrochen. — Im Barima-river. — Der Caño Mora. — Untergang eines Bootes durch einen Schwertfiſch. — Waini-point — Im Waini. — Im Moruca-river. — Die Indianermiſſion Warramuri. — Schöne Warrau-Indianerin. — Bucht von Peche und Cap Naſſau. — Indianiſches Genrebild. — Im Pomeroon-river. — Ein Gentleman. — Ufer des Pomeroon. — Phönix-Park. — Indianermiſſion San Mathias. — Arapiacro-river. — Tapacuma-river. — Tapacuma-See. — Die Plantage Anna Regina. — An der Mündung des Demerara 519

Anmerkungen 544

Verzeichniss der Illustrationen.

Seite

1. (Titelbild). Los Canales. Provisorische Hütte eines Naturforschers in der Montaña der Küsten-Anden von Puerto Cabello, umstanden von Palmen der Iriartea altissima . . . . . zu 166
2. Gruppe von Macanillapalmen in der Montaña von Campanero (Küsten-Anden von Puerto Cabello) 165
3. Der Cobalongo. Urwald-Ansicht auf dem Gipfel des San Hilario (Küsten-Anden von Puerto-Cabello) 216
4. Tagoachi. Caraiben-Niederlassung am Orinoco, unweit des Sees Mamo 428
5. Erster Wasserfall des Rio Caroni, in der Nähe seiner Quelle im Roraimagebirge, im Gebiete der Arekuna-Indianer, an der Grenze von Venezuela und Britisch Guyana 439
6. Im Delta des Orinoco 483

I.

La Guaira.

Das Meer hatte eine tief dunkelgrüne Färbung angenommen. Die Ruhe des klaren, durchsichtigen Antillenmeeres, wie es die paradiesischen, westindischen Inseln in herrlich ultramarinblauer Färbung umfluthet und mit der weißen Brandung bald die steil abfallenden, hohen Felswände, bald den flachen weißen sandigen Strand kosend umtanzt, war gestört worden; der schöne dunkelblaue Himmel hatte sich umzogen und graue Wolkenmassen breiteten ihren düstern Schleier darüber aus.

Häufige Böen mit heftigem Sturm und starken, tropischen Regenschauern wechselten mit kurzen Sonnenblicken und die Kämme der hoch sich aufthürmenden Wogen trugen weißen, schaumenden Gischt, der in langen Flocken vom Sturme weit dahin gewirbelt wurde.

Gegen Westen tauchten eine Menge größerer und kleinerer Felsen-Eilande in dunkler Färbung aus dem phosphorartig leuchtenden Schaume, der weit hinauf über die Felszacken hinwegschlug; tausende von Vögeln, braune Alcatras [1]), purpurrothe Ibis, Reiher, Rhynchops, Fregattvögel und Seeschwalben umkreisten unter wildem Geschrei die schwarzen Felsenriffe.

Es waren die Inseln Orchila und weiter hinaus los Roques, deren nackte, nur mit Flechten und Moosen bedeckte Felsen der

ungeheuren Menge der Seevögel als willkommene Brutplätze dienen.

Zur Legezeit derselben werden die öden, einsamen Eilande von Schiffern von Cumana und La Guaira besucht, die hier ihre Fahrzeuge mit Eiern füllen und sie zum Verkauf nach dem Festlande bringen; ebenso findet sich auf ihnen, wie den Nachbarinseln los Aves, Guano in nicht unbedeutender Menge, der aber dem peruanischen an Güte bedeutend nachsteht. — — —

Die fast zu steife Brise wühlte gerade wieder in größter Ungemüthlichkeit in dem aufgeregten Meere und in den wenigen Segeln, die das Schiff bei der unbeständigen Witterung zu tragen vermochte, und jagte uns schnell an den felsigen Inselgruppen vorüber, dem Festlande von Süd-Amerika zu.

Es war gegen Abend, als der wachhabende Matrose „Land" rief und Alles auf das Verdeck eilte, um den längst ersehnten Anblick zu genießen.

Der Himmel begann sich aufzuklären und die untergehende Sonne ließ den reinen Horizont in einem grellen, glänzenden Lichtmeere erscheinen.

Gleich kleinen dunkelblauen Wölkchen hob in diesem Glanze die venezuelanische Küste von La Guaira scharf sich ab; die hohen Küsten-Anden standen jedoch bei der weiten Entfernung in so winzigen Verhältnissen zu der ungeheuren Meeresfläche und wurden nur dann sichtbar, wenn das Schiff auf dem Kamme einer großen Welle schwebte.

Bald versank die Sonne in den dunkelgrünen Wellenbergen, die um uns her sich aufthürmten und die schnell eintretende Finsterniß, vermehrt durch starken Regenschauer, hüllte jedes Zeichen vom nahen Lande in undurchdringlichen Schleier; nur das Bewußtsein, am morgenden Tage das langersehnte Festland zu betreten, blieb zurück und ließ mich an Schlaf nicht denken, wozu das heftige Rollen und Stampfen des Schiffes und das

dumpfe Geheul der hohl gehenden See, die über dem Stern des Schiffes sich brach, das Ihrige beitrugen.

Es war am Morgen des 28. Januar, als ich die Küste von La Guaira in der Nähe erblickte. Sie war jetzt deutlich zu unterscheiden, mit den weißen Häusern der Stadt, den Cocospflanzungen am Strande, den braunen, felsigen Abhängen und den darüber emporragenden stolzen Felsenkolossen der Anden.

Das stürmische Wetter hatte ausgetobt und ein klarer, wolkenloser Himmel spannte über dem großartigen zauberischen, Blau in Blau gemalten Küstenbilde, über den blau violeten Gebirgsmassen und dem tief ultramarinblauen Meere sich aus.

Noch hatte das Meer von dem gestrigen Sturme sich nicht beruhigt und die geringe Seebrise war nicht vermögend, das Schiff schnell durch die noch aufgeregte, wild wogende See zu bringen; da, gegen 9 Uhr erstarb die Brise gänzlich und das Schiff ließ die Anker fallen.

Das Rasseln der Kette, seit der Abfahrt von Cuxhaven bei Eis und Schnee nicht mehr gehört, machte im Angesicht der üppigen Tropengegend einen eigenthümlichen Eindruck; die Segel fielen herab, das Schiff hatte seine Reise beendet und lag nun, trotz seiner Fesseln ein Spiel der dem Strande zurollenden Wogen, auf der Rhede von La Guaira.

Im Hintergrunde erhoben sich die gewaltigen Berge der Küsten-Anden, vom Cabo Codera bis zum Cabo blanco, unter denen ganz besonders die Silla von Caracas, der Niguatar und Cerro de Avila durch ihre Höhe und die mehrere tausend Fuß nach dem Meere zu steil abfallenden Felswände sich auszeichnen.

Die beiden kuppelförmigen, völlig kahlen Gipfel der Silla, wie der gezackte Kamm des Avila ragen mit ihren 7 — 8000′ hohen, schroffen Felsabstürzen in grauröthlicher Färbung aus den seltsam geformten Wolkengeschieben hervor, welche weiter unten an den immergrünen Seiten der Gebirge hängen, bei vor-

gerückter Tageszeit immer mehr herab ſich ſenken und in einer Höhe von 2000' auf dem Boden langſam dahin ziehen, bis ſie in den tiefen Quebradas[2]) der Berge verſchwinden.

Näher und näher, in dunkelgrüner Färbung, rücken die Vorberge dieſer Felſenkoloſſe in ſanfteren Contouren der Küſte zu, ſie ſind mit dichtem Walde bewachſen und von unzähligen Quebradas durchſchnitten, bis ſie dicht an der Küſte in rothbraune Hügel übergehen, die von verſchiedenen Arten dorniger Gewächſe, dickſtämmigen, krüppelhaften Mimoſen, candelaberförmigen 40 Fuß hohen Cereus und dickblätterigen, ſtachligen Agaven und Fourcroyen ſtrotzen.

An dieſe Vorberge, die dicht an die Meeresküſte ſich drängen und an ihr entlang nur eine kaum 600 Fuß breite, ebene ſandige Fläche geſtatten, lehnt ſich an eine ſchroffe Felswand terraſſenförmig gebaut, die Stadt La Guaira, welche aus der Entfernung mit ihren weiß getünchten Häuſern mit rothen Ziegeldächern einen recht lieblichen Anblick, im Gegenſatz zu den rothbraunen, verbrannten Felswänden und der blauen See darbietet. Ueber der Stadt, auf dem Cerro Colorado, ſtehen die weißen Mauern der Vigia im üppigen Grün ſchattiger Mango's, Juga's und Mimoſen, früher ein ſpaniſches Caſtell, jetzt den ankommenden Schiffen als Landmarke dienend.

An dem ſchmalen Küſtenſaume entlang ziehen ſich theils am Wege, theils auf den rothbraunen Anhöhen liegend, einſtöckige Häuſer bis zu dem weſtlich von der Stadt gelegenen Flecken Maiquetia dahin, wo mehrere der in La Guaira wohnenden reichen Ausländer niedliche Villas beſitzen und von wo aus am Meere entlang ſtundenweit große Cocales[3]) nach Weſten hin ſich erſtrecken, dem in duftiger Ferne liegenden Cabo blanco mit ſeinen kegelförmigen, blendendweißen Bergſpitzen zu.

Der ſeichte Meeresgrund an der Küſte iſt von Madreporen gebildet, die dicht an dem ſandigen Strande in umfangreichen

Strecken über die Oberfläche des Waſſers ragen und über welche die Brandung eine See von leuchtendem Weiß ſtürzt, während ſie an den flachen Stellen weithin, in den brillanteſten Farben von blau, grün und purpur auf den weißen Sand rollt, ebenſo ſchnell als ſie gekommen ſich wieder zurückziehend.

Gegen Oſten ſchleudert das Meer ſeinen blendenden Gicht hoch hinauf an die ſteil abfallenden, dunklen Felswände des Cabo Codera, während es im Vordergrunde mit den auf der Rhede liegenden, zahlreichen Schiffen ſich beſchäftigt und dieſe im wilden Tanze in ungemüthlichſter Weiſe hin und her rollen läßt. Europäiſche Schiffe, Barken, Briggs, Schooner liegen hier in reſpectabler Entfernung von einander und näher der Küſte zu die kleinen Küſtenfahrer, Goleta's, Balandra's und wie die Fahrzeuge alle heißen, mit ihrer buntfarbigen Mannſchaft von Schwarz und Braun in den verſchiedenſten Nuancirungen. Deren Tracht iſt ebenſo maleriſch und abenteuerlich und kann dreiſt mit jeder malayiſchen Piraten-Praua rivaliſiren.

Halbnackt, mitunter auch völlig nackt, nur mit einem ſchmutzigen Fetzen Baumwolle um die Hüften; mit Stücken einer rothen Cobija bekleidet oder den Körper in einen Kaffeeſack von Majagua[4], mit einem Loche für den Kopf und zwei dergleichen für die Arme verſehen, geſteckt oder in die Reſte eines Hemdes gehüllt, eine Tutuma[5] als Kopfbedeckung oder ganz ohne ſolche, bewegt ſich dieſes Volk ſchreiend und tobend auf den kleinen Fahrzeugen durcheinander und nimmt Ladung von den an ihnen liegenden, auf den Wogen auf und ab tanzenden Lanchas ein.

Dicht am Schiffe treiben die Wellen Cocosnüſſe, Palmwedel, Bananenſtämme und Fruchtſchalen und viele andere unſcheinbare Dinge vorüber, die ſämmtlich den Neuangekommenen intereſſiren und deſſen Sehnſucht nach dem Lande um Vieles erhöhen.

Vermittelſt des Fernrohrs ſind die, auf der am Strande

dahin sich ziehenden Straße passirenden Menschen deutlich zu unterscheiden; meist sind es Neger und Farbige, die Männer in Weiß gekleidet, die Frauen in grelle rothe, gelbe und blaue Baumwollenzeuge; zerlumpte braune Jungen, auf dem Hintertheile eines Esels sitzend, reiten in kurzem Trabe, den in der Hand haltenden Stock unausgesetzt gegen das arme Thier gebrauchend, am Glase vorüber und bisweilen auch paradirt ein modisch gekleideter Europäer auf muthigem Pferde in der bunten Staffage.

Die nun eingetretene Landbrise trägt herrliche Blüthendüfte weit in das Meer hinaus dem Schiffe zu; sie rühren von den entfaltenen Blüthenrispen der Cocospalmen her, denen das feine Aroma entströmt.

Während dieser Betrachtungen hat ein elegantes Boot mit der venezuelanischen Flagge dem Schiffe sich genähert, ein Tau wird den braunen Ruderern zugeworfen und europäisch gekleidete Herren klettern an der Schiffswand empor und treten mit deutschem und spanischem Gruße unter die auf dem Verdeck Versammelten.

Es ist die Visite der Medicinalpolizei und der Zollbeamten. Nach kurzem Examen über den Gesundheitszustand der Passagiere und Mannschaften wird uns die Erlaubniß, an's Land fahren zu dürfen, ertheilt, wovon wir sofort Gebrauch machen.

Heftig im Boote hin und her geworfen, näherten wir uns einem unbedeutenden, von Holz erbauten Werfte, an welchem wir jedoch bei der im Zunehmen begriffenen Fluth und der überaus heftigen Brandung nicht landen konnten.

Eine Menge halbnackter, kräftiger brauner Kerls drängten sich unweit des Landungsplatzes bis zum halben Leibe im größten Wellenschlage und schrieen unseren Ruderern unter heftigen Gesticulationen auf spanisch zu, mit dem Boote sich ihnen zu nähern. Obgleich unsere Matrosen die Worte der Leute nicht

verſtanden, ruderten ſie auf ſie los, von denen, ſobald das Boot ſie erreicht hatte, Jeder einen von uns Paſſagieren ergriff, aus dem Boote in ſeine Arme hob, mit der lebenden Laſt durch die Brandung rannte und dieſe auf dem trockenen Strande abſetzte; das Boot mußte einen Umweg nehmen, um das Werft zu erreichen. So betrat ich, kurz zuvor durch ein unfreiwilliges Sturzbad abgekühlt, zum Erſtenmale das Feſtland von Süd-Amerika.

Der letzte Schritt auf deutſchem Boden, wie der erſte auf amerikaniſcher Erde, erregen ſeltſame Gefühle in der Menſchenbruſt; Freude und Schmerz miſchen ſich in dieſen beiden für Jeden ſo wichtigen Momenten in merkwürdiger Weiſe. In dem Augenblicke war wohl die erſtere bei mir überwiegend.

Es war Sonntag und eine große Anzahl meiſt europäiſch gekleideter Perſonen beiderlei Geſchlechts auf dem Werft verſammelt, um Neuigkeiten aus Europa zu vernehmen. Der Capitain des Schiffes, auf dem ich angekommen und in deſſen Begleitung ich gelandet war, wurde ſofort von einem großen Kreiſe Neugieriger umgeben und hatte vollauf zu thun, um alle an ihn gerichteten Fragen zu beantworten. Ich benutzte dieſe Zeit, um meine durch die Spritzfahrt vom Schiffe nach dem Lande etwas derangirte Toilette zu ordnen und die Kleider in der dazu vollkommen geeigneten Sonnenhitze trocknen zu laſſen.

Das Werft war überdacht und eine ſtarke Briſe wehte, ſo daß die drückende Hitze, durch welche La Guaira berüchtigt iſt und dieſer Küſte den Namen „el infierno de Venezuela“ [6]) nicht ganz mit Unrecht zugezogen hat, dadurch bedeutend gemildert wurde.

Zunächſt dem Lande ſtand die Aduana [7]), ein geräumiges, aber altes Gebäude und an der Seite des Werftes, auf Madreporenſtrecken, ein kleines für die Zollbeamten beſtimmtes Haus,

umgeben von einigen vom Winde arg mitgenommenen jungen Cocospalmen.

Sie nahmen meine Aufmerksamkeit für längere Zeit in Anspruch und ich freute mich ungemein, diese Vertreter meiner Lieblings-Pflanzenfamilie zu allererst nach meiner Landung bewundern zu dürfen. Einen interessanten Anblick gewährte es, die großen goldgelb und ultramarinblau gefärbten Ameiva-Eidechsen auf den von der Sonne erhitzten Madreporenblöcken entlang huschen zu sehen, wie sie auf den Steinen träge ausgestreckt liegend, sich sonnten, bei dem geringsten Geräusch in die Höhe fuhren und eilig in die großen Löcher schlüpften, während zierliche kleine, gelbgrüne, chamäleonähnliche Anolis mit rothem Kehlsack und herabhängendem grünem Schwanze die Wedel der Palmen zu ihrem Spielplatze gewählt hatten und zwischen deren Fiederblättern einander jagten oder nach kleinen Insecten schnappten.

Der Capitain hatte in dieser Zeit von seiner Umgebung sich zu befreien gewußt und ich trat mit ihm die Tour nach der Stadt an.

La Guaira besteht, wie die meisten Städte Süd-Amerika's, nur aus einstöckigen Häusern, deren Fenster mit hölzernem oder eisernem Gitterwerk versehen sind, das in großen Vorbauen in die Straße hinausragt und die Passage des Trottoirs ungemein beeinträchtigt. Die Fenster sind ohne Glas und nur mit hölzernen Läden von Innen verschließbar und hier sitzen gegen Abend die weiblichen Schönheiten in gewählter Toilette und kritisiren die Vorbeipassirenden oder unterhalten sich mit ihren compadres*) oder irgend anderen von ihnen Begünstigten.

Zwei große Straßen, die eine bedeutend höher als die andere liegend, durchschneiden die Stadt der Länge nach von Osten nach Westen und andere kleinere stellen die Verbindung zwischen denselben her. Letztere gehen bergaufwärts und sind an einigen

Stellen mit steinernen Treppen versehen. Der ebene, viereckige Marktplatz ist von geringer Größe und mit großen Bäumen des schönblätterigen Almendron [9]), mit wagerecht stehenden Aesten und mandelartigen Samen, geziert.

Der Capitain führte mich in eine Posada um einige Erfrischungen zu nehmen. Mit Verwunderung sah ich unter den Gästen einen modisch gekleideten Creolen von dunkler Hautfarbe, in dessen Schuhen an den Zehen große Löcher geschnitten waren, aus denen die weißen Strümpfe hervorguckten, ohne daß irgend Jemand darin einen Verstoß gegen den Anstand sah; wie ich später fand, etwas sehr Gewöhnliches in Venezuela, wo man an den Füßen so bequem als möglich sich trägt und Jeder ohne Weiteres, wenn die Fußbekleidung ihn irgend drückt, an der schmerzhaften Stelle ein Loch in dieselbe schneidet.

Von hier begaben wir uns in die größte Posada des Ortes, in welcher ich einige Tage zu logiren gedachte, da mir der Aufenthalt auf dem Schiffe, mit dem ich in drei Tagen nach Puerto Cabello segeln wollte, nicht besonders angenehm und bereits durch die lange Seereise herzlich verleidet war.

Die Posada war ein zweistöckiges Gebäude, mit einem viereckigen, ringsum mit offenen, von Zimmern begrenzten Gallerien umgebenen Hofraum, in demselben Style gebaut, wie alle Häuser der früher spanischen Städte Süd-Amerika's. In der Mitte des freien Raumes sandte ein Springbrunnen seinen silberklaren Wasserstrahl in die Höhe, umgeben von einer schönen Gruppe breitgefiederter Cocospalmen, langblätteriger Platanos [10]) und großer, pfeilblättriger Caladien, zwischen denen saftgrüne, glänzende Büsche weißblühender Gardenien und des Hibiscus mit großen, rothen Scharlachblüthen hindurch sich drängten.

Meine Begierde, den Anblick des mir fremden Lebens wie der in üppiger Fülle prangenden Natur zu genießen, ließ mich nicht lange Zeit hier rasten und sehr bald wanderte ich, in

Begleitung meiner Reisegesellschaft zur Stadt hinaus und die Küste entlang, dem nahen Orte Maiquetia zu.

Ich erklomm die aus rothbraunem, von der Sonne steinhart gedörrtem, rissigem Lehmboden bestehenden, am Strande sich erhebenden Barrancas [11]) und bewunderte die seltsame Vegetation mit der sie bekleidet waren.

Große graugrüne, 40 Fuß hohe Cereus streckten ihre dornigen, vielkantigen Stämme, entfleischten Armen gleich, kerzengrade in die Höhe, besetzt mit düster gefärbten stachelblättrigen, kleinen Tillandsien mit rosenrothen Bracteen auf langen Blüthenstengeln und umwunden von Convolvulus und Ipomoeen mit bunten Trichterblüthen.

Dornige, fein gefiederte Cujis [12]) mit gelben Blüthenbüscheln und kleinen halbmondförmig gebogenen Samenschoten, den krüppligen Stamm mit Büschen der steifblättrigen Varagalan [13]) mit langen, rothen Blüthenrispen, wie des dunkel punktirten, dickblättrigen Oncidium [14]) besetzt; große Büsche dornig gezähnter langblättriger Magueys [15]) mit 30 bis 40 Fuß hohen Blüthenschäften; sich umherwindende, mit großen weißen, vanilleduftenden, nur eine einzige Nacht in voller Pracht prangenden Blüthen gezierte, graugrüne, stachlige Pitajayas [16]) und am Boden in großen Gruppen zusammenstehende langdornige Melocactus, am silberweißen filzigen Kopfe mit zierlichen Rosablüthen und kleinen, rübenähnlichen Früchten geschmückt, verwehren das Eindringen in das niedrige, gedrängt aneinander stehende Pflanzendickicht, wenn nicht bereits die an der Erde in Menge umherliegenden langstachligen Stamm- und Blattstücke der Cacteen den Füßen des Neugierigen ein unüberschreitbares Hinderniß entgegenstellten.

Winzige Colibris umschwirrten die weißen, wohlriechenden Blüthenbüschel der Mapola [17]) und die grünlichen Glockenblüthen

des Maguey und kleine grüne Sperlingspapageien pickten an den runden Samenschoten der Cujis.

Unweit einer aus rothen Lehmwänden bestehenden, mit Cocoswedeln gedeckten Hütte breitete eine riesige Tamarinde ihr dichtes dunkelgrünes Schattendach aus und auf einigen abgestorbenen Aesten derselben saßen träge, mit eingezogenem Halse eine große Anzahl schwarzer Zamuros [15]), während andere dieser Vögel unter kurzen heiseren Tönen auf dem Boden umherhüpften und an den Resten einer hart getrockneten Ochsenhaut zerrten, die über ein großes, weißgebleichtes Thierskelett sich spannte.

Bald hatte ich den kleinen Ort Maiquetia erreicht und begab mich nach einem der großen, dicht an der See liegendem Cocal. Eine weiße Mauer versperrte den Eingang dazu, die in derselben befindliche Thür war jedoch geöffnet und ohne Zögern schritt ich in die mir so interessante Palmenpflanzung. Tausende grauer Stämme theils gerade aufsteigend, theils gekrümmt und gebeugt von der täglich hier herrschenden steifen Seebrise oder durch die Schwere der colossalen Wedelkrone, erhoben sich 60 bis 80 Fuß und trugen in strenger Symmetrie die langen, breiten, glänzend gelbgrünen Fiederwedel, zwischen deren goldgelben Blattstielen die braunen und grünen großen Nüsse und die gelblichweißen wohlriechenden Blüthen an der elfenbeinweißen, steifen Spindel sich hervorstreckten.

Ein herrliches Bild schönster Regelmäßigkeit boten die jungen, nach stammlosen Cocospalmen dar, deren prächtig zurückgebogene, breite Wedel in strengster spiralförmiger Stellung um den dicken Strunk standen.

Der Untergrund des Cocals bestand nur in dürftigem Graswuchs, da die auf der Oberfläche des Bodens in weitem Umkreise sich ausbreitende dicke Wurzeldecke der Cocospalme das Gedeihen anderer Pflanzen nicht gestattet.

Haufen geöffneter Fruchtſchalen, grauer vertrockneter Wedel und Blüthenhüllen lagen umher und dienten allerlei ſchädlichem Gewürm zum Aufenthalt und ich fand, in einem dieſer Haufen aus Neugierde wühlend, eine niedliche Corallenſchlange darin, die nach ihrer Entdeckung eiligſt ſich zu flüchten ſuchte, von mir jedoch bald eingeholt und getödtet wurde.

Ebenſo kamen einige Scorpione, Buſchſpinnen und Tauſendfüße aus den leeren Fruchtſchalen gekrochen, die mich von ihrer Anweſenheit in Venezuela in Kenntniß ſetzten.

Um das Waſſer der Cocosnuß in aller Friſche zu koſten, erklomm ich mit meinem Begleiter den niedrigen Stamm einer Palme und wir ſetzten uns sans gêne in Beſitz mehrerer grüner unreifer Früchte, deren noch weiche Schalen wir mit unſeren langen Dolchmeſſern ohne Schwierigkeit durchſchneiden konnten. Es war ein herrlicher friſcher Trank, der bei der drückenden Hitze ungemein erquickte; die Frucht muß jedoch noch unreif ſein, wenn das Waſſer gut ſchmecken ſoll, iſt ſie reifer und beginnt braun zu werden, dann iſt der Saft milchig und trübe und von widerlich ſüßem, öligem Geſchmack.

Wir konnten von Glück ſagen, daß uns der Eigenthümer des Cocals bei unſeren Forſchungen nicht überraſchte, ſonſt hätten wir ſie jedenfalls theuer bezahlen müſſen; zur Zeit als wir ſie anſtellten, ahnten wir das Unrechte derſelben nicht und glaubten, daß die Cocos zum Vergnügen der Einwohner gepflanzt ſeien und Jeder von den Früchten beliebigen Gebrauch machen dürfe.

Gegen die See zu zog der ſandige, gelblich weiße Strand ſich dahin, auf welchem die dickblättrige Ipomoea pes caprae Sw. mit fleiſchfarbenen Trichterblüthen rankte und niedrige Büſche der verdolaga [19]) weite Flächen mit ſaftigem Grün überzogen.

Kleine Sandkrebſe [20]) ſchauten aus den von ihnen in den Sand, gleich der Larve des Ameiſenlöwen gegrabenen Trichtern und

waren unausgeſetzt beſchäftigt, ihre von der Fluth verſchütteten Gruben vom Sande zu befreien.

Eine Menge großer und kleiner Schneckenſchalen von Buccinum, Harpa, Turbo, Pyrula, Neritina ſpazierten auf dem weißen Sande umher, hielten jedoch bei dem Geräuſch der ihnen ſich nähernden Fußtritte plötzlich in ihren Wanderungen inne und lagen ſtill auf dem heißen Boden; nur wenn alles wiederum ruhig war, ſtreckten ſich rauhe, ſtachlige Scheerenfüße aus der Schneckenöffnung hervor und wackelten auf dem Sande weiter.

Es waren ſämmtlich leere Schneckenhäuſer, welche weichſchwänzige Einſiedlerkrebſe in verſchiedener Größe, je nach der Oeffnung der Schale, zur Wohnung ſich auserleſen hatten und mit denſelben umherſpazierten; ein poſſierliches Chor, das lebend in keinerlei Weiſe aus der annectirten Wohnung ſich vertreiben läßt und mit der großen dicken Scheere, welche vollkommen die Oeffnung ſchließt, auf's Aeußerſte ſich vertheidigt.

An den ſchwarzen, ſcharfrandigen Madreporenſtöcken, über welche der weiße Schaum der Brandung dahin ſich wälzt oder aus den in ihnen befindlichen kleinen Höhlen, wie aus den Spritzlöchern eines Wallfiſches, in dicken Strahlen in die Höhe treibt, laufen breitgedrückte, langfüßige Krabben (Grapsus pictus) mit größter Schnelligkeit, Spinnen gleich, behende umher und napfförmige Patella, wie ſchuppige Chiton-Arten, ſitzen feſtgeſaugt an den rauhen Korallenſtöcken, mit denen ſie einen Theil zu bilden ſcheinen.

Lange Zeit verweilte ich am Strande, das rege Leben und mir völlig neue Treiben der niederen Seegeſchöpfe mit großem Intereſſe belauſchend, bis der tiefe Stand der Sonne zur Rückkehr mich mahnte.

Eine Menge ſchwarzes und braunes Volk begegneten mir auf dem Rückwege, gleich raſend daher ſtürmende Reiter in die

weiße Manta oder roth und blaue Cobija gehüllt, galoppirten an mir vorüber und mehre, auf der Straße daher jagende wüthende Ochsen bewirkten eine allgemeine schleunige Flucht der auf ihr befindlichen Spaziergänger.

Es war nahe bei der Stadt ein Stiergefecht abgehalten worden und diese riskanten Begegnungen zeigten die Beendigung desselben an.

Ein wohlgekleideter Deutscher, der in mir einen Landsmann erkannt haben mochte, redete mich im Vorübergehen an und da es mir angenehm war, einen mit der Gegend bekannten Gesellschafter zu haben, nahm ich mit Vergnügen seine Begleitung an. Es war einer der in Venezuela unvermeidlichen deutschen Hutmacher, der in einem größeren Etablissement in La Guaira arbeitete und es über sich nahm, mich mit dem venezuelanischen Leben ein wenig bekannt zu machen.

Die Deutschen sind in Venezuela ungemein stark als Kaufleute und Professionisten vertreten und unter letzteren spielen die Hutmacher eine große Rolle.

Es giebt nicht leicht eine Stadt im ganzen Lande, in welcher nicht ein oder mehr deutsche Hutmacher etablirt sind, ebenso wie es nicht einen größeren Ort in dieser Republik giebt, in welchem nicht eine dänische Apotheke existirt.

Beide Branchen, wie auch die der Kaufleute, machen in Venezuela die allerbesten Geschäfte, da ihre Waaren von Hoch und Niedrig am meisten gesucht sind.

Ein Schwarzer wird nicht leicht einen Jipejapa-Sombrero tragen, sondern es muß ein kühner Filz- oder Seiden-Cylinder seinen Wollkopf schmücken, ebenso wie der überaus zahlreich vertretene Stand des Arriero nicht ohne einen mit Filz überzogenen Palmensombrero existiren kann; nur allein die Ausländer wie die höheren Creolen tragen Panamahüte. — — —

Trotzdem La Guaira unter die heißesten Orte der Tropen

gezählt wird, ist doch das Klima dort nicht so übermäßig warm, als man allgemein annimmt, nur die Lage des Ortes an dem hohen Felsenabsturze der Silla, des Avila und den kahlen, schroffen, gelbbraunen Abhängen der Vorberge ist die Ursache, daß zur Zeit, wenn die nahezu das ganze Jahr hindurch täglich hier eintretende Brise im Abnehmen begriffen ist, eine drückende Hitze herrscht.

Die mittlere Temperatur von La Guaira in den heißen Monaten der Regenzeit, vom Mai bis August beträgt 29° 3′, in den kühleren Monaten der trockenen Jahreszeit, vom Septbr. bis Novbr. 24° 3′, bei Nacht 21° 6′ und vom Decbr. bis April 23° 2′; nach ganz genauen Beobachtungen stellt sich die mittlere Jahrestemperatur auf 28°.

Die gering scheinenden Wärmegrade von 29° werden hier wie in allen Tropengegenden nur durch das lange Anhalten einer hohen Temperatur dem menschlichen Körper so lästig.

La Guaira ist trotz der dort herrschenden Hitze nicht so ungesund, als Puerto Cabello und andere Orte derselben Küste, durch die bei weitem mehr trockene Atmosphäre. Der Regen ist hier selten und die eigentliche Regenzeit beschränkt sich nur auf drei Monate; die nahen Bergabhänge sind bis auf die bereits beschriebene dornige Vegetation von höherem Pflanzenwuchs entblößt und vor Allem fehlen die Manglares, diese ungesunde Strandvegetation, aus Rhizophora Mangle, Avicennia tomentosa u. s. w. bestehend, welche in anderen Küstenstädten Venezuela's am Hauptsächlichsten zur Ungesundheit der ganzen Gegend beitragen und das Auftreten des Vomito prieto[21]) oder Calentura amarilla begünstigen.

Weit umher am Strande von La Guaira ist nicht eine Pflanze der berüchtigten Manglares zu finden, nur im Osten, gegen das Cabo Codéra, wie im Westen, in der kleinen Bucht von Catia, am Cabo Blanco, beginnen die weit in's Meer sich ziehenden Manglegebüsche, die weiter gegen Westen die kleinen

Orte Choroni, Ocumáre und Turiámo, zu einem Herd des Fiebers machen.

Das Vomito prieto tritt in La Guaira nicht jährlich auf und oft vergehen einige Jahre, bevor es sich wieder zeigt und seine Opfer, meistens nur unter neu Angekommenen aus kälteren Ländern, besonders aber unter Seeleuten, auswählt; die Sterblichkeit ist hier verhältnißmäßig nicht größer als in dem kühleren Puerto Cabello, welches die ausgedehnten, weit in's Meer sich erstreckenden Manglegebüsche und die morastige, salzhaltige Ebene, die von der Stadt nach den Vorbergen sich zieht und bei der Springfluth, wie bei dem Anschwellen des Rio San Esteban theilweise überschwemmt wird, zu einem ungesunden Aufenthalte machen. — — —

Die Mittheilungen des Hutmachergesellen dehnten sich jedoch nicht auf die vorstehenden Beobachtungen aus, sondern beschränkten sich einfach auf eine schlichte Skizzirung venezuelanischen Lebens, die hin und wieder ein wenig mit Aji[22]), nach amerikanischer Fashion, gewürzt war.

Um seine Erzählung in bequemerer Weise weiter führen zu können und da die Sonne bereits untergegangen, lud er mich ein, ihn in eine vor der Stadt befindliche Pulperia[23]) zu begleiten, deren Wirth er sehr wohl zu kennen schien und der uns beim Eintritt sofort in ein neben dem Verkaufslocal befindliches Zimmer wies. In der eigentlichen Pulperia drängte sich eine Menge dunkelfarbiger, meist schwarzer Frauenzimmer und Kinder vor dem Ladentische und schrieen in wenig melodischen Stimmen ihre Wünsche dem in großer Ruhe dastehenden Pulpero zu

„Bacallao! queso! biscochos! cebollas! ajo!" so gellte es in gräßlichem Durcheinander und mit Würde und tadellosem, feinem Benehmen, gegen welches die Gentleneß und das distinguirte Wesen eines deutschen Kellners bäurische Plumpheit zu nennen war, überreichte er seinen braunen Kunden das Verlangte.

In dem daneben befindlichen kleinen, für die feinere Gesellschaft bestimmten Zimmer befanden sich nur wenige Gäste, junge anständig gekleidete farbige Leute, welche erst kurz zuvor einen Hahnenkampf abgehalten haben mußten, denn einige derselben trugen vom Kampfe ermattete Hähne in den Armen und Einer war eben beschäftigt, den im Kampfe sehr arg mitgenommenen, heftig blutenden Kopf eines Hahnes, dessen Kamm zerrissen herabhing, mit Aguardiente[24]) zu waschen.

Der Wirth brachte auf Verlangen meines Begleiters Brandy mit Wasser und ich war genöthigt, weitere Mittheilungen aus der chronique scandaleuse von La Guaira anzuhören, deren ich jedoch bald so überdrüssig wurde, daß ich mich empfahl und ihn seinen eifrigen Untersuchungen über die Stärke des Brandy's überließ.

Ich begab mich nach der Posada und, nach kurzem Aufenthalte im Gesellschaftssalon, in mein Zimmer, wo ich angenehmer als in dem auf der Rhede umhergeworfenen Schiffe die erste Nacht in Süd-Amerika verbrachte.

Zwei Tage noch hielt ich mich in La Guaira auf, in denen ich leider nicht den gewünschten Ausflug nach Caracas unternehmen konnte, da die Abreise des Schiffes, mit welchem ich nach Puerto Cabello reisen wollte, jeden Tag geschehen sollte und es blieb mir nichts übrig, als meine Excursionen lediglich auf die Küstengegend zu beschränken, welche durch ihre Einförmigkeit sehr bald das Interesse des öfteren Besuchers abstumpft.

Am dritten Tage nach meiner Ankunft, gegen Mittag, begab ich mich wieder an Bord des Schiffes, das am Abend nach Puerto Cabello absegeln sollte.

Am Strande herrschte ein reges Leben, große Volkshaufen standen am Ufer entlang und trabucazos[25]) wurden unter lautem Rufen von „Viva el Presidente Monagas!" abgefeuert. Nicht lange dauerte es, als die Kanonen einiger so eben angekommenen venezuelanischer Kriegsschoonen mit ihren Salutschüssen

die freudige Aufregung der Menge vermehrten und die schwarzbraune Volksmasse vor Freude auf dem weißen Sande der Küste herumtanzte und jubelte.

Die weißen Kriegsschooner kamen von Maracáibo, wo sie ein Seetreffen gegen den mit holländischer Unterstützung nach Venezuela zurückgekehrten General Paëz rühmlich bestanden hatten; zwei der Söhne des General Paëz befanden sich als Gefangene auf einem der Schiffe, um nach dem Fort San Antonio in Cumana gebracht zu werden.

Dies war der Grund des Jubels des undankbaren Volkes, das sich lieber auf's unverschämteste aussaugen und tyranniſiren lassen wollte, als den nächst Bolivar um das Land verdienstvollsten Mann, den Befreier Venezuela's von der spanischen Herrschaft, zum Präsidenten haben, oder überhaupt in seinem Vaterlande dulden mochte! — — —

In dieser Weise wurde mir gleich bei meiner Ankunft in Venezuela ein politisches Bild des Landes vorgeführt und während meines zehnjährigen Aufenthaltes daselbst ist wohl nicht ein Jahr vergangen, in welchem nicht revolutionaire Gemälde vor mir sich entrollten, deren Schauplätze der Cerro „el Torrito" bei Nirgua, Puerto Cabello, die Llanos des Baúl, die Küsten-Anden von Caracas und die Ufer des Orinoco waren! — — —

Bald befand ich mich wieder auf dem von den ungestümen Wogen hin und her geworfenen Schiffe und nahm Abschied von der vor mir liegenden, imposanten Landschaft.

Wie viele andere Küstenorte gewährt auch die Gegend von La Guaira von der See aus einen bei Weitem prächtigeren Anblick, als wenn man sie vom Strande aus betrachtet; am Lande ist bei der geringen Breite des ebenen Strandes nicht ein geeigneter Standpunkt für das herrliche Gemälde zu finden; die kahlen verbrannten, braunrothen Vorberge decken die schön bewaldeten Abhänge der hoch in die Wolken sich thürmenden Berge

und nur die beiden felſigen, domähnlichen Gipfel der Silla ragen in röthlich grauer Färbung über dieſelben hervor, während man von der See aus den vollen Anblick der ſchroff abfallenden Felswände mit ihrer am Fuße üppig ſich ausbreitenden Vegetation genießt.

Noch nähert ſich eine von der Küſte kommende Lancha dem Schiffe; von Schweiß triefende Neger, deren nackte Körper wie mit Oel eingerieben erglänzen, rudern mit aller Macht gegen die ihnen entgenrollenden Wogen, ſie ergreifen die ihnen zugeworfenen Taue und halten die an ihren Seiten mit dicken Wergballen, zum Schutz gegen deren heftige Reibung am Schiffe, verſehene Lancha damit an der Barke zurück, während ein junger Europäer, ein Reiſegeſellſchafter nach Puerto Cabello, nicht ohne Schwierigkeiten bei dem Auf- und Niedertanzen des Bootes an der großen, von der See heftig zur Seite geworfenen Barke an Bord klettert; ſein Gepäck wird unter ähnlichen Hinderniſſen an Bord geſchafft, dann laſſen die Neger die Taue fahren, die Lancha ſchießt, von einer großen Welle erfaßt, blitzſchnell in die Höhe und verſchwindet in dem dahinter liegenden Wogenthale, um bald wieder aufzutauchen und in dieſer Weiſe fort und fort geſchleudert zu werden, bis ſie, nur noch als eine dunkle Linie erſcheinend, am Werfte anlegt.

Wiederum raſſelt die Ankerkette, die Mannſchaft dreht ſich unter luſtigem Geſang mit den Handſpeichen taktmäßig um das Gangſpill; der Anker iſt aufgewunden; das Schiff bewegt ſich von ſeinem Platze; die Segel beginnen ſich zu entfalten, bald hat die Briſe ſie geſchwellt und das Schiff, deſſen Schwanken nunmehr aufgehört, entfernt ſich, gegen die Wogen muthig ankämpfend, die ihren weißen Schaum am Bugſpriet hoch empor werfen, immer mehr und mehr von der romantiſchen Küſte, die jetzt nur noch einem düſtern Schattenbilde gleich weit hinter uns in den grauen Wolkenmaſſen zu erblicken iſt.

II.

Puerto Cabello.

Es iſt fünf Uhr Morgens.

Das Schiff nähert ſich, nach glücklich überſtandener Seefahrt, bei geringer Briſe langſam der Costa firma Süd-Amerika's.

Die fernen Küſten-Anden Venezuela's ſind noch in dichte Wolkenſchleier gehüllt, nur einzelne ihrer höchſten Gipfel ragen aus demſelben in pittoresken Formen und dunkelblauer Färbung hervor.

Die näher gelegenen Berge, wie die vor mir befindliche Küſte, verſchwimmen in dunklem Grau, das von der Morgendämmerung noch nicht berührt iſt; nur allein der weiße Schaum der Brandung, der an den fünf vor der Einfahrt in den Hafen von Puerto Cabello liegenden Koralleninſeln in die Höhe ſpritzt, iſt von der tiefblauen Waſſermaſſe, die ſich ſchwerfällig nach der Küſte zu wälzt, zu unterſcheiden.

Eine Zeit lang lavirt das Schiff vor den Inſeln, das Erſcheinen des Tages und mit ihm das Eintreten der Seebriſe abzuwarten, um ohne Gefahr einlaufen zu können. Das neue Land ſendet uns ſeine herrlichen Blüthendüfte als Willkommen entgegen.

Da plötzlich wird es heller und heller!

In prachtvollem Glanze taucht über der hohen Silla von Caracas die Sonne auf und vergoldet den Saum der den Horizont umlagernden Wolken, deren fabelhafte Gebilde dem Auge des phantaſiereichen Beſchauers immer greller in den lebhafteſten Farben erſcheinen.

Und ſo ſchnell geſchieht der Uebergang in der Beleuchtung des vor mir liegenden Küſtenpanorama, daß das Auge unausgeſetzt darauf verweilen muß, um die prächtigen Farbennuancen verfolgen zu können, die von Minute zu Minute an den, von der höher aufſteigenden Sonne beleuchteten Gegenſtänden wechſeln

Das ſtarre Hinblicken auf die unvergleichlich ſchöne Scenerie verurſacht dem Auge Thränen, an denen das ſeltſam bewegte Herz wohl auch einigen Antheil haben mag. Die nunmehr goldfarbenen Wolken löſen ſich von den Gipfeln der Berge und laſſen dieſelben in der ſchönſten blauvioleten Färbung erblicken.

Die hohen, ſteil abfallenden Granitmaſſen des San Hilario erſcheinen ſilberweiß. Die Wipfel der die näheren Höhenzüge der Küſte bedeckenden Palmen zittern, vom Morgenwinde bewegt und laſſen auf ihren glänzenden Wedeln die feurigen Sonnenſtrahlen in blendender Helle ſich ſpiegeln.

An den nächſten Vorbergen, die mit niedrigem dunkelgrünem Gebüſch — aus krüppeligen, mit vielen Dornen bewehrten Mimoſen, 40 Fuß hohen, candelaberartigen Cacteen und Agaven, mit 30 Fuß hohen Blüthenſchäften gebildet — bewachſen ſind, zieht ſich ſteil ein rothbrauner Weg hinan, der nach dem paradieſiſchen Thale von San Eſteban führt.

Stolz herab ſchaut von dem erſten der ebenfalls mit faſt undurchdringlichem dornigen Gebüſch beſetzten Gipfel der Vorberge die noch von den Spaniern erbaute vigia[26]), mit ihren hell von der Sonne beleuchteten, ſtarken, weißen Mauern.

Die Stadt Puerto Cabello ſelbſt zieht dicht an der Küſte ſich hin und wird gedeckt durch das von den Spaniern auf einer

Erdzunge im Meer erbaute Caſtell mit ungemein ſtarken Mauern, auf denen einige dreißig Stück Geſchütz liegen, was dem Bilde von der Seeſeite aus einen ſchönen, imponirenden Vordergrund giebt.

An dieſer aus Korallenriffen beſtehenden Erdzunge bricht ſich das Meer mit furchtbarem Ungeſtüm, und der weißleuchtende Schaum der Brandung wird weit auf die Felſen hinge ſchleudert.

Dieſe im Meere liegenden Korallenriffe, die anfangs nördlich, dann öſtlich in geringer Entfernung der Küſte ſich hinziehen, an deren nordweſtlichſter Spitze die Brandung am ärgſten tobt, und die mit vollem Recht den Namen Punta brava[27]) führt, hindern den ſtarken Wogenandrang des Caraibenmeeres bis an die Stadt ſelbſt, und machen dadurch den Hafen von Puerto Cabello zu dem ruhigſten und ſicherſten von ganz Venezuela.

Das Schiff hat bereits die Flagge gehißt, und auf dem Caſtell iſt der Gruß durch Aufziehen der venezuelaniſchen Flagge in Roth, Blau und Gelb erwidert worden.

Glücklich ſind wir die Einfahrt in den Hafen zwiſchen Punta brava und der Koralleninſel Goaiguaza paſſirt, das Caſtell iſt umſegelt, und der Anker fällt raſſelnd in die Tiefe des hier ſo ruhigen Meeres.

Alles was ich um mich ſehe iſt neu, eigenthümlich in Form wie in Färbung!

Die rothgelbe Küſte, die Bauart der Gebäude, die ſeltſamen Pflanzen mit koloſſalen Blättern und prachtvollen Blüthen, und endlich die Menſchen von weißer, gelber, rothbrauner und ſchwarzer Farbe, theils luxuriös gekleidet, theils zerriſſen, zerlumpt, faſt nackt einhergehend!

Ueber mir der tiefblaue Himmel der Tropen, an dem eine Heerde Pelikane in Zickzacklinien unter ſeltſamem Geſchrei dahin zieht. Um mich herum das ſanft wogende Meer, das, in herr-

lich grünen, gelben und purpurfarbenen Lasurtönen erglänzend, am Strande sich bricht.

Die Neuheit dieses Schauspiels ist überraschend, und die Eindrücke desselben wirken mächtig auf die Seele.

Das Schiff hat die Visiten der Zoll- und Sanitätsbehörden empfangen und unmittelbar am Werft angelegt, so daß ich vom Bord direct, ohne Beihilfe eines Bootes, an's Land gehen kann.

Der Hafen von Puerto Cabello gleicht einem großen ruhigen Wasserbecken, das sich von der Stadt aus weit nach Osten hinzieht, und dessen Südseite auf lange Strecken in das Wasser hinaus mit Mangle bewachsen ist, der diese Lagune in lange Canäle theilt, in denen ein sorglos im Boote dahin Rudernder, mit dem Terrain Unbekannter, leicht sich verirren kann.

Die Manglares werden von verschiedenen Arten der Pflanzengattungen Rhizophora und Avicennia gebildet, und gewähren durch ihren sonderbaren Wurzelbau, der hoch über dem Wasserspiegel, in dem diese Pflanzen vegetiren, stelzenartig sich erhebt, einen eigenthümlichen Anblick. Aus den Aesten dieser Bäume entspringen eine Menge Luftwurzeln, die in das Wasser hinab sich senken, dort festwurzeln und neue Pflanzen bilden, so daß eine einzige Pflanze oft eine sehr bedeutende Strecke einnimmt und weit in das Meer hinein sich zieht. So verworren und von so fester Textur sind die Wurzeln, daß man auf ihnen weite Strecken über dem Wasser hingehen kann.

Sie wimmeln von einer Menge wohlschmeckender, herrlich scharlachrother und blaugefärbter Krabben[28]) die auf den Gebüschen umherspazieren, und ihre Wurzeln sind mit unzähligen eßbaren Austern[29]) besetzt, die einen Theil des Erwerbzweiges der unbemittelten Eingeborenen bilden.

Leider sind die Manglares für die Gesundheitsverhältnisse der Gegenden, wo sie auftreten, sehr nachtheilig, da zur Zeit der Fluth das Meer seine vielen Unreinigkeiten, Schlamm

und andere faulende Stoffe an den Wurzeln abſetzt, die an denſelben hängen bleibend, während der Ebbe von der Sonnengluth in Gährung gebracht, ihre ſchädlichen Miasmen ausdünſten und große Strecken weit die Luft verpeſten; ebendazu tragen auch die Ausdünſtungen der bald unter, bald über dem Waſſer befindlichen, der heißen Sonne ausgeſetzten und mit faulenden Schalthieren überſäeten Wurzeln ſelbſt bei.

Man vermuthet gewiß nicht mit Unrecht, daß die Ausdünſtungen der Manglegebüſche zu dem leider faſt alljährlich an ſolchen Orten auftretenden gelben Fieber ihren Theil beitragen.

Ruhig wie nur irgend ein Landſee, liegt der ungeheure Waſſerſpiegel des Hafens am Morgen und Abend da, und reflectirt die getreueſten Bilder der vor Anker liegenden Schiffe.

Dem herrlichſten Garten gleich erſcheint dann der Grund des Meeres, klar wie durch Kryſtall ſieht man auf ihn hinab, der die herrlichſten Korallen, Actinien und Seeſchwämme in den zarteſten Pflanzen- und Blumenformen und in den prachtvollſten, durch Brechung der Lichtſtrahlen erzeugten blauen, grünen und rothen durchſichtigen Farben erſchauen läßt, hellgefärbte, bunte Fiſche in den lebhafteſten Farben und eigenthümlichſten Formen ſchweben in dem Kryſtallmeere, oder verbergen ſich in dem wundervollen, korallenen Blumengarten, den der Schoos des hier ſo friedlich und ſtill ausſehenden Meeres birgt.

Nur gegen Mittag, wenn die Seebriſe ſtärker ſich erhebt, kräuſelt ſich die azurblaue Waſſermaſſe ein wenig, und überfluthet die vielen in ihr befindlichen molluskenreichen Korallenbänke.

Dieſe Korallenbänke ſind eine wahre Fundgrube für den Naturforſcher, und ſehr oft wurden ſie ſpäter von mir beſucht.

Eine Menge ſeltener Schnecken Muſcheln, Nereiden, Kephalopoden, Aſteriden, Holothurien und Echinodermen bevölkern dieſelben, und gewähren durch ihre eigenthümliche Lebensart und

die seltsamen Bewegungen dem Naturforscher reichlichen Stoff zu Betrachtungen über Gottes wunderbare Schöpfungen.

Das Cayuco[30]), in dem man sich auf eine solche, inmitten des Meeres befindliche Bank begeben hat, wird verlassen, irgendwo befestigt und man tritt, oft bis an den Leib im Wasser watend, seine Untersuchungstour zu Fuße an Hierbei ist allerdings einige Vorsicht nothwendig, da dieselbe auch ihre Gefahren hat. Nicht zu gedenken der vielen großen Echinus Arten mit langen schwarzen Stacheln, die in Menge zwischen den Korallengruppen liegen und dem sorglosen Wanderer auf das empfindlichste die Füße verwunden, erschrickt man plötzlich durch die aus dem Wasser hervorragende Rücken- und Afterflosse eines Haies, der bereits in ungemüthlicher Nähe sich umhertreibt.

Das Cayuco wird schnell zu erreichen gesucht, mit den Händen eine Strecke fortgeschoben, bis man wiederum in freiem Wasser sich befindet, sodann durch einen geschickten Sprung eiligst bestiegen und eine lange Strecke nachher erst wieder verlassen, um auf einer andern Bank seine Beobachtungen und den Fang nach den friedlichen Meeresbewohnern fortzusetzen.

Bisweilen auch geschieht es, daß sich dem eifrigen Sammler die langen Fangarme einer großen Sepien-Art[31]) um die bloßen Füße schlingen und mit den an ihren Armen befindlichen Saugnäpfen an ihn anheften, so daß er Mühe hat von der keineswegs angenehmen Umarmung des widerlich aussehenden Thieres sich zu befreien, oder auch das Unglück will es, einem im schlammigen Grunde platt aufliegenden Stechrochen[32]) zu nahe zu kommen, der, ohne die Flucht zu ergreifen, mit größter Schnelligkeit seinen langen peitschenförmigen, an der Spitze mit zwei widerhakenden Stacheln versehenen, Schwanz nach dem sich Nahenden haut, und dadurch sehr gefährliche Wunden und schwere krampfhafte Zufälle verursacht. Nie jedoch endete eine solche Tour, ohne daß ich nicht das kleine Cayuco voller Meeresschätze

hatte, von denen leider ſtets die Hälfte, bevor ich ſie nach Hauſe gebracht, ſelbſt bei der größten Vorſicht, durch die Hitze und den Mangel des Seewaſſers während meiner mehrſtündigen Fahrt verdarben.

Die Actinien und Holothurien ſchrumpften bald zuſammen, die Echinodermen verloren ihre Stacheln, die Akalephen zerfloſſen wie Gallerte, und ich ſelbſt fand ſtets an den, beim Umherwaten im Waſſer entblößten Stellen meines Körpers wie am Geſichte und Halſe, meine Farbe durch die brennenden Sonnenſtrahlen in ein ſchönes feuriges Roth, wie man es an einem gekochten Krebſe zu bewundern gewohnt iſt, umgewandelt, das ein mehrtägiges, ſehr empfindliches Brennen nach ſich zog.

Das Werft ſelbſt bildet einen großen, freien Platz, in den die Hauptſtraßen der Innenſtadt ausmünden; das Hauptgebäude deſſelben iſt die Aduana[33]), ein großes einſtöckiges, altes Gebäude von gewöhnlicher Bauart; alle übrigen Häuſer des Platzes, wie faſt die der ganzen Stadt, haben nur Parterrewohnungen Sie gleichen ſich meiſt ſämmtlich auf's Haar, ſind mit Hohlziegeln gedeckt, weiß angeſtrichen und mit großen Fenſtern ohne Glasſcheiben, die durch grüne Holzgitter und Fenſterläden verwahrt ſind, verſehen.

Ganz beſonders zur Zeit der Kaffee- und Cacaoernte liegen im Hafen ſehr viele ausländiſche Schiffe, und es herrſcht dann am Werft ein ungemein reges Treiben.

Berge gefüllter Kaffee- und Cacaoſäcke, Baumwollenballen, Indigokiſten, Häute, Kuhhörner, Haufen verſchiedener Holzarten, wie Pockholz, Gelbholz, Mahagony, Ceder u. ſ. w. liegen hier zum Verladen aufgehäuft, und um ſie herum bewegt und drängt ſich die Menge dabei beſchäftigter Neger, Zambos, Mulatten, und wie die vielfachen Abweichungen in der Farbe der durch Vermiſchung dreier Menſchenracen entſtandenen Abkömmlinge alle heißen.

Ihre nackte Haut erglänzt vom Schweiße; ihr lautes Geschrei, ohne das sie keine Arbeit verrichten, vermischt sich mit dem taktmäßigen Gesange der auf den Schiffen beschäftigten Matrosen und bringt Dissonanzen hervor, die den damit noch nicht Vertrauten, bei der durch die ungewohnte drückende Hitze ohnedies herbeigeführten Unbehaglichkeit, der Verzweiflung nahe bringen können.

Durch die Menge hindurch drängen sich braune Eingeborene mit Aras, Loros, Perikitos, Affen und anderen Raritäten der Thierwelt, um sie auf den Schiffen zum Verkaufe auszubieten, und jedes dieser Thiere ist eifrig bemüht, die ohrenzerreißenden Concerte der Menschen nach besten Kräften zu unterstützen. Sogar die Pflanzen versuchen ihren Beitrag hierzu zu liefern.

Die stattlichen Cocospalmen mit ihren kolossalen Wedeln, die um den auf der Mitte des Platzes befindlichen Wasserbehälter stehen, wetteifern darin mit den langen atlasartigen Blättern der Bananen und Pisangs, die neugierig über die Gartenmauern schauen, und von der Brise bewegt, die Geheimnisse, die diese aus fernen Gegenden ihnen zuträgt, den Nachbarpflanzen zuflüstern.

Lange stand ich bei meiner ersten Landung an Venezuela's Küste auf dem so belebten Platze, und bewunderte das fremde, seltsame Treiben

Die Sonne stieg höher und sandte ihre Strahlen in voller Gluth herab; sie trieb mich vom Platze hinweg und zwang mich, einen kühleren Ort aufzusuchen.

Langsam schlenderte ich durch die Straßen der Innenstadt[34]).

Diese sind ziemlich breit, gepflastert, mit Trottoirs versehen, und münden in verschiedene größere, ungepflasterte Plätze, die aber sämmtlich ohne den Schmuck schöner Gebäude sind, aus.

Eine Kirche befindet sich an einem dieser Plätze, ihre unscheinbare niedrige Bauart läßt die Bestimmung des Gebäudes schwer

errathen, wenn nicht ihm zur Seite ein unbedeutender Glockenstuhl angebracht wäre, an dem eine Glocke hängt, die bei festlichen Gelegenheiten von einigen schwarzen Burschen auf die taktloseste und ohrenbetäubendste Weise geschlagen wird.

Die Innenstadt ist hauptsächlich der Wohnort der Ausländer, besonders der Kaufleute, die hier ihre großen Stores haben. Die eine Straße[35]) besteht fast nur aus lauter Stores, die zum Theil neu, mit Eleganz ausgeführt sind und eine Etage haben, so daß diese Straße unstreitig die schönste und größte in Puerto Cabello zu nennen ist.

Sämmtliche Waarenmagazine sind von sehr bedeutender Räumlichkeit, und stehen darin den größten Sälen Europa's nicht nach; sie sind dermaßen mit Waaren angefüllt, daß nur einige schmale Gänge in ihnen für die Passage frei bleiben. Einen schroffen Gegensatz zu dem auf der Straße stattfindenden lärmenden Treiben bildet die wohlthuende Stille, mit der hier die Handelswelt ihre großartigen Geschäfte betreibt.

Zur Zeit der Kaffee-Ernte, vom Januar bis April, ist die Calle de la Libertad kaum zu passiren, denn dicht an einander gedrängt, die Länge und Breite derselben völlig einnehmend, stehen Hunderte von Eseln, Maulthieren und Pferden, die entweder mit Landesproducten aus dem Innern angekommen sind, oder dahin mit Kaufmannsgütern beladen zurückkehren. Sechs bis acht solcher Thiere sind in der Regel hinter einander gebunden, und der dazu gehörige Arriero[36], wird sich in seiner Bequemlichkeit nie die Mühe geben, sie so aufzustellen, daß sie die Passage der Straße frei lassen; er überläßt hierbei die Thiere ganz ihrem eigenen Willen, und amüsirt sich über den, durch dieses Chaos in einander verschlungener oder auf der Erde umher liegender Lastthiere hindurch sich windenden Fußgänger.

Am Ende dieser Straße befindet sich die Wache mit dem Gefängniß, ein unansehnliches Gebäude, an welches das Gebäude

der Municipalidad[37]) in schönem, einfachen Style mit einer Etage aufgeführt stößt. Auf dem Platze vor den Häusern steht ein niedriger Glockenthurm, dessen Glocke zum Anzeigen der Zeit bestimmt ist. Der Dienst hierfür wird von der Wache aus besorgt, und nur allstündlich von Morgens vier bis Abends neun Uhr die Glocke geschlagen, was jedoch Abends sehr unregelmäßig, ganz nach dem Belieben der Wache, wie dieselbe gerade ihre Zeiteintheilung wünschen mag, geschieht.

Ueber den Platz schreitend, gelangt man auf einen sehr breiten, zu beiden Seiten mit Häusern besetzten Damm der erst in den letzten dreißig bis vierzig Jahren aufgeworfen wurde. Früher durchschnitt ein Meeresarm diesen Theil, und separirte die Innen- von der Außenstadt, die nur durch eine Brücke mit einander verbunden waren, aus welcher Zeit auch die Benennungen für diese zwei Stadttheile, puente dentro und puente fuera, stammen.

Zwei mit einander parallel laufende Straßen führen von diesem Platze aus nach dem eigentlichen Marktplatze, plaza del mercado, wo von Morgens fünf bis zehn Uhr ein ungemein lebhaftes Treiben, natürlich nicht ohne den durchaus unentbehrlichen Lärmen, herrscht. Hier spielen die Holandesas, Negerinnen von der Insel Curaçao, als Verkäuferinnen aller Arten Früchte eine Hauptrolle, und man hat sie, will man sich nicht ihren wenig zarten Redensarten, wie der Heftigkeit ihrer Gemüthsbewegungen aussetzen, eben so zu respectiren, wie die Damen der Halle in Paris, oder die Fischweiber und Obsthökerinnen in Berlin.

In eigenthümlicher Kleidung, ein großes buntes Tuch zum Schutze gegen die drückende Sommerhitze turbanähnlich um den Kopf geschlungen, zum Theil mit großen Regenschirmen bewaffnet, haben sie vor sich ihre Verkaufsgegenstände, die trefflichen Früchte der Tropen, aufgeschüttet, und bieten sie in ihrem Kauderwälsch, dem sogenannten Papamiento, einer Mischung der holländischen,

ſpaniſchen und irgend einer afrikaniſchen Sprache, die zu enträthſeln mir nie geglückt iſt, den Vorübergehenden feil.

Auf's Höchſte überraſcht, blieb ich vor dieſen Fruchthaufen ſtehen, und konnte nicht genug die Mannigfaltigkeit derſelben in Form und Farbe bewundern.

Welches herrliche Aroma erfüllte die Luft in ihrer Nähe!

Unwillkürlich wurde ich bei dieſem Anblicke an die in Tauſend und Einer Nacht ſo ſchön geſchilderten Früchte der Tropen erinnert, und hätte nur lieber einige der indiſchen und perſiſchen Prinzeſſinnen dahinter ſitzen geſehen, als die unförmlich dicken Negerweiber mit ihren ſchwarzen verſchrumpften Geſichtern, die ſich bereits über mein langes Hinſtarren in drohende Falten legten.

Noch unbekannt mit der mir von ihnen drohenden Gefahr, ließ ich mich in meinen pomologiſchen Betrachtungen durchaus nicht ſtören. Ich bewunderte die enorme Größe und prächtige Goldfarbe der Piña[38]), die runde, kopfgroße Mamey[39]), die eierpflaumenförmige, goldgelbe Mango[40]), die birnförmige, grüne Aguacate[41]), die herrlich duftende, geſchuppte Cherimoya[42]), mit ihrer kleinen Verwandten, der nach Feigen ſchmeckenden Anona[43]), die zapfenförmige ſtachelige Guanabana[44]), die gelbe birn- oder apfelartige Guayaba[45]), die quittenförmige Membrillo[46]), den birnförmigen, glänzend ſcharlachrothen Fruchtſtiel der Merey[47]), mit dem daran ſitzenden nierenförmigen Samen, die apfelförmigen, gelbbraunen Caimito[48]), und Nispero[49]), die eirunde, grüne Caruto[50]), die pflaumenähnliche, dunkelviolete Ciruela[51]), die traubenförmigen, grünen Mamon[52]) und Cotoperi[53]), die runde, rothbäckige Granada[54]), die pflaumenähnliche, weiße Jcaco[55]), die melonenförmigen, gelben Lechoſa[56]) und Parcha[57]), die länglichrunde, braune Zapota[58]), die vielen Arten goldgefärbter Naranjas[59]), Limas[60]), Limazas[61]) und Limones[62]), von der Größe eines Kopfes bis zu der eines Hühnereies, und außerdem noch viele andere, mir zur Zeit noch unbekannte Früchte.

Haufen von Cocosnüſſen, leuchtend gelben, gurkenförmigen Cambures und Platanos[63]) in ihren vielen wohlſchmeckenden Varietäten lagen daneben, und von dieſen ſeparat die für die hieſige Küche unentbehrlichen Knollengewächſe, wie die ſellerieähnliche Apio[64]), die unförmliche, koloſſale Name[65]), die kartoffelähnliche Batata[66]), die runde gelbe oder weiße Ocumo[67]), und die lange, rübenförmige Yuca[68]).

Außerdem ſah ich hier, jede einzeln gruppirt, die vielfachen Kürbisarten des Landes, die verſchieden geformte, einfarbig wie buntgefleckte Anyame[69]), gerippte und glatte goldgelbe Melone[70]), länglichrunde, grüne Patilla[71]), herzförmige, runzelige Chalotta[72]), und koloſſale, ſeltſam geformte Camaza[73]).

Alle mögliche Arten für die Küche nützlicher Früchte und Kräuter waren eben ſo wenig vergeſſen, wie der unentbehrliche Aji[74]), in diverſen Species in rothen und gelben Farben, vom großen Aji dulce[75]) bis zum kleinſten Chirela[76]), runde und ſternförmige Tomates[77]), eirunde, purpurbraune Berenjenas[78]), grüne, koniſche Quimbombos[79]), die kleinen, braunrothen Samen des Onoto[80]) zum Färben der Suppen, Ingwerwurzeln, Zweige von übelriechendem Culantro[81], um damit den Suppen nach hieſigen Begriffen einen Wohlgeſchmack zu geben, was ſo viel heißt, als für Ausländer ſie ungenießbar zu machen, Sträuße von Yerba buena[82]), zur Herſtellung des erfriſchenden mintjulep; Mengen von an Baſtſchnüren aneinandergereihten Zwiebeln und Knoblauch, ohne welch' letztere die Creolenküche nicht beſtehen kann. Haufen verſchiedener Bohnenarten und Mais, mandelartige Mani[83]), erbſenartige Quinchonchos[84]) und Garbanzos[85]) ſind eben auch hier zu finden; von europäiſchen Gemüſen und Knollen jedoch nur meiſt aus Europa eingeführte Kartoffeln, hier gezogene Gurken, rothe Rüben, Radies, Kohl und Salat, welche Artikel jedoch ſtets in ſehr hohem Preiſe ſtehen.

So verführeriſch mir auch dieſe Früchte erſchienen, ſo wagte

ich doch nicht, sie zu kosten, eingedenk der vielseitigen Warnungen, daß ihr Genuß dem neuen Ankömmlinge in den Tropen im höchsten Grade schädlich sei, indem sie den Magen ungemein erkälten, und hierdurch sehr häufig Veranlassung zu gelbem Fieber, Wechselfieber und Dysenterie geben, wovon ich später leider oft genug traurige Fälle sehen sollte.

Diese meine Consequenz wäre mir jedoch bald in anderer Beziehung Verderben bringend gewesen, und es war die höchste Zeit, meine Fruchtstudien zu beenden. Wie das zornige Knurren eines Kettenhundes, bevor er unter wildem Gebell auf den unvorsichtig sich Nahenden zufährt, hörte ich erst lebhafte Monologe in fremder Zunge hinter den Früchten ertönen, die aber bald in förmliches Gekreisch ausarteten, und ich war der Unglückliche, der durch sein langes Dastehen endlich den Zorn der Hüterinnen dieser Raritäten heraufbeschworen hatte.

Entsetzt blickte ich nach dem angreifenden Theile: die verwitterte Negervisage glotzte mich an wie das grimmige Gesicht des altmexikanischen Kriegsgottes Huitzilopochtli, vulgo Vitzliputzli berüchtigten Andenkens; ihre Rechte langte nach einer neben ihr stehenden starken Zuckerrohrstange, ob, um sie in ihrem entsetzlich großen, mit übernatürlichem Kauapparat versehenen Munde zu zermalmen, oder mich damit in die Flucht zu schlagen, wurde mir nicht erklärlich. Ich drückte mich auf das allerschleunigste aus der Tragweite ihres Geschosses, um nicht gleich bei der Ankunft in Amerika ein Märtyrer der Botanik zu werden.

Meine Flucht hatte mich nach der Gegend des Marktes hin getrieben wo Fische verkauft werden, und mir bangte bereits, vom Regen in die Traufe gekommen zu sein, wenn ich nicht bald mich überzeugt hätte, daß das zarte weibliche Geschlecht an dem Verkaufe von Fischen hier sich nicht betheiligt.

Das herrliche Aroma der Früchte war an diesem Orte nicht

zu finden, dafür aber der wenn auch kräftige, keineswegs jedoch für die Geruchsnerven erfreuliche Duft von todten Seethieren.

Eine Menge großer Seefische, der herrlich rothe Pargo, die blaugrauen Carite, Robalo, Sabalo, der mit scharfen langen Zähnen bewaffnete Picua, runde, stachelige Diodon, kleine Haie, Sägefische u. s. w. lagen auf Brettern durcheinander; die stachelige Langosta[86], größer als der Hummer; sehr große, buntgefärbte Krabben, besonders der wohlschmeckende Jaiba[87], eßbare Seeschnecken, wie die kreiselförmige Quigua[88], und Muscheln[89], wurden von den braunen Fischern als Delicatessen ausgeboten. Die Verkäufer sind ein höfliches Volk, ich durfte ihre Waare die längste Zeit untersuchen, ohne irgend etwas davon zu kaufen und riskiren zu müssen, als Endresultat der gehabten Belehrung eine Cañastange nach mir geschleudert zu sehen.

Da ich nun einmal in der Gegend der piquanten Gerüche mich befand und meine duldende Nase durch eine brennende Cigarre unterstützt hatte, wagte ich mich zu den in der Nähe befindlichen Schlächtern, die hauptsächlich nur Rind- und Schweinefleisch zu verkaufen haben. Das hier aufgehängte Fleisch sieht allerdings nicht so appetitlich aus, wie man es in den Fleischläden Europa's zu erblicken gewohnt ist; es ist sehr zerstückt und meist in lange Streifen geschnitten, das Schweinefleisch überdies noch in einer wenig delicaten Sauce von sauren Apfelsinen spanischem Pfeffer, Culantro, Knoblauch und einer Unmasse Salz zum Verkauf ausgestellt, weil es sich in der drückenden Hitze nur sehr kurze Zeit frisch erhält.

Mein besonderes Erstaunen erregten lange, dünne Streifen, die gleich dicken Lederriemen, schwarz eingetrocknet und hart, in Massen an Stangen herabhingen; auf meine deshalb angestellten Erkundigungen erfuhr ich zu meiner Ueberraschung, daß diese ledernen Gegenstände Carne seca[90]) seien, das besonders auf dem Lande als Ersatz des frischen Fleisches, an dem es sehr oft mangelt,

dient. Mein ſpäterer Aufenthalt, fern von Ortſchaften, und meine Reiſen, lehrten mich dieſen beliebten Artikel in der Folge genauer kennen und eſſen; der erſte Eindruck, den er auf mich machte, war allerdings ein ſehr ungünſtiger, wozu beſonders ſein nichts weniger als angenehmer Geruch beitrug.

Gern wandte ich mich von dieſem Orte weg, wo meinem Magen ſo traurige Ausſichten eröffnet wurden.

In den den Marktplatz einſchließenden Verkaufshallen ſind eine Menge anderer Artikel, wie Schnittwaaren, Quincaillerieſachen, Getränke, wie Kaffee, Rum, Aguardiente[91], Tutumas[92]) feil, und draußen vor dem Platze halten eine Menge Eſel mit Malojo[93]), dermaßen überladen, daß man von dem Thiere nichts als die über das friſche Grün der Maisblätter hervorragenden Spitzen der charakteriſtiſchen Ohren erblickt.

Das Getümmel und der Lärmen auf dem Marktplatze nahmen immer mehr überhand; Menſchen aller Hautfarben, außer in Grün und Blau, wogten durcheinander.

Die Sonne ſandte ihre brennenden Strahlen faſt ſenkrecht auf die mit Strohhüten oder Taſchentüchern bedeckten Köpfe des hier verſammelten Menſchenknäuels herab; ich wollte meinen Kopf wie meine Haut nicht länger zu Markte tragen und verſchwand in einer in der Nähe gelegenen Poſada[94]).

Eben auch hier ging es ſehr lebhaft zu; die Anſprüche des Magens, die er zu beſtimmten Stunden an den Menſchen macht, hatten eine Menge der letzteren, meiſt in lichte Zeuge von hellen Farben, wenn auch nicht immer nach der neueſten Mode gekleidet, vereint, die, bevor die Glocke zu Tiſche läutete, den üblichen mintjulep[95]) oder cocktail[96]) zu ſich nahmen.

Zwei große ſaalähnliche Zimmer bilden den Raum, in dem die eß- und trinkluſtige Menge ſich bewegt. Eines dieſer Zimmer iſt mit einem Billard beſetzt, das andere enthält das Botiquin[97]), in welchem ſich die meiſten Gäſte aufhalten.

Um den Waſſerbehälter auf der Straße, nahe vor dem Hauſe, drängt ſich eine lärmende Menſchenmenge, ſchwarze, braune und farbige Burſchen und Dirnen, mit Fäſſern, Tinajas[98]), Tutumas und Calebaſſen in den Händen, zanken und ſtoßen ſich, um zunächſt Waſſer zu erhalten; Eſeltreiber beladen ihre Thiere mit der nöthigen Carga[99]) dieſes Artikels, um ihn an ihre feſten Abnehmer zu verkaufen.

Ein lauter Tumult erhebt ſich.

Zwei ſchwarze Burſche ſtreiten, auf's heftigſte ſchreiend und geſticulirend, mit einander; nur durch einen Kampf kann dieſe Angelegenheit beigelegt werden!

Das Waſſer holende Publicum hält in ſeiner Beſchäftigung inne, um das ſo ergötzliche Schauſpiel, ungeſtört von hier nur aus europäiſchen Zeitungen gekannten Polizeidienern, Schutzmännern oder Gensd'armen, in ſeinen ganzen Chancen zu bewundern. Die Kämpfer haben bereits ihre Hemden ausgezogen und vorſichtig an einen ſichern Ort gebracht, damit nicht in ſie, die ohnedies bereits wie der Mantel des alten Wachtmeiſters in „Lenore' ausſehen, ein neuer Riß während des Kampfes komme. Mit nach Boxerart an die Bruſt gehaltenen Armen rennen die beiden Acteurs mit ihren Wollköpfen aneinander; ihre Schädel geben einen famoſen, dumpfen Ton von ſich, wollen jedoch trotz der beſtmöglichen Anſtrengung nicht zerbrechen. Dies Manoeuvre wird noch zweimal wiederholt, bis die Kämpfer ſich überzeugen, daß auf dieſe Weiſe kein Blut fließt. Jetzt folgt der Fauſtkampf; ſehr gern würden ſie ſich wie dies bei anderen gebildeten, langhaarigen Menſchenracen der Fall zu ſein pflegt, in die Haare fahren, jedoch ihr kurzes Wollhaar erlaubt dieſen zarten Beweis der Anhänglichkeit nicht und ſo ſehen ſie ſich genöthigt, das Geſicht, beſonders die breite Naſe, zur Zielſcheibe ihrer Fäuſte zu machen

Endlich fließt das erſehnte Blut; die Naſe des Einen hat

ſich nach gehöriger Bearbeitung durch die Fauſt des Gegners bewogen gefunden, den Strom des Lebens fließen zu laſſen; ſie iſt nach dieſem Acte um das Doppelte breiter geworden und zugleich das eine Auge auf das ſchmerzlichſte berührt, welches für nöthig erachtet hat, für einige Zeit ſich zu ſchließen. Der ſo Verletzte erklärt ſich für beſiegt und aller Streit hat damit ein Ende.

Die bisher ſtummen Zuſchauer, die ſämmtlich mit lebhaftem Intereſſe den Kampf verfolgt haben, brechen, über das Endreſultat erfreut, in gellendes Geſchrei zum Hohne des Beſiegten aus; noch nie gehörte Fiſteltöne, durchdringend und von einer Höhe, wie ſie außerdem nur eine Locomotive liefern kann, dominiren in dieſem Maſſenchore.

Die Kämpfer ziehen ihre Hemden wiederum an und der verwundete Gladiator curirt ſich, indem er von einem mitleidigen Freund ein großes Glas Aguardiente aus der nächſten Pulperia[100] behufs inneren und äußeren Gebrauchs holen läßt, wovon er den größten Theil dem Magen überliefert, mit dem Reſte aber theils die blutende breit geſchlagene Naſe einreibt, theils ſich denſelben von ſeinem Patroklos in das gewaltſam geöffnete, dick angeſchwollene Auge gießen läßt, eine Curmethode, die ihre angenehmen wie unangenehmen Seiten haben mag.

Es iſt halb elf Uhr.

Die Glocke der Poſada läutet zum Mittageſſen, das zu dieſer Zeit eingenommen wird. Sämmtliche hungrige Caballeros eilen zu Tiſche und bilden an demſelben durch ihre verſchiedenen Färbungen eine wahrhaft bunte Reihe.

Das Table d'hôte iſt im Corridor angerichtet, deſſen nach dem Hofraume zu offene Seite von oben bis unten mit Jalouſien zum Schutze gegen die Sonne verwahrt iſt.

In der Mitte des Hofraums ſtehen langwedelige Cocos- und Dattelpalmen, großblätterige Bananen, Zuckerrohr, leuchtend roth blühende Hibiscus, weiße, herrlich duftende Gardenien, ſcharlach-

roth blühende Granaten, zum Theil überrankt von der zierlichen Ipomaea Quamoclit; eine prachtvolle Pflanzengruppe!

Winzige Colibris, Brillantkugeln gleich, ſummen um die herrlichen Blüthen. Einige rothe Aras klettern auf den Palmen umher, und krächzen in ihrer widerlichen Weiſe.

Alle Arbeit, ſelbſt die ſo ſüße der Befriedigung des Magens, kann ohne Geſchrei hier nicht verrichtet werden!

An dem Eingange des Speiſeſaals iſt ein Waſſerreſervoir mit metallenem Hahne angebracht, den man dreht, um ſich das Waſſer über die Hände laufen zu laſſen und dieſelben zu reinigen, was nach hieſiger Sitte ſtets vor und nach der Mahlzeit geſchieht.

Auf der Tafel ſind alle Speiſen bereits aufgetragen.

Die Mahlzeit eröffnet das ſtereotype Landesgericht, die Sancoche, eine Suppe, in der Fleiſch und alles Gemüſe, wie Yams, Yuca Bataten, Bananen, Ocumo, Auyama, Apio, Kartoffeln, Kohl u. ſ. w. zuſammen gekocht und auch ſo aufgetragen wird; ein ſehr kräftiges Eſſen. Hierauf langt ein Jeder nach dem, was ihm am meiſten zuſagt.

An Speiſen fehlt es nicht, nur ſind leider die meiſten durch die fatale Sitte des Auftragens derſelben, bevor man ſich zu Tiſche ſetzt, bereits kalt geworden, wenn man ſich ihrer bedient.

Herrliche Seefiſche, Beefſteaks, Roaſtbeef, Carbonaden, Ragouts, Fricandellen, Tortillas und verſchiedene Deſſerts, wie köſtliche Früchte, ſind reichlich vorhanden und des Rothweins darf man ſich nach Belieben bedineen.

Um mein Roaſtbeef noch ſchmackhafter zu machen, ließ ich mich verleiten, eine vor mir ſtehende Flaſche hier fabricirter Pickles von Zwiebeln, Palmenkohl, Gurken und ſpaniſchem Pfeffer zu verſuchen.

In der Meinung, es ſeien Tomates, nahm ich einige der darin befindlichen rothen Früchte auf den Teller.

Wie ſehr hatte ich mich geirrt!

Ich merkte die große Verwunderung auf den Geſichtern meiner Nachbarn, als ich eine der ſchön gefärbten Früchte zum Munde führte. Indem ich ſie zerbiß und deren Hälfte hinunter ſchluckte, erkannte ich erſt meinen unglücklichen Irrthum! Schnell genug ſpuckte ich zwar die andere Hälfte der Frucht aus, jedoch der Schaden war bereits angerichtet und ich hatte mir Mund und Gaumen auf das ſchmerzhafteſte verbrannt. Es war ſpaniſcher Pfeffer, den ich unglücklicherweiſe für Tomates gehalten hatte, denen er auch in Geſtalt und Farbe völlig glich!

Am allerliebſten hätte ich vom Tiſche aufſpringen mögen, um meine Geſichtsverzerrungen und thränenden Augen nicht der Oeffentlichkeit preis zu geben, jedoch wollte ich die Tiſchgäſte meinen Irrthum nicht merken laſſen und duldete die Qualen ſo gut als es anging.

Der heiße Kaffee, den ich als Gegenmittel brauchte, verurſachte ein noch heftigeres Brennen im Halſe und nur mehrere in aller Eile hinuntergeſtürzte Gläſer Rothwein mit Waſſer gaben mir ein wenig Erleichterung. Noch jetzt nach langer Zeit gedenke ich mit Schrecken der Schmerzen, die ich in Folge meines Irrthums damals ausgeſtanden: ich hatte den Unterſchied zwiſchen Aji und Tomates auf's überzeugendſte kennen gelernt!

Das Eſſen war beendet, eine gute Habana-Cigarre angezündet und ich begab mich auf das Zimmer in der Poſada, das ich auf kurze Zeit gemiethet, da ich das Logis in der Schiffskajüte, wo jetzt eine erſtickende Hitze herrſchte, herzlich ſatt hatte.

Das Zimmer iſt ſehr geräumig, hoch, mit freiem und offenem Dache darüber, da Zimmerdecken hier zu den Seltenheiten gehören; durch die großen offenen Fenſter ohne Glasſcheiben ſtrömt die kühle Seebriſe herein.

Ein Spiegel, ein Waſchtiſch und eine Menge Stühle bilden die Meubles deſſelben und dem Gaſte iſt es überlaſſen, in der

außerdem darin aufgehängten Hängematte oder dem in einer Ecke stehenden Catre [101]) auszuruhen.

Ich wählte die noch ungewohnte Hängematte zum Mittagsschlafe, in der ich endlich nach mehren unglücklichen Versuchen, so bequem als möglich darin zu liegen, einschlummerte. Es war zwei Uhr Nachmittags, als ich erwachte, und meine weitere Tour durch die Stadt fortsetzte.

Vom Marktplatze aus gelangte ich an einen andern in der Mitte mit einem Wasserbehälter versehenen großen Platz.

Viele Häuser, Bretterhütten, noch von dem großen Erdbeben von 1812 herrührende Häuserruinen standen hier und da auf demselben, doch waren auch viele Neubauten zu erblicken, die planmäßig angelegt waren und später neue, regelmäßige Straßen bilden werden.

Hohe Cocos-, Dattel- und Maporapalmen [102]), Pisangs, Bananen, Tamarinden, Mimosen mit schirmartig ausgebreiteten großen Laubkronen, Azedarachs stehen auf kleinen Plätzen vor den Häusern oder ragen hinter denselben über die Dächer hervor. —

Von hier bis nach der Savane zieht sich die Außenstadt [103]).

Die verschiedenen Straßen in derselben sind regelmäßig angelegt, mit Trottoirs versehen, jedoch nicht gepflastert, die Wasserrinne befindet sich in deren Mitte.

Die Häuser dieses Stadttheils sind niedrig, haben Parterrewohnungen und enden gegen den Ausgang der Straßen nach der Savane zu in Lehmhütten. Die andere Kirche der Stadt, die nur deren zwei besitzt, befindet sich nicht weit von der Hauptstraße; von außen sieht man ihr jedoch noch weniger ihre Bestimmung an, als der Kirche der Innenstadt; sie ist eben nur ein etwas größeres und längeres Gebäude, als diejenigen ihrer Umgebung.

Die meiſten Häuſer der Hauptſtraße beſtehen in Bodegas und Pulperias; erſtere ſind Verkaufsmagazine en gros und en détail aller hier gebräuchlichen Nahrungsmittel, einheimiſcher wie eingeführter, Eiſenwaaren, Wein, Rum u. ſ. w.; die letzteren führen eben auch dieſelben Gegenſtände, beſchränken ſich aber nur auf deren Detailverkauf.

Das Publicum einer ſolchen Pulperia iſt ſehr gemiſcht und beſteht nur aus Braunen, Schwarzen und Farbigen, hauptſächlich der dienenden Klaſſe oder durſtigen Seelen, unter denen die Freunde geiſtiger Getränke die Hauptrolle ſpielen.

Das Verkaufslocal iſt in der Regel klein und überfüllt mit Verkaufsgegenſtänden; an der hintern Wand wie an den Seitenwänden ſind Repoſitorien angebracht, in denen dieſe Gegenſtände ſymmetriſch geordnet ſtehen; eine Menge weißer Glasflaſchen, mit verſchieden gefärbtem, ungenießbaren Waſſer angefüllt, prangen der Schönheit halber, abwechſelnd mit leeren vierkantigen Genevreflaſchen, zwiſchen in den ſchreiendſten Farben bemalten Steingutgeſchirren, Glasgefäßen, Blechkiſten mit Sardinen, Packeten mit den ſehr beliebten Schwärmern, u. ſ. w.

Eine bedeutende Sammlung dergleichen Flaſchen, ſelbſt wenn ſie leer oder nur mit Waſſer gefüllt ſind, wird als die hauptſächlichſte Zierde einer Pulperia betrachtet.

Brauner Papelon [104], Seifenſtangen, Käſe, Kautabak, Cigarren liegen hier bunt durcheinander. Von der Decke des Locals herab hängen eine Menge Talglichter, Bananen- und Piſangtrauben, Zwiebeln und Knoblauch, an Schnüren gleich Guirlanden an einander gereiht; getrocknete Fiſche, Carne seca u. ſ. w., und in den Winkeln liegen Haufen Cocosnüſſe, Gemüſeknollen für die Küche, Apfelſinen und andere Früchte, große runde Caſſavakuchen u. ſ. w.

Auf einer Seite des langen Ladentiſches befinden ſich für den Handgebrauch einige Fäßchen Aguardiente und ſogenannten

engliſchen Rums, der von dem Pulpero [104]) jedoch ſelbſt aus Aguardiente bereitet, mit gekochtem Papelon gefärbt und mit paniſchem Pfeffer für die Kehlen ſeiner braunen und ſchwarzen Liebhaber in gehörigem Grade piquant gemacht iſt; um die Fäßchen herum gruppirt ſich eine kleine Flaſchenbatterie mit Ingwerbier und Caratillo [106], und unter dem Tiſch befindet ſich eine große Tinaja, gefüllt mit dem Lieblingsgetränk Guarapo [107]), dem auf das häufigſte zugeſprochen wird.

Die in einem ſolchen Locale während des Tages herrſchende Hitze, wie der penetrante Geruch der verſchiedenen darin befindlichen, keineswegs Ambra duftenden Lebensmittel ſind für den Ungewohnten kaum zu ertragen.

Die Außenſtadt erſtreckt ſich in ihrer größten Ausdehnung nicht nach der gegen Süden gelegenen Savane, ſondern nach Oſten, an der Mündung des Rio San Eſteban hin. Gegen das Ende der Stadt, nach dieſer Seite zu, werden die Straßen immer unregelmäßiger, ſtatt des Pflaſters ſind ſie mit tiefem Sande bedeckt und mehr durch Hütten als durch Häuſer gebildet.

Wie die Innenſtadt meiſt Ausländer, der noblere Theil der Außenſtadt meiſt Creolen und Isleños [108]) beherbergt, ſo beſteht die Hauptbevölkerung dieſes Stadttheils aus Indianerabkömmlingen und Negern.

Kleine Hütten aus Wänden von Lehm oder gar nur geflochtenem Rohr und aneinander befeſtigten Stangen, durch die man die Tagesverrichtungen der darin Wohnenden bis in's Detail verfolgen kann, mit den großen Wedeln der Cocospalme gedeckt, ſind hier am Ausgange der Stadt in Menge vorhanden.

Durch die tiefe Sandſtraße, die zwiſchen ihnen hindurch führt, gelangte ich in's Freie und auf den ſehr belebten neuen Weg nach Valencia, der zunächſt nach dem lieblichen Orte Paſo

real führt. Trotz der drückenden Hitze ließ meine Neugierde mich einen Spaziergang dorthin unternehmen.

Rechts vom Wege, theilweise durch dichtes Gebüsch dorniger Mimosen und stacheliger Cacteen verdeckt, lag das dunkelblaue Meer, dessen Brandung mit betäubendem Geräusch in mein Ohr dröhnte; links zog sich die großartige, von den Spaniern erbaute, jetzt leider nicht mehr im besten Zustande befindliche 15,000 Fuß lange Wasserleitung, die das Wasser des Rio San Esteban den Einwohnern von Puerto Cabello zuführt, hin; an ihren weißen Mauern entlang standen Reihen von Cocospalmen und überragt wurde das schöne Bild von den dunkelgrünen Vorbergen, von deren Höhe die von der Sonne grell beleuchtete Vigia herabschaute.

Der Weg war ungemein belebt.

Eine Menge Reiter, den breiten Sombrero auf dem Kopfe, die weiße Manta über den Schultern hängend, Sporen mit ungeheuren Rädern an die Schuhe oder bloßen Füße geschnallt, galoppirten auf muthigen Pferden oder Maulthieren an mir vorüber. Meine besondere Verwunderung erregten ihre vorn und hinten mit hohen Lehnen versehenen Reitsättel, an deren Vordertheilen Pistolenhalfter, aus denen ein Paar große Reiterpistolen hervorguckten, befestigt waren, während an dem hinteren die unentbehrliche Cobija [109], die allgemein zum Schutz gegen Regen und Nachtkühle auf Reisen getragen wird, aufgeschnallt quer über dem Thiere lag. Eine Decke von lang herabhängenden Pferdehaaren oder Lammfell war zur Bequemlichkeit des Reiters außerdem über den Sattel gebreitet und große silberne oder hölzerne Kastensteigbügel, mit spitz zulaufender Verlängerung unter dem Fußblatte, hingen daran herunter.

Heerden beladener Mulas [110] und Esel nahmen fast die ganze Breite der Straße ein; je sieben bis acht derselben gingen hinter dem Leitthiere, das als Abzeichen eine Glocke um den

Hals hatte, in größter Anhänglichkeit her und wurden von einem Peon [111]) unter vielem Geſchrei und Hieben in Ordnung gehalten; der über das Ganze commandirende, mit langem Stoßdegen oder Trabuco [112]) bewaffnete Arriero beſchließt den Zug einer ſolchen Arrea [113]).

Große, plumpe, zweiräderige Karren, von langgehörnten Ochſen gezogen, laſſen ein durchdringendes, ſchauriges Gequietſch vermöge ihrer uneingeſchmierten Räder ertönen; die Thiere folgen genau dem ihnen vorausmarſchirenden halbnackten Burſchen und der dahinter gehende Treiber regt ſie vermittelſt einer langen, mit eiſerner Spitze verſehenen Rohrſtange zu ſchnellerem Tempo an; ein langer Zug kleinerer, leichter Karren, jeder mit einer Mula beſpannt, raſſeln unter lauteſtem Antreiben der Führer ſchnell an der langſamen Ochſenkaravane vorbei.

Der Staub, den dieſe Thiermenge auf der ſandigen Straße in die Höhe treibt, war koloſſal und meiner auf dem Rücken bereits durchſchwitzten weißen Kleidung ſehr wenig zuträglich. Zur rechten Seite des Weges ſtehen einzelne Pulperias, deren nach der Straße zu offener Corridor [114]) überfüllt mit durſtigen Reiſenden iſt, die vor den ſehr großen, geöffneten Fenſtern des Verkaufslocals durch Branntwein mit Waſſer, Guarapo und Caratillo die ausgetrockneten Kehlen anfeuchten; trotzig ausſehende Arrieros ſchelten mit den ihre Laſtthiere auf- oder abladenden Peones, und eine Anzahl brauner, ſehr leicht bekleideter Weiber und Mädchen kauen an fußlangen, ſtarken Zuckerrohrſtangen, die dermaßen ſaftreich ſind, daß die ſüße Feuchtigkeit zu beiden Seiten des weitgeöffneten Mundes herabträufelt.

Bald hatte ich den Anfang des Ortes Paſo real, das ſich dicht am Rio San Eſteban hinzieht und zur Linken der großen Straße nach Valencia gelegen iſt, erreicht.

Zu beiden Seiten der durch das kleine Dorf führenden Straße ragen Tauſende hoher Cocos- und Maporapalmen empor,

zwiſchen deren grauen Stämmen freundliche Landhäuſer mit rothen Dächern hindurchblicken; die von der Straße nach ihnen führenden Wege ſind eingefaßt mit weißen, zartduftenden Crinums, untermiſcht mit der rothen Amaryllis Belladonna, an deren Seiten üppige Roſengebüſche, mit Scharlachblüthen und Früchten beladene Granaten, feurigroth blühende Hibiscus, prachtvoll fliederblüthige Lagerſtrömien, weiße langblüthige baumartige Daturas und andere durch Blüthenpracht ſich auszeichnende Gebüſche ſtehen.

Mangobäume, mit unzähligen Trauben ihrer dunkelgelben, rothbäckigen Früchte beladen, wölben ihr ſchattiges Laubdach über die Gebüſche, und hohe dichtbelaubte Orangenbäume prahlen mit der Unmaſſe ihrer großen, goldgelben Früchte, die in ſolcher Menge an einem einzigen Baume hängen, daß deren viele Hunderte unter demſelben, theils verfault, theils von Thieren angefreſſen, umherliegen, da für den Verbrauch einer ſo überreichlichen Menge kein Bedarf iſt.

Der Wohlgeruch hier iſt betäubend; die beſcheidenen, weißen, den herrlichſten Duft aushauchenden Blüthen des arabiſchen Jasmin, der an den Säulen der in einfachem Style erbauten Landhäuſer emporrankt, tragen dazu hauptſächlich bei.

Dicht um die Häuſer umher erheben ſich ſtattliche Brodfruchtbäume mit koloſſalen eingeſchnittenen Blättern und großen runden, ſtacheligen Früchten an den ſeltſam gewundenen Aeſten.

Große Reihen ſchlanker Bananen- und Piſangſtämme mit langen, vom Winde zerriſſenen Blättern ziehen ſich hinter den Häuſern bis zum Fluſſe hin.

Das ganze vor meinen Augen ſich zeigende Bild erinnerte mich lebhaft an die von Forſter ſo herrlich geſchilderten Inſeln der Südſee, beſonders an das üppige Tahiti.

Bei der drückenden Hitze mußte ein Bad von angenehmſter

Wirkung auf den ermatteten Körper sein und ich begab mich in dieser Absicht nach dem nahen Flusse.

An beiden Ufern desselben entlang stehen Reihen von Negerweibern, einem Trupp hochbeiniger Riesenstörche gleich; hochaufgeschürzt wie die keusche Diana geben sie Veranlassung zu interessanten Beobachtungen ihrer Körperbildung.

Sie sind eifrig mit Waschen der verschiedensten Kleidungsstücke beschäftigt; viele derselben haben große irdene Gefäße über dem Feuer, in denen sie die schmuzige Wäsche auskochen; andere klopfen behufs des Reinigens dieselbe, selbst die feinsten Gegenstände von Seide oder Gaze, auf großen abgeplatteten Steinen, vermittels eines in der Rechten haltenden runden Steines, unter weit schallendem Getöse auf das Entsetzlichste.

Beim Anblicke dieses Reinigungsprocesses der Wäsche überfiel mich eine lebhafte Besorgniß über das meiner eigenen Wäsche für die Folge bevorstehende ähnliche Schicksal, die ich leider auch später vollkommen gerechtfertigt fand. Ich war durchaus nicht begierig, ihre Manipulation in der Nähe zu betrachten, da mir die am Morgen erlebte Marktscene eine große Antipathie gegen alle Negerinnen eingeflößt hatte.

Einen passenden Platz zum Baden aufzufinden, wurde mir hier im Angesichte des am Flusse postirten schwarzen Occupationsheeres schwer: als noch zartfühlender Neuling in Amerika, wollte ich mich den Blicken der schwarzen Schönheiten um keinen Preis aussetzen und retirirte nach längerem Suchen einer Badestelle in ein dichtes Gebüsch von hohem fächerblätterigen Caña brava[115], das von großen, scharlachroth blühenden Erythrinen überragt war und mich vollkommen verbarg.

Während des langsamen Entkleidens bewunderte ich die auf den Aesten der Erythrinen hin und her huschenden, mehrere Fuß langen Iguanas[116], wie die um einzelne Blüthen herumsummenden winzigen Colibris, die ihre lange Zunge in die Blumen

ſteckten, um die darin enthaltenen kleinen Inſecten heraus-zuholen; dann warf ich mich in die laue Fluth.

Leider ſollte der Badegenuß für mich von nicht langer Dauer ſein, denn kaum befand ich mich im Waſſer, als ich dicht neben mir im Rohre ein lautes Raſcheln und kurz darauf das Plumpen eines ſchweren Körpers in's Waſſer hörte. Eiligſt ſprang ich auf, und blickte nach der nahen Stelle im Fluſſe hin, wo der mich erſchreckt habende Gegenſtand verſchwunden war.

Nicht lange nachher erſchien der bepanzerte, mit langer Schnauze verſehene Kopf eines Kaimans, der zu der dem Menſchen unſchädlichen Art gehörte, die hier unter dem Namen Bava[17] bekannt iſt, über dem Waſſerſpiegel.

Da ich von deſſen Unſchädlichkeit jedoch damals noch nichts wußte und ebenſowenig die Ueberzeugung, ob er dem Menſchen gefährlich ſei oder nicht, abwarten wollte, ſo raffte ich in aller Eile meine Kleider zuſammen und eilte im ſtreng adamitiſchen Coſtüme mit größter Schnelligkeit, unter dem Gejubel der fatalen Negerweiber, nach der andern Seite des Fluſſes, wo ich hinter einer Gruppe Paradiesfeigenbäume, die dem alten Adam vor mehren 1000 Jahren auch aus ähnlicher Verlegenheit geholfen hatten, mich wieder zum geſitteten Europäer umſchuf.

Der verunglückte Badeverſuch, wie das Hohngelächter des ſchwarzen Chors der Wäſcherinnen, hatten mich verſtimmt; ohne allen weiteren Zweck in der Hitze umher zu ſpazieren, fehlte mir die Luſt, und ich kehrte deshalb nach der Stadt zurück. Als ich in der Poſada wiederum anlangte, war es bereits vier Uhr, die Zeit des Abendeſſens das ich unter ähnlichen Verhältniſſen, wie das Frühſtück, ohne dabei jedoch von den Pickles irgendwie Notiz zu nehmen, meinem Magen zukommen ließ.

Die Landbriſe begann zu wehen, und die drückende Hitze etwas ſich zu mildern; ich beſchloß, die Außenſtadt, in der mich

das mehr als in der Innenstadt herrschende fremdartige Getreibe ganz besonders anzog, nochmals zu besuchen.

Ein Viertel der einen ihrer Hauptstraßen fand ich am Ein- und Ausgange in diese in der ganzen Breite durch hohe Palliſadenverkleidung abgesperrt, auf und vor welcher eine bunte Menschenmenge sich befand, die in wildem Lärmen Alles überbot, was ich bis jetzt in dieser Art gehört hatte.

Eine gräßliche Instrumentalmusik, wobei Trommeln und Becken die Hauptrolle spielten, ertönte außerdem von dem Balcone eines größern, mit in der abgesperrten Häuserreihe befindlichen Gebäudes herab.

Nach vielem Stoßen und Drängen gelangte ich bis zu der Verbarricadirung und blickte durch diese in das große, von allen vier Seiten eingeschlossene Straßenviertel.

Es war ein Stiergefecht, das in diesem Raume abgehalten werden sollte.

Caballeros zu Pferde [118] tummelten sich darin herum und erwarteten ungeduldig den Stier, der zu einer in der Palliſade angebrachten Pforte, nachdem er vorher durch Steinwürfe gereizt wurde, eintreten sollte.

Bald erschien er, und die jubelnde Menge bewillkommnete ihn unter Zetergeschrei.

Hierdurch, wie durch die Erscheinung der zu Pferde haltenden Coleadores, stutzig gemacht, blieb das kräftige, mit langen Hörnern bewaffnete, schwarze Thier beim Eingange stehen und stierte mit wildem Blicke seine Umgebung an.

Einige nach ihm geschleuderte Steine und große rothe Tuchlappen, die von halbnackten braunen und schwarzen Kerls dicht vor seinen Augen umhergeschwenkt wurden, reizten bald seinen Zorn und wüthend sprang es mit niedergesenktem Kopfe auf seine Angreifer los, die seinen heftigen Angriffen stets auf's

Behendeſte ausweichen und es immer mehr durch fortwährendes Schwenken der rothen Lappen zur Wuth brachten.

Schnaubend und brüllend, im höchſten Zorne, ſtürzte das Thier nach den Barrièren hin, wo es von dem hier verſammelten Volke mit gräßlichem Geſchrei empfangen und zur Umkehr genöthigt wurde.

Jetzt war der Augenblick gekommen, wo die Caballeros ihre Geſchicklichkeit zeigen ſollten!

Die Angreifer zu Fuß zogen ſich von dem Kampfplatze zurück.

Im ſtärkſten Carrière jagten die Reiter hinter dem wüthenden Stiere her, bis ſie ihn erreichten; brüllend wandte er ſich in voller Wuth gegen ſeine Verfolger, die alle ihre Reitkünſte aufzubieten hatten, um ſeinen Angriffen auszuweichen, was ſie ſtets auf's Geſchickteſte ausführten. Das Umherjagen, wie die Angriffe beider Theile, wurden immer heftiger, bis endlich einem der Reiter das Meiſterſtück gelang, den Stier vom Pferde herab mit der Rechten am Schwanze zu faſſen, ihn daran in die Höhe zu ziehen und dann auf die Erde hinzuwerfen.

Furchtbar war das Jubelgeſchrei der Menge über dieſe That und dumpf brüllend ſtimmte der am Boden liegende Stier in daſſelbe ein.

Schnell genug ſprang er wieder auf und von Neuem gingen die Angriffe von beiden Seiten los.

Noch einige Male wurde das Meiſterſtück an demſelben Thiere wiederholt, bis man an ſeinen ſtieren Blicken, dem tiefen Athemholen und dem zum Maule herauslaufenden weißen Schaume die große Abname der Kräfte bemerkte, und es aus dem Circus traportirte.

Noch einmal wurden friſche Stiere zugebracht, um gleiche Manoeuvres mit ihnen auszuführen.

Die Stierhetze zu Pferde war vorüber und es begann jetzt der Stierkampf zu Fuß.

Frische, kräftige Stiere wurden nach einander in den Raum gejagt und durch Geschrei und rothe Lappen von ihren Angreifern zur Wuth gereizt; um die Thiere womöglich zu völliger Raserei zu bringen, wurden Massen von Banderillas[119], die in alle Theile ihres Körpers tief in's Fleisch eindrangen und durch die an ihnen befestigten, plötzlich losgehenden Schwärmer einen ohrbetäubenden Skandal verursachten, nach ihnen geworfen.

Der Lärmen, wie das Durcheinander in dem Circus hatten das höchste Stadium erreicht, als ein riesiger Neger, der Matador, in der Linken ein über einen Stab gehängtes großes, rothes Tuch, in der Rechten einen langen zweigeschliffenen, an dem Griffe mit bunten Federn und Papier geschmückten Dolch, auf dem Kampfplatze erschien.

Die bisherigen Angreifer zogen sich eilig zurück, der Matador eilte auf den ihm entgegenspringenden Stier los, schwenkte die Cobija um dessen Kopf und sprang bei dem darauf gegen ihn gerichteten Angriff pfeilschnell zur Seite.

Das rasende Thier bohrte seine Hörner in die von dem Neger zur Erde geworfene Cobija, während ihm dieser den breiten Dolch bis an's Heft in's Genick stieß. Ohne einen Laut zu verlieren, stürzte der Stier todt nieder und ein reichlicher Blutstrom färbte die Erde.

Ich hatte länger als hinreichend dieser gräßlichen Thierquälerei beigewohnt und wartete den weiteren Verlauf derselben nicht mehr ab.

Froh, das gellende Jubelgeschrei der freudig erregten Menge nicht mehr in der Nähe zu hören, ging ich nach dem westlichen Theile der Außenstadt, der an seinem Ende nur durch eine ziemlich breite Sandstrecke von den Mangleſümpfen getrennt ist.

Die Wohnungen werden hier gegen das Ende der krummen,

winkeligen Straßen zu kleinen Lehmhütten, die von einer sehr bunten Bevölkerung bewohnt sind. Um die braunen und farbigen Schönheiten, die hier und da zu den Thüren der Barracken neugierig herausguckten, so genau als möglich anschauen zu können, durchwatete ich sehr langsam den tiefen Sand der Straße, als ich an ihrem Ausgange durch einen merkwürdigen Anblick überrascht wurde.

Ueber einige alte Hütten breitete ein großer Cujibaum [120]) sein schirmartiges Laubdach, anstatt der Früchte dicht mit Zamuros beladen, die mit lang ausgestreckten nackten Hälsen sämmtlich nach einer gewissen Richtung zur Erde hinabschauten.

Ich näherte mich dem Baume, ohne daß die darauf befindlichen Vögel aufflogen noch ihre Stellung veränderten und erblickte nicht weit davon den Gegenstand ihrer Sehnsucht, die auf der breiten Sandfläche befindliche Schlächterei der Stadt, wo unter einem großen Corridor eine Anzahl zum Schlachten bestimmter Ochsen angebunden waren. Fortwährend noch wurden neue Schlachtopfer von der Savane her, auf der sie frei umherlaufen und sich in dem dornigen Gebüsch ihre dürftige Nahrung suchen müssen, am Lazo herbeigeführt. Um den vor dem Ochsen herlaufenden und ihn am Lazo zum Schlachthause heranziehenden Peon vor etwaigen Angriffen des Thieres zu sichern, sind letzterm beim Einfangen die Flechsen der Knie an den Hinterbeinen durchhauen und das unglückliche Thier stürzt, oft zusammenbrechend, vor Wuth und Schmerz dumpf brüllend, hinter seinem Führer her.

Die grausame Hetzerei der armen Thiere, bevor sie den tödtlichen Stich in's Genick bekommen, war hier um nichts besser, als die so eben beim Stiergefecht beobachtete: die mir darüber gemachte Bemerkung, daß ihr Fleisch dadurch saftiger und zarter würde, kann unmöglich zur Entschuldigung solcher Quälerei dienen.

Sehr bald verließ ich diesen Platz, um nicht noch länger

Zeuge der an dem Vieh verübten Rohheiten zu ſein, und wandte mich der Innenſtadt zu.

Es war ſechs Uhr, die Sonne ging ſo eben hinter den maſſenhaften Wolkenſchichten, die den Horizont umlagerten, unter und färbte dieſelben mit den ſchönſten gelben und rothen Tinten.

Die feine Welt Puerto Cabello's ging jetzt in den Straßen ſpazieren, und ich konnte nicht genug die Schönheiten der Damen, beſonders der ſchlanken, üppigen Creolinnen, deren zarten, weißen Teint, blitzende große, ſchwarze Augen, wie herrliche dunkle Haare, aus deren Rabenſchwärze eine Gardemia- oder Granatblüthe leuchtete, bewundern. Damen wie Herren ſind ſämmtlich hell und leicht, dabei auf's Modernſte gekleidet.

In der kurzen Zeit, die ich dazu gebrauchte, um das Werft zu erreichen, war bereits die Dunkelheit eingetreten. Ich ließ mich auf einer am Meere angebrachten Steinbank nieder.

Eine angenehme Kühle, durch die Landbriſe beſonders unterhalten, wie die Menge hier luſtwandelnder Perſonen, machten den Platz jetzt zu dem angenehmſten Aufenthalte.

Das heute Morgen hier arbeitende und lärmende Publicum hatte ſich zerſtreut, um den Pulperias ihren Tribut zu zollen; ſtatt des früheren Geſchreis tönte von den im Hafen liegenden Schiffen vielfacher Geſang, an welchem man die verſchiedenen Nationen, die Nordamerikaner an dem „Yankee-doodle“ oder „Hail Columbia“, die Engländer am „God save the Queen“, die Franzoſen an der Marſeillaiſe, die Italiener und Spanier am Guitarregeklimper und die Deutſchen an „Schleswig-Holſtein meerumſchlungen“ mit obligater Begleitung der Ziehharmonika, ſehr wohl unterſcheiden konnte. Die Entfernung trug den Geſang, deſſen Vortrag in der Nähe wohl nicht allzu melodiſch tönen mochte, in angenehmen Klängen dem Platze zu, und lange

erfreute ich mich an den mich an die Heimath erinnernden Tönen!

Geraume Zeit saß ich hier, bis mich die Abnahme der an dem Werfte Promenirenden an das Nachhausegehen erinnerte.

Eine Seitenstraße passirend, hörte ich eine gräuliche Musik und lärmende Stimmen aus einem kleinen Hause ertönen. Neugierig trat ich in die halbgeöffnete Thür, wagte aber nicht, wegen der mir entgegendringenden Hitze, wie des entsetzlichen hier herrschenden Negerduftes, in das Zimmer zu treten.

In einer Ecke desselben saßen drei Schwarze, die sich bestrebten, den größtmöglichsten Lärmen vermittelst einer kleinen Guitarre, zweier Maracas[121]) und Gesanges zu entwickeln, was ihnen auch vortrefflich gelang, dem Sänger jedoch ganz besondere Mühe zu machen schien, da er wahrhaft von Schweiß triefte und alle Augenblicke mit einem großen bunten Taschentuche über sein Gesicht und den Wollkopf fuhr, um diese Theile von der Schweißmenge, die sich darüber ergossen, zu befreien.

Eine sehr leicht gekleidete und buntfarbige Gesellschaft beiderlei Geschlechts, deren Mehrzahl jedoch in Negern bestand, füllte das Zimmer, und war eifrig beschäftigt, nach dieser Musik so graciös als möglich zu tanzen. Die Paare bewegten sich dabei nicht in der Runde umher, sondern führten meist auf ein und demselben Flecke ihre seltsamen Bewegungen und Sprünge aus.

Ich beobachtete nur zwei dieser Tänze, die Baduca und den Zapatero, die in dieser Reunion sehr en vogue zu sein schienen, unterlasse jedoch deren nähere Beschreibung, da, wenn auch graziös ausgeführt, dieselben keineswegs unter die decenten zu rechnen sind.

Lange war es mir nicht möglich, meine Geruchswerkzeuge dem das Zimmer durchströmenden piquanten Aroma preiszugeben,

und ich war glücklich, als ich mich wieder auf der Straße befand.

In die Posada zurückgekommen, wo eine Gesellschaft Brandy mit Wasser trinkender, Billard und Domino spielender Dons versammelt war, nahm ich nur noch den üblichen night-cap zu mir, und begab mich auf mein Zimmer.

Die Nacht hatte bereits einige Bewohner desselben hervorgelockt, denn an den Wänden erblickte ich eine ziemlich bedeutende Sammlung lebender Cucarachas [122], wie eines sehr übelriechenden schwarzen Käfers [123], unter welche gemüthliche Gesellschaft sich auch einige Skorpione gemischt hatten. Die Cucarachas flogen vom Lichte aufgeschreckt, durch das Zimmer, andere ihrer Collegen, denen das Tragen von Flügeln noch nicht gestattet war, bewegten sich in größter Schnelle, mit ihrer hornartigen Bedeckung rasselnd, nach ihren Schlupfwinkeln.

Um die Scorpione in das Jenseits zu befördern, lief ich eiligst, mit einem Schuh bewaffnet, nach der Wand; einer derselben war bereits als Opfer der Auswanderungssucht gefallen, als ich auf einmal auf das Heftigste in den linken Fuß gekniffen wurde. Ich erschrak nicht wenig über diesen plötzlichen, sehr fühlbaren Angriff und erstaunte, als ich bei der Beleuchtung eine große blaue Krabbe [124] erblickte, die mit den beiden dicken Scheeren an meinen Fußzehen hing, die sie vor lauter Anhänglichkeit nicht wieder loslassen wollte. Im Augenblicke wußte ich kein besseres Mittel, als ihr den heißen Stearin der in der Hand haltenden Kerze auf ihre Freßapparate zu träufeln, was ihr dermaßen unangenehm vorkam, daß sie schnell beide Scheeren von meinem Fuße losließ, worauf ich einige Schritte zurücksprang und sie eiligst in ihre Wohnung, ein Loch in der Mauer, das ich ihr bei dem beabsichtigten Scorpionenmorde vertreten, retirirte.

Nachdem ich die gekniffenen Stellen mit Salmiakgeist tüchtig eingerieben, löschte ich das Licht aus und bestieg den Catre, auf

dem ich mich ermüdet hinſtreckte. So große Neigung ich zum Schlafe hatte, ließen es doch die zum niederen Thierreiche gehörenden Bewohner des Zimmers nicht ſobald dazu kommen; die Cucarachas begannen in der Dunkelheit ihre ſchwirrenden Flüge durch's Zimmer; ein Verein höchſten Sopran ſingender Zancudos brachte mir dicht vor den Ohren ein Ständchen und einige Mitglieder deſſelben bemühten ſich, vermittels ihrer Stechinſtrumente, mich wach zu erhalten; auf dem ſteinernen Fußboden des Zimmers raſſelten einige große Krabben, unter denen jedenfalls dieſelbe war, die ſich bereits perſönlich bei mir empfohlen, umher, deren eigenthümlichen Geſchmack ich kennen lernte, als ich am andern Morgen zu meiner großen Ueberraſchung mein beim Auskleiden zur Erde gefallenes ſchwarzſeidenes Halstuch aufhob und daſſelbe an vielen Stellen von ihnen zerfreſſen fand. Endlich ſiegte doch die große Müdigkeit und ich verſank, trotz aller dieſer Störungen, in einen tiefen Schlaf, womit ich den erſten in Puerto Cabello verlebten Tag beſchloß.

III.

San Eſteban.

Eine Legua von Puerto Cabello nach Süden, auf der alten Route über die Cumbre del San Hilario nach Nueva Valencia, liegt das ſchöne Thal von San Eſteban, in welchem die in der Küſtenſtadt lebenden ausländiſchen Kaufleute ihre beſcheidenen Landhäuſer haben, in denen ſie einen Theil des Jahres zubringen, um die geſunde kühle Gebirgsluft zu genießen, die trotz der Nähe von Puerto Cabello auffallend verſchieden von dem heißen Klima dieſer Stadt iſt.

Der Weg von der Stadt nach dem lieblichen Thale iſt überaus angenehm und bietet, beſonders dem neuen Ankömmlinge in Süd-Amerika, ein ungemein wechſelndes Gemälde tropiſcher Scenerien dar.

Durch die weite Ebene, die hinter der Stadt bis nach den Vorbergen ſich erſtreckt und in der trockenen Zeit einem gefrorenen bereiften Sturzacker gleicht, in Wirklichkeit jedoch nichts weiter iſt, als der von der Sonne hart gedörrte, mit einer leichten Salzdecke überzogene, zur Regenzeit kaum paſſirbare Moraſt, zieht ſich ein ziemlich breiter Steinweg, der nach den auf ihrer braunrothen, ſteinigen Oberfläche dicht bewachſenen Vorbergen führt.

Dieſe Ebene iſt der Aufenthalt tauſender kleiner Krabben[125], die in dem moraſtigen Erdreich ihre Löcher haben und wie Miniatur-

feuerſpritzen, in ſeitwärts ſchiebender Bewegung hin und her fahren, wenn ſie in ihrer Ruhe geſtört werden, und dabei ihre ausgebreiteten Scheeren, von denen die eine bedeutend größer als die andere iſt, drohend über ſich halten; ein ſehr drolliges Chor, das trotz ſeiner beſcheidenen Größe durch die Poſſierlichkeit ſeines Benehmens Aufmerkſamkeit erregt.

Zu beiden Seiten der Straße liegen zwei Kirchhöfe, deren weiß getünchte, von der Sonne grell beleuchtete Mauern einen wahrhaften Knalleffect gegen das rothbraune Erdreich und die dunkelgrüne Vegetation der nahe liegenden Hügel verurſachen. Der größere Kirchhof zur Linken gehört den Katholiken, der kleine zur Rechten den Proteſtanten, die allein unter den Ausländern zu finden ſind. Ueber letzteren ragen, auf einem 500 Fuß hohen, mit dichtem Gebüſch bewachſenen, ſteilen Hügel die weißen Mauern eines alten, ſpaniſchen Caſtells, der Vigia, empor, jetzt den ankommenden Schiffen als Landmarke dienend, für deren Inſtandhaltung zu dieſem Zwecke jedes einlaufende Schiff eine ziemliche Abgabe unter der Rubrik „Leuchthausgeld" an die Regierung zu zahlen hat.

Das noch wohl erhaltene, mit einem tiefen Brunnen verſehene Caſtell iſt unbewohnt und einzig und allein der Horſt einer ungemein zahlreichen Schaar Zamuros[126]), die von hier mit ihren ſcharfen Kennerblicken und den feinen Geruchsorganen nach irgend einem für ſie intereſſanten Ereigniß, dem Viehſchlachten in der Matanza oder dem Hinſtürzen eines dem Tode nahen, verhungerten Ochſen oder Eſel in der Savane, ausſpähen.

Von den Kirchhöfen an beginnt die Straße allmählich ſich zu erheben, der Moraſt verſchwindet und macht einem braunen, lehmigen und ſteinigen Erdreich Platz.

Längs der langen Kirchhofmauer, an welcher die Straße ſich hinzieht, zwiſchen großen, auf dem Boden dahin ſich windenden Baumwurzeln und an den Stämmen der große Gebüſche

bildenden Cuji's[127]) finden sich unzählige Erdlöcher, aus welchen der Bewohner, ein großer blaugrauer Krabbe[128]), hervorguckt, und um jeden Eindringling in seine Wohnung zu verscheuchen, mit der einen größeren, mehrere Zoll langen und zolldicken geöffneten Scheere den Eingang verschließt. Am frühen Morgen und gegen Abend macht er seinen Spaziergang mit dem er zugleich das Nützliche verbindet und nach seiner Nahrung sucht; wird er dabei gestört, dann schiebt er in größter Behendigkeit ruckweise seitwärts und setzt sich gegen jeden Angriff sofort zur Wehr, indem er, auf den Spitzen der Hinterfüße sich aufrichtend, die große, weit geöffnete Scheere, gleich einem Parasol zur Vertheidigung über sich hält, und in jeden ihm genäherten Gegenstand dermaßen kneipt, daß er daran, ohne loszulassen, in die Höhe gehoben werden kann. Dieser Krabbe wurde früher, von den Spaniern, als große Delicatesse betrachtet, die jetzigen Venezuelaner verschmähen sein Fleisch, da das Thier allen möglichen Unrath, Aas u. s. w. frißt; trotzdem aber wird er in britisch Guayana von Hoch und Gering sehr gern gegessen.

Nur nach und nach beginnt der Weg zu steigen, dichtes Gebüsch, völlig dieselben Pflanzen als auf den Hügeln bei La Guaira, bedeckt die mitunter bis dicht an's Meer tretenden Berge und eine gellende Musik, die durchdringenden, pfeifenden und schwirrenden Töne tausender Cicaden, ertönt im Beginn der Regenzeit aus den feingefiederten Cuji's, welche unter der mehr strauchartigen Vegetation eine vorherrschende Rolle spielen.

Eine Menge Rindvieh läuft im dürftigen Schatten der Gebüsche umher, nach der dem harten, lehmigen Erdboden in spärlicher Weise entsprießenden, kärglichen Nahrung suchend, und der Wanderer wird oft durch einen der wilden Ochsen erschreckt, der brüllend und mit den Vorderfüßen die Erde scharrend ihm den Weg vertritt.

Der Weg wird immer steiler, die Berge rücken immer näher

aneinander und zwischen ihnen hindurch, in einer Höhe von 250 Fuß, führt der Weg nach dem dahinter liegenden Thale. Von dieser Höhe, der Porta chuela, genießt man eine wunderschöne Aussicht auf die von der Sonne grell beleuchteten weißen Häusermassen von Puerto Cabello, das Castell mit dem Hafen und das tiefblaue Meer.

Einzig durch dieses Bergthor ist der Seebrise der Eintritt nach dem Thal von San Esteban gestattet.

Der Weg führt nun bergab, zur Linken an einer Berglehne entlang, während er zur Rechten nach der Ebene zu abstürzt und über das niedere Gebüsch hinweg eine hübsche Aussicht auf die in der Ferne bei Paso real liegenden, hellgrünen Zuckerrohrfelder darbietet. Hier vermischt sich das die Berge bedeckende dornige Gebüsch bereits mit höherem, dunkelgrünem Baumwuchs, unter denen der Guayacan[129] mit seinen gelben Blüthentrauben und die mit hellen goldgelben Blüthenbüscheln über und über prangende Flor amarilla einen prächtigen Anblick gewähren.

Sehr bald gelangt man in die Ebene, in welcher der Weg, am Fuße der Berge entlang sich windend, dahinläuft. Zur Rechten schlängelt sich ein kleiner Bach, besetzt mit langwedeligen, fruchtbeladenen Cocospalmen, während zur Linken eine schöne Vegetation von Mimosen und üppigen Gebüschen der herrlichen Tacsonia erecta Karst. mit prachtvollen, orangefarbenen Blüthenrispen sich befindet, an denen die üppigen Ranken der schönen Aristolochia picta Karst. mit ihren großen leuchtend blau und purpur schillernden Blüthen und den sonderbaren netzartigen Fruchtsäcken empor sich winden.

An der Berglehne aus dem niederen Gebüsch erheben sich große schirmförmig ausbreitende Cäsalpinien und mit weinbeerenähnlichen Fruchtdolden geschmückte Caujares[130], an deren Stämmen die fleischigen Stengel der Vanille mit ihrer Fülle langer dicker Blätter und zwischen den Blattstielen hervorragen-

den, langgeröhrten weißen Blüthen, welche die Luft mit ihrem Wohlgeruche erfüllen, emporrankt.

Bei einer Wendung des Weges öffnet sich die Gegend, eine Trapiche[131]) steht zur Linken, während zur Rechten ein Wohnhaus liegt; beide Gebäude sind im Verfall begriffen, obgleich theilweise noch bewohnt. Die Trapiche ist ein großes steinernes, mit Hohlziegeln gedecktes Gebäude, das auf einer Anhöhe liegt; steinerne Treppen führen in die vor demselben befindliche Veranda. Die dabei stehende eigentliche Zuckermühle ist gänzlich im Verfall.

Sehr angenehm contrastiren mit diesen ruinenartigen Gebäuden die schönen jungen Creolinnen, welche in rocking chairs sich wiegend, an einigen gezähmten Papageien ihre heitere Laune auslassen. Die Mädchen sind sehr hübsch, von blasser, ein klein wenig in's Gelbliche fallender Gesichtsfarbe, mit großen schwarzen, feurigen Augen und rabenschwarzem Haar, welches, da sie eben aus dem Bade gekommen, in seiner ganzen Länge und üppiger Fülle die schönen tadellosen Formen des Oberkörpers umwallt.

Dicht am Wege, unweit der Trapiche, erheben sich zwischen den Cocospalmen zwei Prachtexemplare der Palma Mapora[132], welche durch ihre regelmäßigen, stolzen Formen unter der Palmenwelt das repräsentiren, was die kurz zuvor bewunderten, herrlich geformten, bildschönen Creolinnen unter der Frauenwelt vorstellen, die edelsten Schöpfungen der Natur!

Die dicken, glatten, grauen Stämme der Mapora mit dem glänzenden, wie mit Firniß überzogenen, aufgeschwollenen Carnieße, welcher von der den Stamm umfassenden Basis der Blattstiele gebildet wird, erheben sich wohl 70 bis 80 Fuß, bevor ihre großen, mit langen Fiederblättchen geschmückten Wedel nach allen Richtungen hin in größter Fülle sich ausbreiten. Das Parenchym der zugespitzten Fiederblättchen ist von so zarter Beschaffenheit, und der lange Blattstiel, an welchem sie sitzen, so elastisch, daß der geringste Luftzug hinreicht, die langen Wedel, auf denen die

Sonnenſtrahlen in blendendem Glanze reflectiren, in ſteter ſpielender Bewegung zu erhalten.

Dicht unterhalb des grünen Carnießes brechen die kurzen cylinderförmigen Blüthenkolben hervor, welche kurz vor der Entfaltung der Blüthe aufplatzen und die in dicken, ſchneeweißen Kluſtern an der elfenbeinernen Spindel ſitzenden Blüthen hervortreten laſſen, die jedoch ſehr ſchnell verblühen, um den kleinen runden Beerenfrüchten Platz zu machen.

Zugleich bei dieſem Symbol des Lebens und der Fruchtbarkeit hängen die alten abgeſtorbenen Blätter herab, die noch längere Zeit, vom Winde hin und her bewegt, durch die Reibung der vertrockneten Fiederblättchen und Blattſtiele am Stamm eine kreiſchende Muſik ertönen laſſen, bevor ſie unter raſſelndem Geräuſch zur Erde fallen.

Die zuſammengerollte, lederartige Baſis des Blattſtieles wird von der ärmeren Volksklaſſe ſorgfältig geſammelt und, um ſie ganz flach zu drücken, auf der convexen Seite mit Steinen beſchwert und in der Sonne getrocknet, worauf ſie unter dem Namen „Yagua“ zu Hüttenwänden benutzt wird.

Die im Inneren des Blattſtielcarnießes liegenden unentwickelten Blätter, welche im Querdurchſchnitt den Anblick einer ſchönen, ſtreng ſymmetriſchen Zeichnung gewähren und in ihrer reinen Weiße und dem matten Glanze mit dem ſchönſten Elfenbein wetteifern, werden unter dem Namen palmiche[133]) zu Pickles benutzt. Ihr Geſchmack iſt ein wenig adſtringirend, ſonſt aber mußartig und dem der Bertholletia- und Caryocasnüſſe ähnlich.

Nicht weit von den zwei hohen Mapora ſteht eine junge Palme derſelben Art, die in Regelmäßigkeit und Schönheit ihres Stammes der ſchönſten Drechslerarbeit zur Seite zu ſtellen iſt. Dicht über dem Boden iſt ihr Stamm, auf's Regelmäßigſte gerundet, dick angeſchwollen, verdünnt ſich jedoch ſehr bald, um dann wieder dick anzuſchwellen und wieder ſich zu verengen, worauf

dann der lange, unten ſanft aufgetriebene Blattſtielaufſatz mit der ſchönen Wedelkrone ſich erhebt. So ähnelt der Stamm der jungen Mapora einem großen polirten Kegel, der in ſeiner kaſtanienbraunen Färbung, auf welcher die grauen glatten, regelmäßig ſtehenden Blattringe wunderſchön ſich abheben, mit dem glänzend hellgrünen Carnieße einen entzückenden Anblick gewährt

Bei einer Windung des Weges ſteht wiederum ein Gebäude, aus Lehmwänden erbaut, und theilweiſe mit Ziegeln, theilweiſe mit Palmblättern gedeckt.

Die an der, mit einer dürftigen Veranda verſehenen, Vorderſeite halb durchbrochene Wand, deren Stelle ein großer Bretterladen vertritt, der am Tage nach außen zu aufgeklappt als Schänktiſch dient, zeigt an, daß hier eine Pulperia iſt, was der Anblick der unter der Veranda befindlichen, in zerlumpte Kleidung gehüllten, ſchwarzbraunen Murillogeſtalten beſtätigt.

Verſchiedene ſchwarze Jungen, mit halbem Hemde und halbem Hute bedeckt, treiben mit Malojo[134]) beladene Eſel vor ſich her nach der Stadt; die Eſel ſind dermaßen mit den grünen Pflanzen beladen, daß nur ihre Köpfe und Füße zu ſehen ſind, was von hinten ſehr poſſierlich ausſieht, da man einzig und allein nur einen bis zur Erde herabreichenden, hin und herwackelnden, grünen Pflanzenhaufen, der von ſelbſt ſich fortbewegt, zu erblicken vermeint.

Zur Rechten des Wegs nimmt ein ſehr großes Platanal[135]) die ganze Breite des Thales, bis zu dem, daſſelbe der Länge nach durchziehenden Fluſſe, Rio San Eſteban, ein. Mehre Tauſend von Platanos und Cambures ſtehen hier in lange Reihen gepflanzt und geben der Landſchaft durch die ſchönen, mit langen, breiten, ſeidenglänzenden Blättern gezierten Blattkronen ein ächt tropiſches Anſehen.

So ſchön auch und imponirend die Banane und der Piſang einzeln und in kleinen Gruppen durch ihre ungeheuren, atlas-

artigen, graciös getragenen Blätter aussehen, so verliert ihr Anblick seinen Reiz ungemein, wenn sie in großen Massen, wie hier, zusammenstehen, nicht allein durch die vielen vom Winde in schmale Streifen zerrissenen Blätter, vorzüglich aber durch die Einförmigkeit, welche in einem solchen sich völlig gleichenden Blättermeere herrscht, während eine kleine Gruppe dieser schönen Gewächse, auch wenn deren Blätter durch den Wind beschädigt sind oder zum Theil vertrocknet herabhängen, durch den Gegensatz zu der anderen sie umgebenden Vegetation, besonders zu Mimosen, Baumfarn, Palmen und Bambus von herrlicher, überraschender Wirkung ist.

Dieselbe Bemerkung gilt eben auch von den großen Cocales[136], die durch ihre Monotonie das Auge ermüden.

Die Stämme der Platanos und Cambures, von denen in Venezuela allein an dreißig verschiedene Varietäten existiren, unter welchen die Dominicos den Uebergang der beiden Hauptarten bilden und die Cambure de tierra[137]) die kleinste und delicateste Frucht liefert, werden, sobald ihre Früchte der Reife sich nähern, kurz am Boden umgehauen und die Früchte der Platanos noch in unreifem Zustande, entweder geröstet oder in dem Lieblingsgericht der Venezuelaner, der Sancoche, gekocht, genossen.

Außerdem wird die Fruchttraube der Platanos der Nachreife überlassen und dann in reifem Zustande, in Fett gebraten oder geröstet, gegessen; in rohem Zustande wird sie als der Gesundheit schädlich und Fieber und Ruhr erzeugend, von den Venezuelanern nicht genossen, wohl aber von den Brasilianern, bei denen sie oft als Dessert zur Tafel kommt.

Die Frucht der Cambure wird nur roh gegessen, weshalb man die abgehauenen unreifen Fruchttrauben in den Wohnungen nachreifen läßt; würde man sie am Stamme reifen lassen, so würde ein großer Theil derselben noch vor der Ernte von Fleder-

mäuſen[138], Ratten, Vögeln, Inſecten, die ſämmtlich darnach ſehr lüſtern ſind, verzehrt werden.

Aus dem Wurzelballen der umgehauenen Pflanzen ſind bereits zur Zeit, daß die Stammpflanze Frucht anſetzt, neue Schößlinge emporgewachſen und entſtehen fortwährend deren neue, die nach einjährigem Wachsthum Früchte bringen, ſo daß in Zeit von mehren Jahren ein Stamm oft um das Zwanzigfache ſich vermehrt hat.

Der Platano vertritt nächſt der Caſſave und dem Mais die Stelle des Brotes in Venezuela, da meiſt nur die Ausländer das von importirtem Weizenmehl gebackene Brot eſſen, die eingeborenen Venezuelaner hingegen, ſelbſt die Vornehmſten, aus Patriotismus daſſelbe verſchmähen und dafür das Landesbrod, platanos assados[139]), tortas de Cassave[140]) oder Arepa[141]) genießen.

Der Anbau von Platanos im Großen, beſonders in der Nähe einer Stadt, iſt ſehr gewinnbringend und wird deshalb auch von vielen Haciendados[142]) unternommen, welche dieſe Pflanzen, ihrer ſchattengebenden Blätter und des ſchnellen Wachsthums wegen, zum Schutz gegen die unmittelbaren Sonnenſtrahlen zwiſchen die neuen Anpflanzungen junger Caffee- und Cacaobäumchen ſetzen und in dieſer Weiſe von ihrem Terrain doppelten Gewinn ziehen. — — —

Am Rande des Weges, dicht bei dem Eingange in das Platanal, ſteht ein ſehr hoher Jabillo[143], mit ſtark dornigem Stamme von bedeutendem Umfange. So angenehm dieſer ungemein ſchnell wachſende Baum durch ſeinen dichten Schatten iſt, von ſo nachtheiligem Einfluſſe iſt der milchige Saft wie der Same deſſelben auf den menſchlichen Körper.

Sein Lieblingsplatz iſt am Waſſer, wo er ungemein üppig gedeiht und es iſt anerkannt im höchſten Grade ungeſund, von dem Waſſer in ſeiner Nähe, beſonders wenn es langſam fließend oder gar ſtillſtehend iſt, zu trinken, da durch die Zerſetzung der

darein gefallenen Blätter oder anderer Theile des Baumes, der in denselben enthaltene giftige Saft sich auflöst und das Wasser, wenn auch in geschwächtem Maße, vergiftet. Eine Thatsache bleibt es, daß die in der Nähe solchen Wassers Wohnenden, welche sich desselben zum Trinken bedienen, anhaltend von intermittirenden Fiebern heimgesucht sind. Der milchige Saft des Baumes ist den Augen ganz besonders schädlich und erregt die schlimmsten Augenentzündungen, wenn er auf irgend eine Weise in diese zarten Organe gelangt. Noch nachtheiliger wirkt der genossene Same auf den Menschen, während er den Säugethieren, wie Affen, Laba's und Aguti's, deren Lieblingsspeise er ist, nicht im Geringsten schadet.

Daß die Frucht bei der Reife mit einem Pistolenschuß ähnlichen Knalle zerplatzt, wie in mehren Beschreibungen des Sandbüchsenbaumes angegeben, ist durchaus nicht der Fall, sie zerspringt allerdings, jedoch unter weit geringerem Geräusch und schleudert die einzelnen Fruchtfächer weit umher. —

Das Thal verengt sich immer mehr und bald nimmt ein hoher Wald den Wanderer in seinem Schatten auf.

Der Wald ist, in Süd-Amerika gewiß ein sehr seltener Fall, von Menschenhand angepflanzt und besteht nur aus einer einzigen Baumgattung, dem Buscare[144], der mit seinen leuchtend scharlachrothen Blüthenrispen, die in solcher Fülle erscheinen, daß sie die zur Blüthenzeit des Baumes sehr geringe Belaubung völlig verdecken, einen herrlichen Anblick gewähren.

Dieser Baum wird in allen Cacao- und Caffeeplantagen angepflanzt, um diesen Culturpflanzen den nöthigen Schatten zu geben, ohne den sie nicht gedeihen können und er ist durch seinen schnellen Wuchs und die dichte Belaubung für diesen Zweck am geeignetsten. Zwei Arten, die Erythrina umbrosa und E. dubia, erstere mit starken Dornen am Stamme und den Aesten

verſehen, werden wegen ihrer bedeutenden Höhe am meiſten hierzu benutzt.

Der hier ſich weit dahinziehende Wald von Buscare beſchattet eine Cacaoplantage, deren Pflanzen in regelmäßigen Reihen unter dieſem ſtehen.

Die Cultur des Cacao iſt in Venezuela jedenfalls ſehr gewinnbringend, da ſie, was in dieſem Lande ſehr in Anſchlag zu bringen iſt, weniger Arbeitskräfte als andere ähnliche Culturen erfordert und der Cacao ſtets in hohem Preiſe ſteht.

Eine ſolche Plantage erfordert jedoch bei weitem größere Beaufſichtigung und Pflege als eine jede andere, ſelbſt die Caffeepflanzungen, und die Ernte des Cacao iſt dabei äußerſt unſicher. Zu große Feuchtigkeit ſchadet dem Baume ebenſo als lang anhaltende Dürre, obgleich erſtere zu ſeinem Gedeihen unbedingt nothwendig iſt und der Baum nur in der Nähe von Flüſſen oder Bächen gedeiht, wo er in zu trockener Zeit durch künſtlich gezogene Gräben bewäſſert oder das ganze Terrain auf kurze Zeit unter Waſſer geſetzt werden kann.

Er wächſt ziemlich ſchnell, bringt jedoch erſt in 8 bis 10 Jahren Früchte, ein Hauptgrund, weshalb deſſen Anbau weniger betrieben wird; er treibt alsdann mit ungemeiner Kraft und ſeine Blüthen brechen nicht nur überall aus dem Stamme und den Aeſten, ſondern ſogar aus den holzigen, über die Erde ragenden Wurzeltheilen hervor.

Den Früchten wird von Säugethieren, Vögeln und Inſecten ſehr nachgeſtellt und dadurch, wie durch ſchlimme Witterung, beſonders durch plötzliches Herabſinken der Temperatur, die Ernte oft ſehr beeinträchtigt. Die Ernten des Cacao finden jährlich zweimal ſtatt, im Juni und December, in beſonders günſtig gelegenen Haciendas geſchehen ſie alle 3 Monate.

Die aus der großen, dicken, purpurbraunen Fruchtſchote herausgenommenen Samen, von denen jede Frucht einige dreißig

enthält, die in eine weißliche, viel Feuchtigkeit besitzende Substanz gehüllt sind, werden in einen großen, eigends dazu hergerichteten, am Boden mit Rinnen versehenen, gepflasterten Raum geschüttet, worauf das Mark in Gährung übergeht und die daraus tretende Feuchtigkeit durch die Rinnen abfließt.

Hat sich die Feuchtigkeit sehr vermindert und sind die sich schnell entwickelnden Keime des Samens durch die Gährung vernichtet, dann werden die Samen in Ziegelmehl herumgewälzt, welches die noch vorhandene Feuchtigkeit aufsaugt und die Bohnen auf großen Tennen[145]) in der Sonne getrocknet, was sehr schnell und vorsichtig geschehen muß, damit sie nicht durch Regenschauer verdorben werden. Gut getrocknet erhalten sie sich an einem trockenen Orte längere Zeit gut, obwohl sie an ihrem Oel und der Kraft schnell verlieren.

Die bedeutendsten Cacaopflanzungen in Venezuela sind in der Provinz Caracas, besonders an der Küste bei Caravellada, ferner bei Puerto Cabello, den Thälern von Cupira, bei San Felipe, Barquisimeto, Guigue und Uritucu, und der hier gewonnene Cacao, der im Handel als der von Caracas bezeichnet wird, nimmt den ersten Rang unter allen Cacaosorten ein Er wird meist nur nach Spanien verschifft, sehr wenig davon kommt nach Italien und Frankreich.

In Venezuela selbst wird, besonders von Creolen, viel Cacao, jedoch ohne jeglichen Zusatz von Gewürzen, verbraucht; man kauft die kleinen, runden, von purem Cacao gefertigten Kuchen auf den Märkten und in den Pulperia's zu sehr billigem Preise.

Ein Cacaohacienda gewährt einen lieblichen Anblick, die reizend blaugrüne dichte Belaubung, deren lange Blätter im zarten Alter in goldgelber und purpurner Farbe prangen, der glatte graue, mit schönen grünspangrünen und carminrothen Flechten[146]) gezierte Stamm, mit den in kleinen Büscheln daran sitzenden zierlichen, röthlichen Blüthen und den 9 Zoll langen, 3 bis 4 Zoll

im Durchmeſſer haltenden, unreif blaugrün und goldgelben, reif dunkelpurpurrothen Fruchtkapſeln behangen, Alles vereinigt ſich, um in dieſem Baum das getreue Bild üppigſter Vegetationskraft und Pflanzenſchönheit zu zeigen. Die zwiſchen den niedrigen Baumreihen des Cacao ſich erhebenden theils dornigen, theils glatten Stämmen des Buscare, an welche das bis an deren Gipfel kletternde Dracontium pertusum mit durchbrochenen Blättern dicht ſich anſchmiegt, breiten ihr ſchattiges Schirmdach über die Pflanzung und ſchwarz und goldgelbe Caſſicus, wie Schaaren grüner Perikito's, die zur Zeit der Fruchtreife des Cacao hier ihren Aufenthalt haben, bringen durch ihr Geſchrei Leben in das ſchöne Vegetationsbild.

Auf dem Boden, zwiſchen den Stämmen, bewegt ſich ein ſechs Zoll breites, dunkelbraunes, ſcharlachroth geſtreiftes, endlos ſcheinendes Band daher; es ſind Vachacos[147]), braune Ameiſen mit großem Kopf und Zangen, welche ſich damit beſchäftigen, den Blüthenflor der Buscares zu zerſtören, von welchem jede ein großes Stück der ſcharlachrothen Blüthe in den Zangen emporgerichtet, trägt, um es nach ihrem umfangreichen, von rothem Lehm und Sand aufgeworfenen Neſte zu bringen.

Wehe dem Thiere oder dem menſchlichen Fuße, welche dieſes Band unterbrechen! im Nu ſind ſie von den gereizten Thieren bedeckt, die mit ihren ſchmerzhafteſten Biſſen auf's Empfindlichſte ſich rächen, größere Schlangen und Fröſche in kurzer Zeit tödten und, zu großen Haufen vereint, deren lebloſe Körper unter bewunderswerther Kraft und Ausdauer nach ihrem Neſte bringen. — — —

Zum Schutz der Cacaohacienda zieht ſich längs der Straße eine lebendige Hecke von limoncitos[148]), deren kleine, angenehm ſäuerliche ſehr aromatiſche Früchte in Venezuela die Stelle der Citronen vertreten.

Der Weg führt an den Gebäuden der Cacaohacienda vorbei

und nach einer kurzen Windung liegt das Thal von San Esteban in seinem ganzen Reize vor den Blicken des Wanderers ausgebreitet. Zu beiden Seiten erheben sich ziemlich schroffe, wohl an 2000 Fuß hohe Berge, die nach Süden zu immer mehr und mehr ansteigen und im Hintergrunde als schön geformte Gebirgsmassen sich aufthürmen, unter denen die hohen, steil abfallenden, in weite Ferne glitzernden Felsenmauern des seltsam geformten burro sin cabeza[149], wie der 5500 Fuß hohe Kamm (cuchilla) der Cumbre del San Hilario am Meisten imponiren.

Sämmtliche Gebirgsmassen sind bis zu ihren Gipfeln mit der üppigsten Vegetation bedeckt und in den Contouren, selbst der entferntesten, heben sich gegen die reine Atmosphäre die auf langen schlanken Stämmen über die dichte, in ihren wellenförmigen Linien wenig unterbrochene Laubdecke emporragenden herrlichen Palmenkronen scharf gegen den tiefblauen Himmel ab.

Am rechten Ufer des in diesen Gebirgen entspringenden Rio de San Esteban, der durch die ganze Länge des Thales sich windet, ziehen sich die Landhäuser der in Puerto Cabello lebenden Ausländer, wie die Hütten der farbigen Eingeborenen in einer Ausdehnung von einer halben Legua hin.

Die einstöckigen Häuser der ersteren sind in der einfachen Bauart des Landes, aus weißen Steinwänden mit Hohlziegeldächern, theilweise mit Veranda's umgeben, erbaut und liegen in schön angelegten, sorgfältig unterhaltenen Gärten. Herrliche Gruppen Cocos- und Maporapalmen, Bananen, Brodfruchtbäume, Mangos, Guayabas, Papayas, Paraisos[150] vereinigen sich um sie zu prächtigen Pflanzengruppen und schaffen die anmuthigsten, echt tropischen Vegetationsbilder.

Die mit Palmendächern versehenen Lehmhütten der Eingeborenen, inmitten der üppigen, großblättrigen, glänzenden Riesen-Vegetation gelegen, mit der Staffage halbnackter, brauner, wild aussehender Männergestalten oder in helle Zeuge leicht gekle-

deter, ſchön geformter, farbiger Mädchen mit ſchwarzen feurigen Augen und lang herabhängenden, ſchwarzen Haaren liefern dem Maler die herrlichſten Studien ſüdamerikaniſcher Scenerie. - -

Mit inniger Freude über das reizende Landſchaftsgemälde bezog ich das durch die Güte eines der bedeutendſten Kaufleute in Puerto Cabello für die Zeit meines Aufenthaltes in dieſer paradieſiſchen Gegend mir überlaſſene Landhaus.

Alles hier war mir intereſſant und neu, der Anblick der impoſanten Gebirgsformen, die reizende Vegetation, die ſeltſame Thierwelt und die dunkelgefärbten Menſchen mit ihren eigenthümlichen Manieren und der fremden Sprache!

Der erſte Blick, den ich kurz vor Sonnenaufgang, aus dem Hauſe in die Veranda tretend, in's Freie that, galt dem koloſſalen Gebirgszuge im Hintergrunde.

Graue Wolken lagern an den Abhängen deſſelben, nur die kühn geformten Gipfel heben in tiefer Bläue von dem hellgrauen Horizonte ſich ab. Nicht der mindeſte Luftzug ſpielt in den Wedeln der Cocospalmen, welche in wirrem Durcheinander in der Nähe meiner Wohnung ſich erheben und den Fuß der Gebirge verdecken.

Bald beginnt das Grau des Himmels im Oſten lichter und lichter zu werden, ein gelblicher Glanz taucht hinter dem Gebirge auf und breitet von da immer mehr und mehr ſich aus, bis das frühere Grau völlig verſchwunden und ein ſanftes reines Blau an deſſen Stelle getreten iſt.

In Oſten wird der gelbe Glanz von Secunde zu Secunde intenſiver, bis endlich der blendende Feuerball der Sonne über den Gebirgen in die Höhe ſteigt.

Der Tag iſt angebrochen!

Im Nu ändert ſich die vorher düſtere eintönige Beleuchtung der Landſchaft.

Die am Gebirge lagernde horizontale Wolkenſchicht prangt

mit ſchönen goldgelben Rändern, während das Grau in durchſichtiges Azur ſich verwandelt; die düſtere Färbung der Berge macht einem ſchönen mit Purpur vermiſchten Ultramarinblau Platz und das frühere Grauweiß der ſchroffen Felswände geht an den von der Sonne erleuchteten Zacken und Abſtürzen in ein zartes röthlich angehauchtes Gelb über, während deren dunkle Partien in ſanftem Purpurblau prangen.

Durch die dunkelblaugrünen Laubmaſſen des Gebirgskammes ziehen lange Streiflichter ſich hinab in die noch in tiefe Schatten gehüllten Quebradas[151]), deren zahlreichen Cascaden hellblaue Nebelwölkchen entſteigen, welche, noch bevor ſie die Höhe des Gebirges erreicht haben, in der reinen Atmoſphäre verdunſten.

Schon dringen einzelne Sonnenblicke in die Tiefe des Thales, die Gipfel der Palmen färben ſich gelb und reflectiren blendend die aufgefangenen Lichtſtrahlen, die hohen Uferbäume mit ihren tauſend an ihnen die Kreuz und Quer umher und herabhängenden Bejucos[152]) erhalten am dunklen Saume ihrer dichtbelaubten Wipfel einen prächtigen Lichtglanz, nur der in ſeinem ſteinigen Bett zwiſchen großen Felsblöcken dahinrauſchende Fluß mit ſeiner ſchönen, niedrigen Ufervegetation von fächerblättrigen Caña brava[153]) und großblättrigen Scitamineen iſt noch in ein reizendes clair obscur gehüllt.

Die Thierwelt wird munter!

Aus dem dichten Gebüſch hinter dem Hauſe ertönen die ſonderbaren, lauten Stimmen der faſanähnlichen Huacharacas[154]), Schaaren grüner Papageien fliegen kreiſchend von ihren Neſtern, den Stammhöhlen der Buſcares der Hacienda, der nahen Montaña[155]) zu, um die mit Früchten beladenen Bäume aufzuſuchen oder in die an den Gebirgslehnen liegenden Maisfelder einzufallen: von der Montaña herab ertönt das Regen verkündende laut trommelnde Geheul einer Heerde rother Araguatos[156]) und das weithin ſchallende Brummen des gehaubten Pauji[157]).

Ein Bad am frühen Morgen in dem kühlen Flusse, nach der im heißen Zimmer zugebrachten Nacht ist ein Haupterforderniß zur Erfrischung und Stärkung des Körpers und der kurze Spaziergang von wenigen Minuten bringt mich an das Ufer des Rio de San Esteban.

Dicht stehende Gruppen von 15 Fuß hohem, fächer- und fiederblättrigem Caña brava, durch die Strömung des Wassers, aus welchem es sich erhebt, auf dem dünnen, rohrartigen Schafte hin und her schwankend, überragt von der, auf hohem Stengel sanft erzitternden, schneeweißen, schleierähnlichen Blüthenfahne; niederes Gebüsch des palmenblättrigen Carabobo[158]), pisangblättrige Heliconien[159]) mit scharlachrothen Blüthenscheiden, üppige, großblättrige Bananenstauden, über denen die Riesenstämme des Higuerote[160]) sich erheben, mit ihren wagerecht ausgebreiteten Aesten und dem dichten Blätterdache, in welches sich die blattlosen, zähen Stängel unzähliger Bejucos, meist den Bignonien angehörend, hinaufgewunden haben und ihre mehrzähligen Blätter und großen, rosafarbenen Blüthenbüschel mit der lederartigen glänzenden Belaubung des Feigenbaumes vermischen; Alles dies steht hier in üppigster Fülle durcheinander.

Prächtige Castaños[161]), aus der roßkastanienähnlichen, dichten Belaubung ihre großen, weit geöffneten Blumenkronen, mit dem dichten Büschel langer goldgelber und carmingefärbter Staubfäden, streckend, mit den kindskopfgroßen, dunkelzimmtbraunen Früchten behängt, beschatten herrliche, mit feinen federbuschähnlichen Wedelkronen prangende Gruppen von Corozopalmen[162]) und vollenden das prächtige Bild der üppigen Ufervegetation.

Das ungemein breite Flußbett ist mit Felsblöcken der verschiedensten Größe angefüllt, zwischen und über denen das silberklare, kühle Wasser rauschend dahin strömt, das jedoch jetzt, in

der trockenen Zeit, von geringer Tiefe iſt und das Bett des Fluſſes kaum zur Hälfte in Anſpruch nimmt.

Das Baden ſelbſt, bei der ſo früh noch herrſchenden kühlen Temperatur der Luft und des Waſſers iſt auf den Körper von angenehmſter Wirkung und würde nicht ſo ſchnell beendet worden ſein, wenn nicht ſofort nach dem Eintritt in's Waſſer Schaaren winziger, mit ſchwarzen Punkten gezierter, forellenartiger Fiſche meinen Körper umringt und mit ihren zwar wenig ſchmerzhaften, jedoch ein unangenehmes Gefühl verurſachenden Biſſen beläſtigt hätten, die beſonders den, von Zancudoſtichen aufgeſchwollenen, Hautſtellen galten.

Dieſe kleinen Fiſche, die ich auch in den Flüſſen Guyana's und Braſilien's angetroffen habe, ſind nicht zu verwechſeln mit den durch ihr ſcharfes Gebiß gefährliche Wunden verurſachenden Caribes, Piraïs oder Piranhas[163], welche in den Flüſſen und Caños der Llanos von Venezuela, wie aller Flüſſe des Innern vom tropiſchen Süd-Amerika, in großer Menge vorkommen und mit den tembladores[164] und rayas[165] dieſe Gewäſſer für Menſchen und Thiere ſehr unſicher machen.

Auf's Angenehmſte erfriſcht begebe ich mich nach der ſchattigen Veranda des Hauſes zurück.

Die Sonne hat ſich bereits hoch erhoben und ſendet über das ganze Thal ihre heißen Strahlen.

Um die weißen Blüthen des Mamon[166] und Pomarosa ſchwirren in großer Menge, Nachtſchmetterlingen gleich, ultramarinblaue und grüne Certhia-Arten[167], vereint mit laut ſummenden Colibri's, die mit ihren dünnen ſchlanken Schnäbeln die in den Blumen befindlichen kleinen Inſecten herausholen.

Schwarze, wollköpfige Buben, braune, ſchmutzig ausſehende und noch ſchmutziger gekleidete Kerls, junge Mädchen, aus deren braunen Geſichtern die ſchwarzen Augen feurig blicken, mit den weißen Blüthen des Jasmin[168] in den blauſchwarzen Haaren,

kommen langsam in dem von großblättrigen Brodfruchtbäumen tiefdunkel beschatteten Gartenwege entlang und nähern sich der Veranda, dem Señor naturalista irgend eine Naturmerkwürdigkeit zum Verkaufe anbietend. Bald ist es ein kleiner Caiman, der an eine Stange gebunden, von zwei Mann getragen wird, bald eine Schlange, die an einer um den Hals gelegten Schlinge am Ende eines Stockes hängt oder, wenn sie zu groß, auf dem Boden nachgezogen wird, bald eine große Kröte[169]), von der ich selbst mehre gewaltige Exemplare zu meinem größten Ekel in den Winkeln des Zimmers umherkriechen habe oder es sind Eidechsen, lange schwarze Julus, Velostoma, Buschspinnen, Blatta's oder gar von den Mädchen mit feinen langen Stacheln der Corozopalme durch die Flügel, anstatt durch den Leib, an Magueystücke festgesteckte große, schmählich lädirte Schmetterlinge[170]).

Ein Haufe müßigen Volkes begleitet die Raritäten-Verkäufer, welche stets einen hohen Preis für die gewöhnlichsten Sachen fordern, sich aber, nach langem Handeln, auch mit einer Kleinigkeit zufrieden stellen, besonders wenn diese von einem tragito[171]) begleitet wird.

War jedoch eine Uebereinkunft wegen des Preises nicht möglich oder wurde der Kauf wegen allzuschlechter Beschaffenheit der Waare zurückgewiesen, dann wurde sie, wenn lebend, vom Eigenthümer getödtet oder verstümmelt, nicht sowohl aus Aergerniß, sondern damit sie, nach dem Weggehen des Verkäufers, nicht in guter Beschaffenheit in meine Hände fiele, und dann erst ging murrend die Bande ab. —

Der Wind beginnt sich zu erheben; er treibt sein Spiel mit den langen Wedeln der Cocospalmen und den seidenartigen Blättern der Bananen und schüttelt die Früchte aus den leichten, graciösen Laubkronen der Guayabas und den von großen, auf starren, sonderbar gewundenen Aesten sitzenden, eingeschnittenen

Blättern gebildeten dichten Laubdache der Brodfruchtbäume, welche unter dumpfem Geräuſch ſchwerfällig zur Erde fallen.

Große leuchtend blaue Schmetterlinge, der Morpho Menelaus, fliegen langſam auf und nieder tanzend, im Schatten der Bäume dahin, ihrem Lieblingsaufenthalte, dem dunklen Ufergebüſch zu und gleich einem Zeugmuſter nett gezeichnete Ageronia Feronia verfolgen einander im ſchnellen Fluge mit laut klapperndem Geräuſch unter dem dunkelgrünen Laubgewölbe und ſetzen ſich in aller Eile, um ein wenig auszuruhen, mit flach ausgebreiteten Flügeln an die weißgrauen, rieſigen Stämme der Brodfruchtbäume oder die gelbbraunen, glatten Guayabaſtämme.

Unter dem Dache der Veranda ſitzen ſchlafend, mit ausgebreiteten Flügeln, große graue, mit dunklen Wellenlinien gezeichnete Nachtſchmetterlinge[172] und ſchweben, aufgeſchreckt, in ſchnellem Fluge, gleich Fledermäuſen, dahin, um bald wieder an den im dichteſten Gebüſch ſtehenden Baumſtämmen ſich feſtzuſetzen.

Senkrecht ſteht die Sonne über der ſchönen Landſchaft und die Hitze beginnt bald läſtig zu werden.

Dichte Wolkenmaſſen thürmen am fernen Horizonte ſich auf und umlagern die hohen Gebirge, deren kühn aufſteigende Gipfel nur zuweilen aus dem Nebelmeere in die Höhe tauchen.

Eilends überziehen ſie das tiefblaue Himmelszelt, verhüllen den glühenden Feuerball der Sonne und verſetzen auf kurze Zeit die Natur in tiefes Schweigen.

Der fröhliche Geſang der Vögel, die zirpenden und ſchrillenden Töne der Heuſchrecken und Cicaden ſind verſtummt und nur das Geheul der Araguatos läßt ſich aus den Waldungen des Gebirges hören.

Der Wind erhebt ſich ſtärker und geht bald in Sturm über, der in dumpfen Tönen durch das Thal dahin ſauſt.

Die Wipfel der Palmen, die Kronen der Bananen, ein

leichtes Spiel des Sturmes, werden nach einer Seite zu tief niedergedrückt, das dichte Laubdach der vor dem Hauſe ſtehenden Fruchtbäume wird gewaltſam auseinandergeriſſen, vertrocknete Cocoswedel und Brodfruchtbaumblätter, Maſſen halbverwelkter Blüthen, dürre Aeſte trägt der Sturm im Fluge dahin.

Immer tiefer ſenken die Wolkenmaſſen in's Thal ſich herab und anſtatt der herrlichen tropiſchen Beleuchtung, die noch kurz zuvor der lieblichen Landſchaft ihren zauberiſchen Reiz verlieh, erblickt man jetzt das Grau in Grau gemalte Bild empörter Natur.

Ein ſeltſames, lautes Geräuſch, dumpfem Brüllen ähnlich, welches den damit nicht Vertrauten ein beklommenes Gefühl verurſacht, nähert ſich mehr und mehr, es wird ſtärker und ſtärker, im Nu iſt es in unmittelbarer Nähe, und bereits ſchon wieder, vom Sturme gejagt, vorübergeeilt.

Wie ein Wolkenbruch ergießt der tropiſche Platzregen vom Himmel ſich herab und hüllt Alles umher in das düſterſte Grau.

Das dumpfe Getöſe, durch die großen, vom Sturm heftig auf die lederartigen Rieſenblätter der Bananengewächſe und die dichte, dickblättrige Belaubung der meiſten tropiſchen Bäume, gepeitſchten Regentropfen entſtehend, iſt der ſtete Vorläufer eines ſolchen Platzregens.

In Strömen rinnt das Waſſer vom Dache des Hauſes, ſchnell iſt der kleine, durch den Garten ſich windende Bach angeſchwollen und überſchwemmt weithin ſeine Ufer; furchtbarer Donner, in den Gebirgen im lauteſten Echo lange Zeit wiederhallend, rollt über mir dahin und blendende Blitze verſetzen Alles, was noch von der Landſchaft zu erblicken iſt, in die feurigſte Beleuchtung.

Der Sturm hat aufgehört, doch immer noch ſtrömt der Regen in ſeiner ganzen Macht hernieder.

Breite, fußlange widerliche Kröten[173]), mit großen Warzen auf der chagrinartigen Haut, retiriren vor dem Ungeſtüm des Wetters und ſuchen, an den in die Veranda führenden Stufen plump in die Höhe ſpringend, Einlaß in das Haus; große Cucarachas[174]), durch die herrſchende Dunkelheit in ihrer Zeitrechnung getäuſcht, kommen aus ihren Löchern und ſpazieren in anſehnlicher Menge an den Wänden umher und lange, ſchwarze, walzenförmige Tauſendfüße[175]) bewegen ſich in blutegelartiger Faſhion, ihre vielen Füße in undulirender Bewegung ſo ſchnell vorwärts ſchiebend, daß das Auge ſie kaum verfolgen kann, an der niedrigen Mauer der Veranda hin.

Endlich ſcheinen die tiefgehenden Wolken ihres allzu reichlichen Inhaltes ſich entledigt zu haben und ziehen höher hinauf, um an den Abhängen der Gebirge von der gehabten Anſtrengung ſich zu erholen.

Das einförmige Grau des Himmels verſchwindet und das tiefe Blau der klaren Atmoſphäre mit der Alles belebenden Sonne ſchwebt wiederum über der ſchönen Landſchaft.

In tieferem Dunkelblau erſcheinen die fernen Gebirge und in ſaftigerem, geſättigten Grün prangt die erfriſchte Vegetation.

Nach kurzer Zeit iſt von der Heftigkeit des Regens nicht die geringſte Spur mehr zu ſehen, der kleine Bach iſt wieder in ſeine Ufer zurückgetreten, das durchnäßte Erdreich getrocknet und die läſtigen Beſucher, von denen einige ihre Dreiſtigkeit und ihren Irrthum in der Tageszeit in einer für „Spirituoſas" beſtimmten Glaskrucke büßen, ſind verſchwunden.

Bald brennen die Sonnenſtrahlen ſo heiß als zuvor und große ſchön gefärbte Eidechſen[176]) ſchleichen auf den erhitzten Steinen am Wege umher oder naſchen, in poſſierlichen Stellungen, an der breiartigen Maſſe der beim Herabfallen aufgeplatzten Brodfrüchte.

Ein Stündchen der Ruhe wird in der in der Veranda auf-

gehängten Hängematte hingebracht, aus der ich jedoch durch die großartigen Geſchäftsverbindungen, in welchen ich mit der braunen Jugend des Ortes ſtehe geſtört werde. Irgend eine Buſchſpinne, Raupe oder ein ſchwarzer, übelriechender, in den Winkeln der Häuſer umherkriechender Coco[177]), die meine Geſchäftsfreunde zum Verkaufe bringen, ſind die Veranlaſſung ihres Beſuches.

Wenn auch meiſtens in dieſer Weiſe nur die allergewöhnlichſten, des Aufbewahrens nicht werthen Sachen erlangt werden, kommt man doch mitunter in Beſitz wirklicher Seltenheiten[178]), die das für die ordinairen Sachen weggeworfene Geld reichlich erſetzen und dem Naturfreunde großes Vergnügen bereiten.

Um 4 Uhr Nachmittags beginnt die große Hitze etwas nachzulaſſen, die Sonne hat ihre Wanderung nach Weſten bereits angetreten.

Jetzt erſt kommt die angenehmſte Zeit des ganzen Tages und ein Spaziergang im Dorfe entlang wird unternommen, vorher jedoch noch ein zweites Bad im Fluſſe für nöthig erachtet.

In dieſem iſt es nunmehr belebter als am frühen Morgen und mehre junge, ſchöne Señoritas theilen mit mir die Annehmlichkeit des Bades.

In Venezuela wird in dieſer Beziehung das Schicklichkeitsgefühl ein wenig hintenangeſetzt, was übrigens jetzt wohl auch in vielen europäiſchen Seebädern der Fall iſt.

Männer und Frauen, der höheren wie niederen Klaſſe angehörend, baden zu gleicher Zeit im Fluſſe, oft in nächſter Nähe und obgleich die Damen mit einem langen Badehemd bekleidet ſind, iſt dieſes doch meiſt ſo fein und ſchließt durch die Näſſe dermaßen an den Körper, daß man die Formen der im Waſſer umherwandelnden Damen mehr als errathen kann[179]). Es trifft dieſe Bemerkung hauptſächlich nur die Creolinnen und Farbigen; Europäerinnen höheren Standes nehmen ihr Bad nicht in ſolcher Oeffentlichkeit.

Jedoch ländlich! ſittlich! es iſt eine von den Spaniern vererbte Gewohnheit, bei welcher nie die geringſte Unanſtändigkeit vorfällt. — — —

Mein Spaziergang im Dorfe führt mich nach Süden, dem hohen Gebirge zu; der Weg windet ſich, am Fluſſe entlang, zwiſchen anmuthigen Landhäuſern, die dicht an demſelben, einige davon auf kleinen Anhöhen, liegen, dahin; es iſt der Anfang des camino viejo[180]), welcher von den Spaniern erbaut, über das hohe Gebirge, den Paß der Cumbre del San Hilario in der Höhe von 5000', von Puerto Cabello nach Nueva Valencia führt und der, gleich allen früheren großen Bauten der Spanier, jetzt nur noch nothdürftig im Stande gehalten wird.

Zur Rechten des Weges bis an den nahen Fluß ziehen ſich eingefriedigte, ſchattenreiche Anpflanzungen von Fruchtbäumen, welche durch die mit Blüthen und Früchten überſäten dichten Laubkronen den Naturfreund in Erſtaunen ſetzen.

Coloſſal dicke, nicht allzu hohe Stämme des Zamang[181]), beladen mit Tillandſien, Orchideen, Lorantheen, Cacteen (beſonders eine dem alatus ähnliche Art mit purpurrothen Blättern und dem Kronleuchter ähnlich herabhängenden Rhipſalis) und Aroideen, ſtehen hier und breiten, gleich einem rieſigen Sonnenſchirme, ihre faſt wagerecht ſtehenden dicken Aeſte nach allen Seiten hin in ungeheurem Umfange aus, durch ihre dichte, ſchön gefiederte Belaubung eine prachtvolle, abgerundete Blätterkrone bildend.

In ihrer tiefen Schattengebung wetteifern mit ihnen allein die zahlreich umherſtehenden, dickſtämmigen Mangobäume[182], mit langen, dicht gedrängt ſitzenden Blättern, die ein der Sonne wie dem Regen undurchdringliches Laubdach ſchaffen.

In ihrem Schatten ſtehen zierliche ſchlanke Caffeebäumchen, deren lederartige, glänzende Belaubung die wenigen, durch die Oeffnungen des dichten über ihnen ſchwebenden Blätterdaches,

auf sie herabfallenden Sonnenstrahlen auf's blendendste reflectiren und die durch das reinste Weiß ihrer in den Blattachseln an den Aesten in großer Fülle sitzenden Blüthen den hier ungewohnten Anblick eines beschneieten immergrünen Strauches darbieten.

Weiter, dichter am Flusse hin, steht ein anderer Riese der Pflanzenwelt, der gewaltige hohe Ceiba [183]) mit grauem, glattem, in der Mitte dickangeschwollenem Stamme, dessen fast wagerecht stehenden Aeste eine herrlich gewölbte Krone bilden, die sich gerade jetzt, im Anfang der Regenzeit, mit frischen Blättern zu schmücken beginnen, da der Baum zu den wenigen tropischen Gewächsen gehört, welche in der trockenen Zeit ihr Laub verlieren.

Zwei weißgraue dicke Stämme der prachtvollen Palma de vino [184]) stehen am Eingange eines Gartens und zeigen in ihren ungeheuren, 40 Fuß langen und 8 Fuß breiten Fiederwedeln auf's Lebhafteste die Ueppigkeit tropischer Vegetation. Wagerecht ausgebreitet stehen an den gerade emporsteigenden Blattstielen die Fiederblätter, deren Spitzen, sämmtlich auf's Regelmäßigste eingeknickt, in malerischer Weise herabhängen, was sich eben auch bei den graciös herabnickenden Wedelenden wiederholt.

Einen interessanten Anblick für den Pflanzenforscher gewährt ein weiterhin befindlicher, zu dem Landhause eines deutschen Kaufmanns gehöriger Garten, der mit den verschiedensten tropischen Fruchtbäumen bepflanzt ist. Der für die Schöpfungen der Natur ungemein sich interessirende Eigner dieser Anpflanzung hat es sich angelegen sein lassen, die beliebtesten Fruchtbäume Venezuela's zusammenzubringen, von denen der Garten sehr schöne und seltene Exemplare aufweist.

In der Nähe dieses Landhauses dämmt das hochgelegene, felsige Ufer den Fluß bedeutend ein und schafft dadurch einen

romantiſchen Engpaß, die ſogenannte encajonada, in welchem gewaltige Felsmaſſen übereinander ſich thürmen.

Brauſend und ſchäumend bricht der Fluß in maleriſchen Cascaden ſich ſeinen Weg durch die grauen Felsblöcke und ſtürzt in weite Baſſins, deren bedeutende Tiefe das dunkle Schwarzgrün des klaren Waſſers andeutet und deren Rand durch große, abgerundete graue Felsplatten gebildet wird.

Das darüber ſich wölbende dichte Laubdach grauſtämmiger Copey's[185] mit großen weiß und roth prangenden, wachsartigen Blüthen und ſchlangenartig gekrümmten, tief in die Felſenſpalten hineindringenden Wurzeln, ſchirmartig ausgebreiteter Mimoſen und fingerblättriger Caſtaños[186]) wirft ſeinen dichten Schatten über das anmuthige Bild des gegen ſein Felſenwehr ankämpfenden Fluſſes.

Die Landhäuſer der Ausländer verſchwinden nunmehr und machen den in größerer Entfernung von einander ſtehenden Lehmhütten der Eingeborenen Platz.

Hecken von ſchönblättrigem Piñon[187]) und der mit herrlich orangegelben und ſcharlachrothen Blüthenriſpen geſchmückten Clavellina[188]), durchwoben mit dem feingefiederten Laub der purpurrothen Enredadera[189]) und vieler anderer zarter Schlinggewächſe, ſchließen die kleinen Grundſtücke der farbigen Bevölkerung ein.

Am jenſeitigen Ufer des Fluſſes, das man von dem höher anſteigenden Wege aus überſehen kann, liegen ähnliche Hütten in wahrhaft maleriſcher Unordnung zerſtreut zwiſchen einzelnen Baumgruppen und kleinen Wäldchen und ſaftgrüne Mais- und Yucafelder ziehen ſich hinter ihnen die Anhöhen hinauf bis nach der dunkelgrünen Montaña[190]).

Endlich iſt das Ende des Dorfes erreicht und der Weg erhebt ſich immer höher, dicht am Fuße des nahe an den Fluß

getretenen Gebirges entlang ſich windend, während zur Rechten der Fluß über Felsgeröll ſchäumend dahinrauſcht.

So ruhig, unter melodiſchem Rauſchen, jetzt auch der Fluß dahinſtrömt, ſo ungeſtüm erſcheint er nach anhaltendem ſtarken, im Gebirge gefallenen Regen. Mit dumpfem Gebrüll ſtürzt er alsdann vom Gebirge herab in die Ebene, eine 10 bis 12 Fuß hohe, das breite Flußbett völlig ausfüllende, ſchmutziggelbe Waſſermauer, die Alles vor ſich herwälzt, was ihr in den Weg kommt, Bäume und große Felsblöcke! Immer höher ſchwillt der, lange Wellen werfende, Fluß und übertritt ſeine Ufer, unter furchtbarem Krachen werden die coloſſalen Felsblöcke durch die unwiderſtehliche Gewalt des Waſſers an einander geſtoßen, rieſige Uferbäume, bisweilen auch ganze Uferſtrecken, mit hinweggeriſſen und der ſonſt ſo ruhig dahinfließende Fluß bietet jetzt das Schauſpiel gewaltiger Zerſtörung und der Empörung der Elemente.

Sobald die Anwohner des Fluſſes das ihnen bekannte Donnergebrüll des anſtürmenden Waſſers in der Entfernung hören, rettet ſich jeder etwa im Fluſſe Befindliche ſo ſchnell als möglich aus deſſen Bette und Signale auf der Guarura ertönen weithin, um die entfernt wohnenden Nachbarn vor der ſchnell daher kommenden Fluth zu warnen.

Doch nur kurze Zeit währt dieſe wilde Scene, im Verlauf einiger Stunden fließt der ſoeben noch wüthende Fluß wieder ſo ruhig, wie vorher, in ſeinem, nunmehr zu weiten Bette dahin und nur bei lang anhaltendem Regen dauert die Ueberſchwemmung geraumere Zeit. — — —

Dichter, bei weitem kräftigerer und von der Küſtenvegetation verſchiedener Pflanzenwuchs nimmt von hier an wieder Alles ein und dunkle Quebradas mit grün bemooſten, von palmblätterigen Carludovicen, zierlichen Lycopodien und Hymenophyllen eingefaßten Felsblöcken, über die das kühle Waſſer eines

kleinen Gebirgsbaches herab ſich ſtürzt, unterbrechen den Weg, der an ſolchen Stellen durch rohe, hölzerne Brücken verbunden iſt.

Mein Spaziergang führt mich nicht weiter als, noch eine Viertelſtunde am Fluße hin, zu dem piedra de los Indios[191]), einem dicht am Wege liegenden großen Granitblock, der mit Bilderſchriften der zur Zeit der Conquiſta hier lebenden Indianer geſchmückt iſt.

Dieſe, einen halben Zoll tief in den Stein eingegrabenen Zeichnungen ſtellen meiſt Schlangen und andere Thierformen, menſchliche Figuren und Köpfe und ſpiralförmige Linien dar und weichen von denen, die ich ſpäter in Guyana, am Eſſequebo und Rupununi geſehen, in den Charakteren und Formen ab, ſind jedoch wie dieſe eben ſo roh ausgeführt.

Obgleich in Folge der Einwirkung des Regens und der Atmoſphäre ſehr verwittert, ſind die Figuren doch noch deutlich zu unterſcheiden und es gehörte ſicher eine Rieſengeduld, wie ſie nur Indianer beſitzen, dazu, dieſelben vermittelſt eines Steines (denn Eiſen war vor der Conquiſta den Indianern völlig unbekannt) in die harte Granitmaſſe einzugraben.

Der Weg iſt ziemlich mit dem hier ſandigen Flußufer gleich, und ein rieſiger Felsblock erhebt ſich in der Mitte des mit kleineren Felsmaſſen angefüllten Flußbettes.

Mit goldgelben Blüthen bedeckte fiederblättrige Caña fistula[192]), deren fußlange runde, dunkelbraune Schoten in Unmaſſen von den Spitzen der Zweige herabhängen, einzelne Cocospalmen, Lechoſa's[193]) und Mango's zeigen an, daß dieſer Fleck früher bewohnt war und eine ſchöne Gruppe leicht gefiederter Corozopalmen laſſen ihre düſtergefärbten Wedelkronen über den Indianerſtein, den Zeugen eines untergegangenen Volkes, herabnicken.

Mein Heimweg läßt mich die ſchöne Landſchaft noch einmal, in herrlichſter Abendbeleuchtung, erblicken.

Große Schmetterlinge, der blauſchillernde Menelaus, der ſtahlgraue Eurilochus, die prächtigen Achilles und Neſtor, fliegen in die Quebradas aufwärts, ihr Nachtquartier aufzuſuchen, während der ſchwarze, rothgefleckte Phyllis, die buntgefärbten Chryſippus, Eresimus, Archippus u. ſ. w. mit einem dunklen Plätzchen in dem am Wege ſtehenden dichten Gebüſch vorlieb nehmen.

In kurzer Zeit befinde ich mich wieder in der Veranda des Hauſes und bewundere die prächtige Abendbeleuchtung an dem vor mir befindlichen, in den verſchiedenſten Nuancen von Grün prangenden, dichten Laubgewölbe. Mit den herrlichſten goldenen Farbentönen übergoſſen, erſcheinen die von der untergehenden Sonne beleuchteten Laubmaſſen, während ihre Schatten in tiefes Violetblau ſich hüllen und in dieſer Weiſe zauberiſche Farbenpracht mit dem ſchönſten Effecte vereinen.

In tiefem Dunkelblau ragen die hohen Berggipfel über das bunte Laubgewölbe, nicht das geringſte Wölkchen iſt an ihren Abhängen zu erblicken und das klarſte Himmelszelt ſpannt ſich, von der untergehenden Sonne in ſchönſtem Lichtglanze prangend, über die herrliche Landſchaft.

Wiederum ertönt aus dem hinter dem Hauſe befindlichen Gebüſch der laute Ruf des Guacharaca, die Papageien kehren von ihrem Ausfluge in die Montaña nach den Buscares der Hacienda zurück, mit Blitzesſchnelle umkreiſen düſter gefärbte Macroglossa ſummend die ſchneeweißen Blüthen der Pomarosa und des Caffee, und große, in lebhaftem Grün und Gelb prangende Sphinx drehen ſich ſchwirrend um die großen geöffneten Blüthen der Nongue[194]) und ſtrecken ihre lange dünnen Saugerüſſel in die weiten Blumenröhren, oft ſogar in dieſe tief hinein kriechend.

Die Sonne iſt hinter den Bergen verſchwunden.

Wieder nehmen die fernen Gebirge den kalten grauen Ton

des frühen Morgens an, die kurz vorher herrschende Farbenpracht der Vegetation hat einem düstern Blaugrün Platz gemacht.

Große Fledermäuse schweben geisterhaft durch die offene Veranda, mit leisem Flügelschlage jagt der in düsteres Grau gekleidete Caprimulgus nach den im Garten umherfliegenden Insecten und duckt sich von Zeit zu Zeit in den sandigen Weg vor dem Hause, sein lautes ängstliches Geschrei ausstoßend, nieder, die großen Kröten beginnen wiederum ihre Wanderungen und zeigen heftiges Verlangen in das Haus zu dringen. Unter dem Dache und in den Winkeln der Zimmer wird es lebendig, häßliche breitfüßige Geckonen klettern unter widerlichen Tönen an den Wänden, kleben an den Decken und fallen in die Hängematte herab, zum großen Ekel des Darinliegenden, Cucaracha's, Scorpione, Cientopie's und ähnliche Mitbewohner des Hauses kriechen an der Mauer umher und große Phanäus[195]) und maikäferähnliche Ancylonicha-Arten fliegen mit lautem Summen gegen die vom Lichte erleuchtete weiße Wand der Veranda.

Das brennende Licht umfliegen zahlreiche Schwärme geflügelter Ameisen, rothgelber Ichneumoniden mit zusammengedrückten, langen Hinterleibern, widerliche Reduvius, kleine Motten, große Bombyx und Noctua-Arten und die lustige Gesellschaft ist emsig bemüht, das brennende Licht auszulöschen.

Der feine Gesang der Zancudos beginnt und veranlaßt mich, die Hängematte in heftig schwingender Bewegung zu erhalten.

Trotzdem werden die Quälgeister so zudringlich, daß ich, um ihnen zu entgehen, nach meinem Zimmer flüchte.

Aus der Hängematte springend, tritt mein Fuß auf einen schleimigen, kalten Körper, der einen dumpfen Angstschrei ausstößt Vor Ekel und Ueberraschung seitwärts springend, erblicke ich eine breitgedrückte ovale Masse am Boden, die jedoch Leben zeigt, sich aufbläht und halb kriechend, halb hüpfend ihren Rückzug antritt.

Es ist einer meiner Hausbewohner, eine große, fußlange Kröte. — — —

So strich mein Leben in San Esteban, einförmig, aber unter vollem Naturgenuß dahin. Und reichlich war die Ausbeute an Naturschätzen in dem herrlichen Thale, die in einer ungeheuren Mannigfaltigkeit dem Naturfreunde geboten wurden; das nahe Meer, das Thal wie das hohe Gebirge lieferten hier ihre Schätze in schönster Auswahl dem eifrig darnach Suchenden.

Die Einwirkungen von Fluth und Ebbe haben auf den Rio San Esteban ihren Einfluß nur auf eine geringe Strecke aufwärts seiner Mündung, da sein Bett bald hinter dem kleinen, dicht bei Puerto Cabello gelegenen Orte Paso real dermaßen ansteigt, daß die Fluth nicht weiter vorwärts dringen kann; der Pflanzenwuchs im Thale von San Esteban zeigt sich daher bereits in voller Pracht und Ueppigkeit der Süßwasser-Vegetation, indem die Pflanzen der Küste, wie die der noch mit Seewasser untermischten Flüsse, hier nur an die Nähe des Meeresstrandes gebunden sind.

Das Thal von San Esteban ist zum Theil schön angebaut, einige Cacaohaciendas ziehen an dessen nördlicher Seite am Flusse sich dahin und saftgrüne Yuca[196]) und Maisfelder wechseln mit kleinen Caffee- und Ocumopflanzungen[197]) im übrigen Theile desselben ab.

Der Ackerbau erfordert im tropischen Süd-Amerika mehr Mühe und verlangt größere Aufmerksamkeit, als es in Europa der Fall ist, da wegen des Nichtdüngens des Bodens dasselbe Feld höchstens nur zwei Jahre lang zu benutzen ist, wenn dessen Ernte irgend ergiebig sein soll.

Um ein Stück Wald urbar zu machen, wird zuerst das darin stehende Untergebüsch, dann erst die hohe Waldung im December oder Januar niedergeschlagen und Alles dies bis Anfang April liegen gelassen, damit es die Sonne so viel als möglich trocknet.

Im April zündet der Conucero[198] daſſelbe an, damit es bis auf die großen dicken Stämme vollſtändig niederbrennt und Kohlen wie Aſche als Düngung dienen. Alle etwa unverbrannten dünneren Stämme und Schlingpflanzen werden ſorgfältig auf Haufen geworfen und verbrannt, bis nur noch etwaige Rieſenſtämme und die Stümpfe der umgehauenen Bäume auf dem gereinigten Platze, der Roza[199] genannt wird, ſtehen.

Auf dieſer Roza werden nun die Anpflanzungen zum Beginn der Regenzeit, Anfang Mai, vorgenommen und bis zur Ernte hat der Conucero mehrmals das Conuco[200] von dem ungemein ſchnell wuchernden Unkraut zu reinigen, welches ſonſt in kurzer Zeit die cultivirten Pflanzen verdrängen würde.

In der kürzeſten Zeit überziehen die ſchlimmſten dieſer Unkräuter, ſtachlige Solanum und Smilax, ſilberblättrige Cecropien, die heftig brennende, ſtachelblättrige Bricamoia[201], der lindenblättrige Majagua[202], ſchlingende Bambuſen, großwedelige Pteris und Mertenſien völlig die neu angelegten Conucos und erreichen in wenig Wochen die Höhe von mehren Fuß.

Jedes Jahr haut der Conucero eine neue Roza und überläßt in der Regel das alte Conuco dem üppig wuchernden Unkraut, für welches der von den Culturpflanzen bereits ausgeſaugte Boden noch die beſten Nahrungsſtoffe enthält.

Es iſt ſeltſam und bis jetzt noch nicht völlig aufgeklärt, wie es kommt, daß in den Rozas, ſelbſt wenn ſie mitten im Walde, weit entfernt von anderen Anpflanzungen liegen, die eben angeführten Unkräuter, eine dem Walde durchaus nicht zugehörende Vegetation, plötzlich auftreten, ohne daß vorher irgend eine dieſer Pflanzen an dieſer Stelle oder überhaupt im nahen oder weiten Umkreiſe vorgekommen iſt.

Wenn es auch bei den Solaneen, Cecropien, Malpighien der Fall ſein kann, daß ihr Auftreten durch von Thieren verſchleppten Samen bewirkt iſt, ſo kann dies doch von den Bambuſen und

Farnen nicht gelten und letztere ſind gerade die erſten ſofort nach dem Abbrennen einer Roza erſcheinenden Pflanzen. Würde dies überhaupt nur bei einzelnen gehauenen Lichtungen der Fall ſein, ſo ließe ſich dies in der angeführten Weiſe eher erklären, es iſt jedoch das Auftreten dieſer Unkräuter ein allgemeines und zeigt ſich ohne Unterſchied in jeder Roza.

Außer den angeführten Vegetabilien werden noch Bohnen, Yams, Bataten, jedoch in geringeren Quantitäten, gebaut; erſtere bilden eines der Hauptgerichte im venezuelaniſchen Haushalte, nächſt der nahrhaften Sancoche, in welcher Fleiſch mit allerlei Gemüſen, wie Ocumo, Apio, Bataten, Platanos, Yuca und Yams zuſammengekocht wird.

So mäßig der gebildete Venezuelaner, beſonders im Genuß ſtarker Getränke iſt, ſo unmäßig lebt die niedere Klaſſe der Farbigen und Schwarzen, die überhaupt hinſichtlich ihrer Bildung noch auf einer tiefen Stufe ſtehen

Jede Feier eines kirchlichen oder patriotiſchen Feſtes wird von dem farbigen Volke mit Begierde benutzt, um ihren Hauptleidenſchaften, dem Trunk und Spiel, zu huldigen, der an ſolchen Tagen ſtattfindende baile[203]) iſt der Deckmantel dafür.

Für Schulen iſt in Venezuela noch ſehr wenig gethan, nur in den Städten und größeren Ortſchaften befinden ſich ſolche, die jedoch nur auf den Unterricht des Allernöthigſten, wie Religion, Schreiben, Leſen und Rechnen ſich beſchränken, in kleineren Orten, wie San Eſteban, iſt an ſolche Inſtitutionen nicht zu denken.

Ich habe in San Eſteban bald nach meiner Ankunft in Venezuela 6 Monate, und 2 Jahre ſpäter wieder 18 Monate gewohnt und rechne die Zeit meines dortigen Aufenthaltes als eine der angenehmſten und für die Erwerbung von Kenntniſſen venezuelaniſcher Natur vortheilhafteſten, die ich überhaupt in Süd-Amerika verlebt habe.

Sie floß mir ſtill und leider nur zu ſchnell dahin und wenn ich auch oft in meinen Verhältniſſen mich nicht glücklich fühlte, ſo wurden dieſe unangenehmen Stunden des Daſeins doch durch das unausſprechliche Glück des reinſten Naturgenuſſes, dem ich mich dort ungeſtört hingeben konnte, in den Hintergrund gedrängt und jetzt endlich, nach vielen ſeitdem verfloſſenen Jahren, verſcheucht die Zeit jedes ſtörende Bild und läßt mich des paradieſiſchen Thales von San Eſteban nur mit der wonnigſten Erinnerung gedenken.

IV.

Am Golfo triſte.

1.

Tucacas und die Boca del Aroa.

Es war an einem ſpäten Nachmittage im April 1850, als ich an Bord der Goleta „La Esperanza“ ging, die mich nach dem kleinen Orte Tucacas bei der Punta de Tucacas, an der weſtlichen Küſte des Golfo triſte gelegen, bringen ſollte.

Dort hatte das Fahrzeug einen Theil ſeiner Ladung in tablas de guana[204]), den anderen an der Boca del Yaracui[205]) in Mora[206]), einzunehmen, wodurch mir Gelegenheit geboten wurde, die Küſtengegend von Chichirivichi bis nach Puerto Cabello und da ich am Rio Yaracui längere Zeit mich aufzuhalten gedachte, auch das Thierleben und die Vegetation dieſer Gegenden kennen zu lernen.

Der Anblick der Goleta machte mir allerdings wenig Hoffnung auf eine angenehme Fahrt, das Fahrzeug war alt und ſeine Pumpe ſchien ſehr ſtark benutzt zu werden, was auf einen lecken Zuſtand des alten Kaſtens ſchließen ließ; doch die Reiſe war nicht weit und geſchah längs der Küſte, ſo daß nicht die entfernte Idee eines Unfalles mit derſelben in mir auftauchte.

Von der Mannſchaft war außer einem ſchwarzen Jungen

von 14 Jahren und einem eben ſo ſchwarzen Hunde, der durch Gebell und mehrfache Verſuche, in meine Waden zu beißen, mir entſchieden entgegentrat, nichts zu erblicken

Der Junge nahm nicht die geringſte Notiz von mir, ſondern beſchäftigte ſich mit dem höchſt geiſtreichen Würfelſpiel, wobei er die Rollen von vier imaginairen Mitſpielern übernommen, die er, was die veränderte Sprache anbelangte, recht glücklich durchführte und außerdem den Vortheil hatte, jeden Verluſt in großer Ruhe ertragen zu können.

Es dauerte längere Zeit, bevor nach und nach die Mannſchaft, in vier Perſonen beſtehend, eintraf; braune Kerls in verſchiedenen Schattirungen, darin jedoch völlig ſich gleich, daß ſie ſämmtlich betrunken waren.

Zuletzt taumelte ein nur halb bekleideter Mulatte, einen Korb mit Flaſchen in der Hand, auf das Schiff zu und rief bereits aus der Ferne mit heiſerer Stimme, welche durch eine gehörige Anzahl genoſſener Rum's einen Bruch erlitten und vom tiefen Baß in den höchſten Sopran überſchnappte, nach dem Schiffe zu: Carajo! muchacho, venga aca y ayudame![207])

Que cochino tan boracho![208]) murmelte der ſchwarze Bengel und ſprang eiligſt an's Land, dem Mulatten zu.

Die ihm zu leiſtende Hilfe beſtand darin, daß letzterer dem Jungen den Korb übergab, von ihm unterm Arm ſich nehmen und unter mehrfachen, ſeltſamen Evolutionen des Körpers an Bord der Goleta ſich bringen ließ.

Ah! el pasagero! como esta? soy el capitan, capitan Juan Bracho! pero me llaman siempre Boracho, los diablos! que dice Vm?[209]) und dieſen Wortſchwall in mehren, durch Schluchzer verurſachten Unterbrechungen lallend, eröffnete er ſeine Bekanntſchaft mit mir und ſtellte ſich mir ſo in ſeinem ganzen Charakter vor.

Vamonos, muchachos puñeteros! levantan el ancle, afflojan la vela mayor, vayan a la canoa, el piloto al timon!

ligero, ligero! carajo![210]) und nach dieſen Commando's nahm er eine der Flaſchen aus dem neben ihm ſtehenden Korbe, ſetzte ſie an den Mund und that einen langen Zug daraus, para refrescarse[211]), wie er meinte.

Drei der Matroſen ſtiegen in das kleine, an der Seite des Schiffes liegende Boot, nahmen die Goleta in's Schlepptau und bugſirten ſie aus dem Hafen von Puerto Cabello.

Sobald wir die punta brava paſſirt und die Matroſen wieder an Bord gekommen waren, wurde das Boot auf's Verdeck gehißt, alle Segel beigeſetzt und das Schiff der friſchen Briſe überlaſſen, die es raſch vorwärts trieb. Der Piloto, die in weiteſter Ferne liegende, kaum über das Meer ſich erhebende Hügelreihe der Küſte von Chichiriviche als Merkzeichen nehmend, richtete das Steuerruder und band es feſt; das Schiff hatte nur in gerader Richtung auf dieſe Landmarke los zu ſegeln, gefährliche Stellen waren nicht zu paſſiren.

Die Sonne neigte nach Weſten ſich hinab.

Der ſchwarze Junge begann Vorbereitungen zum Kochen des Abendeſſens zu treffen.

In einem Eimer befand ſich die eingekaufte Proviſion, carne seca, bacallao und verduras[212]), bei denen die ſpaniſchen Lieblingsgewächſe, cebollas und ajo[213]), nicht fehlten.

In einem großen mit Sand angefüllten Kaſten, wahrſcheinlich nach der Sitte der alten Phönizier, brannte das Feuer, über welches die nöthigen Kochtöpfe placirt wurden.

Die Mannſchaft, der Capitain mit inbegriffen, lag, nachdem ſie vorher auf eine glückliche Reiſe eine Flaſche Aguardiente geleert, den Sonnenſtrahlen ausgeſetzt auf dem Verdeck umher in tiefſtem Schlaf, nur der muchacho und ich befanden uns in wachem Zuſtande.

Die Küſtengegend des Golfo triſte gewährte von der See aus einen prächtigen Anblick

Die lange Reihe der Küſten-Anden von Puerto Cabello an bis nach dem Cabo Codera lag in der prachtvollſten Färbung vor mir und die aus dieſem ungeheuren Gebirgszug ſteil emporſteigende, hohe Silla von Caracas, die kühnen Formen des Avila, die Granitgipfel des Chuao bei Turmero, des Cucurucho del coco bei Turiamo und der Cumbre del San Hilario bei Puerto Cabello drückten dem herrlichen Panorama den Stempel der Großartigkeit auf.

Bereits hatten wir die an der Mündung des Fluſſes Goaiguaza gelegene Inſel gleichen Namens paſſirt und befanden uns dem kleinen Orte Palito an der Mündung des Rio de las aguas calientes gegenüber.

Hier entfernt die Andenkettte ſich von der Küſte und tritt weit nach Süden zurück, um ſich durch Ausläufer mit den weiter im Inneren mit ihnen parallel laufenden Gebirgszuge zu verbinden, der ſich längs des ſüdlichen Ufers des Sees von Tacarigua in geringerer Höhe nach Villa de Cura, Guigue, la Victoria dahinzieht und das Thal von Aragua bildend, bei Caracas mit den Küſten-Anden zuſammentrifft.

Von Palito führt ein romantiſcher Weg, die neue Straße (el camino carretero), am Fuße der weſtlichen Ausläufer der Küſten-Anden über das durch ſeine heißen Quellen (las aguas calientes) berühmte las Trincheras nach Nueva Valencia und von da nach Caracas, außer der Straße nach San Carlos der einzige ſeit der Independencia[214] von der venezuelaniſchen Regierung erbaute Weg im ganzen Lande.

Die Küſte bis weit in's Innere bildet von hier eine Ebene, die nur von kleineren Höhenzügen unterbrochen iſt und aus der in weiter Ferne die Gebirge von Nirgua, Montalvan und San Felipe in duftig blauer Färbung auftauchen. Gegen Weſten erhebt ſich ein langer flacher Höhenzug, die hügelige Küſte von Chichiriviche.

Es war ein ſehr abwechſelndes, mannigfaltiges Bild, das durch die hohen dunkelgrünen, mit weißem Schaum bedeckten Wellen des Vordergrundes an Lebhaftigkeit überaus gewann.

Die Sonne war untergegangen, der Junge hatte das Eſſen fertig und weckte die Mannſchaft zu deſſen Vertilgung.

Die reichlichen Libationen in Rum mochten der Grund ſein, daß ſie auf ſeinen Ruf nicht hörten, zwar mit einem lauten „carajo!“ die Augen öffneten, ſie aber ebenſo ſchnell wieder ſchloſſen und weiter ſchliefen.

Nur der Piloto ſtand auf, ging nach dem Steuer, band es los, richtete es ein wenig mehr nach Nord, band es wieder feſt, gab dem Jungen einen Puff in den Rücken mit dem Bemerken: Vaya a la proa, pendejo, y tenga cuidado,[215]) legte dann wieder ſich nieder und war bald eingeſchlafen.

Der Junge verzehrte ſeine Mahlzeit, begab ſich dann wirklich nach der Proa, legte ſich auf das Deck und war eben auch, anſtatt Wacht zu halten, bald entſchlafen.

Der Hund machte die gräßliche Unordnung ſich zu Nutze, ſprang zu der, vom Jungen in's Boot geſtellten, mit dem Eſſen der Mannſchaft gefüllten Schüſſel, leerte ſie in ungeſtörter Ruhe und legte ſich dann, tonnenartig aufgeſchwollen, der Länge nach ebenfalls hin und ſchlief.

Der nur kurze Zeit währenden Dämmerung folgte ſchnell tiefe Dunkelheit; die Briſe begann ſtärker zu wehen und das Schiff durchſchnitt, wie von Dampfeskraft getrieben, die vor ihm ſich aufthürmenden Wogen, die am Bugſpriet in leuchtendem Schaum ſich brachen

Ich lehnte über den niedrigen Bord und bewunderte den herrlichen Phosphorglanz des auf den Wellenkämmen ſich kräuſelnden Schaumes, der in ſeinem wilden Tanze oft mein Geſicht berührte. Einen ſchönen Anblick gewähren zur Nachtzeit die das Schiff umſpielenden großen Fiſche, deren ganzer Körper alsdann

in einem weißgrünen, blendenden Lichtglanze erſcheint, der mit dem tiefen Schwarzblau des Meeres im höchſten Grade contraſtirt.

Lange Zeit lag ich in Bewunderung des ſich oft wiederholenden, reizenden Naturſpieles verſunken da, bis die Briſe allzu ſteif wurde und mich mit einer ſolchen Fülle Staubregen von den am Schiffe ſich brechenden, hoch gehenden Wogen überſchüttete, daß ich mich nach der Mitte des Deckes zurückziehen mußte.

In dem unteren Raum, der einige ſchlecht genug zuſammengeſchlagene Cojen enthielt, mochte ich wegen der dort herrſchenden wahrhaft erſtickenden Hitze und des Riſikos, im Schlafe von den unzähligen darin hauſenden Ratten und Cucarachas benagt zu werden, nicht gehen und ſo legte ich mich, mit dem Vorhaben wach zu bleiben, auf meine am Deck ausgebreitete Cobija und bewunderte den prachtvollen Sternhimmel und die vielen längs deſſelben niederfahrenden Sternſchnuppen. Denn trotz der bei der ſtarken Briſe nunmehr heftig rollenden Bewegung des Schiffes war nicht einer der Schläfer erwacht, die in ihrem ſtarken Rauſche das Fahrzeug gänzlich der Willkür der Elemente überließen.

Es iſt mir ein ähnlicher Leichtſinn aus gleicher Urſache wie hier, das Laſter des Trunkes, veranlaßt, ſehr oft bei der Bemannung ſüdamerikaniſcher Küſtenfahrer während meiner vielen Reiſen mit ſolchen Fahrzeugen vorgekommen und dabei nur zu bewundern, daß denſelben, deſſenungeachtet, ſo ſelten ein Unglück widerfährt.

Bei der „Esperanza“ ſollte diesmal eine Ausnahme ſtattfinden und meine auf ſie geſetzte Hoffnung einer glücklichen Fahrt vereitelt werden.

Während meiner Betrachtungen des ſüdlichen Sternhimmels hatte mich der Schlaf überraſcht, in dem ich mehre Stunden ge-

legen haben mußte, als ich mit Einemmale in höchſt gewaltſamer Weiſe daraus aufgeſchreckt wurde.

Ich wurde nämlich plötzlich einige Fuß in die Höhe und dann eben ſo ſchnell wieder auf das Deck zurückgeworfen, wodurch in der Regel jeder Schläfer erwacht.

An ein Augenreiben war nicht erſt zu denken, denn ich ſah mich plötzlich von einer blendenden Maſſe leuchtenden Schaumes rings umgeben; das Schiff hatte einen furchtbaren Stoß erhalten und wurde, an ſeinem Boden knirſchend und brechend, durch die gewaltige Schaummaſſe hindurch auf einen dunklen, ruhigen Waſſerſpiegel geſchleudert.

Unter furchtbarem Krachen wurde das Steuerruder hinweggeriſſen; der Hauptmaſt brach, als ob er aus Glas beſtände und ſtürzte in die See, Segel und Taue mit ſich fortreißend.

Furchtbare Verwirrung herrſchte am Bord; Capitain und Matroſen waren mit Einemmale nüchtern geworden und beeilten ſich, das kleine Boot flott zu machen. Ich eilte in größter Haſt nach dem unteren Raume, um meinen kleinen Reiſekoffer heraufzuholen; es war die höchſte Zeit, daß es geſchah, denn bereits ſtand das Waſſer fußhoch im Raume und ſtieg mit jeder Minute: das Schiff hatte einen bedeutenden Leck am Boden erhalten.

Die Worte „Carajo! que desgracia!“[216]) wurden wohl hundertmal vom Munde des Capitains wiederholt und dazwiſchen die größten Flüche auf die verſchlafene Mannſchaft geſchleudert, die ihrerſeits den Jungen, wenn irgend er in der Nähe ſich blicken ließ, mit einer Tracht Prügel regalirte, da er allein die Schuld an dem Unglück des Schiffes haben ſollte. Doch das Waſſer wartete nicht auf die gegenſeitigen Reibungen, die Goleta begann am Stern ſich zu ſenken.

Alles ſprang in das kleine, ausgeſetzte Boot; ich eben auch mit meinem Koffer; der Hund wurde in's Waſſer geworfen und die Matroſen ſtießen in größter Eile von dem ſinkenden Schiffe ab.

„Aguantan muchachos!“[217]) rief der Capitain und alle Kräfte wurden aufgeboten, um dem, durch das untergehende Schiff verurſachten, für das kleine Boot gefährlichen, Strudel zu entgehen.

Hoch tauchte der Bug der „Esperanza“ bis an den Kiel aus dem Waſſer empor, dann verſank unter eigenthümlichem, wie durch das Ausſtrömen eines ſtarken Luftſtromes verurſachten Getöſe der dunkle Rumpf des Schiffes in dem noch dunkleren Wogengrabe. — — —

Wohl eine halbe Stunde fuhren wir im Dunkel der Nacht dahin und es war unſer Glück, daß das Waſſer, in dem wir uns befanden, trotz des ſtürmiſchen Wetters, ziemlich ruhig war, da wir mit dem kleinen Boote uns nicht eine Minute in ſchlimmer See gehalten hätten.

Der Capitain ſchien ſehr wohl zu wiſſen, wo wir uns befanden, ich unterließ es jedoch, ihn deshalb zu fragen, da er in einer gewaltig üblen Laune war und unausgeſetzt Verwünſchungen gegen ſeine Leute ausſtieß.

Wir landeten an einem ſandigen Strande, an welchem in geringer Entfernung ein dunkler Gegenſtand ſich erhob. Es war ein Haus, das, ſoviel ich in der herrſchenden Dunkelheit erkennen konnte, in höchſt baufälligem Zuſtande war. Die Thüröffnung befand ſich ohne Thür und wir ſtolperten über Schutt und durcheinander liegende Balken in's Innere deſſelben. Mit Hilfe einiger Zündhölzchen, von denen ich glücklicherweiſe einige Päckchen in meinem Koffer gerettet, wurde ein Feuer gemacht, ſo daß wenigſtens unſere nächſte Umgebung zu erkennen war.

Das Haus beſtand aus einer niedrigen Steinmauer, auf welcher Bretterwände ſich erhoben, die ein mit Schieferplatten gedecktes, jetzt aber halb eingeſtürztes Dach trugen. Der Boden war ebenfalls aus Dielen zuſammengeſetzt, von denen freilich eine Menge fehlten und andere halbvermorſcht waren.

Für den Augenblick ließen sich weitere Untersuchungen nicht anstellen und alle anderen Betrachtungen über unsern Zustand führten zu dem Resultate, daß jetzt vor der Hand nichts besseres zu thun sei, als zur Ruhe sich zu legen. Ich hing mein im Koffer befindliches Chinchorro[218]) auf, während die Leute auf der Erde es sich so bequem als möglich machten.

Es war bereits 6 Uhr als ich erwachte; die noch schlafende Mannschaft weckend, trat ich aus dem Hause, um zu sehen, wo ich mich befände.

Dies war sehr bald geschehen.

Es war eine kleine, etwa eine halbe Meile lange, völlig flache Insel, die ich von dem ein wenig erhöhten Standpunkte, auf dem das Haus sich befand, vollkommen übersehen konnte. Sie war über und über bewachsen, an einigen Stellen des Ufers mit Mangle, an den meisten jedoch nur mit hohem Grase und verschiedenen Strandpflanzen.

Jetzt gerade war Ebbezeit und das Wasser hatte einen breiten sandigen Strand entblößt, der an der Ostseite der Insel entlang sich zog.

Ringsum aber war schönes tiefblaues Wasser mit dem ruhigsten glattesten Spiegel, gleich einem von hohen Bergen umgebenen Tyroler-Landsee. Eine weite herrliche Fläche war es, anstatt der Berge jedoch von Corallenriffen ringsum eingeschlossen.

Das Ganze bot den Anblick einer der unzähligen Atolle des stillen Meeres dar und draußen, außerhalb des Riffes, tobte das wild aufgeregte Meer und schleuderte den gelbweißen Schaum der wüthenden Brandung über die fußhoch den Wasserspiegel überragende Korallenmauer weit hinein in die ruhige Wasserfläche.

Außer an der Südseite der, die Insel ringförmig einschließenden Korallenriffe, befand sich nicht die schmalste Oeffnung, durch die

ein Boot hätte einlaufen können, an dieſer Stelle jedoch war eine Durchfahrt für größere Fahrzeuge, wie etwa Brigg's oder Schooner, die in dem ruhigen Waſſer, gleich in dem ſicherſten Hafen, ankern konnten.

Die „Esperanza", von welcher die Spitze des einen noch ſtehen gebliebenen Maſtes aus der ſtillen Waſſerfläche hervorragte, hatte, ſich ſelbſt überlaſſen, den Weg über das Riff genommen und für ihren Eigenſinn ſchlimm genug büßen müſſen.

Durch den heftigen Sturm in der Nacht von ihrem Cours abgetrieben, hatte ſie zu ſehr der Küſte ſich genähert und war, vom heftigen Oſtwinde begünſtigt, der Berechnung des Capitan und Piloto vorausgeeilt, da ſie ſich bereits Nachts 2 Uhr in der Nähe von Tucacas befand, während dieſe erſt mit Tagesanbruch die Punta zu klären gedachten. Die auf's wildeſte bewegte Brandung hatte die Goleta erfaßt und über den glücklicherweiſe ſchmalen Corallenriff in das ruhige Waſſer geworfen, natürlich mit Verluſt des Steuers und der Kielplanken, und nur dadurch war das vollſtändige Scheitern des Schiffes verhütet worden, daß das Unglück bei hoher Fluth geſchah, wo die Riffe vom Waſſer bedeckt waren und der Gewalt der Wogenmaſſen ſich weniger hemmend entgegenſtellten, als es zur Ebbezeit der Fall geweſen wäre.

So hatte Niemand das Leben eingebüßt, was beim völligen Scheitern des Schiffes wohl hätte der Fall ſein können; ich hatte freilich, bis auf meinen kleinen Koffer, alle meine Sachen verloren.

Capitan Bracho begab ſich mit ſeinen Leuten im Boote nach der Stelle des verſunkenen Schiffes, um zu ſehen, ob irgend einige Gegenſtände davon ſchwimmend ſich umhertrieben.

Am Strande lagen bereits mehre leere Fäſſer und Flaſchen, wie einige andere unbedeutende Sachen vom Verdeck des Schiffes,

die hier angeschwemmt waren, leider aber nicht der geringste eßbare Gegenstand.

Mehre Stunden vergingen, bevor die Mannschaft von ihrer Untersuchungsreise zurückkehrte, die erfolglos gewesen war, da das Schiff an einer sehr tiefen Stelle gesunken war und das Tauchen nach demselben, um womöglich einzelne Sachen, vor Allem den Korb mit den vollen Flaschen Aguardiente zu erlangen, vollkommen mißglückte.

Den Verlust des Getränkes schien die Mannschaft am meisten zu beklagen, weniger wurde darauf Rücksicht genommen, daß wir ohne alle Lebensmittel uns befanden.

Der Capitan theilte mir mit, daß wir uns auf der Insel Punta brava, in der Nähe des Festlandes von Tucacas, befanden und letzteres bei gutem Wetter mit dem Boote in zwei Stunden erreichen könnten. —

Vom Festlande sah ich gegen Süden nur einen schmalen grauen Streif, gegen Westen jedoch die lange niedrige Hügelreihe, la serrania de leon, bei Chichirivichi, die Punta de Tucacas wie der kleine Ort selbst wurden von dem Manglar der Insel verdeckt.

Eine Robinsonade konnte, wegen Mangel an Wasser und Lebensmitteln, auf der kleinen wüsten Insel unmöglich von uns gespielt werden und da der Capitan in Tucacas Verwandte hatte, so beschloß er mit seinen Leuten dorthin zu fahren, um Provision herbeizubringen und von dort einen Boten mit der Nachricht vom Untergange der „Esperanza" an deren Eigenthümer zu senden.

Nur der schwarze Muchacho blieb bei mir zurück.

Um den nunmehr peinigenden Hunger zu stillen, begab ich mich nach Abfahrt der Mannschaft mit dem Jungen den Strand entlang, um in dem Wasser nach irgend etwas Eßbarem zu suchen.

Das ſandige Bett des Ufers zog ſich nicht weit in das Waſſer hinein, es ging bald in puren Corallengrund über, der in den ſchönſten Formen und dem herrlichſten Farbenſpiele in dem klaren Waſſer prangte.

Hier fand ich bald das Erwünſchte, die eßbare Quigua[210], welche in größter Menge zwiſchen den Korallenſtöcken lag. Das Thier dieſer Schnecke wird in Venezuela von Seeleuten und der ärmern Volksklaſſe gegeſſen und hat einen den clams ähnlichen Geſchmack.

Mit hinreichender Beute beladen, kehrte ich nach dem verfallenen Hauſe zurück, vor welchem der Muchacho unterdeß ein tüchtiges Feuer gemacht. Die großen Schnecken wurden auf den Kohlen geröſtet, vermittelſt eines Brettnagels aus dem Gehäuſe geholt, und mit großem Appetit, in Ermangelung eines Beſſeren, verzehrt; das einzige, nach dem ich nach Stillung des Hungers mich ſehnte, war friſches Waſſer, mit deſſen Genuß ich bis zur Zurückkunft des Capitan mich gedulden mußte.

Spät am Abend erſt kam letzterer mit zweien ſeiner Leute zurück, die Anderen waren in Tucacas geblieben. Er brachte einige Lebensmittel, carne seca, Gemüſe, Maisbrot ſowie ein Fäßchen ſüßen Waſſers, außerdem Kochgeſchirr und einige andere nothwendige Sachen, wie er ſie eben in einem ſo erbärmlichen Orte als Tucacas auftreiben gekonnt, mit. Da er ſich mit ſeinen Leuten längere Zeit auf der Inſel aufhalten mußte, um die Ankunft des Eigners der verunglückten „Esperanza" abzuwarten, ſo beſchloß ich, drei Tage mich ebenfalls hier aufzuhalten, um die niederen Seegeſchöpfe der Lagune kennen zu lernen.

Die Lagune war früher der Ankerplatz für die, einer engliſchen Compagnie zur Bearbeitung der Kupferminen von Aroa gehörigen Schiffe geweſen, und aus dieſer Zeit ſtammte noch das halbverfallene Haus auf der Inſel, dem ein noch größeres Gebäude angebaut geweſen war, welches der Geſellſchaft als offic-

und store gedient hatte, von dem jedoch nur noch die Reſte eines Schornſteins und einer niedrigen Mauer übrig waren.

Noch lagen um das Haus umher eine Menge Kupfererze, von denen die Schiffe hier ihre Ladung nach England genommen. Eine ebenfalls halbverfallene stalling führte von der Inſel in die Lagune hinaus und ein reges commercielles Treiben hatte einſt hier florirt; für jetzt waren wir die einzigen Bewohner der nun verfallenen office und Jahre mochten dahin gehen, bevor ſie von Menſchen wieder beſucht wurde.

Einzelne Seevögel, Tringa, Rallus, Rhynchops und Sterna-Arten beleben die kleine Inſel, ſowie einige ſchöne Ameiva-eidechſen und eine, auf dem Rücken gelb und ſchwarz gezeichnete, am Bauche einfach gelbe, 4 bis 6 Fuß lange Bothrops, die ziemlich häufig hier, wie bei Tucacas, am Aroa und Yaracui vorkommt. Ich fand ein 5 Fuß langes Exemplar hiervon gleich den erſten Tag nach meiner Ankunft, im Hauſe unter der Diele verborgen, wo ſie ſich durch die ihr eigenthümliche ſchwirrende Bewegung des Schwanzes, die ein ſchwach trommelndes Geräuſch verurſachte, verrieth; eine andere lag auf den über dem Waſſer ragenden Aeſten des Ufergebüſches. Von Käfern fand ich einige Cicindela-Arten und einen ſchön goldglänzenden Staphylinus.

Eine ſehr hohe, üppig wuchernde Grasart und dichte Büſche des romero de la mar[220]) bildeten, außer dem Mangle, die Hauptvegetation der Inſel.

Das meiſte Vergnügen machten mir meine Excurſionen auf die zur Ebbezeit nur mit wenig Waſſer bedeckten Korallenbänke in der Lagune.

Hier war dem Naturfreunde ein reiches Feld eröffnet.

Prachtvolle, ſonderbar geformte Krabben fanden ſich in den verſchiedenſten Größen in Menge zwiſchen den Korallenſtöcken, von der Kleinheit des in den Modiola und Tellina lebenden Pinnotheres bis zu dem ſchön ſcharlachroth und gelb gezeichneten

cangrejo de aguila von Cocosnußgröße; ſchwerfällig kriechen 2 Fuß lange dornige Langoſtas[221]), eine tropiſche Hummerart, durch den mit Höckern, Dornen und Stacheln beſetzten Körper ohne Scheeren, wie durch ſeine Größe, von dem europäiſchen Verwandten ſich unterſcheidend, auf dem Korallengrunde umher und ſeltſame Seeraupen[222]) mit prächtig ſchillernden Borſtenbündeln, wie an 2 Fuß lange, widerlich ausſehende Meerſcolopender[223]) winden und ſchlängeln ſich durch die zierlich geformten Aeſte der Korallen.

In Menge liegen fußlange walzenförmige Holothurien mit lederartiger glatter oder gekörnter Haut auf dem Korallenboden und nehmen, aus dem Waſſer genommen, einen langen dünnen Waſſerſtrahl fontainenartig von ſich ſpritzend, eine gurkenähnliche zuſammengeſchrumpfte Form an, das Zeichen der erloſchenen Lebensthätigkeit.

Grüne und ſchwarzbraune Seeigel, erſtere mit kurzen, letztere mit 6 Zoll langen Stacheln, mahnen beim Betreten der Korallenſtöcke zu größter Vorſicht, die ſpitzen Stacheln der letzteren ſind ſpröde wie Glas, brechen, mit Leichtigkeit in's Fleiſch eindringend, ſofort ab und verurſachen ſchwer heilende Wunden. Große rothbraune, warzige Seeſterne[224]) und gerippte Meduſenſterne[225]) mit vielfach zertheilten Armen bewegen ſich durch Zuſammenziehung ihrer Strahlen langſam auf dem weichen ſchleimigen Bette der dunkelgrünen Büſche von Seetang, der am Grunde der Korallenſtöcke feſthaftet. Hier auch war es, wo mir ein ſeltener Fund, der des zu den Haarſternen gehörenden Meduſenhauptes[226]) zu Theil wurde.

Zart roſa und ſmalteblau ſchillernde, durchſichtige, gallertartige Quallen bewegen ſich, ihre großen, glockenförmigen Hüte, aus welchen eine Menge feiner langer Fangfäden herabhängen, zuſammenziehend und ausdehnend in ſchräger Richtung nach der Oberfläche des Waſſers.

An die Korallenſtöcke oder den Tang geheftete große Gruppen

von Actinien, mit in den herrlichſten Farben und regelmäßigſter blumenähnlicher Form prangenden Fühlerbüſcheln, ziehen bei der geringſten Berührung ſich in den lederartigen ſchlauchähnlichen Körper zurück und laſſen auf der Haut der Finger einen heftig brennenden Schleim kleben.

Und nun erſt die große Menge und Verſchiedenheit der in dem Korallenbette ſich aufhaltenden Mollusken, der Polypenarten, Schnecken, Muſcheln und Ascidien! Ihre Zahl iſt ungeheuer und ſie einzeln aufzuführen, würde den Leſer ermüden.

Ich erwähne nur einer der hier am häufigſten und bekannteſten, der fußgroßen Flügelſchnecke[227]) mit ſchön roſenrother glänzender Mündung. Das große Thier liegt in Menge zwiſchen den Korallenſtöcken und fällt nicht allein durch ſeine Größe, ſondern auch durch ſeine merkwürdige ſpringende Fortbewegung auf; ſie wird in großen Maſſen nach den Küſtenſtädten gebracht, wo ſie unter dem Namen curua oder guarura von den Arrieros zum Blaſen ihrer Signale viel gekauft wird. Dadurch, daß man das Thier an einem Haken aufhängt, löſt ſich die ſchwere Schale in einigen Tagen von dem in Fäulniß übergehenden Körper und fällt, völlig vom Fleiſch befreit, zu Boden. Innerhalb einer Stunde hatte ich einige dreißig dieſer großen Schnecke geſammelt und an den Strand gebracht.

Einer der größten Leckerbiſſen dieſer Küſte ſind die delicaten Mangleauſtern[228]), welche in Unmaſſen an den Wurzeln und Aeſten der Manglegebüſche in großen Kluſtern beiſammen hängen und wenn auch an Größe der gewöhnlichen Ostrea edulis nachſtehen, ſo doch an Geſchmack den feinſten Colcheſter-Auſtern gleichkommen.

An Proviſion wurde durch den Genuß der Seedelicateſſen während des Aufenthaltes auf der Inſel recht geſpart, die Matroſen fingen wohlſchmeckende Fiſche in Menge, den ſchönen rothen Pargo, den mit langen ſcharfen Zähnen bewaffneten Picúa, den

Sabalo, Robalo, von Mollusken mußten die Quigua und Austern und von Krebsen mehre Krabbenarten und die Langosta ihren Tribut zur Tafel liefern. Letztere fingen die Matrosen bei Nacht, indem sie durch im Boote angezündete Feuer diese Nachtwandler in ihre Nähe lockten.

Nach dreitägigem Aufenhalte verließ ich eines Morgens in Begleitung des Capitan Bracho und einem seiner Mannschaft im Boote die Insel und fuhr nach dem Festlande.

Der Tag war herrlich, das Meer ruhig und so die Fahrt eine sehr angenehme. An der Nordseite der Punta de Tucacas zog sich dichtes Manglegebüsch weit in's Meer hinaus und reichte fast bis zur Insel. In den schnurgeraden, rechtwinkelig sich durchkreuzenden, durch den Mangle gebildeten Canälen fuhren wir langsam dahin und mit vielem Vergnügen betrachtete ich das rege Leben auf den stelzenartigen Manglewurzeln; eine Unmasse blauer und rother Krabben fuhren spinnengleich mit größter Behendigkeit auf dem Gewirre der Wurzeln hin und her und weiße Reiher[229]) und große Rallen[230]) jagten im Gebüsche nach ihnen und anderen kleineren Arten umher, während auf den Aesten der bereits erwähnte schwarzgelbe Bothrops lag, so daß wir mit Vorsicht unter dem Gebüsche hinwegfahren mußten damit er nicht durch ein Anstoßen an dasselbe in's Boot herabfiel.

Der Anblick der Küste war wenig geeignet, angenehme Empfindungen in mir zu erwecken und ich wünschte mir bereits schon beim Betreten derselben die baldige Abreise aus dieser traurigen Einöde.

Eine sandige unfruchtbare Ebene, die weit in das Land hinein sich erstreckte, lag vor mir und auf dieser befand sich der kläglich aussehende, halbverfallene Ort Tucacas. Er zählte nur einige Dutzend Hütten, deren Wände aus mit Bejuco's dicht aneinander gebundenen dünnen Stämmen oder flachgepreßten Yaguas[231]) bestanden, die mit Palmwedeln gedeckt waren. Nur

in der Mitte des Ortes erhob ſich ein mehrſtöckiges, thurmähnliches, viereckiges Bretterhaus mit Schieferplatten gedeckt, das noch von der bereits erwähnten engliſchen Bergwerkscompagnie erbaut und jetzt der Sitz des Alcalden war. Das Gerippe einer kieloberſt gelegten Balandra in der Nähe deſſelben, wie das ebenfalls im Verfall begriffene große Gebäude bezeugten die dahin geſchwundene Größe des ehemals blühenden Ortes und die Indolenz ſeiner jetzigen Bewohner.

Kaum ein Grasbüſchel war ſtundenweit in dem tiefen Sande zu ſehen, nur allein einige Cocospalmen und Melonenbäume[232], die mit jedem Boden vorlieb nehmen, umſtanden die Hütten. Gegen Weſten breitete die Serrania von Chichirivichi am Horizonte ſich aus und nach Oſten zog dichter Urwald, von vielen tauſend von Maporapalmen überragt, in unabſehbare Ferne ſich dahin, über welchem die fernen Küſten-Anden in duftig blauer Färbung ſich erhoben.

Unweit des Ortes mündete ein kleiner Fluß in's Meer, deſſen ſandiges Bett jetzt, zur trockenen Zeit, ſo wenig Waſſer enthielt, daß ſeine Mündung trockenen Fußes durchſchritten werden konnte; eine Stunde vom Orte dem Urwalde zu, lag in einer von Seetrauben[233] bewachſenen Ebene ein kleiner Teich mit ſüßem Waſſer, von wo die Bewohner des Ortes ihren Waſſerbedarf holten. Dies geſchah ſowohl in Fäſſern, welche an Stricken, die an ihre beiden Böden befeſtigt waren, auf dem Boden hingerollt wurden, als auch in den hohlen kannengleichen, von Abſatz zu Abſatz geſchnittenen Stücken dicker Bambusſtämme.

Capitan Bracho führte mich in die Hütte ſeiner Verwandten, wo ich das Glück hatte, die Bekanntſchaft ſeiner Großmutter, eines wohl hundertjährigen ſkelettartigen Weibes, die mit entſchiedenem Widerwillen mich als Gaſt in ihrem Hauſe ſah, zu machen. Abgeſehen von ſeiner großen Leidenſchaft für ſtarke Getränke war der Capitan, in nüchternem Zuſtande, ein recht

angenehmer jovialer Mann, der großes Intereſſe für Naturgegenſtände zeigte.

Er ſammelte ſelbſt alle dieſe curiosidades, wie er ſie nannte, um ſie in Puerto Cabello zu verkaufen und hatte erſt vor kurzer Zeit einen jungen Caiman, mehre Eidechſen und Schlangen, die er gefangen, in eine große mit Aguardiente gefüllte Glaskruke geworfen, die er jetzt hervorholte und mir zeigte. Es waren jedoch allzugewöhnliche Sachen und ich überdies jetzt außer Stande, ſie mit mir zu nehmen, weshalb ich deren Ankauf ausſchlug.

„Caramba, crealo Vm. tanto que yo siento la perdida del aguardiente por estos carajos! No puedo aguantarla, vamonos amigos!“[234] und dabei ſchenkte er den Aguardiente aus dem mit den Reptilien gefüllten Glaſe in eine Cocosſchale, trank ſelbſt die Hälfte davon und reichte die andere dem begleitenden Matroſen, der ſie unter krampfhaften Geſichtsverzerrungen leerte. Die darin befindlich geweſenen Thiere ſchleuderte er weit vom Hauſe weg.

In einem hinter dem Hauſe gelegenen Tümpel mit brackigem Seewaſſer ſchwammen mehre der werthvollen ſeltenen Carettſchildkröten[235]) luſtig umher und zeigten ſich, ſogar die kleinſten, ungemein biſſig gegen jeden ihnen vorgehaltenen Gegenſtand.

Eine Delicateſſe lernte ich hier in den huevos de Sabalo und Robalo kennen, welche im Geſchmack ungemeine Aehnlichkeit mit Caviar hatten. Es war der in wurſtähnliche Form zuſammengepreßte Rogen der beiden Seefiſche, des Sabalo und Robalo, die an der hieſigen Küſte in bedeutender Menge gefangen werden.

Der Puma wie der Jaguar, in Venezuela leon und tigre genannt, müſſen hier nicht ſelten ſein, denn ich ſah deren Felle in den meiſten Hütten und kaufte einige derſelben, die ſich durch ungemeine Größe auszeichneten; die Serrania von Chichirivichi ſoll ihr Lieblingsaufenthalt an dieſer Küſte ſein.

Eine zwei Stunden breite Sandebene hatte ich nach Süden hin zu durchwandern, bevor ich in den Urwald gelangte. Es war anstrengend genug, in dem feinen, weißen, tiefen Sande, der argen Sonnenhitze ausgesetzt, bis dahin zu kommen; niedrige Sträucher und Bäume[236]) bedecken die weite Ebene und nur am ausgetrockneten Bette des Flusses ziehen sich dichte Gebüsche von Mangle entlang, über welche hier und da höhere Manschenillbäume[237]) mit giftigem Safte und noch giftigeren, apfelgleichen Früchten sich erheben.

Der Urwald bietet hier in seinen Palmenwäldern der Mapora[238]), die von Tucacas nach dem Yaracui, parallel mit der Küste, in einer Strecke von 5 bis 6 Meilen sich hinziehen, ein überaus reizendes großartiges Bild und zeigt nicht im Geringsten die Monotonie der Cocoshaine.

Hier ist es der interessante Urwald mit seiner verschiedenartigsten Belaubung, den riesigen Stämmen, den Unmassen von Schlingpflanzen, dem großblättrigen Untergebüsch der Scitamineen, den feingefiederten Wedelkronen schöner Strauchfarne, welche sämmtlich den Untergrund des Palmenwaldes bilden, der mit seinen vielen tausend herrlich gefiederten Kronen über diesen sich erhebt und das prachtvollste zierlichste Laubdach über ihn ausbreitet.

Der hiesige Urwald ähnelte in seiner Vegetatation vollkommen dem am Rio Aroa und Rio Yaracui, welchen letzteren ich an geeigneter Stelle ausführlicher beschreiben werde.

Mein Aufenthalt in Tucacas war nur von kurzer Dauer, in wenig Tagen hatte ich die Umgegend mit dem etwa Sehenswerthesten der Natur kennen gelernt und das Leben selbst in dem traurigen Orte und der elenden Hütte des Capitan Bracho so herzlich satt, daß ich mit Vergnügen die Gelegenheit zur Abreise ergriff, die sich mir unverhofft darbot.

Es kam nämlich der Eigenthümer der untergegangenen Goleta, Mr. Scott, ein Schotte, von der Boca del Yaracui, wo

er ein großes Speditionsgeschäft nach dem Innern hatte, auf einer Mula die Küste entlang, nach Tucacas und bot mir, da er längere Zeit sich hier aufhalten mußte, das Thier zu meiner Tour nach dem Yaracui an.

Mit Vergnügen ergriff ich die Gelegenheit, von Tucacas fortzukommen, wo ich wegen Mangels guter und hinreichender Lebensmittel, besonders des Fleisches, dessen Stelle Fische und Mollusken vertraten, die Aussicht hatte, abzumagern. So ritt ich denn im Anfang Mai, an einem heißen Nachmittage, zur Ebbezeit von Tucacas den Strand entlang nach der Boca del Aroa, die ziemlich auf der Hälfte des Weges nach der Boca del Yaracui liegt.

Der Weg dicht am Meere hin, über den kurz zuvor von der Fluth bespülten, festen Sand, war recht angenehm, nur daß er mitunter von übereinander geworfenen gewaltigen Massen Treibholz versperrt und ich dadurch gezwungen wurde, auf die dünenartigen, von lockerem Sande gebildeten Erhebungen des Strandes, die mit der früher erwähnten niedrigen Küstenvegetation überzogen waren, zu reiten, was für die Mula ungemein anstrengend war.

Haufen von Conchylienschalen und anderen niederen Seethieren lagen, vom Meere ausgeworfen, auf dem Strande und waren, wenn auch meistens defect, dem Naturfreunde recht erwünscht, um eine Uebersicht der am häufigsten hier vorkommenden Arten zu erlangen.

Es war am späten Nachmittage, als ich an der Boca del Aroa anlangte und vom Juez de paz[239]), an den ich durch Mr. Scott empfohlen war auf's Freundschaftlichste empfangen wurde und bei ihm mein Nachtquartier nahm.

Der Ort Aroa ist bei weitem bedeutender als Tucacas, liegt am linken Ufer und zwar dicht an der Mündung des Rio Aroa und seine Häuser ziehen sich eine große Strecke in einer Reihe an der Küste entlang. Der Ausdruck Häuser paßt freilich nicht

recht für die aus Palmbrettern beſtehenden Wände und mit Dächern von Palmblättern verſehenen Wohnungen. In der Nähe des Ufers ſtanden zwei größere aus Lehmwänden beſtehende, mit Schiefer gedeckte, halbverfallene Gebäude, welche gleich dem großen Hauſe in Tucacas eben auch der einſtigen Bergwerks-Compagnie angehört hatten. Große Haufen Kupfererze, halbverrottete Lanchas und Skelette von Schonern lagen in der Nähe der Ruinen als traurige Erinnerung an das unglückliche Ereigniß, welches die einſt ſo bedeutende Kupferminen-Compagnie am oberen Aroa zehn Jahre zuvor betroffen hatte.

Dieſe engliſche Compagnie florirte einſt ſehr an dieſer Küſte und ungemein bedeutend war die Ausbeute der ergiebigen Minen, welche etwa drei Tagereiſen von der Mündung des Aroa entfernt, am Fuße der zwiſchen San Felipe und dem Rio Tocuyo ſich hinziehenden Gebirgskette liegen. Die rohen Kupfererze wurden nach England geſandt, von wo die Valuta theils in Waaren, theils in baarem Gelde remittirt wurde. Sowohl in den Minen, als an der Boca del Aroa und in Tucacas hatte die Compagnie großartige Etabliſſements, in welchen eine große Anzahl Menſchen, theils Engländer, theils Eingeborne, beſchäftigt wurden und wodurch die zahlreiche Bevölkerung von Aroa und Tucacas in einen Wohlſtand verſetzt wurde, wie man ihn in venezuelaniſchen Orten nicht mehr zu finden gewohnt iſt.

Wie überall aber in Süd-Amerika unter der farbigen Bevölkerung Neid und Mißgunſt gegen die glücklichen Operationen der Ausländer herrſchen, wurde der Gewinn der Compagnie von den Venezuelanern um das Zehnfache übertrieben dargeſtellt und ihr nachgeſagt, daß ihr hauptſächlichſter Gewinn von dem Golde herrühre, das in reichlichſtem Maße in den Kupfererzen ſich vorfände und andere Uebertreibungen mehr, um das Volk gegen die Ausländer aufzuhetzen. Dies gelang auch vollkommen und andere Motive, unter denen das der Habſucht das Vorherrſchendſte war,

vereinigten ſich mit dem Haß der Farbigen gegen die Weißen zu einem mörderiſchen Angriffe gegen die Beamten der Compagnie. –

Es war an einem Sonnabend Nachmittage, kurz nachdem ein Schiff der Compagnie eine Geldſendung von England zum Behufe der Auszahlungen an die Minenarbeiter gebracht hatte, und der größte Theil der Arbeiter bereits die Gebäude der Compagnie verlaſſen und nach ihren ziemlich entfernt gelegenen Wohnungen ſich begeben hatte, als eine Rotte von fünfzehn Negern und Farbigen, die ihre Geſichter durch Bemalen unkenntlich gemacht hatten, mit Lanzen und Machetes bewaffnet in das Comptoir der Compagnie gewaltſam drangen und die noch hier arbeitenden engliſchen Comptoiriſten auf die grauſamſte Weiſe um's Leben brachten. Darauf drangen die Mörder in die Privatwohnungen der Ingenieure und anderer Beamten und ermordeten auch hier alle Männer und Frauen, ohne daß Jemand ſie daran verhinderte. Die im Etabliſſement befindlichen Eingebornen, meiſt Arbeiter und Diener, wagten aus Furcht vor gleichem Schickſale es nicht, den Mördern ſich entgegen zu ſtellen, oder waren zum Theil ſelbſt in dem Complotte.

Auf dieſe Weiſe konnten die Mörder ungeſtört ſich in den Beſitz des ſämmtlichen baaren Geldes ſetzen, das meiſt in neuer engliſcher Silbermünze, in Säcken abgezählt, hier ſich vorfand; ſie beluden damit mehre Eſel und verſchwanden in dem nahen Urwalde.

Von all' dem engliſchen Perſonal der Compagnie retteten ſich, außer dem Director, nur zwei Perſonen, die zufällig auf einem Spaziergange begriffen, außer dem Bereiche der Mörder ſich befanden.

Gleich als ob die Vorſehung den Ruin der Compagnie beſchloſſen, verlor der Director der Geſellſchaft, Mr. Ketch, welcher zur Zeit der mörderiſchen Attaque in La Guaira ſich befand, auf der Rhede dieſer Stadt ſein Leben.

Er hatte nämlich, als er von dem Unglück der Compagnie benachrichtigt wurde, ſich ſofort an Bord einer Goleta begeben, um nach der Boca del Aroa zu fahren und wurde durch Unvorſichtigkeit beim Aufwinden des Ankers von den Matroſen über Bord geſtoßen.

Der Capitain einer nahe gelegenen engliſchen Brigg, der das Unglück mit angeſehen, ließ ſofort ein Boot ausſetzen, um dem mit den Wellen Kämpfenden zu Hilfe zu kommen, doch bevor ihn das Boot erreicht hatte, verſchwand er unter dem Waſſer, das an der Stelle, wo er geweſen, ſich für kurze Zeite blutig färbte, ein ſicheres Zeichen, daß er die Beute eines Haifiſches geworden.

Die wohl allzu gewagte Bemerkung Humboldt's, daß die Haifiſche auf der Rhede von La Guaira den Menſchen nicht anfallen, wird durch dies unglückliche Ereigniß widerlegt; wie kämen auch dieſe raubgierigen Ungeheuer dazu, hier gerade eine ſtrenge Auswahl ihrer Koſt zu treffen! — — —

Obgleich die engliſche Regierung auf ſtrenge Verfolgung und Beſtrafung der Mörder ihrer Unterthanen gedrungen, iſt bei der Lauigkeit und geringen Energie der venezuelaniſchen Gerechtigkeitspflege von der venezuelaniſchen Regierung wenig in dieſer Sache gethan worden.

Man hat deren Spur bis San Felipe und Barquiſimeto verfolgt, zwei derſelben, die beim Würfelſpiel durch ihr in Menge ausgezahltes engliſches Geld ſich verdächtig gemacht, wurden eingezogen, der Theilnahme am Raubmorde überwieſen und erſchoſſen.

Von dem geſtohlenen Gelde iſt jedoch, außer einer unbedeutenden Summe, nichts wieder erlangt worden.

Die engliſche Minen-Compagnie löſte ſich in Folge dieſes Unglückes auf, da die Theilnehmer einſahen, daß bei der Erbärmlichkeit der venezuelaniſchen Geſetze und bei dem geringen Schutze,

den die Regierung dem Ausländer gewährt, sie einer Wiederholung des traurigen Vorfalls gewärtig sein dürften.

Um jedoch etwaigen venezuelanischen Speculanten die Fortsetzung des Minenbetriebes in Aroa zu erschweren, ließen die Engländer die Einfahrt der Minen durch Sprengung verschütten [240]).

Die vorher so blühenden Orte Aroa und Tucacas wurden zu dem, was sie jetzt sind, erbärmlichen Küstendörfern, deren Bewohner auf's Nothdürftigste durch Schiffahrt und Fischfang ihren Lebensunterhalt sich suchen müssen.

Außerdem sind an beiden dieser Orte Holzschlägereien von Maporapalmen und Mora [241]); von ersteren werden die in Bretter gesägten Stämme, unter dem Namen tablas de guama, zu Hüttenwänden an der Küste selbst, von letzterem das schön gelb färbende Holz als Exportartikel benutzt. — - - —

Als ich in der Wohnung des juez de paz am Abend in die Hängematte mich gelegt hatte, und im Begriff war, das Licht zu löschen, hörte ich im Palmendache über mir ein lautes Geschrei und ein langer, einige Zoll dicker Gegenstand fiel plötzlich auf mich herab. Es war eine 5 Fuß lange junge traga venado [242], die, eine heftig schreiende Maus im Maule, in ihrer allzu großen Hast beim Fange derselben das Gleichgewicht verloren hatte.

In größter Eile schleuderte ich die Schlange aus der Hängematte und sprang dann selbst heraus, um sie bald darauf zu tödten, ohne daß sie ihre Beute fahren gelassen hätte.

Dergleichen ähnliche Fälle, sogar von Giftschlangen, sind mir öfters in Süd-Amerika vorgekommen, ich entging jedoch jeder Gefahr glücklich dadurch, daß ich mich stets noch im wachenden Zustande und bei einiger Beleuchtung befand.

Der Urwald nähert sich in Aroa bei Weitem mehr der Küste als bei Tucacas, ist jedoch diesem in seiner Vegetation

völlig ähnlich und wird eben auch von Tauſenden ſtolzer Mapora-palmen überragt.

Als ich am ſpäten Nachmittage des andern Tages von meinem freundlichen Wirthe Abſchied nahm, um nach der Boca del Yaracui zu reiten, bot er mir einen Machete mit der Bemerkung an, daß auf dem Wege nach dort, beſonders zu ſpäter Tageszeit, häufig Jaguare geſehen würden. Um ſeine mir erwieſene Freundlichkeit nicht zu verletzen, nahm ich das lange Meſſer mit mir, das mir im Kampfe mit dem Jaguar wenig genützt haben würde.

Durch die ſeichte Mündung des Rio Aroa reitend, ſah ich bei einer dicht am Meeresſtrand ſtehenden Hütte in der unbedeutenden Brandung einen großen Hai umherſchwimmen, dem meine am Strande dahintreibende Mula großes Intereſſe erregen mochte. Ich machte die Bewohner der Hütte darauf aufmerkſam von denen der Eine, mit einer Harpune bewaffnet, dieſe nach dem großen Thiere, wiewohl vergebens, warf und nach jedesmaligem Wurfe die Waffe, ohne ſich vor dem Fiſche zu fürchten, wieder aus dem Waſſer holte.

Es mochten dergleichen ſtörende, von Land- und Waſſerraubthieren gemachte Beſuche hier wohl nicht zu den Seltenheiten gehören.

Stets dicht am Meere hinreitend, war es Abends 8 Uhr, als ich an der Boca del Yaracui anlangte, auf deren rechten Ufer das Speditionsetabliſſement des Mr. Scott und das dazu gehörige Dorf gelegen iſt.

Eine lange ſchmale Sandbank zog an dem linken Ufer des Fluſſes, auf dem ich mich befand, weit in das Meer ſich hinein.

Die Mündung war von ziemlicher Breite und Tiefe und obgleich mir geſagt wurde, daß ſie vermittelſt einer Furth paſſirbar ſei, ſo war dieſe bei der herrſchenden Dunkelheit nicht zu

unterſcheiden und ebenſowenig am jenſeitigen Ufer ein Menſch zu erblicken. –

Mein wiederholtes lautes Rufen wurde von der an der Barra ungemein heftigen Brandung übertönt und es blieb mir nichts übrig, um nicht im Freien campiren zu müſſen, als auf meiner Mula durch den Fluß zu reiten. Bereits nach den erſten Schritten verlor das Thier den Grund und ich hatte die größte Mühe, ſie durch tüchtiges Anſpornen und Hiebe vom Umkehren abzuhalten. Nur noch mit dem Kopfe über dem Waſſer, durchſchwamm ſie den Fluß und ich konnte froh ſein, einzig und allein mit einer gründlichen Durchnäſſung davon zu kommen, da der Fluß, beſonders an ſeiner Mündung, von Caimans wimmelte, was ich erſt ſpäter erfuhr.

2.

Der Rio Yaracui.

Das Etabliſſement am Rio Yaracui war zur Zeit, als ich mich dort befand, im Jahre 1850, noch im Flor und befaßte ſich mit der Spedition von Gütern nach dem Inneren, beſonders der Gegend von San Felipe und Barquiſimeto.

Die Güter gingen in Lanchas den Yaracui in vier Tagen aufwärts nach dem wenige Leguas von San Felipe entfernten Orte Chino, von wo aus ſie nach ihren Beſtimmungsorten in Karren oder auf Laſtthieren abgingen.

Die Rückfracht der Lanchas nach der Küſte beſtand in den Erzeugniſſen der zahlreichen Haciendas des Inneren, wie Cacao, Caffee, Indigo, Papelon, außerdem in Häuten und anderen geringeren Handelsartikeln.

In den Orten Yaracui und Chino waren zu dieſem Behufe große Almacenes[243]) und andere zum Geſchäftsbetriebe nöthige Gebäude errichtet, in deren Nähe ſich die Wohnungen der zum

Speditionsbetriebe nöthigen Bootsleute, Holzfäller und Profeſſioniſten aller Art befanden.

Das an das Etabliſſement an der Boca del Yaracui grenzende Dorf war ziemlich anſehnlich und lag in zwei geraden Reihen Häuſer, von einer breiten Straße durchſchnitten und von Cocospalmen umgeben, in der Nähe des Strandes; unmittelbar dahinter zog dichter Urwald weit in das Innere des Landes ſich hinein.

Selten habe ich an der Meeresküſte ſoviel Treibholz geſehen als hier; der Strand der Flußmündung nach Oſten zu war im vollſten Sinne des Wortes damit überhäuft; auch fand ich daſelbſt öfters von der See angeſchwemmte Früchte und andere Theile von Pflanzen, die weder in der Nähe noch überhaupt in Venezuela vorkommen. So ſammelte ich einſt hier die noch an der Spadix ſitzenden Früchte der Phytelephas macrocarpa, die nur in Neu-Granada bei Ocaña und anderen Orten vorkommt und durch die Meeresſtrömung hierher getrieben ſein mußte.

Die Natur bietet in dieſer Gegend ihren Verehrern ungemein intereſſante Schätze, nicht allein in ihrem Reichthum an Seebewohnern, ſondern auch in der üppigen Fülle der Pflanzenwelt, die an den ſumpfigen Ufern des Yaracui in größter Verſchiedenheit vertreten iſt. Seltene Vögelarten bewohnen den ungeheuren Urwald, der an der Küſte von einer Menge natürlicher Canäle[244]) durchſchnitten iſt und den in ſeiner ganzen Breite der ſanft dahinſtrömende Yaracui mit ſeinem dunklen Waſſer durchzieht.

Die Canäle waren ein Jahrzehnt zuvor noch der Aufenthalt des Manati[245]), von denen der eine noch dieſen Namen trägt, jetzt iſt dies Thier hier ganz ausgerottet und in Venezuela überhaupt nur noch im Delta des Orinoco zu finden.

Hohes Manglegebüſch mit Manſchenillbäumen und dem mit ſeltſamen wändegleichen Stämmen verſehenen Tragen[246]) ziehen ſich von der Mündung eine Strecke an den Flußufern aufwärts, welchſeln aber bald ab mit rieſigen Veras[247]), Mimoſen, Cäſ

alpanien, Cluſien und anderen Baumgiganten, die bis an die Gipfel mit den üppigſten Gewinden von Schlingpflanzen dermaßen überzogen ſind, daß ſie den Anblick einer langen Couliſſenreihe darbieten. Da wo das freie Ufer einen Blick in den Wald geſtattet, ſtehen dichte Gruppen dünnſtämmiger, ſchlanker Piritupalmen[248]) mit ihrer ſaftgrünen Krone kurzer, cycasähnlicher Wedel. Ihre harten, bis 20 Fuß langen Stämme liefern den Lancheros die zum Fortſchieben der Lanchas nöthigen palancas[249]) und werden zu dieſem Zwecke von den in Unmaſſe daran ſitzenden Stacheln wie der rauhen Rinde befreit, ſo daß das glatte ſchwarze mit weißen Längsſtreifen zierlich geſchmückte Holz hervortritt. Große Gebüſche langwedeliger Farne[250]) mit unförmlich dicken, nur 1 Fuß hohen Strünken, bilden das Untergebüſch des ſumpfigen Ufers und koloſſale Bejucos de cadena[251]) in hundertfachen Verſchlingungen hängen um die Stämme und in den Aeſten der Waldrieſen, die außerdem noch mit Gruppen von Orchideen, Tillandſien und Aroideen dicht beſetzt ſind.

Die erwähnten natürlichen Canäle, die ſeltſamerweiſe nur am linken Ufer des Fluſſes ſich befinden, treten nur bis zu der Entfernung einer Tagereiſe von der Küſte auf, von wo an der Fluß bis zu ſeiner Quelle nur einzelne kleine Nebenflüſſe aufnimmt.

Tiefe Stille herrſcht in dieſen caños, die in ſchnurgerader Richtung weit in den Urwald hinein ſich ziehen; kaum die geringſte Strömung iſt in dem dunklen Waſſer zu bemerken; bei geringer Breite von der hohen Uferwaldung völlig beſchattet, herrſcht in ihnen ein ſtetes clair obscur, die Ruderſchläge des dahin gleitenden Bootes erſchallen weithin in der geraden Waſſerſtraße und ſind die einzigen Laute, welche die düſtere Waldeseinſamkeit unterbrechen, ſelbſt der im Boote ſitzende Reiſende ſtockt plötzlich beim Einfahren in dieſelben in ſeiner lauten Unter-

redung mit den Ruderern, erschrocken über seine Vermessenheit, die hier herrschende Grabesstille durch seine Stimme zu stören.

Gespenstergleich schweben mit leisem Flügelschlage weiße Reiher, durch die Ruderschläge aufgeschreckt, vor dem Boote daher; tief trauernd über die Armuth an Fischen in den caños sitzt mit eingezogenem Kopfe der Martin el pescador[252]) auf den über dem Wasser hängenden Zweigen und eine Schaar kleiner Fledermäuse, an den dicken aus dem Wasser sich erhebenden abgestorbenen Baumstämmen hängend, umkreisen bei Annäherung des Bootes in geisterhaftem Fluge die morschen Stämme und kehren dann wieder an ihren alten Platz zurück. —

Der Meeresstrand zu beiden Seiten der Boca del Yaracui bietet dem Naturaliensammler ein reiches Feld.

Weiße, zierlich gewundene Gehäuse der Spirula Peronii Sam. liegen zerstreut unter den kleinen rosenrothen und elfenbeinweißen Muschelschalen[253]), die in förmlichen Haufen einzelne Plätze des Strandes überdecken; in großer Menge bleicht die zart rosa gefärbte Venusmuschel[254]) auf dem heißen Sande und nur sehr selten findet sich unter ihnen ein vollkommenes Exemplar mit unbeschädigten Stacheln; jeder Schritt führt an einer Menge vom Meere ausgeworfener, selten mit den lebenden Thieren versehenen Conchylienschalen[255]) vorüber, weißgebleichte kugelige Seeigel mit streng symmetrischen Warzenreihen, herzförmige glatte Spatangus und Scutella-Arten von Straußeneigröße und Form, mit regelmäßigen feinen Löcherreihen, fußgroße Seesterne und Krabbenschalen: Alles liegt, theils noch lebend, theils gebleicht, auf dem weißen Strande, der unter den Füßen des eifrigen Sammlers gleich hartem Schnee knirscht.

Nach starkem Sturme zieren große Blasen von Physalien, ihres Farbenschillers und der Fangfaden größtentheils beraubt, wie schöne rothe, theilweise mit weißer kalkiger Kruste überzogene Gorgonien und Seefedern[256]), an denen Gruppen der

niedlichen zartrosa gefärbten Chama crista galli sitzen, die Muschelhügel am Strande und gelbbraune kopfgroße Meerschwämme[257]), mitunter sogar alte, bereits lange Zeit im Meere umhertreibende Stücke eines Wracks mit Colonien von Seetulpen und Entenmuscheln[258]) besetzt, finden sich hier von der heftigen Brandung an die Küste geschleudert.

Am Meere zog sich ein breiter Saum von dichten, meist in hohen Seetrauben[259]) bestehenden Gebüschen dahin, deren weintraubenähnliche Früchte zur Reife von den Bewohnern der Niederlassung eifrig gesammelt wurden; die Früchte sind von säuerlich angenehmem Geschmack und ihr Genuß erregt heftigen Durst. Die Papageien stellen ihnen eben auch ungemein nach und große Schaaren derselben fallen zur Zeit ihrer Reife in die Gebüsche ein. Eben so häufig war der Arendajo[260]), dessen Nester in großer Menge an den Aesten der weiter im Walde hineinstehenden Riesenbäume des Algarrobo[261]) und Vera hingen. Ende Mai, zur Zeit wenn die Jungen dieser Vögel ziemlich flügge waren, wurde ihnen eifrig nachgestellt und die erbeuteten Nester von den Dorfbewohnern bei ihren Hütten aufgehängt, wo sie von den alten Vögeln bald aufgefunden und geätzt wurden. So gewöhnten sie sich bald an die Nähe der Menschen und wurden zuletzt so vertraut mit diesen, daß sie in den Hütten umherflogen und ihren nunmehrigen Wohnort nicht mehr verlassen mochten.

In der nahen Waldung wuchs die Vanille recht häufig, deren Schoten eine Länge von 10 bis 12 Zoll erreichten. Diese Orchidee überzieht oft die Stämme der Bäume, an ihnen hinaufrankend, mit ihren ovalen, lederartigen glänzenden Blättern gänzlich und füllt mit dem Aroma ihrer langen trichterförmigen, grünlichweißen Blüthen die Atmosphäre weit umher. An ihrem fingerdicken, rankenden Stengel treiben an den Blattknoten, wie bei den klimmenden Aroideen, Luftwurzeln aus, mit denen sie sich am Stamme des Baumes festhängt.

Die runden, glatten, fingerdicken Fruchtſchoten werden vor der Reife in noch grünem Zuſtande geſammelt, in ſiedendes Waſſer getaucht, damit ihre wie bei allen Orchideen ſehr zähe Lebenskraft erliſcht, dann in die Luft gehängt und in dieſer Zeit wiederholt gepreßt, um die in ihnen enthaltene große Feuchtigkeit vollkommen zu entfernen; kleinere Portionen kann man auch über Rauch trocknen. Erſt wenn die nunmehr breit gepreßte Schote braun ſich färbt, beginnt ihr herrliches Aroma ſich zu entwickeln, das in vollkommen getrocknetem Zuſtande nahezu betäubend iſt. Da ſchnelles Trocknen ihnen nachtheilig iſt und um ſie weich zu erhalten, wie gegen Inſecten zu ſchützen, werden ſie mit Oel eingerieben und dann, um ihr Aroma zu erhalten, ſofort gut verpackt.

Die Vanille wird von den Venezuelanern nicht benutzt, da ſie das Nervenreizende derſelben nicht lieben und ſie geben ſich nicht die Mühe, ſie zu ſammeln, ſo reichlich ſie auch in Venezuela, in den Wäldern am Golfo triſte, an der Küſte von Puerto Cabello bis La Guaira, in der Provinz Trujillo und am Orinoco vorkommt; es iſt ſchwierig, ſelbſt die geringſte Partie getrockneter Vanilleſchoten zu erlangen, welche Nichtachtung dieſes koſtbaren Productes ich eben auch in allen Guyanas gefunden habe; nur allein in Braſilien, am Rio Negro und Rio branco und anderen Nebenflüſſen des Amazonas wird ſie ſorgſam geſammelt und neuerdings ſogar fleißig angebaut.

Sehr häufig fand ſich in dem hieſigen Urwalde der Matapalo[262]) an den Stämmen der Bäume, von denen er eine große Menge in ſeine engen Umſchlingungen gezogen hatte. Oft wurde der düſtere Wald von großen ſumpfigen, nur mit Cyperus, Heliconien[263]) mit orangerothen Blumenſcheiden und hohen Strauchfarnen beſetzten Stellen unterbrochen, deren ſaftiges Grün und klare Waſſerflächen angenehm mit dem dunklen Laube und den grauen Stämmen des Urwaldes contraſtirten. Hier war der Aufenthalt

der niedlichen braunrothen, gelbgeflügelten, gespornten Wasserhühner[264]), die auf den Wasserpflanzen nach Insecten umherjagten und dabei in fortwährendem Zwiste mit einander begriffen waren. Großen Truthühnern gleich, saßen die mit einem 3 Zoll langen dünnen Horn auf dem Oberkopfe versehenen und mit großen Sporen an den Flügeln bewehrten Arucos[265]) auf dem den Sumpf begrenzenden niederen Gebüsch und ließen ihren tiefen, ihrem Namen gleich klingenden Ruf hören, von Zeit zu Zeit im Schilf und Sumpf dahin watend und die darin schwimmenden Baumfrüchte oder auch die in Menge hier vorkommenden Sumpfschnecken[266]) auflesend.

Der Fluß bot einen wahren Reichthum an Caimans[267]), die ich hier oft in der bedeutenden Länge von 10 Fuß gesehen habe; sie durchkreuzen Morgens und Abends den Fluß, nach Raub ausspähend, liegen aber während der wärmsten Tageszeit meist schlafend am Ufer und plumpen bei der Annäherung eines Bootes schwerfällig in's Wasser. Sie scheuen den Menschen und dieser kann ungestört von ihnen im Wasser baden, sobald er nur von Zeit zu Zeit einiges Geräusch dabei verursacht. Ich habe in Britisch Guyana die Macuschi-Indianer ohne Furcht in den Flüssen Rupununi und Awaricuru sich baden sehen, während die bei weitem wilderen, 15 bis 18 Fuß langen Champsa nigra zahlreich in ihrer Nähe umherschwammen.

Der Behauptung, daß die Crocodil-Arten Süd-Amerika's zur trockenen Zeit in einen sogenannten Winterschlaf fallen, kann ich nicht beistimmen; ich habe diese Thiere sowohl in Venezuela, als auch in Britisch Guyana in jeder Jahreszeit zu beobachten Gelegenheit gehabt und sie das ganze Jahr hindurch stets vollkommen munter und bei bestem Appetite gefunden. In den Llanos von Venezuela, wie in den Savanen von Guyana, ziehen sie beim Austrocknen der Savanenflüsse in die mit diesen verbundenen größeren Flüsse sich zurück oder begeben sich nach den

nächſten waſſerreichen Sümpfen oder kleinen Seen; daß ſie ſich jedoch in Letten verſtecken und beim erſten Regenguß im Beginn der Regenzeit unter heftigem Getöſe die aufgewühlte Erde hoch in die Luft ſchleudern und aus ihrer Gruft hervorſteigen, iſt gleich dem Fange der Gymnoten durch Pferde, den ich weder in den Llanos von Venezuela und in den Savanen von Guyana beobachtet, noch irgend davon gehört, eine Fabel der Eingeborenen, die den wißbegierigen Reiſenden nur allzugern mit lügenhaften Berichten tractiren. —

Die Eier der Caimans, deren das Weibchen wohl 20 bis 25 in der Größe und Form von Gänſeeiern in eine Grube in den heißen Uferſand legt und ſie dann verſcharrt, um ſie der Sonne zum Ausbrüten zu überlaſſen, ſind, trotz des ihnen eigenthümlichen Moſchusgeruchs, recht wohlſchmeckend und bei den Eingeborenen ein geſuchter Leckerbiſſen, nur iſt ihr Genuß ſehr nervenaufregend. Das Fleiſch des Caimans wird wegen ſeines widrigen ſtarken Moſchusduftes nur von Negern und Indianern gegeſſen; mehre Tage lang konnte ich, nach dem Abziehen eines Caimans, den meinen Händen anklebenden Moſchusgeruch trotz des ſorgfältigſten Waſchens und Einreibens mit wohlriechendem Waſſer nicht los werden.

Im unteren Orinoco, wo die größte 20 Fuß lange ſüdamerikaniſche Crocodil-Art, Crocodilus acutus, vorkommt, habe ich im Mai, zur Zeit wenn die Jungen aus dem Ei gekrochen, dieſe bei ſtarkem Winde oft in wahrhaften Unmaſſen gegen die Brandung vergeblich kämpfen geſehen, um an das hohe Ufer zu kommen und ohne die geringſte Mühe an Hundert derſelben zum Zeitvertreib gefangen, aber ſtets dabei bemerkt, daß alte Thiere in der Nähe umherſchwammen, die bei jedesmaligem Fange der Jungen ein ſchnaubendes Getöſe ausſtießen und dicht zum Boote heranſchwammen, eines derſelben ſogar in meiner Nähe mit dem Schwanze nach dem Boote ſchlug, wodurch ich glücklicherweiſe nur mit einer

Ladung Waſſer überſchüttet wurde. Die Ruderer riethen mir vom Fange der Jungen ab, da ſie meinten, daß jede Crocodilmutter die aus ihren Eiern gekrochenen Jungen genau kenne und dieſe ſtreng bewache. Es ſchien mir faſt, als ob die Leute darin Recht hätten.

Die jungen eben ausgekrochenen Caimans ſind von 6 Zoll Länge und bereits recht biſſig. In Gefangenſchaft knurren und ziſchen ſie bei jeder Berührung auf's lebhafteſte und verurſachen mit ihren ſcharfen Zähnen ſchlimme Wunden, werden jedoch bald zahm, laſſen ſich ſtreicheln und nehmen das ihnen vorgehaltene Stückchen Fleiſch, ohne Scheu und hinterliſtiges Beißen, aus den Fingern ihres Eigners. —

Außerdem ſind die Uferbäume des Yaracui, beſonders die Mimoſen, ſehr zahlreich von der großen, mit Einſchluß des Schwanzes oft 6 Fuß langen Iguana[265] belebt, deren Fleiſch, ganz beſonders aber deren runde Eier zart und ungemein wohlſchmeckend ſind. Die Weibchen legen letztere in einer Anzahl von 30 bis 35 Stück in eine fußtiefe Grube in den Uferſand und verſcharren ſie darin auf's ſorgfältigſte. Die ausgekrochenen Jungen ſind von ſchöner hellgrüner Farbe, mit nur ſchwacher Andeutung des ſpäter zollangen Rückenkammes. Die alten Exemplare ſind blaugrün, verändern jedoch ihre Farbe in aufgeregtem Zuſtande in grün und gelb und nehmen nach dem Tode eine graue Färbung an. Sie laſſen ſich gut zähmen, nur muß man bei ihrem ſchwierigen Fange vor dem langen peitſchenförmigen Schwanze ſich in Acht nehmen, mit dem ſie empfindliche Schläge austheilen und außerdem ſehr heftig beißen. Sie nähren ſich von jungen Blättern, Baumfrüchten und Inſecten und liegen am Tage lang ausgeſtreckt auf den Baumäſten, deren Färbung ſie annehmen, weshalb ſie nur der ſcharfe Blick der Eingeborenen entdecken kann.

Eine Art der Galapago, die am Orinoco, in Britiſch Guyana

und am Amazonas überaus häufige Terekayschildkröte[269]) kommt eben auch im Yaracui, jedoch nur in sehr geringer Anzahl vor; während eines zwölfmonatlichen Aufenthaltes an diesem Flusse sind mir nur zwei Exemplare derselben zu Gesicht gekommen und es ist wohl selten, daß deren ovale Eier, von denen das Weibchen nur 18 bis 20 in eine 1 Fuß tiefe Grube an's Ufer legt, und deren Eigelb (der öligte Theil) am Orinoco und Amazonas mit dem der Eier der Arrauschildkröte[270]) einen bedeutenden Handelsartikel als manteca de tortuga in Venezuela und azeite da tartaruga in Brasilien ausmacht, hier gefunden werden.

Der Fischreichthum des Meeres an der Küste der Boca del Yaracui ist sehr bedeutend und die mit großen Schleppnetzen hier unternommenen Fischzüge lieferten die großartigsten Resultate. Hunderte großer Fische wurden in einem einzigen Zuge gefangen und außer den gewöhnlichen, für die Tafel brauchbaren Fischen stets noch viele seltene und eigenthümliche Arten an's Land gezogen. Vorzüglich interessant waren die verschiedenen Hai- und Rochen-Arten, die jedesmal unter der Menge der Gefangenen, natürlich nur in kleinen Exemplaren, sich befanden.

Es waren, außer den gewöhnlichen hier vorkommenden Haiarten[271]), noch der Säge-[272]) und der Hammerhai[273]). Ein mit der 6 Fuß langen Säge 16 Fuß langer Sägehai wurde während meiner Anwesenheit vom Sturme auf den Strand geworfen; eine Größe, die dieser Fisch wohl nur selten erreicht

Unter den Rochen fand ich einen von sonderbarer Form, einer riesigen Fledermaus ähnlich, bei dem die zu beiden Seiten der Scheibe zolldicken, schwammigen Flossen den ausgespannten Flügeln dieses Säugethiers ähnelten, welche Aehnlichkeit ein kleiner flossenähnlicher Schwanzstummel vollendete. Die Färbung dieses seltsamen Fisches war weißgrau, auf's schönste mit sammetschwarzen, runden Flecken geziert; er ist jedenfalls selten, denn ich habe ihn bei ähnlichen Fischzügen nie wieder erhalten.

Das Fleisch der jungen Haie ist sehr wohlschmeckend und wird allgemein an dieser Küste gegessen, das der erwachsenen dagegen zähe und an Geschmack gleich den Steinpilzen.

Die niedrige Lage der Gegend an der Mündung des Yaracui bewirkt das Auftreten einer Menge Sümpfe, der zur Regenzeit stark angeschwollene Fluß tritt weit über die flachen Ufer in den Urwald hinein und bildet in der trockenen Zeit die sumpfigen Stellen; dies, wie die Mangleufer des Flusses und der Caños in der Nähe der Küste macht die Boca del Yaracui sehr ungesund für den Menschen und schlimme intermittirende Fieber herrschen hier ganz besonders in den Monaten Mai bis September, der ganzen Dauer der Regenzeit.

Sämmtliche drei, während meiner Anwesenheit in dem Etablissement befindlichen Engländer starben einige Monate nach meiner Abreise von dort und ich selbst mußte, schwer erkrankt an diesem Fieber, den Ort schnell verlassen, sonst ware ich ebenfalls ein Opfer desselben geworden.

Sehr gern ergriff ich die hier jede Woche sich darbietende Gelegenheit, den Ausflug in einer Lancha den Yaracui aufwärts, nach dem Zweigetablissement Chino bei San Felipe zu machen.

Die Lanchas, deren wohl 12 Stück zu Speditionszwecken hier benutzt wurden, waren 45 bis 50 Fuß lange und 12 Fuß breite Fahrzeuge mit plattem Boden, völlig in Kastenform, nur daß sie am Vordertheil gebogen eine scharfe Kante bildeten, während das Hintertheil in derselben Breite als das Fahrzeug war. Zum Schutz gegen das Zusammenstoßen mit den, die Fahrt auf dem Flusse ganz besonders erschwerenden theils schwimmenden, theils im Wasser festliegenden großen Baumstämmen, waren sie mit dicken eisernen Platten gepanzert; das Deck war nur ein klein wenig von der Mitte nach den Seiten zu geneigt und eine einzige lange offene Luke, die bei schlechtem Wetter dicht verschlossen wurde, lief vom Hintertheil nach dem Vordertheil zu.

Der ganze innere Raum des Bootes war für die Ladung bestimmt, nur auf den beiden freien Seiten des, ohne den geringsten Bord befindlichen, Decks war der Raum für die mit den Ruderstangen (palancas) die Lancha fortschiebende Mannschaft und die etwaigen Passagiere.

Es war eine sehr uncomfortable Reise für Letztere, die der Mannschaft bei ihrer Arbeit beständig im Wege waren, selbst aber fortwährend von den nassen Palancas, beim Einsetzen derselben in's Wasser, bespritzt wurden.

Der erste Tag meiner Fahrt brachte mich durch den, mir bereits durch öftere Streifereien im Boote bekannten Theil des Flusses, die Mangleufer und die aus Cäsalpinien, Mimosen und anderen Riesenbäumen bestehende Waldung, mit Untergehölz von Piritupalmen, Strauchfarn, Heliconien, Crinum u. s. w., Alles überragt von großen Gruppen hoher Maporapalmen. Selten erhoben die Ufer sich fußhoch über dem Wasserspiegel und wenn dies ja der Fall war, so waren sie bedeckt von dicken Büschen Cypergräsern, zwischen denen Strecken weißen Sandes sich hinzogen, belebt mit caimanähnlichen 6 bis 7 Fuß langen Eidechsen[274] und Iguanas, die mit halb emporgehobenem Schwanze schnell in das dichte Gebüsch huschten.

Alte schwarze, rindenlose Baumstämme, nur noch aus dem harten Kernholze bestehend, ragten in schiefer drohender Richtung über den dunklen Wasserspiegel und große entwurzelte Bäume, deren Zusammenstoßen mit der Lancha oft unvermeidlich war, wurden von der Fluth daher getragen. Selten daß die Stille des Waldes durch das Geheul der Araguatos[275]) oder das Vogelgezwitscher ähnliche Geschrei der Monos[276]) unterbrochen wurde, die in den Baumgipfeln umhersprangen und ihr Dasein nur durch das Knicken und Reißen der von den Bäumen hängenden Bejucos, an denen sie auf ihrer Wanderung sich festhielten, verriethen.

Auf den alten abgestorbenen Stämmen am Flußufer sitzt in

größter Ruhe der ſcheue langhalſige Anhinga[277]), auf ſeine Beute im Waſſer lauernd und im nahen Sumpfe ertönt das tigerähnliche Geſchrei der gelbrothen, ſchwarz gefleckten Garza pintada[278]), die mit der ſchönen Garza azulada[279]) den Aufenthalt im dichteren Gebüſche dem offenen Flußufer vorzieht.

Bei einer durch im Fluſſe liegende Baumſtämme verengten Paſſage ſah ſich der Padron der Lancha genöthigt, das Fahrzeug dicht an der Uferwaldung hinzuſteuern, die Lancheros ſtießen mit den 20 Fuß langen Palancas an die überhängenden Baumäſte, wodurch eine 8 Fuß lange Giftſchlange von der gelb und ſchwarz gezeichneten Bothrops-Art, deren ich als auch bei Tucacas vorkommend erwähnte und die auf einem Aſt gelegen hatte, in's Boot herab fiel. Die Bootleute ſprangen im Nu in den Fluß und überließen es mir, das Thier zu tödten, was mir leider nicht gelang, da es, eben auch erſchrocken, ſchnell in den unteren Raum flüchtete und ſich zwiſchen den dort befindlichen Waaren verbarg. Die Schlange kam nicht eher wieder zum Vorſchein als beim Ausladen des Bootes in Chino, was natürlich mit großer Vorſicht geſchah, wobei ſie denn auch entdeckt und getödtet wurde.

Am zweiten Tage der Reiſe zeigten die Ufer des Fluſſes bereits ein anderes Vegetationsbild. Der Urwald war immer noch vorherrſchend, mitunter jedoch von weiten Lichtungen und Sümpfen unterbrochen, aus denen hier und dort einige Maporapalmen ſich erhoben. Am Fluſſe war das Ufer mit dichtem Gebüſch eingeſäumt, aus dem das ſeltſame Geſchrei des Guacharaca und der tiefe Baß des Aruco ertönten. Bisweilen ſtarrten aus dem ruhigen, mit üppigem Grün durchzogenen Waſſerſpiegel der Sümpfe Gruppen grauer abgeſtorbener Stämme der Mapora, rieſigen Palliſaden gleich, in die Höhe, deren einige die Reſte ihrer prächtigen Krone in den nunmehr vertrocknet herabhängenden, graugelben verſchrumpften Wedeln zeigten.

Je höher hinauf ich im Fluſſe fuhr, deſto ſeltener wurden die Maporapalmen und machten zwei anderen Palmenarten, der Palma de vino[280]) und Palma redonda[281]) Platz

Erſtere, die Attalea, iſt ſicher eine der größten Zierden der Palmenwelt. Gleich einer ziemlich ſtarken corinthiſchen Säule erhebt ſich der 40 Fuß hohe glatte graue Stamm, der hier an ſtatt der ausgezackten Acanthusblätter einen natürlichen Carnieß von den ſchön ausgeſchweiften Blattſtielreſten in größter Symmetrie trägt, aus welchem auf ſtarken Blattſtielen die rieſigen 40 Fuß langen, 8 Fuß breiten Fiederwedel ſenkrecht in die Höhe ſtarren, die nur an der Spitze, ungeheuren Federbüſchen gleich, in graciöſem Schwunge herabnicken.

An der Baſis der Blattſtiele, dicht über dem ſchön geformten Carnieße, hängt der rieſige centnerſchwere Fruchtkolben herab, an welchem mehre tauſend hühnereigroßer, ovaler, brauner, ſtumpf zugeſpitzter Früchte ſitzen, die ungemein ölreich ſind. Aus dieſer Palme wird ein wohlſchmeckender Palmwein gewonnen, indem in dem auf die Erde geworfenen, an einem Ende erhöht liegenden Stamme tiefe lange, mehre Zoll breite Einſchnitte gemacht werden, in welchen ſich der weinähnliche Saft in Menge ſammelt, der jedoch innerhalb eines Tages bereits in Gährung übergeht. Drei Tage hindurch kann dieſer Saft aus den Oeffnungen geſchöpft werden, bevor er gänzlich verſiegt.

Die Palma redonda, am Orinoco „Carata" genannt, tritt vereinzelter als die vorige auf und unterſcheidet ſich von dieſer ungemein durch die ſchönen, auf graciös gebogenen Stielen ſitzenden Fächerwedel und den 60 bis 80 Fuß langen dünnen Stamm, an deſſen oberem Ende, dicht unter der Baſis der Blattſtiele, die weißgelben Blüthenriſpen und mit tauſenden runder Beeren beladenen Fruchtbüſchel in Gemeinſchaft mit einzelnen verdorrten Blättern herabhängen.

Die jungen noch ſtammloſen Exemplare dieſer Palme zeichnen

ſich durch ihre rieſigen Fächerwedel aus, die, je mehr der Stamm an Höhe zunimmt, an ihrer Größe verlieren.

Mit dem Erſcheinen dieſer Palmen trat zugleich eine andere Pflanzenform auf, die der Bambuſen, welche meilenweit die alleinige Vegetation des Flußufers bildete. Gleich der prachtvollſten Laube überwölbten von beiden Seiten in ſchön geſchlungenen Bogen die herabnickenden Spitzen des rieſigen Guafa[282]) mit ihren zarten hellgrünen fiederartigen Blättchen den dunklen klaren Fluß und die Sonnenſtrahlen ſchufen herrliche goldgelbe Lichteffecte in der transparenten Laubmaſſe, die auf den 60 Fuß hohen, in dichten Blüthen aneinanderſtehenden ſchlanken Schaften und den zierlichen in's Unendliche ſich vertheilenden Zweigen zart ausgebreitet, ſanft erzitternd, lag. So überraſchend ſchön dies wahrhaft feenhafte Laubgewölbe war, ſo große Hinderniſſe legte es dem weiteren Vordringen der Lancha in den Weg. Eine Menge der hohen, an ihrer Baſis einen Umfang von 20 Zoll erreichenden Bambusſchafte waren ſowohl über, als auch in den Fluß geſtürzt und verſperrten den Weg vollkommen, der hier mit dem Machete in der Hand langſam erkämpft werden mußte, da das Durchhauen der elaſtiſchen hornähnlichen Bambusſtangen ſehr zeitraubend war. Wurde dabei eines der oft an den Zweigen des Bambus hängenden großen Neſter der Maribontas[283]) berührt oder nur geſchüttelt, ſo daß deren Bewohner wüthend auf uns eindrangen, dann ſprang die ganze Mannſchaft in den Fluß und ich, der auf der ruhig daliegenden Lancha ſich nicht flüchten konnte, hatte den vollen Zorn der gereizten Weſpen zu ertragen, deren Stichen ich nur dadurch entgehen konnte, daß ich mit geſchloſſenen Augen, ohne im Geringſten mich zu rühren, in mein Schickſal mich fügte und in dieſer Weiſe meiſt glücklich der gedrohten Gefahr entging.

Einen halben Tag hatten die Lancheros vollauf zu thun,

das Fahrzeug durch das Guafal zu ſchieben und der zweite Reiſetag neigte ſich bereits zu Ende, als dies geſchehen war.

Ich flechte hier eine kleine Schilderung ein, die ich kurze Zeit nach dieſer Reiſe entwarf, und die, wenn auch nicht von großem Werth, doch den Vorzug beſitzt, daß ſie in aller Friſche den lebhaften Eindruck wiedergiebt, den die herrliche Natur, wie das Leben an den Ufern des Yaracui, auf mich machten.

Die Sonne ſank ſo eben im Weſten hinab und ließ die hohen Gipfel der den Fluß dicht einſchließenden Rieſenbäume in zauberiſcher Beleuchtung erſcheinen. Die maleriſchen Feſtons der an den Rieſen des Urwalds, der Mora, Vera, dem Caracara[284]), Roble[285]), Jabillo, Laurel[286]), herabhängenden Schlingpflanzen, ein in den bunteſten Farben prangendes Blüthenmeer bildend, erglühten vom Scheideblick der Sonne getroffen und die Kronen der über das hohe Laubdach hinausragenden Mapora- und Weinpalmen, deren Wedel vom leiſen Abendhauche ſanft erzitterten, erglänzten im magiſchen Lichte, die zauberiſche Beleuchtung auf ihren glatten Fiederblättchen in blendendem Glanze reflectirend.

Den Fluß hüllten bereits die Schatten des ihn begrenzenden Waldes ein, ſeine dunklen braunen Waſſer ſchoſſen ſtill dahin, mitunter nur durch in ihm befindliche, vom Sturme oder durch herabgebrochene Ufer entwurzelte rieſenhafte Baumſtämme in ſeinem ruhigen Laufe unterbrochen.

Hier und da noch erſchallte aus dem dichten Walde das Geheul der Araguatos, deren einige auf den Aeſten der Uferbäume neugierig nach allen Seiten ſich umſchauten, Banden von Guacharacas und Pavas[287]) flogen, ihren Nachtſitz ſuchend, ſchwerfällig von Aſt zu Aſt und ihr ſonderbarer Ruf ertönte weit durch die Wildniß; mit weit hörbarem brummendem Tone lockte der Panji[288]) ſein Weibchen, während eine Geſellſchaft paarweis zuſammenhaltender Arucos ihre lauten Stimmen von Zeit zu

Zeit aus der Krone eines dicht belaubten hohen Baumes erschallen ließen.

Mit rauhem krächzendem Geschrei kamen die rothen Guacamayos [289]) paarweise aus dem Inneren des Waldes, wo sie ihre Lieblingsfrüchte, die Samen der Topfbäume [290]) verzehrt, langsam angeflogen, um ihre Nester in den abgestorbenen Stämmen der Mapora oder anderer kolossaler Waldbäume aufzusuchen. einzelne verspätete Colibris summten noch laut um die rosafarbenen Blumenbüschel der Bignonien, um mit ihrer langen Zunge winzige Insecten daraus hervorzuholen und der Carpintero [291]), bekundete seine Anwesenheit durch den weit schallenden pochenden Ton, den er durch das Hacken seines Schnabels an den vertrockneten Baumstämmen hervorbrachte.

Langsam, in gewissem Tacte, schoben die acht halbnackten, braunen Indianergestalten die Lancha mit den langen Palancas von den dünnen harten Stämmen der Piritupalme den Fluß stromaufwärts, während der Padron, seine Würde kundgebend durch Hemd, Beinkleid und einen mit vielen Buckeln und Knissen versehenen, durch seltenen Zufall erlangten, uniformlich hohen schwarzen Filzhut, auf dessen Besitz er besonders stolz war, das breite Steuerruder führte.

Immer tiefer sank die Sonne und der Padron war eifrig darauf bedacht, eine Landungsstelle am Ufer zu erspähen. Dies hatte seine Schwierigkeiten, da der Fluß zu beiden Seiten tief hinein in den Urwald sich ausbreitete und nur in weiten Zwischenräumen das Ufer ein wenig über dem Wasserspiegel sich erhob.

Endlich bei einbrechender Dunkelheit war ein passender Landungsplatz gefunden und die Lancha nach diesem hin gesteuert.

Nunmehr hatte der Padron vollauf Arbeit, nicht nur das Anrennen der Lancha an die in die Nähe des Ufers getriebenen und dort sich angehäuften schwimmenden Baumstämme durch ge-

ſchicktes Manoeuver zu verhüten, ſondern auch ſeinen Cylinder zu bewahren, der jeden Augenblick durch über den Fluß weit ſich ausbreitende Baumäſte und die an ihnen in Unzahl herabhängenden Bejucos in Gefahr kam, ihm vom Kopfe geriſſen zu werden.

Er behielt jedoch den Sieg über die üppig wuchernde Pflanzenwelt, nachdem er, um das Zuſammentreffen dieſer mit ſeinem Hute zu vermeiden, auf ſeinem beſchränkten Standorte die kühnſten Pas und unterthänigſten Bücklinge auf's Graciöſeſte durchgeführt hatte: ſein braunes Geſicht verlor nicht einen Augenblick den ernſten würdigen Ausdruck, nur, als die Gefahr vorüber war, entſchlüpfte ihm der Ausruf: „carajo, que cosa!“[292]), er drückte dann den Hut feſter in's Geſicht, ließ das Steuer fahren, ergriff mit der Rechten die zu ſeinen Füßen liegende Guarura[293]), ſetzte ſie an den Mund und entlockte ihr Mark und Bein durchdringende Töne, die weit in den Urwald hineinſchallten und die in demſelben bereits eingetretene Ruhe unterbrachen.

Sobald ſie die Töne gehört, legten die Lancheros ihre Palancas bei Seite, zwei von ihnen ergriffen die am Vordertheil der Lancha befeſtigte Kette, ſprangen in's Waſſer und ſchlangen ſie um den dicken Stamm einer Weinpalme, die dicht am Ufer ſich erhob.

Durch das Geräuſch aufgeſchreckt, plumpten ſchwerfällig einige Caimans, die am Lande bereits zur Ruhe ſich begeben hatten, in's Waſſer und trieben langſam dem gegenüberliegenden Ufer zu; blendend weiße Garzettas[294]) flogen ſcheu aus ihrer bereits geſuchten Ruheſtätte auf, um ſich in geringer Entfernung wieder niederzulaſſen.

Das Betreten des Ufers wurde uns durch hohe Gebüſche von Heliconien, Caña brava, dichte Gruppen junger Palmas de vino und Maporas ſtreitig gemacht; der Hunger wie die einbrechende Nacht bewirkten jedoch bei den Lancheros Außergewöhn

liches, denn in kurzer Zeit hatten ſie mit ihren Machetes das Ufer von ſeinem üppigen Pflanzenwuchſe befreit und ohne große Hinderniſſe konnten wir nunmehr in den angrenzenden, nur mit wenig Unterholz beſtandenen Urwald eindringen.

Sofort wurde auf dem gereinigten Platze vom Koch ein großes Feuer angemacht, während die anderen Lancheros in den Wald ſich zerſtreuten, um vor völliger Dunkelheit einen tüchtigen Vorrath an Feuerholz herbeizuſchaffen.

Das Amt des Koches war auf dieſer Reiſe mit wenig Schwierigkeiten verbunden, da der Küchenzettel jeden Tag ſich gleich blieb und ſtets auf unreife geröſtete Platanos, carne seca und Caffee lautete, außer wenn das Jagdglück den Tag über günſtig geweſen war und die Beute als Extragericht zu den drei ſtereotypen Delicateſſen hinzutrat.

Heut wurden als Extrabeilagen zu den drei Nummern des Speiſezettels noch ein Guacamayo und ein Araguato, die am Tage geſchoſſen und von mir während der Fahrt bereits in kochfähigen Zuſtand verſetzt waren, hinzugefügt.

Der Gedanke, daß dieſe zwei, nach Beſeitigung ihrer Bekleidung ſehr mager erſcheinenden Extragerichte unter elf hungrige Menſchen vertheilt werden ſollten, ließ mich einen Entſchluß ausführen, den ich bereits beim Betreten des Ufers gefaßt hatte.

Nicht weit vom Landungsplatze hatte ich ſtromaufwärts einen lang ſich hinziehenden weißen Sandſtrich bemerkt und dorthin war es, wo mich jetzt die Beſorgniß für meinen leeren Magen trieb. Schnell ſchnitzte ich ein langes Stäbchen zurecht und bat einen der Lancheros, mit einem Feuerbrand mich zu begleiten. Noch hatte der von der Tageshitze faſt glühend heiße Sand wenig ſich abgekühlt und das Barfußgehen auf ihm war nicht ohne Unbequemlichkeit; mit meinem Stäbchen in der Hand viſitirte ich gleich einem indianerbewaffneten deutſchen Steuerbeamten den

Sand und hatte nicht lange darin umhergestochert, als ich es von Eierdotter feucht herauszog.

Der Feuerbrand wurde heftig in der Luft geschwenkt, um eine helle Flamme zu erhalten und ich machte mich an das Ausgraben der Eier, die an dieser Stelle im Sande befindlich sein mußten. Einen Fuß tief fand ich wirklich 32 Iguanaeier. Nach solch' günstigem Erfolge wurden ähnliche Nachforschungen mit erneutem Eifer fortgesetzt und es glückte mir, noch zwei Stellen mit 45 Caimaneiern zu finden.

Im höchsten Grade zufrieden mit meinem Funde kehrte ich zu den Lancheros zurück, die bereits eine Menge Brennholz herbeigeschafft hatten, des ersehnten Augenblicks gewärtig, wo der mit seiner Kunst beschäftigte Koch zum Essen rufen würde.

Sämmtliches Kochgeschirr bestand in einem großen Topf, worin der Caffee gekocht wurde; die Platanos wie die carne seca lagen auf Kohlen, um dort in ein Nichts zusammenzuschrumpfen.

Wenig beachtete ich diese mir bereits zur Genüge bekannten Gegenstände und wendete meine ganze Aufmerksamkeit der auf Stäbe gespießten, über dem Feuer röstenden Jagdbeute zu.

Himmel, wie sah diese aus!

Vom Araguato wie dem Guacamayo war nichts mehr zu erblicken, als schwarze, steinkohlenähnliche Skelette. Nicht die geringste mildthätige Brühe, nicht ein Tropfen Wasser war über sie ausgegossen worden, um das wenige Fleisch, das etwa noch an den Knochen gesessen, vor dem Verkohlungsprocesse zu behüten.

O wie glücklich fühlte ich mich jetzt durch meinen Fund!

Mit neidischem Auge blickte der Koch auf diesen, den ich ihm in meinem Hute entgegenhielt, frug aber dennoch, worin die Eier gekocht werden sollten?

„In demſelben Topfe mit dem Caffee zugleich, Agapito, und nun beſorge Waſſer, damit wir ſie vorher reinigen!“

Schnell brachte er eine Tutuma[295]) mit Waſſer, in welcher die Eier vom größten Schmutz gereinigt und ſodann ohne Weiteres in den kochenden Caffeetopf geworfen wurden; ein Zerbrechen war wegen ihrer pergamentähnlichen Schale nicht zu befürchten.

Das Eſſen war fertig und die braune Geſellſchaft gruppirte ſich, halbnackt wie ſie war, der Padron aber noch im Hemde, Beinkleid, den thurmartigen Filz auf dem Kopfe, um die Lagerſtätte. Der Koch tranchirte das verkohlte Fleiſch und theilte die Rationen aus. Mir fiel ein Stück des Fleiſches zu, das eine täuſchende Aehnlichkeit mit einem Koprolithen[296]) beſaß und glücklich mit Hilfe einiger geröſteten Platanos ſeinen Weg in den Magen fand.

Der Caffee wurde aus Mangel an chineſiſchem Porzellan in zwei Tutumas gereicht, welche die Runde in der Geſellſchaft machten.

Beim Anblick der Eier, die in brauner Färbung am Grunde des Caffeetopfes lagen, flog ein Ausdruck freudiger Ueberraſchung über die Geſichter der braunen Bande.

Nachdem der Speiſezettel bis Nr. 3 pünktlich eingehalten war, kamen die Luxusgerichte an die Reihe.

Außer ſieben Eiern war ich ſo glücklich, einen Unterſchenkel des Araguato, wie die Hälfte der Guacamayobruſt zu erhalten.

Nach mehrfach mißglückten Verſuchen gelang es mir endlich, an erſterem mit einem herkuliſchen Schnitt durch die ſtahlharten Bänder das Schienbein vom Wadenbeine zu trennen und mich des dazwiſchen ſitzenden Fleiſches zu bemächtigen; das an der Außenſeite der Knochen befindliche Fleiſch war jedoch hart gebrannt wie Eiſenſchlacke und alle meine Bemühungen um deſſen Beſitz waren vergeblich. Ebenſo geſchah es mit dem Bruſtſtück des Guacamayo, welches meinen Kaumuskeln eine viertelſtündige

ſchwere Arbeit verurſachte; vergebens wurde es gleich einem Prinzchen Tabak im Munde umhergeworfen, vergebens erweiterte ſich wiederholt der Schlundkopf, um es in die Speiſeröhre zu practiciren, es war unmöglich!

Die Eier hatten ſchneller ihren Beſtimmungsort erreicht, obgleich ſie bei ihrem Ueberfluß an Dotter ungemein trocken ſchmeckten und Butter in den Urwäldern Süd-Amerika's ein nicht aufzutreibender Artikel iſt.

Das Eſſen war beendet und die Lancheros ſprangen, ihrer Gewohnheit nach, in den Fluß, ſich zu baden.

Da der Hut beim Baden doch wohl incommodiren mußte, legte der Padron ihn heut zum Erſtenmale nebſt den anderen Zeichen ſeiner höheren Stellung ab, wickelte ihn ſorgfältig in einige vertrocknete Heliconienblätter und verwahrte ihn im unteren Raum der Lancha.

Ich zündete mir die unentbehrliche Cumanacoa-Cigarre an, knüpfte meine Hängematte an einige dicke Stämme des Bambus und ſchaukelte bald in derſelben, zufrieden für heute die Tageshitze überſtanden zu haben.

Es war eine herrliche Nacht, die ich nur bedauerte, nicht ſo ungeſtört als ich es wünſchte, genießen zu können. Allein Hunderte von Zancudos[207] begannen mit ihren gefürchteten Stichen unter den zarten Tönen ihrer Discantſtimmen mich zu peinigen.

Mit ſeinen Millionen Sternen beſäet, prangte das dunkle Himmelsgewölbe über mir und ſcharf zeichneten ſich die himmelanſtrebenden an der Spitze herabhängenden Wedel der mich umgebenden Weinpalmen, wie die leicht belaubten, graciös geſchwungenen Bambusſtämme gegen daſſelbe ab. Weit in die Luft hinaus, nach allen Seiten hin, ſtreckten ſich die Fächerwedel der Palma redonda, gleich dürren Knochenarmen mit entfleiſchten Fingern, an deren Baſis, dem Stammende, eine dunkle Maſſe,

die verwelkten Wedel, gleich einem unförmlichen Rieſenkörper herabhingen.

Der hohe Urwald erſchien gleich einer gigantiſchen ſchwarzen Mauer, ſeine verſchiedenen Baumformen verſchmolzen in dem Nachtdunkel zu einer Maſſe, aus welcher nur hier und da einzelne ungeheure Aeſte in phantaſtiſchen Krümmungen, vorweltlichen Ungeheuern gleich, hervorragten.

Tiefe Stille herrſcht jetzt; mitunter jedoch dringt ein langgedehnter kläglicher Schrei aus der Tiefe des Waldes und harmonirt auf's Getreueſte mit dem Gepräge des Unheimlichen, das die ganze Umgebung an ſich trägt. So ſchauerlich dieſer Schrei im Urwalde bei eingetretener Nachtzeit auch klingt, ſo harmlos iſt das Thier, das ihn hören läßt, die Pereza[298]).

Nur zuweilen wird die ſchwüle Luft durch einen kühleren Windhauch bewegt; es erzittern die Fiederblättchen der Palmenwedel, unter ſeltſamen Geflüſter ſpielen ſie koſend mit einander auf und nieder, wie im Liebestaumel ſuchen die ſchlanken, ſchön geſchwungenen Spitzen der Bambusſtauden ſich zu vereinigen.

Die mich umgebende Pflanzenwelt wird von ähnlichem Liebesſpiele erfaßt!

Die zahlloſen von den Bäumen herabhängenden Schlingpflanzen bewegen ſich gemeſſen hin und her, ihre Bewohner, die blüthenbeladenen Orchideen und Bromelien zum Liebesgenuß auffordernd; ihren Blüthenſtaub herabſchüttelnd, leiſten ſie auch der Mahnung ſofort Folge. Umſonſt jedoch verſucht es der Liebesgott, durch den Zephyr die bereits eingeſchlafenen Cäſalpinien und Ingas zu erwecken und zur allgemeinen Feier aufzufordern; traurig hängen ihre zuſammengeklappten Fiederblättchen herab; ſie haben am Tage bereits im Spiele ſich erſchöpft!

Auch die ſtolze Palme läßt ihre Blüthenhülle unter raſſelndem Geräuſch fallen; in zartem Weiß erſcheint der entſchleierte Blüthenkolben in dem bläulichen clair obscur der Nacht! Der

herrliche Duft, der ihre Liebesfeier begleitet, wird von dem zarten Zephyr weithin getragen und vermählt sich mit dem würzigen Aroma des Crinum und der Vanille!

Alles in der Natur ist vorbereitet und der lustige Elfenreigen beginnt!

Ueber dem Flusse, in langwallenden weißen Gewändern, wiegen sich die zarten durchsichtigen Gestalten; sie tanzen bald auf und nieder, bald wirbeln sie munter im Kreise umher; leise, gleich Aeolsharfentönen, zittert ihr zarter Gesang durch die Luft; große und kleine, grüne und rothe Brillantfunken huschen hin und her und leuchten zu dem Feste, ja spielen neckisch mit den Elfen, auf deren silberglänzende Kleider sich setzend, daß diese in goldigem Schimmer erglühen.

Doch nicht lange dauert die Lustbarkeit.

Böse Geister in düsterem Grau, mit scheußlichen Gesichtern und ausgezackten Flügeln umflattern, Harpyien gleich, die unbesorgt umher Spielenden und erhaschen mit ihren weit geöffneten Rachen die brillantenen Funken

So erlischt die feenartige Illumination.

Ein dumpfes Krachen ertönt, fernem Geschützdonner gleich; einige Riesenarme, die über die Cyclopenmauer des Urwaldes hinausragen, bewegen sich langsam; noch ein dumpfes Getöse, als ob Felsen spalten, ertönt; dann stürzt ein Theil des gigantischen Bollwerkes ein.

Weithin, sobald die herabstürzenden Massen die Erde berühren, erschallt durch die Stille des Waldes ein Knall, wie aus hundert Feuerschlünden; die Erde erbebt, wie vom Zorne unterirdischer Mächte geschüttelt.

Dann ist Alles ruhig.

Ein alter Riesenbaum war umgestürzt und hatte seine Umgebungen mit sich in's Verderben gezogen!

Von Zeit zu Zeit noch ertönte einzelnes Krachen durch das

Zerreißen mehrer durch den Fall ihres Beſchützers allzuſtramm angeſpannter Bejucos und morſcher Aeſte, die in das hohe Laubdach verwickelt, erſt einige Zeit nach dem Sturze durch ihre Schwere endlich ſich Bahn brechend, herabfielen.

Aufgeſchreckt durch das furchtbare Getöſe, wurden hundert Thierſtimmen auf kurze Zeit laut; doch bald verſtummten auch ſie und das frühere Schweigen herrſchte im Urwalde.

Die Indianer, die ſofort nach dem Bade, in ihre Cobijas gehüllt, um das Feuer umher ſich ſchlafen gelegt, fuhren bei dem gewaltigen Krachen in die Höhe.

„Un palo viejo!“[299]) murmelten ſie, als ſie die ihnen genugſam bekannte Urſache erkannten und ließen ihre braunen Körper wieder zur Erde ſinken. —

Mich hatte das Ereigniß aus dem Halbtraume geweckt; ich ſprang aus der Hängematte und ſtierte hinein in die dunkle Nacht.

Die Elfen meiner Viſion wurden in der Wirklichkeit zu den langen ſchneeweißen Blüthenriſpen der Caña brava, mit denen der Nachtwind koſte; die glühenden herumfliegenden Brillantfunken zu leuchtenden Cucuyos[300]) und die harpyienartigen Geſchöpfe zu großen Fledermäuſen, die nach den Cucuyos haſchten! —

Feſt ſchlafend wie zuvor lagen die Indianer am Feuer, ihrer Gewohnheit nach mit den Geſichtern der Erde zugekehrt; der Padron, in die Cobija gehüllt, befand ſich in ähnlicher Situation, jedoch auf ſeinem Poſten, dem Verdeck der Lancha, anſtatt des am Tage prangenden Hutes jetzt ein buntes Tuch um den Kopf gebunden. — — —

Noch zwei fernere Tage währte die Reiſe nach dem Orte Chino; je höher wir den Fluß aufwärts fuhren, deſto mehr verengte ſich das Bett deſſelben; immer freier wurden ſeine Ufer und niedriges Gebüſch und Savanenvegetation wechſelten mit Wäldchen von Bambus, Weinpalmen und hohen Urwaldbäumen.

Die bisher niedrigen ſandigen oder lehmigen Ufer erhoben ſich in ſteilen felſigen Abſtürzen oft 15 bis 20 Fuß hoch, violetblaue Höhenzüge in wellenförmigen Contouren tauchten über dem niedrigen Ufergebüſch empor und die im Vordergrunde ſtehenden ſäulengleichen Stämme der Palma de vino bildeten einen ſchönen Rahmen zu dem heiteren Landſchaftsbilde, welches den unheimlichen Eindruck der düſteren Urwaldſcenerie völlig verdrängte.

Gegen Abend des vierten Reiſetages kamen wir in Chino an.

Ein ſehr langes und breites, einſtöckiges Gebäude von Palmbrettern, mit den Wedeln der Palma de vino gedeckt, erhob ſich dicht am hohen Ufer, das Almacen des Speditionsetabliſſements in Chino.

Demſelben nach hinten zu war das niedliche Wohnhaus, einer Eremitage gleich, angebaut. Einige andere halb verfallene, aus Lehmwänden mit Palmdächern verſehene große Gebäude ſtanden in der Nähe umher und ein großer viereckiger, mit Maulthieren, Eſeln und Rindvieh nahezu angefüllter Corral, zog hinter dem Almacen ſich hin.

Ich wurde von dem Dirigenten des Etabliſſements, einem Schotten, den das hier ebenfalls in hohem Grade herrſchende Fieber zu einem Skelett abgemagert hatte, ſehr freundlich empfangen und in der niedlichen Eremitage, in der es an mönchiſchem Luxus nicht gebrach, einquartiert.

Die Gegend umher war wunderſchön; im Hintergrunde dunkelblaugrüner Wald, überragt von der mäßig hohen tiefblauen Gebirgskette von San Felipe, im Mittelgrunde ſaftiggrüne Savanen mit ihrem Sammetteppich von Gras und ſchönblumigen Stauden, abwechſelnd mit rieſigen Bambusgruppen mit kugelförmigen Kronen, vereinzelt ſtehenden ungeheuren Zamangs oder Ceibas mit ausgebreiteten ſchirmförmigen Laubdächern oder Gruppen der ſtolzen Palma de vino, umgeben von großblättrigen

Scitamineen; ein herrlicher natürlicher Park, gegen den die kunſtreichſten engliſchen Anlagen ein Nichts ſind.

Durch die paradieſiſche Landſchaft ſchlängelt ſich der ſchmale braune Yaracui mit ſeinen hohen maleriſchen Ufern von üppigſtem Farngebüſch, über welches piſangblättrige Heliconien und fächerblättrige Cañas bravas ſich erheben und hohe Cäſalpinien und Jngas ihre Rieſenäſte, mit hunderten von Bejucos behängt und beſetzt mit dichten Büſchen von Orchideen und Tillandſien, ausbreiten.

Zwiſchen den Baumgruppen zerſtreut liegen die niedlichen Hütten der Bewohner des kleinen Ortes; mit den aus geſpaltenen Bambusſtämmen in der ſorgfältigſten Weiſe aufgeführten Wänden und den auf's Regelmäßigſte gedeckten Dächern aus Palmwedeln gleichen ſie aus der Ferne den zierlichſten Vogelkäfigen und zahlreiche Viehheerden beleben die wunderſchöne Landſchaft umher.

Doch wo die Natur Alles aufgeboten, das Schönſte und Erhabenſte zu ſchaffen, da fehlt es ſicher auch nicht an dem ſtrengen Gegenſatze und wo die Vegetation in ſolcher Ueppigkeit auftritt, da iſt Feuchtigkeit des Bodens unerläßlich, die hier im Uebermaße ſich findet; das Land umher iſt ungemein ſumpfig und deshalb die ganze Gegend ungeſund, ſie iſt einer der vielen in Venezuela befindlichen Herde des intermittirenden Fiebers, das hier in ſeiner ſchlimmſten Form auftritt.

Einige Wochen verweilte ich in der anmuthigen Gegend von Chino, die bei täglichen naturwiſſenſchaftlichen Excurſionen ſchnell genug verſtrichen.

Der Jaguar iſt hier wegen der Rindviehzucht, die in der Gegend von San Felipe viel betrieben wird, ziemlich häufig und ich hatte Gelegenheit, einige ſchöne große Felle dieſes Thieres zu erlangen; nächſtdem ſind es große Schlangen, beſonders die Traga venado[301], welche ſowohl die ſumpfige Savane als die großen Bambusgebüſche in ziemlicher Anzahl beherbergen.

In dem an dem großen Almacen gelegenen, sehr bedeutenden Platanal fand ich mehre Arten Landschnecken[302], von denen ich einige bereits schon bei San Esteban angetroffen hatte.

Es ist auffallend, in Süd-Amerika die Landschnecken nicht in großer Anzahl an Individuen anzutreffen, sie finden sich hier nur vereinzelt, höchstens paarweis, nie jedoch in so ungeheurer Menge als in Europa besonders nach großem Regen, vor, nur die Bulimus haemastomus, undatus und distortus sind häufiger an den Blättern der Musa zu finden und um nur einige wenige Exemplare der anderen Arten zu erhalten, sind eine sehr genaue Kenntniß ihres Aufenthaltes und eine gute Portion Geduld erforderlich.

Die taubeneigroßen Eier des Bulimus haemastomus finden sich ziemlich häufig an der Erde unter verrotteten Stämmen und Blättern der Musa-Arten, wie die hellblaugrünen Eierhaufen der Ampullaria rhodostoma, die an den aus Teichen und Gräben ragenden Stengeln der Wassergewächse kleben. —

Mit einem jungen Spanier aus Cadix machte ich einen Ausflug nach der sechs Leguas von Chimo entfernten Stadt San Felipe.

Der Weg dahin war ungemein reich an prächtiger Scener ie Wäldchen, Savanen, hügeliges Terrain und Cacaohaciendas, vom Yaracui durchströmt, wechselten mit einander ab. Zwei Leguas von San Felipe verläßt der Weg den Fluß und wendet sich nach Westen hin.

Die üppig stehenden Cacaohaciendas verschwanden und die Gegend wurde hügeliger und kahler. Der Weg führte dicht an den Vorbergen der im Westen liegenden Gebirgskette hin, deren größte Höhe etwa 2000 Fuß betragen mochte. Mehre kleine Flüsse rauschten von den allmählich aufsteigenden kahlen Bergen herab und der Weg führte durch ihr mit Steingeröll gefülltes breites Bett. Die Berge waren nur mit Grasvegetation bedeckt, einzig

und allein entlang den Quebradas zogen dunkle Wäldchen ſich dahin.

Am ſpäten Vormittage zogen wir in San Felipe ein.

Die Stadt iſt klein und beſteht in zwei ſehr langen geraden Straßen, die durch mehre Seitenſtraßen verbunden ſind. Einige Kirchen, wie ein ziemlich großer Platz, geben ihr einen ſtädtiſchen Anſtrich, der den niedrigen einſtöckigen Häuſern, die in venezuelaniſcher Manier gebaut und eine Unmaſſe von Verkaufsläden, Tiendas, Bodegas und Pulperias enthalten, gänzlich fehlt. Der Handel hier iſt recht bedeutend wegen der Nähe der vielen Cacao- Caffee- und Indigopflanzungen und der großen Hauptſtraße, die von der Küſte von Venezuela über San Felipe nach dem Weſten, den Städten Barquiſimeto, Tocuyo, Trujillo, Barinas, Merida u. ſ. w. führt und die kurz nach der Productenernte von Heerden beladener Maulthiere und Eſel, wie von reitenden Arrieros und deren, die Laſtthiere treibenden Peones[303]) wimmelt.

Nur wenige Stunden verweilte ich in San Felipe, im Hauſe einer recht liebenswürdigen Creolenfamilie, Bekannte meines jungen Reiſebegleiters, der mich auch ferner nach dem zwei Leguas von der Stadt entfernten kleinen Ort Coquerote zu einem deutſchen Kaufmann, Fr. Stelze, von dem ich längſt zu einem Beſuche eingeladen war, begleitete.

In den Straßen von San Felipe herrſchte ungemein reges Leben, maskirte Gruppen zu Pferde und Fuß durchzogen jubelnd und ſcherzend die Straßen und wohl die ganze Bevölkerung der Stadt war heut auf den Beinen und feierte tanzend und trinkend die Befreiung vom ſpaniſchen Joch, was freilich ſchon etwas lange her war. Es war an dieſem Tage, den 5. Juli 1811, als in Venezuela die Unabhängigkeitserklärung des Landes von der ſpaniſchen Herrſchaft proclamirt wurde.

Mein in der Stadt ſehr bekannter Begleiter wurde von mehren der, mitunter viel Witz und Satyre bezeugenden, Masken

in oft recht spaßhafter Weise attakirt und beide wurden wir mehrfach genöthigt von der Mula zu steigen und in einigen der vielen Bodegas Erfrischungen zu uns zu nehmen, so daß mir zuletzt selbst die Independencia[304]) in den Kopf stieg.

Gastfreundschaft und Zuvorkommenheit gegen Fremde sind in Venezuela, wie in einem großen Theile Süd-Amerika's, zu Hause und man erinnert sich unter dem in dieser Beziehung so gemüthlichen Volke nicht ohne verächtliches Lächeln des kläglichen steifen Wesens und des strengen Kastengeistes, die in Deutschland hauptsächlich zum feinen Ton gehören, wo man nicht im Entferntesten denkt, daß eben Leutseligkeit und freundliches Entgegenkommen gegen Fremde den Mann von Bildung charakterisiren.

Froh, die Stadt im Rücken zu haben, trabte ich heiter auf meiner Mula in der weiten Ebene, die im Süden von San Felipe gegen Barquisimeto sich hinzieht, fort. Schöne Wäldchen wechselten hier mit sammetgrünen Grasflächen und bisweilen unterbrach das steinige Bett eines Flüßchens den links von der großen Straße ab nach Coquerote führenden Weg.

Zeitig am Nachmittage kam ich in diesem Orte an, der von zwei langen Häuserreihen, durch die eine breite Straße führt, gebildet wird. Anmuthig auf einer Anhöhe gelegen, präsentirt sich die nette Kirche und ringsumher sich ziehende kahle Berge bilden das niedliche Thal von Coquerote.

Von Sr. Federico Stelze wurde ich auf's Freundlichste als Landsmann begrüßt und mit größter Gastfreundschaft in seinem Hause einquartiert. Er lebte bereits 40 Jahre in Venezuela, war mit einer farbigen Señora verheirathet und Besitzer einer Caffeehacienda, wie einer Tienda[305]), die ihn zu einem wohlhabenden Manne gemacht hatten. Die deutsche Sprache hatte er fast ganz vergessen und unsere Unterhaltung mußte in Spanisch geführt werden.

Zur Zeit als er in's Land kam, war die Kupferminen-

Compagnie in Aroa gerade in ihrer Blüthe und er selbst hatte dabei eine Anstellung gehabt. Noch jetzt beklagte er den Untergang derselben und hatte die Absicht, Versuche anstellen zu lassen, um die verschütteten Schachte wieder befahrbar zu machen[306], wobei er nur bedauerte, in ganz Venezuela nicht eine des Minenwesens kundige Person auftreiben zu können.

Señora Pedrona, seine Frau, hatte die Freundlichkeit, mich einige Stunden nach meiner Ankunft, nachdem ich mich ein wenig ausgeruht, zu einem Spaziergange in die Umgegend einzuladen, zu dem ich mich sehr bereitwillig zeigte, da außerdem sechs junge Señoritas, die Blüthe der weiblichen Schönheiten des Ortes, in ihrer Begleitung waren.

Die Gegend um Coquerote ist ungemein romantisch durch die umliegenden, schön geformten Berge, die felsigen Abhänge und die mit Steingeröll angefüllten Flußbette, über welche das weiße klare Wasser unter dem angenehmsten Rauschen schnell dahinströmt. Ein dunkelgrünes schattiges Wäldchen, das in einer tiefen Schlucht entlang sich zog, milderte ein wenig die heiße Gluth des Spaziergängers, der einige Stunden den vollen Einwirkungen der tropischen Sonne und den schwarzen feurigen Augen von sechs jungen, allerliebsten Creolinnen ausgesetzt gewesen war und ließ ihm die botanische Streiferei im Walde, die er unterwegs mit den lieblichen Wesen verabredet, desto genußreicher werden.

Die jungen Damen machten mich besonders auf zwei Orchideen aufmerksam, die hier recht häufig die Aeste der Bäume in großen Büschen überzogen, la flor de mayo[307] und la flor mariposa[308] und halfen mir in ihrer liebenswürdigen Weise getreulich zum Besitz mehrer schöner Exemplare derselben.

Hätte ich stets so anmuthige Gehilfen um mich gehabt, ich würde mit ihnen eine botanische Expedition nach den Polarländern (obwohl meine größte Antipathie) nicht gescheut haben!

Im Hause des Hr. Stelze verlebte ich einige recht angenehme Tage und machte in seiner Begleitung einen größeren Ausflug zu Pferde in das nahe Gebirge. Durch eine schattige Caffeehacienda und schönen dunklen Wald, dessen Bäume mit Schneidegräsern[309]) und der graubärtigen Tillandsia behängt waren, gelangten wir an die höheren nur von Savanenvegetation bedeckten Abhänge.

Einige Hütten farbiger Leute standen hier am Rande einer malerischen, waldbewachsenen Schlucht, in der ein kleiner Fluß munter über Steingeröll dahinrauschte, zu welchem ein schmaler Weg zwischen grauen, mit Farnen und Lycopodien bewachsenen Felsblöcken hinabführte und der von den feinblättrigen Wipfeln hoher Bambusgruppen in graciösen Bogen überdeckt war.

Nahe den Hütten befand sich ein ziemlich großer Teich, der eine Menge großer Blutegel und kleiner Fische beherbergte; obgleich erstere unseren Pferdeegeln ähnelten und ihre Benutzung in der medicinischen Praxis nicht zulässig ist, werden sie doch von den Eingeborenen in gewissen Krankheitsfällen, meist ohne die geringsten schlimmen Folgen, angewendet.

Unsere Pferde bei den Hütten zurücklassend, stiegen wir zu Fuß nach dem nicht über 2500 Fuß hohen Gipfel des Berges und eine herrliche Aussicht lohnte hier die durch die arge Sonnenhitze anstrengend gemachte Fußtour. Nur allein gegen Norden bot sich mir eine ferne Aussicht auf die weite, vom Yaracui durchzogene Ebene dar, nach den anderen Himmelsgegenden jedoch war die Fernsicht durch höhere Gebirgszüge beschränkt.

Traurige Gefühle erweckte das im Westen, parallel mit dem Laufe des Yaracui dahin sich ziehende, mit dunkler Waldung besetzte Flußthal des Rio Aroa, mit den Ruinen des einst großartigen Etablissements der Minen Gesellschaft, wie ein im Osten liegender Berg, der mich durch die Form seines in die Ebene herabgestürzten Gipfels an den Roßberg bei Goldau im Canton

Schwyz erinnerte. Hier war es das furchtbare Erdbeben vom 26. März 1812, das zum Theil auch Caracas zerstörte, welches den gewaltigen Bergschlipf veranlaßte; die südliche Seite des Berges bietet eine einzige schräge sandige, ungeheure Fläche dar, auf welcher jedoch weder an ihren Abhängen noch am Fuße so kolossale Felstrümmer zu erblicken sind, als den Roßberg und das Thal von Goldau bedecken.

Voll von angenehmen Erinnerungen kehrte ich in einigen Tagen nach San Felipe zurück, um hier dem Balle eines Franzosen, Dr. Mouny, den ich von Puerto Cabello aus kannte, beizuwohnen Das Arrangement desselben entsprach allerdings nicht den Begriffen französischer Eleganz und hatte einen streng irischen Beigeschmack in den einfach geweißten rohen Wänden des Saales, den Stalllaternen, die als lustres von der weißen Bretterdecke herabhingen, den an die Wände geklebten Talglichtern, wie den langen an den Wänden umherstehenden Holzbänken, welche die Stelle der Divans vertraten.

Desto heiterer und liebenswurdiger war die Gesellschaft, in welcher der lebenslustige Wirth im vollendetsten Anstande eines Parisers die Honneurs machte. Daß die meisten der Bewohner San Felipe's wohl selten einem Bal paré beizuwohnen Gelegenheit hatten und deshalb möglicherweise ohne den unvermeidlichen schwarzen Frack und Zubehör sich befanden, war vom Festgeber sicher vorausgesetzt worden und ein französischer Schneider hatte ein Zimmer unweit des Einganges in das Balllocal mit einer reichen Auswahl von Ballanzügen in Beschlag genommen, in welchem die Gäste sich schnell in coursähigen Zustand versetzen konnten.

Die helle Beleuchtung des Saales wurde völlig in Schatten gesetzt durch die feurigen Blicke, die aus Hunderten schwarzer Augen, den weiblichen Schönheiten von San Felipe und Umgegend angehörig, strahlten.

Es war eine sehr fröhliche Festlichkeit, auf der getanzt und getrunken wurde wie bei uns in Deutschland, nur daß es dabei trotz des einfachen Saales, der Stalllaternen und Talglichter mit größtem Anstand zuging und el Fandango, la Paloma, la Huacharaca und la Cachucha die Haupttänze waren. —

Am anderen Morgen ritt ich nach Chino zurück, von wo ich mit der Lancha in drei Tagen nach der Boca del Yaracui gelangte.

Die Reise hatte mir ein heftiges Fieber zugezogen, welches dermaßen schlimm wurde, daß ich mich genöthigt sah, den ungesunden Ort zu verlassen und nach den Küsten-Anden von Puerto Cabello mich zu begeben, deren gesunde frische Luft mich bald wiederherstellen sollte.

Bei der Ueberfahrt von der Mündung des Yaracui nach der weit im Meere ankernden Goleta drohte dem Boote der nahe Untergang. An der vor der Mündung des Flusses gelegenen Barra war zur Fluthzeit stets eine furchtbare Brandung. So öfters ich sie auch glücklich passirte, sollte es doch das Letztemal dabei nicht ohne Gefahr ablaufen.

Kaum befand sich das Boot in der Brandung, als mit Einemmale eine schreckliche See vor uns sich aufthürmte. Den Ruderern war es trotz der größten Anstrengungen nicht möglich, ihr schnell genug auszuweichen und so stürzte die ungeheure Wassermasse auf uns herab. Die Mannschaft, die sich, sowie auch ich, auf dem dicht mit Planken verschlossenen flachen Deck, das ohne jeglichen Bord war, befand, wurde von der Gewalt des Wassers auf dasselbe niedergeworfen und einzelnen die langen Ruder aus der Hand gerissen; ich hielt mich fest am Steuer angeklammert, um nicht von der Fluth hinweggerissen zu werden.

„Maria purisima, aguantan muchachos!“ schrie der Padron, mit riesenhafter Kraftanstrengung das Steuer gegen die rasende Fluth stemmend, seinen Leuten zu.

Doch ſobald nur das Boot aus der Fluth wieder emportauchte, erblickte ich kurz davor eine zweite ungeheure Waſſermauer, die unter dumpfem Gebrüll über uns zuſammenſtürzte und das Boot für einige Secunden völlig begrub.

„Valga me Dios, que desgracia!“ ſeufzte der Padron dicht hinter mir, als wir wieder aus dem Waſſergrabe emportauchten und „cuidado, cuidado, muchachos! por la vida nuestra!“ ſchrie er den Leuten zu und das Steuer mit raſender Schnelligkeit zur Seite reißend, hob das Boot ſich auf die Kante der nächſtfolgenden Welle und glitt dieſe ſanft hinab.

Wir hatten geſiegt und freudig erhoben wir uns Alle aus unſerer fatalen Lage.

Im Boote ſah es übel genug aus, die letzte furchtbare See hatte einige der Deckplanken abgeriſſen und den unteren Raum, mit der für die Goleta beſtimmten Ladung, halb unter Waſſer geſetzt, kein einziger von uns beſaß eine Kopfbedeckung mehr, die, ſowie einige Ruder, die See mit ſich fortgeriſſen hatte; bei alledem konnten wir uns glücklich ſchätzen, mit dem Leben davon gekommen zu ſein!

Am nächſten Tage befand ich mich wieder in Puerto Cabello.

V.

Auf den Küſten-Anden.

1.

El camino viejo.[310])

Zwiſchen den Städten Puerto Cabello und Nueva Valencia durchſchneiden die von Weſt nach Oſt ſich ziehenden Küſten-Anden, einer gigantiſchen Mauer gleich, das Terrain und ſtellen dem Andringen des Caraibiſchen Meeres ein rieſiges Bollwerk entgegen. Ueber ſie hin führt ein noch von den Spaniern gebauter Weg, der auf der Cumbre del San Hilario (gewöhnlich nur „la Cumbre“[311]) genannt ſeine größte Höhe in 5000 Fuß erreicht.

Während die nördlichen Abhänge des Gebirges nur mit dichtem Urwald bedeckt ſind, zeigen deſſen ſüdliche nur Savanenvegetation[312]), die in den waſſerreichen Quebradas mit ſchönen Wäldchen anderer minder hoher Baumgattungen, als denen der Montaña, abwechſelt.

Die Straße von Puerto Cabello nach Valencia über das hohe Gebirge übertrifft an Pracht und Großartigkeit der Naturſcenerie, die hier in ewigem Wechſel und üppigſter Fülle ſich zeigt, ſicher Alles, was man derartiges im tropiſchen Süd-Amerika ſehen kann. Alles vereint ſich, um ſelbſt dem für Naturſchönheiten Unempfänglichen Blicke und Worte der Begeiſterung abzulocken,

im Anschauen der seltenen Vegetationspracht, der kühnen hohen Felswände, in deren Gründen der Fluß über Felsblöcke schäumend dahin stürzt, der steilen, mit wogenden Palmenkronen geschmückten Cuchillas[313], über welche der tiefe Azur der reinsten Atmosphäre sich spannt.

Das ununterbrochene Tosen zahlreicher Cascaden, die seltsamen Töne der die Montaña belebenden Thiere, das fremdartige Rauschen der durch den Wind hin und her bewegten Palmenkronen geben dem Ganzen das Gepräge des Wildromantischen.

Von Puerto Cabello nach der Cumbre führt der Weg über San Esteban zuvörderst nach der Caffeehacienda Campanero und ein Theil dieses Weges von San Esteban bis zur Piedra de los Indios ist bereits aus dem III. Capitel über San Esteban bekannt.

Der Weg von dem Indianerstein an erhebt sich ziemlich steil; rechts rauscht der Rio San Esteban über sein Felsenbett schäumend dahin und links steigt die Montaña hoch empor.

Große Schwierigkeiten verbunden mit ungeheuren Kosten muß die Herstellung dieser Gebirgsstraße ihren Erbauern, den Spaniern verursacht haben, die nur durch Sprengung der steilen Felsabhänge bewerkstelligt werden konnte; ihr jetziger Verfall reflectirt auf's Deutlichste die Zerrüttung der politischen Zustände des ganzen Landes.

Der frühere Haß des Volkes gegen die Spanier ist bis heutigen Tages nicht erloschen und Alles, was Letztere dem Lande durch große Bauten und Anlegung von Straßen in Venezuela Gutes gethan, wird noch jetzt von dem unaufgeklärten Volke mit Widerwillen betrachtet und durch gänzliche Vernachlässigung dem Ruin Preis gegeben.

Bald hoch über dem Flusse, bald in gleichem Niveau mit ihm, führt die Straße an ihm entlang, unter abwechselnder

Scenerie von Urwald, Mais- und Yucafeldern. Häufig umher ſtehende dichte Gruppen der Palma Corozo[314] tragen zur Anmuth der Landſchaft bei.

Die Corozopalmen ſtehen, wie ſämmtliche Bactris-Arten, in Gruppen von 12 bis 15 Stämmen, die ein und derſelben Wurzel entſpringen, dicht beiſammen und erreichen eine Höhe von 25 bis 30 Fuß. Ihre grauen dünnen Stämme ſtarren von unzähligen, mehre Zoll langen, dünnen, feinſpitzigen ſchwarzen Stacheln, die in Ringen um den Stamm ſtehen, ebenſo ihre Wedel und die cylinderförmige Spatha, die, wenn aufgeplatzt, kahnförmig gebogen und innen von glänzendem Mattgelb iſt, von außen aber täuſchend einem Igel ähnelt. Die Blattkronen der Corozo ſind mit einer Fülle zarter, dunkelgrüner gefiederter Wedel geſchmückt, die in gracioſem Schwunge an ihrer Spitze leicht herab ſich neigen. Durch ihr dunkles Grün, die üppige Wedelkrone, die ſpiralförmige Stellung der zarten an der Spitze zierlich herabhängenden Fiederblättchen um den Blattſtiel, machen die Gruppen dieſer Palme einen melancholiſchen Eindruck auf den Beſchauer.

Eine kleine von Erythrinas beſchattete Cacaopflanzung paſſirend, gelangte man nach den Gebäuden der Caffeehacienda Campanero.

Sie hat ihren Namen von dem in der nahen Montaña häufigen Glockenvogel oder Campanero[315]. Dieſer völlig weiße, droſſelähnliche Vogel zeichnet ſich durch einen am Schnabelgrunde befindlichen zwei Zoll langen, fleiſchigen hohlen Zapfen, der beim Ausſtoßen von Tönen mit Luft ſich füllt und ſteif aufrichtet, darauf aber wieder zuſammenfällt, wie durch ſeine ſeltſame laute, weit ſchallende Stimme ganz beſonders aus.

Mit Zauberglockentönen iſt letztere jedoch nicht zu vergleichen, wie es mehre ſüdamerikaniſche Reiſende gethan; ſie klingt dem Tone ähnlich, den der auf den Ambos fallende Hammer hervorbringt, natürlich in ſchwächerem Maße und unter verſchiedenen

Modulationen und die ſonderbaren Laute klingen im Walde gar nicht übel.

Der Campanero kommt in gebirgigen bewaldeten Gegenden von 1500 bis 2000 Fuß Höhe vor und nur ein einziges Mal während meines fünfjährigen Aufenthaltes auf der Cumbre hörte ich eine kurze Zeit hindurch in der Nähe der Cumbre, in 5000 Fuß Höhe, die ſonderbare Stimme dieſer Vögel, die wahrſcheinlich in Folge einer ſehr trockenen Jahreszeit, in welcher die Dürre in der Montaña ſo groß war, daß auch andere Thiere nach der kühleren, feuchteren Höhe flüchteten, ſich bis hier herauf gezogen hatten.

In Venezuela habe ich ihn mit dem Chasmarhynchus variegatus nur auf den Küſten-Anden angetroffen, in Britiſch Guyana kommt er häufig im Canucugebirge, jedoch ohne die andere Art vor, die weiter nördlicher, im Roraimagebirge, allein auftritt. —

Ein ſehr langes hohes, einſtöckiges Haus mit geräumiger Veranda und ein kleineres, ihm gegenüberſtehendes, bilden die zur Hacienda gehörenden Gebäude, zwiſchen denen die Straße hindurch führt.

Campanero iſt ſehr anmuthig inmitten hoher Gebirge gelegen und der Fluß ſtrömt gewaltig zwiſchen den ſein Bett anfüllenden hohen Felsblöcken hindurch. Die Uferbäume hängen an den über das Waſſer ſich ſtreckenden Aeſten voll der langen Neſter des ſchwarzen und gelben Arendajos[316]) und der ſchwarzen, ungeheuren runden, Erdklumpen ähnlichen Wohnungen der Cumijen[317]).

Beſonders war mir die Hacienda ſehr intereſſant wegen des Inſecten- und beſonders Käferreichthums der umliegenden Gegend und wurde deshalb ſehr oft von mir von San Eſteban aus beſucht.

Das Käferſammeln in Venezuela, wie überhaupt im tropiſchen Süd Amerika, iſt bei Weitem erſchwerter als in Deutſchland; die

Thierchen leben verſteckter und ſind deshalb ſeltener anzutreffen, außerdem aber ſind ſie ſcheuer und bei Weitem behender als bei uns. Wenige, und zwar nur die kleineren Coccinella, Chryſomela und Curculio-Arten kommen in Süd-Amerika maſſenhaft vor. Die ebenfalls häufiger vorkommenden Arten der Bupreſtis, Chryſophora, Macraspis, Rutela, Lamia ſind ungemein ſcheu und ſelbſt wenn ſie wie ſchlafend an den Blättern oder Aeſten zu hängen ſcheinen, fliegen ſie ſofort, bei Annäherung des Menſchen, gleich einem Schwarm kleiner Vögel, ſummend hinweg. Dies iſt vorzüglich der Fall bei der ſchönen Macraspis lucida Burm., die in großer Menge in den dichten Laubkronen des Guazimo[318]) ſitzt und der noch ſchöneren Chrysophora chrysochlora, die Ende April und Mai in Unmaſſen an einer häufig an den Ufern des Rio Eſteban vorkommenden ſtrauchartigen Caſſia, Maikäfern gleich, in ganzen Klumpen zuſammenhängt.

Eben ſo ſchnell ſind die großen Dynaſtes- und Cerambyx-Arten.

Dynastes Typhon kommt bei Campanero auf einem Baume, den die Venezuelaner „Majomo“ nennen, im April und Mai recht häufig vor; er lebt vom weißen Milchſafte dieſes Baumes, den er in ſolchen Quantitäten zu ſich nimmt, daß die Milch aus den Fugen der Hals- und Bauchſchilder dringt. Schüttelt oder klopft man an den Stamm des Baumes, ſo fällt der große Käfer augenblicklich herab, fliegt aber, ſobald er die Erde berührt, oft ſchon während des Falles, im Nu unter derbem Brummen davon, wobei der Körper wegen ſeiner Schwere in ſenkrechter Lage hängt.

Nur dadurch, daß meine Geſchäftsagenten, die ſchwarze und braune Jugend von San Eſteban, auf ſolchem Fange mich begleiteten und nach den vom Baume herabgefallenen Rieſenkäfern in größter Schnelle eilten, konnte ich in Beſitz einer bedeutenden Anzahl derſelben gelangen.

Die beſten Orte zum Käferfangen ſind die friſch abgebrannten Rozas[319]), auf deren gefällten Stämmen, um ſie anzubohren, eine Menge Käfer ſich einfinden.

Auf den Rieſenſtämmen des Higuerote[320]) ſitzen in ziemlicher Anzahl die langarmigen bunten Acrocinus longimanus Ill., begierig die Milch des Feigenſtammes ſaugend, beiſammen und mit ihnen große Arten von Cerambyx, Lamia, Eburia, Achryſon, Roſalia, metallglänzende Bupreſtiden, Elateriden, der lange Euchroma gigantea, der ſeltene Zopherus Bremei Guérin und viele andere kleinere Käferarten. Vorſichtig hat man ſich ihnen zu nahen, damit ſie nicht, Schmetterlingen gleich, ſofort auffliegen; an Behendigkeit und Lebhaftigkeit kommen den ſüdamerikaniſchen Käfern in Deutſchland nur die Cetonia-Arten gleich. —

Die Caffeehacienda von Campanero liegt von den Gebäuden eine halbe Legua entfernt und beſteht aus ca. 30,000 Pflanzen.

Eine Caffeeplantage bietet bei gehöriger Pflege einen ungemein lieblichen Anblick dar.

Die Caffeebäumchen ſtehen in langen Reihen ſechs Fuß von einander und zwiſchen ihnen ragen die ebenfalls in Reihen gepflanzten Buscares[321]) empor, die erſteren den nöthigen Schatten geben und ſie vor den ſcharfen Winden ſchützen müſſen, die auf die Blüthe des Caffee von nachtheiligſter Wirkung ſind.

Die Spitzen der Caffeebäumchen werden in der Höhe von 8 bis 10 Fuß gekappt, damit die Pflanze reichlicher Seitenäſte treibt und das Pflücken der Frucht bequemer geſchehen kann. Das aus Samen gezogene Bäumchen trägt nach 3 bis 4 Jahren bereits Früchte, liefert aber erſt in 6 bis 8 Jahren eine gute Ernte von 1 Pfund, höchſt ſelten 1½ Pfund reinen Caffee.

Die Blüthezeit des Strauches für die im Februar ſtattfindende Haupternte iſt im November und December, die für die zweite geringere Ende Juni und Juli ſtattfindende, Ende März

und im April und der Baum gewährt alsdann einen wahrhaft reizenden Anblick durch die in jeder Blattachſel in Büſcheln ſtehenden reinweißen Blüthen, die wie Schnee auf den glänzend saftgrünen Blättern zu liegen ſcheinen und einen ungemein feinen Wohlgeruch ausſtrömen.

Iſt die kirſchenähnliche Caffeefrucht vollkommen roth gefärbt, dann iſt ſie reif zum Pflücken. Die täglich geſammelten Früchte werden vermittelſt einer Maſchine von ihrer fleiſchigen Hülle befreit, wodurch die Bohnen in einen Waſſerbehälter gelangen, in welchem ſie von dem ihnen anhängenden Schleime gereinigt werden. Nach dieſer Procedur werden ſie zum Trocknen auf dem Patio ausgebreitet, einem nach der Mitte zu ein wenig erhabenen, mit Backſteinen gepflaſterten, großen freien Platz, oft auch nur einer bloßen Tenne. Vollkommen getrocknet kommt er in die Stampfe, in größeren Haciendas gewaltige Baumſtämme mit einer Menge runder tiefer Löcher, in welche er in kleinen Quantitäten geſchüttet und mit hölzernen Keulen geſtoßen wird, um das die Bohnen noch umſchließende feine Häutchen zu entfernen. Dies muß mit großer Vorſicht geſchehen, damit die Bohnen nicht zerquetſcht werden.

Die Caffeebohne wird übrigens in verſchiedenſter Art und Weiſe, je nach der Größe der Hacienda, für den Verkauf zubereitet; in neuerer Zeit werden alle die erwähnten Proceduren, deren die Caffeefrucht nach der Ernte ſich unterwerfen muß, an den meiſten Orten durch Maſchinen bewerkſtelligt.

Da, wo es an Arbeitskräften mangelt, den Caffee zu behandeln und in kleinen Pflanzungen, wird die ganze Frucht auf's Beſte getrocknet und läßt ſich in dieſer Art lange Zeit aufbewahren, ohne an Oel und Aroma zu verlieren. Die fleiſchige Hülle ſchrumpft völlig zuſammen, ähnelt in Farbe und Geſtalt einer getrockneten Kirſche und kann dann nach Belieben geſtampft werden. Dieſer Caffee heißt in Venezuela „Parapara".

Aus der fleiſchigen Hülle der Caffeefrucht kann meiner Anſicht nach ſehr wohl durch Deſtillation ein Alkohol gewonnen werden; die Ernte einer Caffeepflanzung, die ich beſaß, wurde ſtets in einem ſehr großen Waſſerbehälter gereinigt und dies Waſſer mit der darin liegenden fleiſchigen Schale der Bohnen gerieth bereits nach einem Tage in volle Gährung und nahm nach zwei Tagen einen ſcharfen alkoholartigen Geruch und pikanten Geſchmack an. Meine Verſuche, einiges von dieſem Waſſer gut verkorkt in Flaſchen zu füllen, wurden inſofern belohnt, als das Getränk nach acht Tagen einen bierartigen prickelnden Geſchmack und einen ſolchen Grad von Kohlenſäure entwickelt hatte, daß die Korke beim Oeffnen der Flaſchen wie beim Champagner knallten, jedoch wurde es bei der mangelhaften Zubereitung bald ſauer.

Ein Aufguß der getrockneten Caffeeblätter ſchmeckt dem von der Bohne zubereiteten Getränk ſehr ähnlich und wird in Britiſch Guyana hier und da in dieſer Art benutzt.

Die Vermehrung der Caffeepflanzen geſchieht aus Samen, kann jedoch nach meinen mehrfach angeſtellten Verſuchen noch beſſer durch Stecklinge bewerkſtelligt werden. Ich habe lange Seitenzweige ausgewachſener Caffeebäumchen zu Anfang der Regenzeit in die Erde geſteckt, die bei der erhöhten Lebensthätigkeit der tropiſchen Vegetation luſtig fortwuchſen und im nächſten Jahre bereits eine kleine Ernte gaben; ſo große Vortheile dieſe Methode, die ich mehren Haciendados[123]) mittheilte, bietet, ſo wird doch von der langſameren Manier der Vermehrung durch Samen nicht abgewichen.

Venezuela iſt leider das Land, das mit großem Eifer am alten Schlendrian feſthält und von Neuerungen keine Notiz nimmt; es klebt an ſeinen Inſtitutionen, ſeinen Indianerſitten, ſeiner Verachtung gegen alles Neue, was von Europa herkommt und würde ſicher recht unglücklich ſich fühlen, wenn die ſtereotype

jährliche Revolution plötzlich einmal ein Jahr pauſirte, weil dies eben eine althergebrachte Sitte iſt.

Viele Thiere, beſonders Vögel, ſtellen den reifen Caffeefrüchten nach; in meiner auf dem hohen Gebirge gelegenen Pflanzung waren es außer den pavas del monte[323]) vorzüglich einige Pteroglossus-Arten, die dieſelben verzehrten und dadurch den Caffeeſtrauch in den Urwald verpflanzten. Der unverdauliche Same, durch den, ihn gleich dem Samen der Miſtel umhüllenden Schleim, der von der Säure des Magens nicht angegriffen wird, im keimfähigen Zuſtande mit den Excrementen der Vögel wieder ans Tageslicht gebracht, ging üppig im Walde auf.

Dergleichen wilde, durch Vögel verpflanzte Caffeebäume habe ich in den Urwäldern am oberen Eſſequibo, in der Nähe des verfallenen holländiſchen Forts Arinda, welches zum Schutz gegen die Indianer vor hundert Jahren errichtet war, in Menge angetroffen und große volle Bohnen von ihnen geſammelt. —

Eine Menge intereſſanter Bäume ſtehen in dem, die Hacienda Campanero umgebenden Urwalde, hohe Myrospermum toluiferum, gigantiſche Candeleros und Tacamajacas[324]) mit koloſſaeln brettergleichen, gegen die Baſis hin ſtrahlenförmig auslaufenden Stämmen, deren balſamiſches Harz die ſchlimmſten Wunden heilt. Mit zierlichem leichten Laubwerk und ſchlankem grauen Stamme findet ſich unter dieſen Rieſen der durch ſeine Fieber vertreibende, chininbittere Rinde, cascara amarga, geſchätzte Cascaron, wie der durch ſein herrlich purpurrothes Holz ausgezeichnete Paraguatan[325]). —

Noch eine andere Pracht der tropiſchen Flora zeigte ſich hier zum Erſtenmale ſeit dem Verlaſſen der Meeresküſte und dem Aufſteigen in der Gebirgsgegend, die Baumfarne (helechos).

Nur eine Art begrüßt hier den Liebhaber dieſer Pflanzenfamilie, die weniger durch ihre Zierlichkeit ſich auszeichnende Hemitelia acuminata.

Ihr 8 bis 10 Fuß hoher Stamm ist unförmlich dick und die großgefiederten hellgrünen, langen Wedel werden in graciösem Schwunge von starken, mit zarten rothbraunen Schuppen bedeckten Blattstielen getragen. Nur die kleineren Exemplare stehen aufrecht, die meisten der großen liegen mit ihren Stämmen in Schlangenwindungen am Boden und strecken nur ihr mit der gedrungenen Wedelkrone geschmücktes Kopfende nach oben.

In Venezuela habe ich die Baumfarne nirgends niedriger als in 1500 Fuß Erhebung über dem Meere angetroffen und zwar in dieser geringen Höhe nur spärlich, je höher man jedoch im Gebirge ansteigt, desto häufiger und artenreicher treten sie auf, bis sie in der Höhe von 8000 Fuß und darüber wieder verschwinden.

Am üppigsten und förmliche Wäldchen (helechales) bildend, gedeihen sie in der Montaña von 3000 bis 5000 Fuß Höhe, wo das ganze Jahr hindurch die ihnen zusagende Feuchtigkeit Schatten und eine mittlere Temperatur von 22° R. herrschen und nirgends wohl häufiger, üppiger und artenreicher ist die Familie der Farne, besonders der baumartigen, im tropischen Süd-Amerika vertreten, als auf den, außerdem durch ihren so großen Pflanzenreichthum berühmten Küsten-Anden von Venezuela.

Nicht wenig erstaunte ich, als ich später in Britisch Guyana, ohnweit der Mündungen großer Flüsse, wie des Essequibo, Demerara und Corentyn, in dem nicht über 10 Fuß über dem Meeresspiegel liegenden Urwalde viele baumartige Farne[326]) in größter Ueppigkeit erblickte. An solchen niedrig gelegenen Orten kommen sie nur dann vor, wenn die Hauptbedingungen zu ihrem Gedeihen, Schatten und Feuchtigkeit, erfüllt sind und stehen hier nur so weit in den Flüssen aufwärts, als diese der Ebbe und Fluth unterworfen sind, so daß die dicht am Ufer stehenden Stämme täglich hinreichende Feuchtigkeit erhalten. —

Außerdem ziert eine andere Prachtpflanze die Montaña von

Campanero, die nur in der Höhe von 1000 bis 2000 Fuß gedeiht, die herrliche Rosa de la montaña[327]).

Der schlanke Baum erreicht eine Höhe von 40 bis 50 Fuß und zeichnet sich durch fußlange blaugrüne Blätter, die an fast wagerecht stehenden Aesten in gefiederter Stellung sich ausbreiten, sowie durch die jungen Triebe aus, die als mehre Fuß lange Blätterbüschel, einem gewaltigen Federstutze gleich, schlaff an den Zweigenden herabhängen und einen originellen Anblick gewähren, der durch die blaßgelbe, mit zahlreichen purpurbraunen Punkten gezierte Färbung der jungen Blätter noch um Vieles erhöht wird.

Ihre prächtige Blüthe bildet einen großen, 10 bis 12 Zoll im Durchmesser haltenden Kopf von 400 bis 500 dunkelcarminrothen Blumen, und ähnelt im Habitus der des Rhododendrum ponticum, nur daß erstere durch ihre leuchtende Farbenpracht wie die immense Größe bei Weitem mehr imponirt.

Die Frucht der Browned ist eine fußlange, 2 Zoll breite, lederartige Hülse von brauner Farbe, in welcher 8 Zoll lange, elliptische, an den Seiten zusammengedrückte, glatte, braune Samen liegen.

Die Blüthe wird von den Eingeborenen eifrig gesammelt und als Thee benutzt, der gegen Hämorrhagien äußerst wirksam ist, sowie das bloße Auflegen der getrockneten Blumenblätter jede Art Blutungen in kurzer Zeit stillt.

Von Campanero zieht sich der Weg zur Rechten an hohen, mit dem herrlichsten Pflanzenwuchs überwucherten Felswänden hin, während er zur Linken steil nach dem, in einer Tiefe von 100 Fuß dahinrauschenden Flusse abstürzt.

Neue Palmenarten, die Corozillo[328]), mit sehr dünnem stachligen, 4 bis 5 Fuß hohen Stamme, ungetheilten Wedeln und kleinen rothen Früchten, und dichte Gruppen von Cyclantheen[329]), Scitamineen[330]), Baumfarnen[331]) und Caladien wuchern im üppigsten Durcheinander an den Seiten des Weges.

Noch um Vieles schöner und üppiger als in der größten,

von der Hand des geſchickteſten Künſtlers gruppirten Pflanzenausſtellung, präſentiren ſich hier die herrlichſten Pflanzenſchöpfungen den Blicken des erſtaunten Naturfreundes und laſſen durch die überraſchende Schönheit ihrer Formen und die Großartigkeit ihrer Entwickelung einen unauslöſchlichen Eindruck in ihm zurück. —

So geht es in zahlloſen Windungen und bei zunehmender Steigerung bis zu einem lieblichen Orte, der ſogenannten Cumbre chiquita, wo ein freier offener, von Platanos und Lechoſas[332]) umgebener Grasplatz, wie ſchwarz verkohlte Hüttenpfoſten und verfallene Steinmauern anzeigen, daß hier einſt eine menſchliche Wohnung ſich befand. Ein kleiner Bach rieſelt am Wege über ſein Steinbett dahin und ein dichtbelaubter, mit zahlreichen Orchideen beladener Guazimo[333]), wie ein daneben liegender rieſiger Felsblock laden den Wanderer zu kurzer Raſt ein.

Gegen Südweſt erhebt ſich der 3500 Fuß hohe Burro sin cabeza[334]) mit ſeinem flachen Gipfel und den an 1500 Fuß hohen ſteilen Felsabſtürzen, aus der dunklen ihn umlagernden Montaña; das tiefe Schweigen umher wird nur unterbrochen durch das Toſen der kleinen Cascaden, die vom hohen Gebirge herab, von allen Richtungen her, in den Fluß ſich ſtürzen, oder die metallreichen Töne des Campanero, ſeltener aber von dem Schrei neugieriger, durch den Anblick des Reiſenden erſchreckter Affen.

Steil ſteigt von hier die Straße empor, rieſige Cocuyzas[335]), von den früheren Bewohnern der niedergebrannten Hütte gepflanzt, bilden eine Zeit lang die Einfaſſung des Weges und geben durch ihre an der Baſis fußdicken, 40 bis 50 Fuß hohen Blüthenſtengel einen überzeugenden Beweis von der Ueppigkeit und Großartigkeit des tropiſchen Pflanzenwuchſes. Immer höher windet ſich der Weg, immer tiefer, oft an 2 bis 300 Fuß, rauſcht der Fluß rechts unter uns.

Wiederum tritt eine neue Palme, die Macana[336]) auf, die einen ziemlich ſtarken, ſchwärzlichen, über und über dicht mit

Stacheln besetzten Stämme, gedrungene schwarzgrüne Fiederwedel und gelbrothe Früchte hat und sich außerdem dadurch von den Bactris-Arten unterscheidet, daß aus ihrem Wurzelstocke stets nur ein Stamm entspringt. —

Hoch thürmen zur Rechten sich die waldbewachsenen Berggipfel auf, brausender stürzt der Fluß in seinem Felsbette dahin, der Weg senkt sich und führt nach dem Bett eines zwischen hohen Felsblöcken in ungestümer Eile sich Bahn brechenden Flüßchens hinab. Der Ort heißt Paso hondo und eine jetzt mit Yagrumos[337]), Brincamosas[338]), hohen stachligen Solaneen und Farnen[339]) besetzte Lichtung, wie mehre Brodfruchtbäume[340]) und ein kleines Guayabawäldchen[341]) zeigen an, daß früher auch hier Ansiedelungen von Menschen waren.

Das Guayabawäldchen birgt einen botanischen Schatz; mit großen Büschen anderer Orchideen[342]), die auf den glatten Aesten der schönen Fruchtbäume sitzen, untermischt, prangt hier die prachtvoll blühende Coryanthes maculata Albertinae Karst. in ziemlicher Menge, der einzige Ort in Venezuela, wo ich diese herrliche Orchidee angetroffen habe. Alle Coryanthes-Arten, von denen ich in Britisch Guyana mehre in ziemlich bedeutender Anzahl fand, zeichnen sich dadurch aus, daß sie gleich einigen Epidendrum-Arten in ihrem unförmlich großen, durcheinander geflochtenen Wurzelballen eine Legion ungemein bissiger Ameisen beherbergen, die den Sammler dieser Pflanzen auf das Empfindlichste für die Verwegenheit des Raubes der schönen Orchidee strafen. Diese Thierchen leben von dem Safte der Wurzeln und halten sie auf's peinlichste rein, ja es scheint mir, daß sie zum guten Gedeihen der Pflanze hauptsächlich beitragen, die ohne sie vergelbt und bald eingeht. Dies habe ich leider oft an gesammelten Exemplaren der Coryanthes erfahren, von denen ich die Ameisen durch gewaltsame Mittel vertrieb, während die

Pflanzen, an welchen ich sie fortwirthschaften ließ, auf's Beste gediehen und jährlich ihre herrlichen Blüthen entwickelten.

Weiter unterhalb, rechts von der Straße, erhebt sich über das Flüßchen eine hohe, auf gewaltigen Pfeilern ruhende, steinerne Brücke von massivster Bauart. Sie stammt aus den Zeiten der Spanier, ihrer Erbauer, her und ist in ähnlicher Weise, wie der ganze Weg über das Gebirge, dem Verfalle Preis gegeben. So überaus nöthig die gewaltige Brücke über den nach starkem Regen hoch aufgeschwollenen, reißend dahin stürzenden unpassirbaren Fluß ist, hat man doch hier die Straße verlegt, nur um diese Brücke, wegen der bereis erwähnten albernen Vorurtheile gegen die Spanier, nicht benutzen zu dürfen und weiter oberhalb eine erbärmliche Holzbrücke über den Fluß gebaut, die entweder bei jedesmaligem hohen Anschwellen desselben vom Wasser hinweggerissen wird oder in kurzer Zeit verfault, so daß jetzt gar keine Brücke mehr vorhanden und der Reisende, im Fall der Fluß geschwollen, sich genöthigt sieht, das Fallen desselben abzuwarten, um ihn passiren zu können.

Immer höher führt der Weg, immer kühner streben die umherliegenden gewaltigen Bergmassen himmelan. — Dermaßen abschüssig ist die breite Straße, daß sie weite Strecken hin gepflastert ist, um nicht vom heftigen Gewitterregen völlig ausgewaschen zu werden. Dichter Urwald tritt dicht an den Weg heran, auf den dürren gewundenen Aesten hoher Yagrumos sitzen großschnäbelige, schwarze, gelbkehlige Tukans[343]) und lassen ihre laute Stimme, die mit ihrem venezuelanischen Namen „Dios te de" einige Aehnlichkeit hat, unter stetem Auf- und Niederbewegen des langen Schwanzes und seltsamen Hin- und Herwerfen des Kopfes hören und goldglänzende rothbrüstige Trogons[344]) hocken unbeweglich auf den Zweigen des dichten Untergebüsches und lassen hin und wieder ihren monotonen Ruf ertönen. Eine Cachicamo-Familie spielt munter in dem am Wege stehenden

Graſe umher, die Alten ergreifen bei meiner Annäherung eiligſt die Flucht, die jungen rattenähnlichen Gürtelthiere jedoch ſpielen unbekümmert weiter und laſſen ſich, fünf an der Zahl, von mir eins nach dem andern fangen und in die Taſche ſtecken. Vorſichtig ſchleicht ein langer, rüſſelſchnauziger Guachi[345]) über den Weg, auf welchem unabſehbare, nur wenige Zoll breite Colonnen brauner Vachacos[346]) dahin ziehen.

Zum Erſtenmale erblickt man hier unter den am Wege ſtehenden Baumrieſen den palo de vaca[347]) oder Kuhbaum, der durch A. v. Humboldt ſeine Berühmtheit erlangt hat, im eigenen Vaterlande jedoch, gleich dem Propheten, unbeachtet bleibt.

Sein an 15 bis 20 Fuß im Umfang haltender brauner Stamm ſteigt kerzengerade 80 bis 100 Fuß in die Höhe, bevor er die in ſtumpfen Winkeln ſtehenden Rieſenäſte abzweigt, die zuſammen ein pyramidales dichtes Laubdach bilden.

Die fußlangen, den tropiſchen Ficus-Arten ähnlichen Blätter geben durch ihre ſaftig dunkelgrüne Färbung, die bei jungen Blättern purpurbraun iſt, dem Baume ein ſchönes Anſehen, das durch die großen braungelben, in den Blattachſeln ſitzenden Früchte noch um Vieles mehr gehoben wird.

Einen auffallenden Gegenſatz zu den ihn umgebenden anderen Baumſtämmen bildet der von rauher Rinde bekleidete Stamm dieſes Baumes dadurch, daß er, ebenſowenig als ſeine Aeſte, irgend eine Art von Schmarotzergewächſen beherbergt und nur hier und da von einer weißgrauen Flechte überzogen iſt, die ihm eine ſchön gefleckte Färbung giebt.

Der dem Stamme und Aeſten, nach in dieſelben gemachten Einſchnitten, in reichlichem Maße entſtrömende Milchſaft iſt von rahmweißer Farbe, gewürzhaftem, bitteren Mandeln ähnlichem Geruch und zäher Conſiſtenz, ähnelt im Geſchmack der Sahne, der er auch in den nährenden Eigenſchaften gleichkommt, iſt jedoch von klebriger Beſchaffenheit. Durch den Zutritt der Luft

bilden ſich auf der Oberfläche dieſes vegetabiliſchen Milchſaftes bald Häute von gelblicher käſeartiger Subſtanz, die elaſtiſch ſind, aber bereits nach einigen Tagen in Fäulniß übergehen.

Die Beſtandtheile der Milch des Kuhbaumes ſind nach Bouſſignault's Unterſuchungen 1) Wachs, 2) Fibrinſtoff, 3) ein wenig Zucker, 4) ein magneſiſches Salz, das kein Eſſigſalz iſt, 5) Waſſer.

Dieſe Milch wird keineswegs ſo allgemein benutzt, als dies in einigen Reiſewerken mitgetheilt iſt, da der Standort des Palo de vaca nur auf die kühle feuchte Montaña von 2 bis 5000 Fuß über dem Meere ſich beſchränkt, wo ſelten menſchliche Wohnungen anzutreffen und die wenigen Bewohner dieſer Höhen viel zu bequem ſind, aus dem dicht verwachſenen Urwalde die Milch herbeizuholen, gegen die, wie gegen die thieriſche Milch, die Venezuelaner das Vorurtheil haben, daß ihr Genuß ungeſund und die Veranlaſſung zu Wechſelfiebern iſt. —

Wiederum gelangt man an einen freieren, ziemlich ebenen Platz, auf welchem die halbverbrannten Pfoſten einer früheren Wohnung ſtehen. Der Ort, la Soledad genannt, gewährt eine herrliche Ausſicht auf die ihn ringsum einſchließenden felſigen Gipfel der hohen Berge.

Das Ufer des in einem 500 Fuß tiefen Abgrunde dahin tobenden Fluſſes wird nunmehr vom Reiſenden gänzlich verlaſſen und der ſteile Weg führt zwiſchen hohen Engpäſſen und an ungeheuren Abſtürzen vorüber. Einige durch ihre lieblich ſchmeckende Frucht ausgezeichnete Bäumchen der ſchönblättrigen Manzana de corona [348]) erinnern an früher hier befindliche Anpflanzungen, bevor man ſich wieder in den Urwald vertieft. Von hier bis zu der noch drei Stunden entfernten Cumbre zu gelangen, iſt unausgeſetztes beſchwerliches Steigen erforderlich. Links am Wege, an einem ein wenig ſanfteren Abhange, rauſcht ein kleiner Gebirgsbach dahin, an welchem ich und zwar auf den Blättern der an

Gruppe von Marattiaceenfarnen.

Universitätsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

ihm ſtehenden Geſträuche, in Menge eine Blutegelart fand, die kleiner als der hirudo medicinalis und wohl die einzige Blutegelart Süd-Amerika's iſt, die, gleich einigen oſtindiſchen Arten, auf Pflanzen vorkommt.

Nach langem mühevollem Klimmen iſt wieder ein kleiner Raſtort „el Guayabo" erreicht.

Ein kleines Guayabawäldchen und der durch ſchnellen Wuchs ſich auszeichnende Palo de lana[349]), mit runden Rieſenblättern und langen, kurze Wolle enthaltenden Fruchtſchoten, wie dunkel belaubte Naranjas[350]), ſind die Zeichen einer früher hier befindlichen menſchlichen Niederlaſſung.

Durch kurze Raſt geſtärkt, geht die Reiſe weiter, immer höher bergan; der letzte Theil des Weges iſt durch ſeine Steilheit am beſchwerlichſten.

Neue Palmen treten von hier an auf.

Zuerſt die Macanilla[351]), die ähnlich dem Abarisco, nur von noch höherem Wuchſe und mit mennigrothen Fruchtbüſcheln geziert iſt und aus deren Wurzelballen ſich an zwanzig, meiſt 40 bis 50 Fuß hohe Stämme erheben; ferner mehre Oenocarpus-, Iriartea- und Socratea-Arten, über welche ich ſpäter ausführlicher ſprechen werde. —

Die Baumfarne nehmen in dieſer Höhe immer mehr und mehr zu: hohe ſchlanke Stämme mit ſchön gefiederten Kronen[352]), oft aus drei Wedellagen übereinander beſtehend oder unförmlich dicke, gelbbraune, über und über in zottige Haare gehüllte Strünke, mit feinen, zarten, von dicken Blattſtielen getragenen Rieſenwedeln[353]).

Die Stämme und Aeſte der Bäume ſind im wirklichen Sinne des Wortes mit Aroideen, Orchideen, rankenden Farnen, Jungermannien und Tillandſien überzogen, Blatt ſitzt dicht an Blatt und grüne und graue Bartmooſe hängen in großen Klumpen

von den Aeſten und den Tauſenden das Laubmoos durchkreuzenden Schlingpflanzen herab. —

In den Quebradas und auf dem Wege kriechen grauweiße Nebel langſam dahin und hüllen die Montaña in ihren düſteren Schleier; ohne Unterlaß tropft es von den Bäumen und eine ſehr kühle Temperatur empfängt den Reiſenden in dieſen Höhen.

Zahlreiche Quebradas münden nach dem Wege aus und führen ihren Strom eiskalten Waſſers über denſelben hin; hoch, zu beiden Seiten der Straße, erheben ſich ſteile, grünverwitterte Sandſteinwände, die jeden Augenblick mit dem Einſturze drohen.

Wiederum ein Ort, wo eine noch jetzt mit Guayabas, Pomarosas, Platanos und Brodfruchtbäumen bewachſene Lichtung von einer früheren Anſiedelung zeugt. Und weiter hinein in den Wald, auf einer Anhöhe, eine kleine halbverfallene Hütte, umgeben von Iriarteen, ſilberblättrigen Cecropias und ſchlanken Baumfarnen — „los Canales“ — mein ehemaliger erſter Wohnort in dieſem Gebirge!

Weiter hinauf geht es, zwiſchen hohen Felswänden hindurch, bis nach und nach die Steigerung nachläßt und die herrlichſte Vegetation an beiden Seiten des Weges in üppigſter Fülle prangt.

Wiederum Spuren einer früheren menſchlichen Anſiedelung zur Rechten des Weges, „Buena vista“, mit Platanos, Guayabos und Pomarosas, einem herrlichen Helechal von Cyathea elegans und einer prachtvollen Ausſicht nach der in der Ferne tief unten liegenden Hacienda Campanero, dem Thale von San Eſteban, der Stadt Puerto Cabello und dem dunkelblauen Meere, auf welchem deutlich die Schiffe zu unterſcheiden ſind. Die Meeresküſte weſtlich von Puerto Cabello kann man von hier völlig klar bis zur Mündung des Rio Goaiguaza erblicken, ſowie die ganze Kette der Vorberge, die unweit der Küſte dahin ſich ziehen, kurz es iſt einer der ſchönſten Punkte des Gebirges, der die Beſchwerlichkeit des ſteilen Weges vergeſſen läßt. Eine kleine Steigerung

noch und der Weg wendet sich nach dem südlichen Abhange des Gebirges, längs einer verwitterten grauen Felsmauer sich hinziehend, an welcher schöne Orchideen[354]) und Copeys[355]) mit dick lederartigen, purpurgerippten Blättern wurzeln, bis er endlich den höchsten Punkt erreicht, von dem man einen schönen Blick nach Süden, dem Thale und See von Valencia hat.

Von hier geht es fast unmerklich bergab, doch nur wenige Minuten; der dichte Wald öffnet sich, ein freier, nach drei Seiten steil abfallender, ebener Platz, mit einem daraufstehenden Hause wird sichtbar; es ist das Ziel der Reise, das Haus der Cumbre del San Hilario, kurzweg „la Cumbre" genannt.

Doch nicht die niedliche, an das Haus stoßende Caffeepflanzung, nicht der schöne Urwald, mit alten von hohen Farnen bedeckten Lichtungen abwechselnd, nicht die ringsum liegende in kühnen Formen sich erhebende Gebirgskette, am allerwenigsten das aus Lehmwänden bestehende mit einem Palmendache versehene Haus, nichts von diesem Allen ist es, was dem Orte seinen hohen Reiz verleiht, es ist einzig und allein das großartige unübertreffliche Panorama, das hier in aller Farbenpracht der Tropen vor dem Blicke des Reisenden ausgebreitet liegt.

Im Hintergrunde gegen Süd und Südost zieht sich die innere, zum Theil recht hohe Bergkette längs des südlichen Ufers des Sees von Valencia dahin, welche parallel mit den Küsten-Anden nach Westen steigt und in den Bergen von Palma, Guaraima (7200 Fuß. Tiara, Guiripa, Cuesta de Yusma und Guigue ihre größte Höhe erreicht.

Im fernen Südwesten tauchen der Torrito bei Nirgua (5270 Fuß), die Berge von Montalvan, la Galera del Pao, der Tiramuto (3290 Fuß), Caiupito in duftigster bläulicher Färbung auf und scheinen gleichsam mit der ersten Bergkette verbunden zu sein.

Ungeheuere Grasebenen, die Savanen von Carabobo, Tocuyito

und Valencia füllen einen großen Theil des zwischen diesen Bergketten und den Küsten-Anden liegenden Thalbeckens und gegen Südost dehnt sich der weite Spiegel des Sees von Valencia (Laguna de Tacarigua in all' seiner Größe und Schönheit aus und nur sein östlichster Theil ist durch die steilen Abstürze der nahe liegenden Ausläufer der Küsten-Anden verdeckt. Er hat eine Länge von zehn und eine Breite von zwei bis drei Meilen und wohl an zwanzig kleiner Inseln, von denen die unsern der westlichen Küste liegende Isla de Burro die größte (12000 Fuß lang) ist, tauchen aus seinem tiefblauen Wasserspiegel empor. Eine Viertelmeile vom westlichen Ufer entfernt, erheben sich drei 200 bis 250 Fuß hohe aus Granit bestehende, sonderbar gestaltete Hügel, el cerrito de San Pedro, la isla Caratapona und el Islote, Eilanden in der Savane gleich. Man nimmt, sicher mit vollem Recht, an, daß diese, wie einige ähnliche solcher Hügel bei Mocundo, der Hacienda de Cura früher Inseln des Sees, dessen Ausdehnung in älteren Zeiten eine weit größere gewesen sein soll, gewesen und beim allmählichen Sinken des Wasserspiegels mit dem Festlande sich verschmolzen haben.

Den Mittelgrund im Südost bilden die östlichen Ausläufer der Küsten-Anden, die hohen Berge von Mariara mit dem Chaparro, las Viruelas, der Calavera mit dem Rincon del diablo und die hohe ausgezackte Bergkette von San Diego. Zwei Ausläufer der Küsten-Anden ziehen sich, parallel mit einander, nach Süden und bilden ein fruchtbares, mit Savanenvegetation und zahlreichen Haciendas bedecktes schmales Thal, das in die weite Savane von Valencia ausmündet und gegen Norden, vom Rio de las aguas calientes durchzogen, zur Meeresküste führt.

Am südlichsten Ende dieses Thales liegt die Stadt Nueva Valencia, umgeben von dunkelgrünen Caffee- und hellgrünen Zuckerhaciendas, sowie mehren kleinen Ortschaften, von denen das freundliche Dorf Naguanagua durch seine regelmäßige Anlage,

die weißen, mit rothen Ziegeldächern verſehenen Häuſer und die niedliche Kirche, ſelbſt aus weiter Ferne einen angenehmen Eindruck macht.

Nach dem Vordergrunde zu thürmt die ſüdliche Seite der Küſten-Anden ihre hohen zackigen Gipfel auf, deren kahle, nur mit Gras bewachſene Abhänge in ſcharfen Kämmen nach allen Richtungen hin auslaufen und eine Menge Schluchten und kleine enge, mit Wäldchen beſetzte Thäler bilden, durch welche kryſtallklare Flüßchen in rauſchenden Cascaden über ihr ſteiniges Bett ſich ſtürzen.

Den Vordergrund bilden dichte hohe Gebirgsurwälder, durch welche die Straße nach Valencia in mannigfachen Windungen ſteil abwärts führt und ſich in ihrer ganzen Länge verfolgen läßt, wie ſie aus dem Urwalde heraustretend, an Abgründen und hohen Felswänden hin, über die kahlen Abhänge nach dem Thale hinab, dem pie del cerro zu, führt.

Die prachtvolle Farbenpracht und blendende Beleuchtung verleihen dem großartigen Naturgemälde einen ungemeinen Zauber, von welchem der entzückte Beſchauer unwillkürlich erfaßt wird, ſelbſt der nahezu empfindungsloſe Ganadero[356]. oder Peon[357]) bleibt beim Anblick dieſer Herrlichkeiten wie feſtgebannt ſtehen und ein Ausruf des höchſten Erſtaunens entgleitet ſeinen Lippen.

Hier im Angeſicht dieſer erhabenen Natur, umgeben von der düſtern ſchweigſamen Montaña, deren Schätze ich zu ergründen ſtrebte, beſchloß ich für einige Monate mich niederzulaſſen; wie ſehr aber eine ſolche Natur ihren Verehrer zu feſſeln vermochte, beweiſt, daß die feſtgeſetzte Zeit einiger Monate in fünf Jahre ſich verlängerte, die ich mit geringen Unterbrechungen auf der Cumbre del San Hilario verlebte.

Früher bereits hatte ich dieſen Punkt von Puerto Cabello aus öfters beſucht und ihn wegen ſeiner Naturſchönheit unausſprechlich lieb gewonnen; es exiſtirten, zur Zeit meiner erſten Excurſion dahin, noch die von mir bereits angeführten, meiſt in

Pulperias beſtandenen Niederlaſſungen an der Gebirgsſtraße, wie La Cumbre chiquita, la Soledad, los Canales, die jedoch, als die neue, im Thale über Las Trincheras dahin führende Straße von Puerto Cabello nach Valencia vollendet war, ſämmtlich verlaſſen und nach venezuelaniſcher Sitte niedergebrannt wurden, da die Reiſenden die neue bequeme Straße der alten beſchwerlichen vorzogen, die jetzt nur noch von Ganaderos und Correos[358]) benutzt wird.

Ich hatte zur Zeit, als dieſe Pulperias an der alten Straße noch exiſtirten, oft ein bis zwei Monate in denſelben gewohnt, um die Montaña in naturwiſſenſchaftlicher und maleriſcher Hinſicht, ſo viel ich konnte, auszubeuten und einer dieſer älteren Ausflüge nach „la Soledad" iſt es, deſſen Erlebniſſe ich in nachſtehendem Abſchnitte zu ſchildern verſuche.

2.

La Soledad.

Aus der ſchaukelnden Hängematte ſpringend, ſteckte ich den Kopf durch das in der Mitte befindliche Loch der Cobija[359]), die mir während der Nacht als Schlafdecke gedient hatte; ſie hing in langen, maleriſchen Falten um den Körper und meine Morgentoilette war damit beendet.

Hemde, Beinkleid und ein um den Kopf geſchlungenes Tuch, die übliche und paſſendſte Tracht der Montaña, wurden der Nachtkühle wegen in der Hängematte beibehalten, und ſo beſchränkte ſich die in Gegenden der Civiliſation ſo zeitraubende Beſchäftigung des Ankleidens hier nur auf das Ueberwerfen der Cobija und die dem Körper zu erweiſenden Wohlthaten des Waſchens und Ordnens der Haare.

Mein Schlafzimmer war von einer Größe und mit einer Pracht der Malerei ausgeſtattet, die man vergebens in den großartigſten Paläſten Europa's ſuchen würde.

Vollkommen rund, bildete die Decke desſelben eine rieſenhafte Kuppel, den Fußboden bekleidete ein großer Teppich von hellgrünem Sammet, an deſſen zarten Haarſpitzen koſtbare Perlen von bewundernswürdiger Reinheit und Durchſichtigkeit hingen.

Was aber mein ganzes Intereſſe in Anſpruch nahm, das war das koſtbare Rundgemälde, das an den Wänden des ungeheuren Raumes ſich umherzog!

Alle auf der Welt exiſtirenden Galerien der Kunſt können ein derartiges Gemälde nicht aufweiſen, wie es hier meinen Blicken ſich darbot! Es war ein Landſchaftsgemälde im üppigſten Gebirgscharakter der Tropen und von koloſſalen Dimenſionen!

Den Hintergrund der Landſchaft bildeten großartige Gebirgsmaſſen, von denen ganz beſonders zwei hohe, ſpitze, mit dichter Urwaldung bedeckte Berggipfel ſich auszeichneten.

Einer der Pics fiel mit ſteiler, ſilberglänzender Granitwand ſchroff in das Thal hinab.

Minder große Höhenzüge wechſelten im Mittelgrunde mit tiefen Schluchten, über denen lange, graue Nebelwolken lagerten; die gewaltigen Laubmaſſen, welche dieſe niederen Berge bedeckten, waren ſchon mit bloßem Auge genau zu erkennen; die vielen, von ihnen ſteil ſich herabziehenden Schluchten ließen ſich durch die dunkel ſchattirten Einſenkungen in dem Laubmeere ſehr wohl verfolgen.

Deutlich unterſchied man die einzelnen, koloſſalen Blattkronen und die unter denſelben herabhängenden, langen, gelblichweißen Blüthenriſpen auf den ſchlanken, grauen Stämmen der Palmen und in dem brillanteſten Farbenſchmuck prangende Blüthenbüſchel zahlloſer Schlingpflanzen, die in den Laubgipfeln der Rieſenbäume hingen.

Der Vordergrund, von dem man dieſe herrliche Ausſicht genoß, war ein kleines Plateau, das nach zwei entgegengeſetzten Seiten ziemlich ſteil in tiefe Thäler, die von Gebirgsflüſſen durch-

ſtrömt waren, ſich hinabſenkte und deren eine Seite eine Anpflanzung ſchlankſtämmiger, langblättriger Bananen zierte, während die andere eine hohe Barranca[360]) erblicken ließ, die an dieſer Stelle die Fernſicht faſt gänzlich verdeckte und mit dichtem Farngebüſch bekleidet war, aus dem ſich einige weißgraue, alte Stämme der Cecropia[361]) mit ihren quirlförmig ſtehenden, ſonderbar gewundenen Aeſten und den großen, gefingerten, grasgrünen, auf der untern Seite ſilberweißen Blättern erhoben.

Die andern beiden, einander entgegengeſetzten Seiten des Vordergrundes zeigten einen breiten, an ſteil abfallenden Abhängen in Zickzacklinien ſich hinwindenden Gebirgsweg, der auf der vom Gebirge hinabführenden Seite von einem mit hohen Ruhbäumen[362]) und dem niedern Gebüſch wilder Guayabos[363]) bewachſenen Hügel überragt wurde, während der das Gebirge hinaufführende Weg in dem Dickicht des düſtern Urwaldes ſich verlor.

Der bereits erwähnte grünſammetne Fußboden dieſes großen Schlafſaales verband ſich auf harmoniſche Weiſe mit dem, die Felsabhänge des Vordergrundes bedeckenden, ſaftigen Grün der Gräſer, ſowie eine breite, rothbraune, durch denſelben ſich ziehende Straße die zwei entgegengeſetzten Seiten des im Vordergrunde befindlichen Gebirgsweges vereinte.

Ueber das ganze Panorama wölbte ſich die durchſichtige, tiefblau gefärbte Rieſenkuppel, an der die runde, volle Scheibe des Mondes, wie zahlloſe Sterne, prangten.

Die Beleuchtung des Rundgemäldes war die der Morgendämmerung; im Oſten hatte das herrliche Blau der Kuppel bereits einen hellen, gelbgrünen Ton durch die Strahlen der im Aufgange begriffenen Sonne angenommen und das hellglänzende Leuchten des ſilberweißen Mondes und der Sterne in ein mattes Weißgelb übergehen laſſen.

Scharf zeichneten ſich die Contouren der tief dunkelblauen Berge des Hintergrundes am helleren Horizonte ab.

In der Mitte dieſes gewaltigen Raumes ſtand eine kleine, mit Palmenblättern gedeckte Lehmhütte ohne Fenſter, die nur ein Zimmer barg; ihr Dach trat auf der Vorderſeite weit hervor und bedeckte einen ziemlich großen, nach drei Seiten zu offenen Raum. An den Baumſtämmen, die dem Dache zur Stütze dienten, war eine Hängematte angebunden, dieſelbe, aus der ich mich ſo eben geſchwungen hatte.

Die Staffage zu dem großartigen Rundgemälde bildete einzig und allein meine Perſon, in der blau und rothen Cobija und dem bunten, um den Kopf geſchlungenen Tuche; im Vergleich zu dem erhabenen Charakter der Gebirgslandſchaft eine ſehr winzige Staffage!

Der Schöpfer aber dieſes ungeheuren Raumes mit dem ſammetweichen, perlenbeſetzten Fußboden, der blauen, durchſichtigen Rieſenkuppel und des darin befindlichen, wundervollen Gemäldes war ein und dieſelbe Perſon, es war — Gott! — und dieſe Schöpfung nur ein kleiner Theil der prachtvollen Natur, in deren Größe und Freiheit ich mein Nachtlager aufgeſchlagen hatte. –

Der Ort, wo ich mich befand und wo das herrliche Rundgemälde noch jetzt zu ſehen iſt, liegt auf der hohen Küſtencordillere, die ſich zwiſchen Puerto Cabello und Nueva Valencia in Venezuela hinzieht, in der Höhe von 4000 Fuß, beſteht nur aus der einen Hütte und heißt „la Soledad".

Seinen Namen verdient der Ort mit Recht, ebenſo gut aber mit ihm zugleich auch alle anderen Punkte des bis zu 5500 Fuß ſich erhebenden Gebirges mit ſeinen unermeßlichen Urwäldern, in denen man viele Meilen weit umherirrt, ohne auf menſchliche Wohnungen zu ſtoßen und die wenigen derſelben, die man etwa antrifft, der eben beſchriebenen Hütte auf's Haar gleichen! —

Die herrliche Umgebung von la Soledad hatte mich auf

früheren Touren bereits so angesprochen, daß ich mir es schon öfter vorgenommen, einige Monate dort mich aufzuhalten, um in der von der Natur in jeder Beziehung überaus reich ausgestatteten Gegend meinen Studien der Naturwissenschaften und Malerei ungestört mich widmen zu können.

Endlich kam dieser Vorsatz im October 1849 zur Ausführung; ich verließ das heiße, ungesunde Puerto Cabello in Begleitung eines Negerburschen, der die mit meinen sämmtlichen Habseligkeiten beladenen Esel zu treiben hatte und wanderte fröhlich dem kühleren, hohen Gebirge zu.

Don Manuel Ramon, wie er selbst sich nannte, der Eigenthümer der Hütte auf la Soledad, empfing mich mit freundlichem Lächeln und den bestgewählten spanischen Redensarten, erkundigte sich eifrig nach dem Befinden meiner Frau und den lieben Kleinen, welche beiden theuern Gegenstände mir bis heutigen Tages selbst noch unbekannt sind und warf ganz besonders neugierige Blicke auf mein mitgebrachtes Gepäck.

Dem Wunsche, einige Monate bei ihm zuzubringen, kam er mit größtem Vergnügen entgegen, und begann sofort, die Thiere ihrer Last zu entledigen, und das Gepäck mit Hilfe des Negerburschen in das einzige, einer dunkeln Höhle ähnliche Zimmer des Hauses zu bringen.

Während er damit beschäftigt war, fand ich Gelegenheit, ihn genauer in Augenschein zu nehmen.

Die hellbraune Färbung seines Körpers, die langen, etwas krausen, rabenschwarzen Haare, die schwarzen feurigen Augen mit dem überaus freundlichen, jedoch hinterlistigen Blick, der mir durchaus nicht gefallen wollte, das regelmäßige, schöne Profil des Gesichts verriethen, daß er nicht von reinem Indianerblute abstamme; er war nach meinem Dafürhalten [364]) ein Mulatte.

Seine Kleidung war die bereits erwähnte in der Montaña

übliche: ein paar sehr weite, nur bis zum Knie reichende Beinkleider mit darüber befindlichem Hemd; an den Füßen trug er Cortizas[365]), und der Kopf war ohne jegliche Art von Kopfbedeckung, die ihm bei seinem vollen, dichten Haarwuchs überflüssig erscheinen mochte.

Indem ich noch in meine Betrachtungen vertieft war, kamen aus einer nahen Schlucht vier weibliche Wesen hervor, die auf ihren Köpfen diverse Wassergefäße balancirend, hinter einander her, gleich Orgelpfeifen nach ihrer Größe geordnet, direct auf uns zuschritten.

Die Vorangehende, eine kleine, untersetzte Figur von indianischer Abkunft, die Lebensgefährtin Don Manuel's, Señora Juana, war nicht sobald mir nahe gekommen, als sie mich mit einem Wortschwalle der höflichsten Redensarten überhäufte, so daß ich Mühe hatte, ihrem Redeflusse zu folgen, noch weniger aber an dessen Beantwortung denken konnte.

Sie übertraf an Freundlichkeit bei Weitem ihren Mann, gefiel mir jedoch eben dadurch weniger als dieser; ihr vor Freude grinsendes Gesicht, wie die stechenden Blicke der tiefliegenden, kleinen Augen nahmen sich unter der seltsamen Kopfbedeckung, der mit Wasser gefüllten großen Tinaja[366]), die sie bei all' ihren Gesten und Körperverdrehungen immer noch flott auf dem Kopfe balancirte, sehr unheimlich aus.

Die drei Begleiterinnen waren die Töchter des liebenswürdigen Ehepaares, deren ältere, Benita, fünfzehn Jahre zählte und der Mutter an Ueppigkeit des Körperbaues nichts nachgab, von dieser jedoch durch ihre weiße Färbung und das jugendlich frische, schön geformte, mit großen schwarzen Augen gezierte Gesicht, das von schwarzen, lockig herabhängenden Haaren in ungemeiner Fülle umflossen war, bedeutend zu ihrem Vortheile sich unterschied.

Ihre jüngeren Schwestern, Anita von dreizehn und Mari-

quita von zehn Jahren, deren sammetweiche Haut von bräunlicher Färbung war, hatten liebliche Gesichtchen bei schlankerem, aber doch üppigem Körperbau und versprachen in wenigen Jahren ihre ältere Schwester an Schönheit und Grazie noch zu übertreffen.

Dies war die Familie, bei der ich längere Zeit zu wohnen gedachte.

So sehr mich die letzten drei Familienglieder durch Freundlichkeit und mehr noch durch ihre Schönheit ansprachen, so sehr mißfielen mir die Hauptpersonen derselben durch ihre im höchsten Grade widerwärtige, fast kriechende Höflichkeit.

Da ich aus Erfahrung wußte, wie kärglich der Haushalt solcher Familien beschaffen war, hatte ich, um nicht etwa offenbaren Mangel der nöthigsten Lebensmittel erleiden zu müssen, einen kleinen Vorrath an Brod, carne seca, Caffee, Zucker, Rum u. s. w. mitgebracht, den ich nunmehr aus meiner Kiste packte und der Señora, die mich während dieses Geschäfts mit ihrer ganzen Familie umstand und den weiteren Inhalt der Kiste mit gierigen Blicken prüfte, zur Benutzung für mich übergab.

Ich wunderte mich jedoch nicht wenig, als beim Abendessen die ganze Familie in Vertilgung eines großen Theiles der mitgebrachten Lebensmittel auf's Eifrigste mir beistand, und mein Erstaunen wuchs noch mehr, als Manuel aus seiner dunkeln Höhle, die er „sala“[367]) nannte, mit einer Flasche meines Rums in der Hand, von dem ich ihm, wie der Señora, oder wie sie lieber hörte, „Niña Juana“, bereits vorher zu kosten gegeben, heraustrat, ohne Weiteres einige Gläser damit füllte und sogar geruhte, eines derselben mit ächt spanischer Grandezza mir zu präsentiren.

Diese entschiedene Hinneigung zum Communismus, die das würdige Ehepaar so ungenirt zu erkennen gab, konnte meinen Beifall durchaus nicht erlangen; ich wünschte jedoch nicht bereits den ersten Tag meines Hierseins in Uneinigkeit mit der Familie

zu gerathen, beſchloß aber, für die Folge alle weiteren Anſchaffungen von Lebensmitteln meinerſeits zu unterlaſſen, da ſich überdies bei der nächſten Abrechnung herausſtellte, daß ich für Beköſtigung denſelben Betrag zu zahlen hatte, als wenn ich nicht den geringſten Beitrag an Proviant lieferte.

Das communiſtiſche Benehmen der Leute erſchien mir außerdem bedenklich, und ich gedachte, vor ihnen, beſonders aber vor Manuel, auf der Hut zu ſein, um ſo mehr, als der ſchwarze Burſche, den ich von Puerto Cabello mitgebracht, am andern Tage mir erklärte nicht ferner bei mir bleiben zu wollen, da ihm das Logement nicht gefalle und er die im Gebirge herrſchende Kälte, wie er eine Temperatur von 15° R. Wärme nannte, nicht ertragen könne

Ich blieb demnach vorläufig allein in der Familie zurück, hatte jedoch bald alle Urſache, mit meinem Quartier, das nicht viel beſſer als unter freiem Himmel war, ſehr unzufrieden zu ſein.

Nicht nur, daß ich die Nächte außerhalb der Sala, in der die ganze Familie ſchlief, im offenen, nur mit dürftigem Palmdache verſehenen Corridor[368]) zubringen mußte, wo ich, in der Hängematte liegend, der oft ſehr empfindlichen Nachtkühle, etwaigen Regengüſſen, Sturm u. ſ. w. ausgeſetzt war, ſo hatte ich auch öfters Schlafkameraden in den, zwar wenigen, dieſe Straße paſſirenden Reiſenden, die meiſt in ſehr verdächtig ausſehenden ſchwarzen oder braunen zerlumpten Kerls beſtanden und um meine Hängematte herum auf der Erde ſich lagerten. Außerdem beläſtigten mich dieſelben mit fortwährenden neugierigen Fragen, verdarben durch ungeſchicktes Betaſten die von mir geſammelten und zum Trocknen aufgehängten Naturalien, ſpielten gleich Kindern mit den mühſam von mir geſuchten Sämereien und Mineralien, kurz ſetzten meine Geduld auf die höchſte Probe, ſo daß, um nicht in offenbaren Streit mit ihnen zu kommen, der bei gegenſeitigem hitzigem Temperament ſehr leicht unglücklich enden konnte, ich

Manuel ersuchte, eine aparte Hütte entfernt von der Straße mir bauen zu helfen.

Seinem Rathe, auf der seiner Hütte gegenüberliegenden Barranca ein Rancho[369] zu errichten, mochte ich nicht nachkommen, theils weil ich dann immer noch Angesichts der Straße mich befand und von Neugierigen, die ihre Reise hier vorüberführte, trotz des Umweges, auf welchem sie nur zu mir gelangen konnten, dennoch belästigt worden wäre, theils, und dies war eigentlich der Hauptgrund, weil ich begann, Mißtrauen gegen Manuel's freundschaftliche Absichten zu hegen.

Die Begriffe über das Mein und Dein schienen bei ihm, wie seiner Frau noch im höchsten Grade unklar; außerdem hatte ich in den wenigen Tagen meines Hierseins bemerkt, daß er ein leidenschaftlicher Spieler sei, der, im Fall er an das bei ihm einkehrende Volk Geld im Spiele verloren, den Verlust von mir zu leihen versuchte, was ihm jedoch nur das erste Mal glückte. Als ich später bemerkte, daß er sich in dieser Beziehung völlig auf meinen Geldbeutel zu verlassen schien, schlug ich ihm seine Bitte stets rund ab.

Ueberdies trieb sich seit einigen Tagen ein brauner, stämmiger Kerl von einigen zwanzig Jahren in der Familie herum, dessen einzige Beschäftigung darin zu bestehen schien, der ältesten Tochter, und zwar, wie ich bemerkte, nicht ohne Erfolg den Hof zu machen.

Das Ansinnen Manuel's, den faulen Burschen, der den süßen Namen Ambrosio führte, jedoch eben so tückisch als sein Schwiegervater in spe zu sein schien, als Diener zu engagiren, wies ich entschieden zurück, konnte jedoch nicht verhindern, daß er auf meinen Ausflügen in den Wald mich öfters begleitete und bei Erbauung des Rancho hilfreiche Hand, natürlich nur in dem Maße, als seine Bequemlichkeit erlaubte, mir leistete.

In der Entfernung eines Viertelstündchens von la Soledad wurde mein Rancho im dichten Urwalde, an dem mit üppiger

Vegetation bewachsenen Ufer eines vom hohen Gebirge sich herabstürzenden Armes des Rio Esteban, in der Zeit von zwei Tagen errichtet.

Die harten Stämme hoher Baumfarne dienten dem dicht mit Palmenblättern gedeckten Dache zur Stütze; nur an drei Seiten bildeten in die Erde gegrabene dünne Baumstämme, durch Schlingpflanzen zusammengehalten, die Wände, die vierte schmale Seite blieb als Eingang in dieses Waldschloß völlig offen.

Hierher zog ich nun sofort nach Herstellung dieses Prachtbaues mit all' meinen bisher gesammelten Naturschätzen, die mit größter Vorsicht und ungemeiner Mühe theils an mit Mercurialsalbe bestrichene Drähte aufgehängt, theils auf künstliche Baue von mit Theer getränktem Lattenwerk gestellt wurden, um sie vor feindlichen Insecten und dem schädlichen Einflusse der im Walde herrschenden feuchten Temperatur zu sichern.

Nach wie vor schlief ich die Nächte in la Soledad; übernachteten jedoch daselbst mir unbekannte, verdächtig aussehende Reisende, so begab ich mich nach meinem Rancho, um die Nacht dort zuzubringen, nahm mir aber nebst meinen Waffen als sichere Wacht den großen schwarzen, sehr bösen Hund Manuel's, Arrogante, mit, um gegen etwaige nächtliche Besuche des Jaguars oder Puma geschützt zu sein, die ich außerdem durch ein vor dem Eingange des Rancho angezündetes großes Feuer, auf das vor dem Einschlafen noch Haufen grünen Holzes geworfen wurden, abzuhalten suchte.

Nachdem ich vorstehend die Verhältnisse, unter denen ich mich auf la Soledad befand, zu besserem Verständniß des Nachfolgenden kurz angedeutet, fahre ich in meiner Erzählung, die sich bis jetzt nur auf das Aufstehen aus der Hängematte und die Schilderung meines Schlafgemachs, wie meiner Morgentoilette beschränkt hat, weiter fort.

In der Hütte herrschte noch tiefes Schweigen; die in einer

großen Holzplatte, aus den brettartigen Wurzeln eines Higuerote[370]) beſtehende Thür des Zimmers war durch einen dagegen geſtemmten ſtarken Knüppel verrammelt.

Ambroſio lag am verglimmenden Feuer in der Küche noch im tiefen Schlafe auf der Erde hingeſtreckt.

Ich begab mich nach meinem Rancho, um in dem kalten Waſſer des daran vorüberſtürzenden Fluſſes ein Morgenbad zu nehmen.

Der Weg dahin führte einen ſteilen Abhang hinab, den früher eine Anpflanzung von Yuca[371]) und Ocumo[372]) bedeckt hatte, deſſen Vegetation aber jetzt wiederum in den Zuſtand der Wildniß zurückgekehrt war, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie den Waldcharakter verloren hatte und in niederem Gebüſch von ſtrauchartigen Farnen[373]), mit 16 Fuß hohen Stachelpalmen[374]), am Stamme wie an den Nadeln mit zolllangen Stacheln überſäet, Solaneen[375]) mit großen eingeſchnittenen, bei der Berührung heftig brennenden Blättern, Bromeliaceen[376]) mit 12 Fuß langen, dornig gezähnten Blättern u. ſ. w. beſtand, über welches hellgraue Cecropienſtämme ihre Blätterkronen mit feurigrothen Blattſcheiden und jungen ſcharlachrothen Blättern geſchmückt, erhoben.

Große cylinderförmige, rothbraune Sandhaufen von mehren Fuß Höhe und bedeutender Ausdehnung, oben mit trichterförmigen Eingängen verſehen, erhoben ſich in Unzahl in dieſem Gebüſch: es waren die Wohnungen der, beſonders den angebauten Pflanzenarten ſo ſchädlichen Vachacos[377]), die in langen breiten Zügen aus und in ihre Baue ſtrömten, und von denen jede in ihren Zangen ſenkrecht emporgehalten, gleich einem Sonnenſchirme, ein großes Stück von einem Blatte trug, das an Umfang das Thierchen zehnfach übertraf und von einer weit entfernt ſtehenden Lieblingspflanze, ſehr künſtlich abgeſägt, herbeigeſchleppt wurde.

Große Sprünge waren nöthig, um aus dem Bereiche dieſer in Unzahl den ſchmalen Weg bedeckenden Ameiſen ſo ſchnell als

möglich zu kommen, und trotzdem blieb es unvermeidlich, daß nicht mehre der zornigen Thiere an meine Bekleidung sich hingen und mich von ihrer Anwesenheit sehr bald durch die heftigsten Bisse in Kenntniß setzten.

Ein starker, geradstämmiger Palo de vaca[378]) mit pyramidaler, dunkelgrüner Laubkrone stand gleichsam als Wächter am Eingange des Waldes; mit dem schlanken, rothbraunen Stamme dicht an ihn geschmiegt, breitete unter seinem Schatten ein hoher Baumfarn die graciös geschwungenen, fein gefiederten Riesenwedel aus.

Bald befand ich mich im dunkelgrünen, verworrenen Dickicht des düstern Urwaldes, umgeben von den verschiedenartigsten Baumstämmen von kolossaler Dicke, bald schlank, an 100 Fuß kerzengrade emporsteigend, bald bauchig angeschwollen, mitunter auf hohen Stelzenwurzeln, einige auf brettartigen Wurzeln, die erst in 50 Fuß Höhe über dem Boden mit dem Stamme sich vereinen, andere dagegen auf wändegleichen, vom Stamme nach allen Richtungen hin auslaufenden Wurzeln ruhend.

An diesen Stämmen, oft von unten bis oben damit bedeckt, kleben große Büsche der üppigsten Parasiten, von Orchideen mit unvergleichlich schönen Blüthen, Bromeliaceen mit karminroth oder ultramarinblau gefärbten, bereift erscheinenden Bracteen und großen grellfarbigen Blüthentrauben; großblättrigen Aroideen und Cyclantheen mit leuchtend weiß- oder rothgefärbten Blumenscheiden; großwedeligen Schlingfarnen, untermischt mit zarten, in langen Bärten herabhängenden Moosen und den scharlachrothen Blüthen des Loranthus.

Von den Stämmen und Aesten herab und um dieselben herum, in allen Windungen und Richtungen laufen tausende von Schlingpflanzen, von Mannesstärke bis zu Bindfadendicke, theils mit glattem Stengel, theils mit rauher, rissiger Rinde, bald einem breiten Bande gleich und mit Dornen versehen, bald wie von Drechslerhand auf das künstlichste gedreht.

Ihr Gewirr ist so dicht, daß man durch sie mit dem Waldmesser Bahn sich hauen muß, was bei der bedeutenden Zähigkeit ihrer Stämme und Stengel seine Schwierigkeiten hat.

Das Unterholz in diesem herrlichen Walddome bilden üppige Gebüsche und 50 Fuß hohe Bäume, langblätterige Theophrasten, prächtig blühende Melastomen mit sammethaarigen Blättern, schön gefiederte Browneen mit großköpfigen, leuchtend carminrothen Riesenblüthen, kurz eine Fülle von Blättern und Blüthen in schönster gelber, purpurrother und weißer Färbung.

Hoch über das Gewirr breiten sich die kolossalen, herrlich geformten Wedel schlanker Palmen mit leuchtend gelbweißen, herabhängenden Blüthentrauben aus und diese wiederum überschattet ein fast undurchdringliches Laubdach von 150—200 Fuß hohen Riesenbäumen des Urwaldes, den Lorbeerarten, Feigen, Cassien, Ingas, Swietenien, Myrtaceen, Cäsalpinien und Hymenäen gebildet.

Ein enger Pfad führte zu meinem Rancho, das sehr malerisch inmitten des Waldes auf einem Abhange gelegen war, der das Bett des nahe daran vorüberströmenden Flusses begrenzte.

Kurze Zeit nur widmete ich der Inspection der Hütte und nachdem ich mich überzeugt, daß meine darin aufbewahrten Sammlungen noch unversehrt waren, warf ich die Kleider von mir und begab mich in den Fluß hinab.

Der Fluß war hier nur von geringer Breite, da er eine Stunde oberhalb des Gebirges entsprang, in welcher Strecke er jedoch durch den Zufluß des Wasserreichthums mehrer Quebradas[379]), die in ihn ausmündeten, schon bedeutend verstärkt wurde.

Unzählige Felsblöcke und Steine, über die das silberhelle Wasser in unzähligen kleinen Cascaden tosend sich stürzte, verengten sein Bett, das außerdem an vielen Stellen von üppig

darin wuchernden Carludovicen mit großen palmenähnlichen Blättern eingenommen war.

Nicht weit oberhalb des Badeplatzes, der durch ein freies tiefes Baſſin gebildet wurde, hemmten höhere Felsmaſſen den Lauf des Fluſſes, der unter donnerndem Getöſe über dieſelben herabſtürzte und dann ſchäumend in blendender Weiße ſeinen Lauf ruhiger fortſetzte.

Dichte Gruppen hoher Stachelpalmen ragten über die glatten, mit zierlichen Lycopodien und niedlichen Mooſen völlig überzogenen, von Näſſe triefenden Felſen des Waſſerfalles und bildeten mit den langen Piſangblättern der Heliconien, den großen herzförmigen, lederartigen Blättern baumartiger Caladien, den ovalen glänzenden Blättern der Maranten, die in dichten Gebüſchen die Flußufer einfaßten und über welche zartgefiederte Rieſenwedel baumartiger Cyatheen und Hemitelien herabnickten, ein prachtvolles, im höchſten Grade maleriſches Bild der üppigen Waldvegetation.

Ueber mir aus den hohen Baumgipfeln ertönten der pfeifende Ruf des goldgrünen Trogon[380]) und die knarrende Stimme des großen, gelbkehligen Tucan[381]), die von dem herrlichen Wohlklange der glockenähnlichen Töne des ſchneeweißen Campanero überboten wurden.

Pfeilſchnelle, metalliſch leuchtende Colibris ſchwirrten ſummend um die bei der ſchnell eintretenden Tageshelle ſich öffnenden Blüthen und große Schmetterlinge, der herrlich ſtahlblaue Menelaus, der graublaue Eurylochus und der atlasweiße Laertes ſchwebten langſam in auf- und niedertanzenden Bewegungen in der Quebrada dahin.

Länger als es bei der fühlbaren Kälte des Waſſers dem Körper dienlich war, verweilte ich, im Anſchauen und Bewundern meiner Umgebungen verſunken, im Fluſſe, als plötzlich dicht bei mir, unter den rieſenhaften Blättern der Ufergebüſche der ſchwarze

Kopf eines großen Säugethieres hervorſchaute, das mit weit aufgeriſſenen Augen mich ſtier anglotzte.

Der anfängliche Schrecken über dieſe unerwartete Unterbrechung meiner Betrachtungen legte ſich bald, als ich in dem Thiere den großen Hund Manuel's, Arrogante, erkannte, der, ſobald er von der Identität meiner Perſon ſich überzeugt hatte, mit den Zeichen freudigſter Ungeduld auf ſeinem beſchränkten Standorte eifrig hin und her ſich bewegte und durch lautes Gebell die geſammte höhere Thierwelt des Urwaldes rebelliſch machte.

Menſchenſtimmen, die auf dem Wege nach dem Fluſſe herab dazwiſchen hörbar wurden, trieben mich in Eil aus dem Waſſer und in mein nahes Rancho; ſie rührten von den Töchtern Manuel's her, die, um Trinkwaſſer zu holen, hierher kamen und bald in weißer, leichter Kleidung aus dem Dunkel des Waldes hervortraten.

Als ſie ihre Gefäße mit Waſſer gefüllt hatten, trat ich mit ihnen den Rückweg nach ihrer Wohnung an.

Ich fand Manuel bereits wach und beſchäftigt, ſein langes einläufiges, noch mit Feuerſchloß verſehenes Gewehr zu laden, um auf die Jagd zu gehen; er ſchien ſehr erfreut, als ich ihm meine Begleitung zuſicherte.

In aller Eile trank ich meinen Caffee, ſteckte einen Taſchencompaß, eine Anzahl Cigarren und eine Arepa[382], in die aus Affenfell gefertigte Jagdtaſche und verſah meine Doppelflinte, nachdem ich die alten, durch die Feuchtigkeit der Luft unſicher gewordenen Schüſſe abgefeuert hatte, mit friſcher Ladung.

Einige Minuten darauf befanden wir uns bereits im dichten Urwalde und kletterten die ſteilen Höhen hinan.

Manuel, den ich vorausgehen ließ, war einzig und allein nur mit kurzen, weiten Beinkleidern bekleidet, und ſeine kräftige Geſtalt in ihrer braunen Färbung zeichnete ſich wenig ab von

den im Halbdunkel des Waldes in tiefen Farbentönen erſcheinenden Stämmen der Bäume.

Wohl über zwei Stunden mochten wir ſchweigend im dichten Walde fortwährend bergan geklettert ſein, als aus der Ferne die tiefbrummenden kurzen Töne des Pauji uns zu Ohren kamen. Die willkommene Muſik hemmte plötzlich unſere Schritte, um auf deren Wiederholung zu lauſchen und zu erfahren, in welcher Richtung das Wild verborgen ſei.

In größter Stille und Vorſicht ſchlichen wir weiter und das näher und näher ertönende Brummen führte uns bald dem Orte nahe, wo die erſte Beute gemacht werden konnte.

Im dichten Laubdache einiger hohen Bäume ſaß eine Anzahl von acht Stück dieſer ſchwarzen, an Größe den Truthähnen wenig nachſtehenden Vögel, deren weißer Bauch aber, trotz des gut gewählten Verſteckes in der üppigen Laubmaſſe, zu ihrem Verräther wurde.

Noch hatten ſie uns nicht bemerkt und flogen in kleinen Strecken ſchwerfällig von Aſt zu Aſt, um Baumfrüchte aufzuſuchen.

Wir wählten jeder ſein Ziel und beide Schüſſe erſchallten gleichzeitig im Walde. Zwei der großen Vögel ſtürzten ſofort aus der Höhe herab, während die Ueberlebenden unter kurz abgeſtoßenen, lauten Angſttönen mit ſchwerem Flügelſchlage durch das Dickicht rauſchten.

Da Arrogante zur Jagd nichts taugte und deshalb zu Hauſe gelaſſen worden war, ſtürzten wir uns eiligſt auf die daliegenden Opfer; das meine erfaßte ich glücklich, da es völlig todt war, nicht ſo Manuel, deſſen Beute, als er ihr nahe gekommen, ſich aufraffte, eine kurze Strecke auf der Erde ſchnell hinlief und dann unter ängſtlichem Geſchrei in eiligem Fluge über den Boden ſich erhob, die von uns kurz vorher erſtiegene

Höhe hinabflog und in der Tiefe im niedrigen Gebüsch unseren sehnsüchtig nachschauenden Blicken entschwand.

Ich hing den erbeuteten Vogel an einer Schlingpflanze über den Rücken und so schnell, als es in dem Wirrwarr von Sträuchern und Schlingpflanzen nur möglich war, eilten wir dem Flüchtlinge nach, dem Gebüsche zu, in dem er verschwunden war. Hier fanden wir auch bald seine Spur, Blutstropfen und einige Flaumfedern, die bewiesen, daß er angeschossen war; er selbst jedoch entging unseren sorgfältigsten Nachforschungen.

Bereits eine halbe Stunde hatten wir überall nach dem Pauji umher gesucht und mir war die Lust zu seiner ferneren Verfolgung bereits vergangen, als er plötzlich, nicht weit von uns, von einem niedrigen, dicken, halbvermorscht dastehenden Stamme aufflog.

Im Nu hatte ich die Flinte am Backen und schoß hinter ihm drein.

Jedoch ohne Erfolg; ich hatte zu hastig abgedrückt, und der Vogel flog ungehindert weiter, nur daß ihn der neue Schreck einige kurze Angstschreie ausstoßen ließ. Manuel lief wie rasend hinter ihm drein, um ihn nicht aus den Augen zu verlieren, und ich sah mich genöthigt, ihm so schnell als möglich zu folgen, da wir von unserem frühern Wege völlig abgekommen waren und die Verfolgung des Vogels uns in ein mir noch gänzlich unbekanntes Terrain geführt hatte. Mitunter ließ der Pauji in dichtes Gebüsch sich nieder, jedoch sobald wir nur in seine Nähe kamen, flog er sofort wieder auf und das Gebirge abwärts; ein Schuß ließ sich ihm nicht nachsenden, da unsere Flinten nicht wieder geladen waren, und dazu wollte es nicht kommen, denn sobald ich nur, bei einer kleinen Ruhe, die der Pauji durch sein kurzes Rasten mir, der ich das Amt des Suchens Manuel allein überließ, gewährte, mit dem Laden der Flinte mich zu beschäftigen anfing, flog der aufgeschreckte Vogel schon wieder auf und ihm nach,

gleich einem Wilden, Manuel, so daß mir nichts weiter übrig blieb, als eilig wiederum diesem zu folgen, wenn ich nicht den im Urwalde Verirrten spielen wollte.

So mochte diese wilde Jagd wohl anderthalb Stunden gewährt haben, als nach einer kurzen Ruhe, die der angeschossene Pauji sich wieder einmal gegönnt, derselbe nur noch mit großer Anstrengung weiter zu fliegen vermochte, uns aber seine Verfolgung durch eine 500 Fuß hohe, steil abfallende Felswand, an der wir plötzlich standen und an deren Fuße der Fluß rauschend dahinschoß, gänzlich abgeschnitten wurde.

Der Pauji flatterte mit schwerem Flügelschlage und im Fluge oft sich überstürzend, in die Tiefe hinab.

Wir durften sicher annehmen, daß seine Lebensfähigkeit endlich gebrochen und er nicht mehr von der Stelle, auf der er jetzt lag, sich rühren konnte, jedoch die fast ganz steile Felswand, die sich nicht umgehen ließ, seinetwegen hinunter und wieder herauf zu klettern, dazu hatte ich nicht die geringste Lust und überhaupt diese Hetze recht herzlich satt.

Manuel jedoch, wie alle Indianer, war in der Verfolgung des einmal angeschossenen Wildes unverwüstlich, und ich gern zufrieden, als er seine Flinte und Beinkleider, die ihm bei dem bevorstehenden Genusse des Kletterns hinderlich waren, bei mir zurückließ und auf's Vorsichtigste und Behendeste die Felswand hinabglitt, sich etwaiger in derselben befindlichen Risse, Wurzeln und Gebüsche zu seinem weitern Fortkommen bedienend.

Ich benutzte die mir gebotene Rast dazu, meine Flinte zu laden, dann setzte ich mich auf einen daliegenden, halbmorschen Baumstamm und verzehrte die mitgenommene Arepa, nach deren Genusse ich eine Cigarre anzündete.

Wohl eine halbe Stunde mochte ich so in aller Ruhe, die mir nach der gehabten Anstrengung überaus wohl that, zugebracht haben, als ich an dem Hin- und Herspringen in den Aesten

über mir, wie an dem lebhaften Bewegen mehrer zu mir herabhängenden Schlingpflanzen mich überzeugte, daß noch andere lebende Weſen in meiner Nähe ſich befanden.

Indem ich die Blicke in die Höhe richtete, ſah ich zu meiner Ueberraſchung eine Heerde Araguatos[383]), die in den Aeſten eines hohen, wilden Caimito[384]) luſtig hin- und herſprangen und von deſſen Früchten begierig naſchten.

Mit vielem Vergnügen ſah ich den poſſierlichen Bewegungen der Affenheerde zu, wie ſie bald auf allen Vieren, behende gleich Eichhörnchen, von Aſt zu Aſt ſprangen, bald, an dem um einen Aſt geſchlungenen langen Wickelſchwanz hängend, mit den menſchenähnlichen Händen eine ihnen ſchwer erreichbare Frucht in der Schwebe zu erhaſchen ſuchten. Ihr hellrothbraunes, faſt in's Goldgelbe ſpielendes, auf dem Rücken ziemlich langes Haarkleid contraſtirte auffallend ſchön gegen das dunkelgrüne Laub des Baumes.

Statt des eigenthümlichen, lauten, trommelnden Geheuls, das aus ſehr weiter Ferne ſchon zu erkennen und das ſie beſonders vor drohendem Regenwetter lang anhaltend ertönen laſſen, ließen ſie während ihrer jetzigen Beſchäftigung nur von Zeit zu Zeit ein tiefes, unterdrücktes Röcheln hören.

Es wäre mir nicht in den Sinn gekommen, die friedliche Verſammlung zu ſtören, hätte ich nicht ein großes Affenweibchen erblickt, auf deſſen Rücken ein Junges ſich feſtgeklammert hielt. Mein längſt gehegter Wunſch, einen jungen Brüllaffen lebend zu erhalten, weckte die Begierde, dieſes Thier zu erlangen, in mir immer mehr, ſo daß ich ihr nicht länger zu widerſtehen vermochte.

So vorſichtig dieſe Affen in der Regel ſind, hatten ſie, da ich vollkommen ruhig mich verhielt, mich noch nicht bemerkt; im Sitzen zog ich die neben mir lehnende Flinte vorſichtig an mich heran, legte an und ſchoß nach dem Kopfe des ruhig daſitzenden Weibchens.

Das getroffene Thier ſtieß einen ſchmerzlichen Schrei aus,

wankte einige Augenblicke taumelnd hin und her, bis es plötzlich ſich wieder ermannte. Mit beiden Händen zog die tödtlich verwundete Mutter ihr Junges vom Rücken herab und trug es wankend nach einem von zwei rieſigen Aeſten gebildeten Winkel, in dem es vor dem Herabfallen geſichert war. Behutſam ſetzte ſie es hier nieder und ſtürzte kurz darauf, vom Todeskampfe ergriffen, zu meinen Füßen herab.

Noch höre ich das menſchenähnliche Geſchrei und Wimmern, welches das arme Thier im Verſcheiden ausſtieß und ſehe noch die Verzerrungen, die der nahe Tod auf dem, dem Menſchen nachgeformten Geſichte bewirkte, wie das krampfhafte Preſſen beider Hände auf die am Scheitel befindliche Schußwunde, aus der das Blut heftig hervorſtrömte. Nach kurzem Todesröcheln, das völlig wie bei einem im Sterben begriffenen Menſchen klang, war das arme Thier verſchieden.

Ich habe ſeitdem nie wieder auf Affen geſchoſſen!

Den gewünſchten Zweck hatte ich überdies nicht erlangt, denn der junge Affe auf dem hohen Rieſenbaume war für mich unerreichbar.

Die Affenbande, die durch den Schuß keineswegs verſcheucht war, ſondern nur in den dichteſten Laubmaſſen momentan ſich verborgen hatte, ließ ſich wieder erblicken, ein anderes Weibchen nahte dem Jungen, das ohne Weiteres den Rücken der Pflegemutter beſtieg.

Auf's Neue begannen, wie früher, ihre Sprünge auf den Aeſten; durch das Geräuſch beim Laden des abgeſchoſſenen Flintenlaufes jedoch auf mich aufmerkſam gemacht, ſuchten ſie, nunmehr erſchreckt, eiligſt das Weite.

Kurze Zeit darauf bemerkte ich an dem Hinabſtürzen abbröckelnder Steine und Sandes von der ſteilen Felswand zu meinen Füßen, daß Manuel ſich nahte und bald ſchwang er, den todten Pauji auf dem Rücken, behende zu mir ſich empor.

Ich übergab ihm den getödteten Affen, den er eben auch auf den Rücken lud und wir setzten unsere mühsame Jagd weiter fort.

Ein dichter Wald der Palma blanca[385]) umgab uns.

Die an 15 Fuß über die Erde emporragenden, im größten Wirrwarr durch einander geflochtenen Wurzelballen dieser Palmen erschienen gleich großen Erdhügeln von bedeutendem Umfange und aus ihnen erhoben sich die schlanken weißgrauen Stämme kerzengerade bis zur Höhe von 150 Fuß, bevor sie ihre großen Wedel, mit 2 Fuß langen, schmalen, am Blattstiele fast senkrecht herabhängenden Fiederblättchen geziert, ausbreiteten. Wohl acht bis zwölf der Stämme, theils sehr hohe, theils völlig niedrige, entsprossen, dicht an einander gedrängt, ein und derselben Wurzel und bildeten dadurch, wie durch die unzähligen, jüngeren Palmen, die bereits schon sehr lange Wedel entwickelten, dichte, kaum durchdringliche Gebüsche, durch die wir uns nur mit dem Machete[386]) den Weg bahnen konnten.

Da erschallte in der Ferne der eintönige laute Pfiff der Gallineta del monte[387]).

Rasch erhob Manuel die Hand zu den Lippen und ließ durch die Finger einen völlig ähnlichen Pfiff ertönen, dann winkte er mir, zu folgen und wir suchten so schnell als es das Dickicht gestattete, einen etwas freieren Platz zu erreichen.

Bei der Eile, in der dies geschah, stolperte ich, kurz nachdem wir uns aus dem Palmengebüsch herausgearbeitet, über eine große Wurzel und fiel nieder.

Beim Aufstehen vom Boden entfiel mir mit klirrendem Geräusch meine gefüllte Börse, die ich am Tage wie in der Nacht immer bei mir führte und bis jetzt stets glücklich vor den Blicken Manuel's wie seiner Familie verborgen hatte. So augenblicklich ich sie auch wieder ergriff und in die Tasche steckte, konnte ich doch trotz aller Schnelligkeit nicht verhindern, daß Manuel, der

bei dem Klange des Geldes im Nu ſich umſchaute, meine Bewegung in dieſer Börſenangelegenheit erblickte, die er denn auch bis zu Ende mit lüſternen Blicken verfolgte.

Wir faßten bald darauf Poſto hinter dem ſtarken Stamm eines ungeheuren Higuerote[38]), der mit ſeinen hoch über die Erde gehenden Rieſenwurzeln uns Beide vollkommen verbarg.

Der pfeifende Ruf des Waldhuhns dauerte fort und ſtets erwiederte Manuel denſelben augenblicklich.

Bereits konnten wir das Tremuliren des Pfiffes deutlich unterſcheiden, ein Beweis, daß es uns ſchon ſehr bedeutend ſich genähert habe.

Nach mehrfachen Locktönen Manuel's zeigte ſich endlich das graublaue große Huhn unſeren Blicken, mitunter ſtehen bleibend und auf dem Boden umherſtarrend; eben richtete es den Kopf in die Höhe, um ſeinen Pfiff ertönen zu laſſen, als es auch ſchon vom Schuſſe Manuel's getroffen auf der Erde im Todeskampfe ſich wälzte.

Während Manuel die Flinte wieder lud, äußerte er den Wunſch, nach Hauſe zurückzukehren, und ich war durchaus nicht Willens, ihm in der Ausführung deſſelben irgendwie hinderlich zu ſein.

Ueber ſieben Stunden hatten wir bereits im Walde, durch Hinderniſſe aller Art aufgehalten, uns umhergetrieben und befanden uns überdies in einer Gegend, die ſelbſt Manuel völlig unbekannt war. So ſchloß ich wenigſtens aus den Blicken, die er wiederholt in die Höhe, der Gegend zu, wo er die Sonne vermuthete, richtete.

Dieſe jedoch war hinter einer dicken, grauen Wolkenmaſſe verborgen, die ſich bald in den Wald herabſenkte und unſere nächſten Umgebungen in dichten Nebel hüllte.

Es wäre jetzt durchaus unmöglich geweſen, den richtigen Weg nach Hauſe zu finden, wenn ich den Taſchencompaß nicht

bei mir geführt hätte, der uns aus der großen Verlegenheit rettete.

Wir hatten, nach dieſem zu urtheilen, bereits ſchon bei der eiligen und ſtets bergabwärts führenden Verfolgung des angeſchoſſenen Pauji die Höhe von la Soledad längſt paſſirt und mußten, um dahin zurückzukehren, nun wiederum bergaufwärts klettern.

Ich lud das Huhn auf meinen Rücken und ſo traten wir, mißvergnügt durch den fatalen kühlen Nebel, den Rückmarſch nach la Soledad an.

Die Unterhaltung auf dieſer Tour war eine ſehr ſpärliche, da ungeheurer Hunger ſich bei uns einſtellte und wir außerdem vollauf damit beſchäftigt waren, das eng verworrene Gebüſch zu durchbrechen.

Es fiel mir unter dieſen Verhältniſſen deſto mehr auf, als Manuel plötzlich die Frage an mich richtete, ob ich ihm ſechs Peſos[389]) leihen wolle?

Da ich feſt beſchloſſen, ihm nie wieder Geld zu borgen, ſo ſchlug ich ſeine Bitte rund ab, ihm bemerkend, daß ich das wenige bei mir führende Geld einzig und allein nur zur Beſtreitung meiner Lebensbedürfniſſe bei ihm beſtimmt habe, ihm dies alſo, da ich täglich meine Rechnung ſeiner Frau baar zahle, ſicher ſei, ich jedoch eine Vorausbezahlung auf einige Wochen, als die ſeine Anleihe betrachtet werden müſſe, nicht eingehen könne.

Ich wußte nämlich ſehr wohl, daß er das Geld nur zum Spiele benutzen und in dieſer Abſicht den nächſten Tag einen Ausflug nach der nächſten Ortſchaft machen wollte; er hätte das ihm geliehene Geld jedenfalls nur verſpielt und ich in der nächſten Zeit, in der ihm dann das Geld zum Einkaufen von Lebensmitteln fehlte, halb verhungern müſſen.

Er ſchien meine abſchlägige Antwort ſehr übel aufzunehmen,

was ich, obwohl er eine Gegenäußerung nicht zu thun wagte, aus ſeinen finſteren Mienen und dem entſchiedenen Schweigen, das er bis zu Ende unſerer Tour behauptete, entnehmen konnte.

Zwei Stunden unausgeſetzten bergauf und bergab Kletterns in dem hügeligen Terrain des Urwaldes brachten uns endlich nach la Soledad.

Es mochte ſechs Uhr ſein; die Sonne war bereits hinter dem Picacho blanco[390]) verſchwunden.

Ich war froh, als ich die keineswegs leichte Jagdbeute ablegen und in der Hängematte von dem anſtrengenden Marſche ein wenig ausruhen konnte.

Eine gehörige Ration an Fleiſch, mit Caraotas[391]) und einige Arepas, ſtellten den ſchon ſeit geraumer Zeit heftig zürnenden Magen zufrieden, und mehre Taſſen Caffee löſchten den brennenden Durſt.

Die ſchnell eingetretene Dunkelheit erhellte bald die über dem ſchwarzgrünen Saume des düſtern Urwaldes emporleuchtende ſilberweiße Scheibe des Vollmondes.

Von der heutigen Wanderung ermüdet, legte ich mich ſofort nach der Mahlzeit, nachdem ich eine Cigarre angebrannt, wiederum in die Hängematte, da ich, weil heute keine Gäſte zugegen waren, die Nacht über hier zuzubringen beſchloß.

Manuel nebſt ſeiner Familie und Ambroſio ſchienen in der Küche Familienrath zu halten, denn ich hörte ſie, beſonders den Erſteren, fortwährend eifrig disputiren, konnte jedoch bei der Entfernung, in der ich von ihnen mich befand, nicht das Geringſte von ihrem Geſpräch hören.

Hätte ich von dem Thema, über welches ſie verhandelten, irgend eine Ahnung gehabt, ich wäre wahrlich nicht in aller Ruhe in der Hängematte geblieben!

Es wunderte mich daher nicht wenig, als Anita mit den

größten Zeichen der Angſt in ihren Zügen, an der Thür der Hütte erſchien, an meiner Hängematte, die dicht bei letzterer hing, vorübereilte und, als ſie eine kurze Strecke nach dem nahen Platanal zurückgelegt, ſich umwendend, mir durch ängſtliche Blicke mit den Augen und heftige Geſticulationen zu erkennen gab, daß ich ihr folgen möchte.

Ich hatte dem Mädchen, das trotz des zarten Alters, bei der ſchnellen Entwickelung der Körperbildung, die in dieſen heißen Gegenden ſo gewöhnlich iſt, bereits in ihren Körperformen vollkommen ausgebildet und von wirklicher Schönheit war, durch wiederholte kleine Geſchenke und indem ich ſie vor allen Anderen der Familie in meinem Benehmen bevorzugte, Beweiſe gegeben, daß ſie mir nicht völlig gleichgültig ſei.

So wie jedes farbige Mädchen dergleichen Aufmerkſamkeiten eines Weißen hoch aufnimmt, ſo geſchah es auch hier, und ich durfte ihrerſeits auf die Erkenntlichkeit meiner Huldigungen, ſo weit ſie ſich mit ihren Begriffen von Anſtand und Sittlichkeit vertrug, ſicher rechnen.

Eben im Begriff, aus der Hängematte zu ſpringen, um ihren dringenden Aufforderungen Folge zu leiſten, erblickte ich plötzlich Manuel in voller Wuth bei mir vorüberlaufen und ihr nacheilen; heftig ihren Arm ergreifend, zog er ſie unter den größten Schimpfreden nach der Hütte zurück, ihr die ſchlimmſten Drohungen ſagend, im Falle ſie ſich ferner aus der Hütte entfernen würde.

Seine ſichtbare Verlegenheit, als er zu mir wiederum heraustrat und ich mich nach der Urſache ſeines heftigen Zornes, den ich früher nie an ihm beobachtet hatte, erkundigte, befremdete mich ein wenig; er gab vor, daß Anita ihm ungehorſam geweſen und in den Wald ſich habe flüchten wollen.

Jedenfalls hatte ſie eine wichtige Mittheilung mir zu machen gewünſcht, an welcher er in irgend einer Weiſe betheiligt war;

er hatte ihre mir gegebenen Winke belauscht und durch sein sofortiges barsches Einschreiten die mir zu machenden Eröffnungen vereitelt.

Die Vorkehrungen zum Schlafengehen wurden von Manuel und Ambrosio nun getroffen.

Was mich dabei befremdete, war, daß Ambrosio, der stets die Nacht über in der Küche zubrachte, heute in dem offenen Corridor, in dem ich in meiner Hängematte lag, eben auch schlafen zu wollen schien. Der in demselben stehende Tisch, auf dem ich meine Mahlzeiten einzunehmen pflegte, wurde dicht vor meine Hängematte gestellt und Ambrosio legte sich, nachdem er vorher noch mit Manuel im Zimmer eine ziemliche Portion meines Rum zu sich genommen, das Gesicht nach unten gekehrt, wie es bei diesem Volke Brauch ist, auf denselben, um zu schlafen, indem er sich mit der Cobija zudeckte.

Bevor Manuel in die Hütte sich zurückzog, warf er einen großen Sack von Majaguabast unter meine Hängematte auf die Erde, dann verschwand er in der Thür, die er hinter sich zuzog, jedoch nicht, wie sonst immer, verrammelte.

In blendender Helle hob sich der Vollmond am tiefblauen Himmelszelte empor und beleuchtete grell das Innere des Corridors, nur den auf dem Tische ausgestreckten Körper Ambrosio's hüllte der Schatten des Palmendaches in seine Rabenschwärze.

Das widrige, durchdringende Geschrei der großen Harpyia [392] ertönte in der Stille der eintretenden Nacht von den hohen Wipfeln der nahen Kuhbäume und der langgedehnte Schrei des Faulthieres klang unheimlich aus dem nahen Urwalde zu mir herüber.

Von dem kurz zuvor reichlich genossenen Caffee aufgeregt, konnte ich nicht sobald Schlaf finden; überdies beschäftigten meine Gedanken sich mit den seit der Zurückkunft von der Jagd wahrgenommenen Ereignissen, die zwar an und für sich unbedeutend,

jedoch durch ihr Abweichen von dem gewohnten Benehmen Manuel's mir seltsam erschienen.

Letzterer selbst, wie seine Frau, schienen nicht zu schlafen; durch die Ritzen der dicht am Fußende meiner Hängematte befindlichen Thür erblickte ich Licht und hörte Beide im Zimmer hin und her gehen und flüsternd mit einander sich unterhalten, sowie das Klirren eines Machete und das öftere Eingießen einer Flüssigkeit, die aller Wahrscheinlichkeit nach Rum war, in ein Glas. Es mochten so wohl über zwei Stunden vergangen sein, in denen mir noch nicht der mindeste Schlaf in die Augen gekommen war; im Zimmer d'rin war Alles still geworden und das Licht erlöscht.

Meine Blicke schweiften immer noch unruhig umher und fielen zufällig auf die Thür.

Da kam es mir vor, trotz der Dunkelheit, in die der Schatten des Daches dieselbe einhüllte, als ob sie vorsichtig geöffnet würde.

Ein warmer Luftstrom, der aus dem Zimmer drang, machte sich an meinen Füßen bemerklich.

Immer deutlicher glaubte ich zu sehen, wie die Thür immer mehr und mehr sich aufthat, bis ich endlich außer allen Zweifel durch die Erscheinung Manuel's, der in der gewohnten weißen Tracht in der Thüröffnung stand, gesetzt wurde.

Leise und vorsichtig schlich er an mich heran, in seiner Rechten einen Machete haltend, den mir einige Streiflichter des Mondes, die durch die Oeffnungen im Palmendache auf seine Klinge fielen, verriethen.

Daß er nicht in guter Absicht mir sich näherte, konnte ich daraus deutlich genug ersehen, jedoch kam mir der Ueberfall so unerwartet, daß in der kurzen Zeit, die mir zu meinem Entschlusse gelassen war, ich nichts Besseres zu thun wußte, als den langen Dolch, den ich während der Nacht an meinem Leibgurte stets bei mir führte, mit der vorsichtigsten Bewegung aus der

Scheide zu ziehen und, unter der Cobija verborgen, feſt in die Hand zu faſſen.

Immer mehr näherte ſich Manuel meinem Körper, noch einige Augenblicke, und er mußte aus dem Schatten heraus in das helle Mondlicht treten, und in dieſem Momente zugleich mit dem Machete den tödtlichen Streich führen.

Länger durfte ich nicht zögern; in größter Eile richtete ich mich in die Höhe, um doch nicht völlig wehrlos mich morden zu laſſen, da — wie ein Blitz war Manuel bereits ſchon hinter der Thüre verſchwunden!

Mir zur Seite, auf dem Tiſche, ſank der in die Höhe gerichtet geweſene Kopf Ambroſio's in ſeine frühere ruhende Stellung zurück.

Alles war wieder ſtill.

Jetzt erſt durchſchaute ich den Plan Manuel's, wie den Zweck der von ihm vor dem Schlafengehen getroffenen Vorkehrungen und wußte nun, was mir bevorſtand.

Das Familiengeſpräch in der Küche während des Abendeſſens betraf lediglich meine Ermordung und Beraubung.

Anita hatte mich davor warnen wollen.

Der vor meine Hängematte geſtellte Tiſch, auf den Ambroſio ſich ſchlafen legte, ſollte mich an ſchneller Flucht verhindern und letzterer im geeigneten Momente Manuel bei deſſen Ueberfalle beiſtehen, der unter meine Hängematte geworfene Sack wahrſcheinlich das Blut auffangen, damit die Flecken deſſelben etwa einkehrenden Reiſenden nicht ſichtbar würden: oder auch beabſichtigten die Mörder, meinen todten Körper darein zu ſtecken und ſo auf leichtere Art in einen der vielen nahen Abgründe zu ſtürzen, in dem mich Niemand, außer den Zamuros, aufgefunden haben würde.

Wie leicht auch konnte in dieſer einſamen, wilden Gegend

mein Verſchwinden, ohne irgend Verdacht zu erwecken, damit gerechtfertigt werden, daß ich im Urwalde verunglückt ſein müſſe.

Die Idee, an mir einen Raubmord zu begehen, war ſicher bereits früher bei Manuel aufgetaucht, er allein hatte jedoch auf den mit mir unternommenen Jagdausflügen nicht gewagt, mich anzugreifen, da ich ihn ſtets vorangehen ließ und er überdies befürchten mochte, meiner nicht Herr zu werden; um vor Entdeckung und Strafe ſicher zu ſein, mußte er mich tödten, ein bloßes Berauben oder gar Mißlingen ſeines Anſchlags durfte nicht geſchehen.

Jedenfalls hatte er, als ich ihn zur Herſtellung eines Rancho für mich aufforderte, bereits in ſchlimmer Abſicht mir gerathen, dieſes auf der hohen Barranca, ſeinem Hauſe gegenüber, zu erbauen, wo er mich bei Nacht noch bequemer und unbemerkter überfallen konnte, als in ſeiner Hütte; es war ihm daher ſehr leid, daß ich auf ſeinen Vorplan nicht einging und in größerer Entfernung und zwar im Urwalde, mich niederließ. Hierher bei Nacht zu ſchleichen, getraute er ſich nicht, weil der mich hier ſtets bewachende Hund ihn gemeldet hätte und überdies der Weg dahin durch Raubthiere und die zu dieſer Zeit beſonders auf den Wegen ihre Beute ſuchenden Giftſchlangen unſicher gemacht wurde.

Kurz, er war, wie die meiſten ſeines Volkes, ein Feigling, der nur in hinterliſtiger Weiſe und in Geſellſchaft mit Anderen ſeine Thaten, deren Mehrzahl ſicherlich nur ſchlechte waren, ausführte; deshalb hatte er Ambroſio, ſeinen Vertrauten, mit in das Complot gezogen, das in dieſer Nacht ausgeführt werden ſollte.

Alles dies wurde mir jetzt klar und wirbelte mir, mit dem zu faſſenden Entſchluſſe, wie ich nunmehr operiren ſolle, im Kopfe umher.

Ein baldiger weiterer und wahrſcheinlich auch ernſthafterer Angriff war vorauszuſehen.

Ich baſirte meine Rettung auf die Feigheit der Mörder;

denn als feig bewieſen ſich Beide bei meiner Bewegung in der Hängematte, Manuel, indem er zurücklief, Ambroſio, indem er dabei unthätig auf dem Tiſche liegen blieb und den bereits emporgehobenen Kopf vor meinen Blicken ſchnell verbarg.

Es mochte die erſte nichtswürdige That in dieſem Genre ſein, die ſie jetzt an mir vollbringen wollten.

Bevor ich meinen Rettungsplan ausführte, wünſchte ich vorher doch genauer mich zu überzeugen, ob es die beiden Schurken wirklich auf mein Leben abgeſehen hätten; ich legte deshalb die linke Hand über mein Geſicht, ſo, daß ich dadurch meine lauernden Blicke ihnen verbarg, aber trotzdem durch eine zwiſchen den Fingern gelaſſene Oeffnung jede ihrer ferneren Bewegungen beobachten konnte.

Als Ambroſio mich ſchlafend glaubte, ſah ich, wie er, deſſen Geſicht jetzt vom Mondlicht beleuchtet wurde, den Kopf öfter erhob und unverwandt nach mir ſtierte, um ſich von meinem feſten Schlaf zu überzeugen.

Ich ſuchte ihn in dieſem Glauben zu beſtärken und lag vollkommen ruhig, indem ich das langſame, regelmäßige Athemholen nachahmte, wie man es von einem ruhig Schlafenden zu hören gewohnt iſt.

Mittlerweile war eine Stunde verſtrichen, als die Thür wiederum vorſichtig geöffnet wurde und Manuel zum zweiten Male aus derſelben ſchlich.

Dies Mal hatte er, wie ich wahrnehmen konnte, außer dem Machete noch einen Lazo[393] in der Hand, wahrſcheinlich um ihn mir über den Kopf zu werfen, ſobald ich mich erheben würde. Ein ſchneller Blick auf Ambroſio überzeugte mich, daß derſelbe leiſe in die Höhe ſich richtete.

Weiter durfte ich Beide in der Ausführung ihres Planes nicht kommen laſſen. Mit dem Ausrufe: „Caramba! que pienros!“[394]) ſchleuderte ich die mich bedeckende Cobija von mir und

ſprang, den langen Dolch in der Hand, blitzſchnell in der dem Tiſch entgegengeſetzten Seite aus der Hängematte. Dort ſtand in einem Winkel der Mauer meine Doppelflinte, nach der ich, ohne weiter auf beide Schurken zu achten, hineilte und ſie glücklich erfaßte.

Im Nu ſpannte ich beide Hähne und legte an. Als ich mein erſtes Ziel, Manuel, ſuchte, war er verſchwunden; er war wieder in's Zimmer zurückgeeilt.

Ambroſio lag, wie in tiefem Schlummer, ruhig auf dem Tiſche.

Nunmehr hatte ich dieſe Art Mordſpiel ſatt und beſchloß, meine beſſere Poſition nicht mehr aufzugeben.

Die Hängematte zurückwerfend, trat ich zu Ambroſio an den Tiſch, rüttelte ihn aus ſeinem vorgeblichen Schlafe und bemerkte ihm drohend, daß, da ich jetzt von hier mich wegbegeben würde, er ſo wenig als Manuel ſich unterſtehen möge, mir zu folgen, da ich ſie beide ſonſt ohne Weiteres niederſchießen würde.

Nach dieſer Mittheilung ſchritt ich langſam dem Wege zu, der das Gebirge hinabführte, ohne daß irgend Anſtalt getroffen wurde, mich zurückzuhalten.

Die Strecke von einigen hundert Schritten, die ich noch Angeſichts der, nunmehr meine Todfeinde bergenden Hütte zu machen hatte, legte ich langſam zurück, um dieſen kein Zeichen von Furcht blicken zu laſſen, dann, als ich an eine Biegung des Weges gelangt war, die mich ihren Blicken entziehen mußte, ſchaute ich noch einmal rückwärts.

Der Mond warf ſeine hellen Strahlen auf die ruhig daliegende Hütte und ihre ſchönen Umgebungen; nicht eine Menſchenſeele war in oder vor derſelben zu erblicken.

Noch einige Schritt weiter und ich befand mich außerhalb des Geſichtskreiſes der Mörder, im Dickicht des Urwaldes, durch den der breite felſige Weg nach der Tiefe hinabführte.

Alle meine Kräfte zuſammen raffend, begann ich jetzt den

raſendſten Lauf, den ich je in meinem Leben machte; durch ihn allein konnte ich mich vom Tode retten!

Denn mit aller Gewißheit war anzunehmen, daß einer oder beide der Schurken mich verfolgen würden, ſobald ich nur im dichtern Walde mich befände, da ſie meine Abſicht, nach dem nächſten bewohnten, zwei Stunden entfernten Hauſe, Cumbre chiquita, zu dem der Weg bergunter führte, vor ihnen mich zu flüchten, jetzt klar durchſchauen mußten.

Es mußte ihnen Alles daran gelegen ſein, dies zu vereiteln und unterwegs mich umzubringen, damit nicht die Bewohner der Cumbre chiquita, eine rechtliche, mir befreundete Creolenfamilie, von ihren Schurkereien durch mich in Kenntniß geſetzt würden. Dies Alles war leicht erklärlich und meine einzige Rettung hing allein nur vom glücklichen Erfolg eines gefährlichen Wettlaufes ab, zu dem ich jetzt gezwungen war.

Wenn ich auch einen Vorſprung von 500 bis 600 Schritten vor meinen Verfolgern hatte, ſo war ich doch bei Weitem weniger als dieſe im Schnelllaufe geübt und überdies völlig ungewohnt, barfuß auf felſigem, mit Rollſteinen bedeckten Wege dahin zu ſpringen.

Die Eile, in der ich meinen Rettungsplan ausführen mußte, hatte mir bei der Entfernung aus der Hütte nicht geſtattet, irgend Rückſicht auf meine Kleidung zu nehmen; in der ſehr ſimpeln Tracht, mit welcher ich in der Hängematte gelegen, im Hemde, kurzem Beinkleide, mit einem Tuch um den Kopf und barfuß, ſah ich mich gezwungen, meine Flucht auszuführen.

Die für einen Wettlauf etwas lange Strecke von einer ſehr ſtarken deutſchen Meile mußte in größtmöglichſter Schnelligkeit zurückgelegt werden, denn es galt jetzt mehr als eine Wette!

Ein Glück für mich war es, daß meine Flucht das Gebirge hinabführte, wobei die Thätigkeit der Lunge nicht in dem großen Maße als wie aufwärts in Anſpruch genommen wurde.

Mehr in ungeheuren Sätzen ſpringend als laufend, verfolgte ich meinen Weg.

Trotz des am Himmel hell glänzenden Vollmondes war der Weg völlig dunkel, da die hohe, zu beiden Seiten ihn begrenzende Wildniß, ihre tiefdunkeln Schatten darauf warf.

Die ſpitzen Steine und Felsblöcke, die meine bloßen Füße gewaltſam berührten, machten dieſe bald wund und an der klebrigen Näſſe, die an ihnen ſich einſtellte, konnte ich merken, daß ſie heftig bluteten.

Doch dies, wie die ungemeinen Schmerzen, die meine Fußwunden mir verurſachten, mußte ich jetzt völlig unbeachtet laſſen.

Im Begriff, eine Vertiefung im Wege zu überſpringen, fühlte ich plötzlich einen großen lebenden Körper an meinen Rücken ſpringen, der an den Schultern mich erfaſſend bei meiner entſchiedenen Bewegung nach vorn, durch den von mir unvorhergeſehenen Anprall, mich niederſtürzte.

Ich fiel in die glücklicherweiſe mit Sand angefüllte Vertiefung, die Flinte in der Linken zu rechter Zeit emporhaltend, damit ſie durch die Heftigkeit des Schlages auf die Erde ſich nicht entlud.

Der in der Rechten befindliche Dolch wurde durch den gewaltigen Sturz zur Erde aus meiner Hand geſchleudert und flog klirrend den Felſenweg hinab. Schnell mich aufraffend, erblickte ich, wild um mich herſpringend, ein großes, dunkles Thier.

Es war Arrogante, der Hund Manuel's.

Ihn beim Namen rufend, gehorchte er mir augenblicklich, als er mich erkannte und rannte im Weiterjagen in großen Sätzen neben mir her.

Den Dolch, den ich beim Aufſpringen nicht ſogleich erblickte, mußte ich auf dem Wege liegen laſſen.

Nicht eine Secunde Zeit mehr hatte ich auf meiner Flucht

zu verlieren, denn das Erſcheinen des Hundes gab mir die Gewißheit, daß Manuel und wahrſcheinlich Ambroſio mit ihm, mir nachſetzten.

Nur als ich auf der Hälfte des Weges den in einer Vertiefung rauſchenden Fluß zu paſſiren hatte, hielt ich einige Augenblicke inne, um vermittelſt der hohlen Hand, die durch das furchtbare Laufen gänzlich vertrocknete Kehle mit ein wenig Waſſer anzufeuchten; noch einen Augenblick benutzte ich, um nach der Höhe des eben zurückgelegten Weges, die nur von niedrigem Gebüſch beſtanden war, zurückzublicken.

Eine weiße Geſtalt kam eben aus dem Schatten des dahinter liegenden hohen Dickichts in die vom Monde hell beleuchtete kahlere Fläche heraus und in vollem Laufe mir nachgeeilt.

Es war Manuel, der mich verfolgte und nur noch einige hundert Schritte von mir entfernt war.

In vollem Jagen ſetzte ich durch den Fluß, das andere Ufer hinauf und wiederum in den Wald hinein.

Wäre ich feſt überzeugt geweſen, daß nur Manuel allein mich verfolgte, ſo wäre ich ohne Weiteres vom Wege ab, in die Wildniß geſprungen, hätte am Rande derſelben mich verborgen und ihn, ſobald er meinem Verſteck ſich genähert, durch einen Schuß unſchädlich gemacht; verfolgten mich jedoch Beide, ſo konnte ich dies unmöglich riskiren, da der Hund jedenfalls ihnen mich verrathen und meine durch den raſenden Lauf ermatteten Kräfte zum Kampfe gegen zwei wüthende Menſchen, denen außerdem der Hund hilfreich beigeſtanden, nicht hingereicht hätten

Nur in der äußerſten Noth beſchloß ich, in dieſer Art zu agiren und ſo lange es mir möglich ſein würde, die Rettung durch ſchnelle Flucht zu verſuchen.

Meine auf's ärgſte angeſtrengten Kräfte begannen übrigens ſehr nachzulaſſen, die Schmerzen an den blutenden Füßen wurden bei jedem Sprunge immer unerträglicher, das Athemholen von

Minute zu Minute beſchwerlicher und von heftigen Stichen in der Bruſt begleitet.

Die Hoffnung, mich zu retten, ließ ich jedoch nicht ſinken, und wäre lieber vor Erſchöpfung todt niedergeſtürzt, als daß ich meinen Verfolgern mich übergeben hätte.

Unaufhaltſam eilte ich in dem, in der herrlichſten Pracht tropiſcher Vegetation prangenden Urwalde dahin; ich bewunderte nicht die im vollen Mondlichte glänzenden Palmenkronen, nicht die ſchlanken Baumfarne, deren feingefiederte Wedel von den hohen Stämmen graziös herabnickten, nicht das herrliche Aroma nächtlich blühender Orchideen, nicht den zur Seite des Weges über große Felsblöcke herabſtürzenden weißſchäumenden Fluß, nicht die ſanften Töne des Caprimulgus, die wie die zarteſten Accorde der Glasharmonica durch die Stille des Urwaldes erzitternd, leiſe dahin getragen wurden; alles Dinge, die unter anderen Verhältniſſen mich in Wonne verſetzt hätten!

Mein Athem wurde immer kurzer und glühender, die Zunge klebte vertrocknet am Gaumen, der Körper drohte zuſammenzubrechen.

Da, an einem Abhange angekommen, vor Erſchöpfung dem Tode nahe, erblickte ich in der Tiefe meine Rettung, das Haus der Cumbre chiquita!

Jetzt, da meine Kräfte faſt gänzlich dahin waren, bangte ich am meiſten, die kurze Strecke nach dem Hauſe nicht erreichen zu können.

Laut wollte ich um Hilfe rufen, um die Bewohner auf mich aufmerkſam und dadurch jetzt ſchon die Abſicht meiner Gegner völlig zu Nichte zu machen, jedoch meine Stimme verſagte.

Wie ich noch bis zum Hauſe und in deſſen Corridor gelangte, iſt mir nicht bewußt, ich erinnere mich nur, beim Eintreten in denſelben über einige an der Erde liegende Menſchen geſtolpert und, völlig erſchöpft, bewußtlos hingeſtürzt zu ſein.

Als ich wieder zu mir kam, ſah ich mich von dem Beſitzer des Hauſes, Don Cypriano und ſeiner Familie, in ihrer Nachttoilette umſtanden, einige braune Kerls, Paleros, die Geflügel von Valencia nach Puerto Cabello gebracht und, von dort zurückgekommen, hier übernachteten, lagen auf der Erde umher.

Einige Schluck Rum mit Waſſer brachten mich wieder zur Beſinnung und nun wurde ich von Cypriano mit Fragen, woher ich ſo ſpät in der Nacht komme, beſtürmt.

Auf Manuel, ſeiner Familie wegen, Rückſicht nehmend, verſchwieg ich deſſen Schurkenſtreich und gab an, daß ich auf der Jagd befindlich, im Urwalde mich verirrt und ſo eben erſt den hierher führenden Weg aufgefunden habe.

Vergebens ſuchte ich den Hund, der beim Eintritt in das Haus noch bei mir geweſen; er war verſchwunden!

Vor Allem ſehnte ich mich nach Ruhe und legte mich auf einen im offenen Corridor ſtehenden Tiſch, da eine bequemere Schlafſtätte nicht zu haben war.

Cypriano mit ſeiner Familie zogen ſich wieder in das Innere des Hauſes zurück.

An Schlaf war bei der gewaltigen, nervenerregenden Anſtrengung, in der ich in den letzten Stunden mich befunden, nicht zu denken.

Die Tour von la Soledad nach Cumbre chiquita, eine Strecke von einer ſehr ſtarken deutſchen Meile, hatte ich in allerhöchſtens einer halben Stunde zurückgelegt.

Es mochte Nachts ein Uhr ſein.

Der Mond warf ſein helles Licht auf die Umgebung des Hauſes, nur in dieſem ſelbſt herrſchte tiefer Schatten durch die umſtehenden Bäume.

Meine wachen Augen waren faſt unausgeſetzt nach dem Wege, den ich von dem letzten Abhange herabgekommen war, gerichtet, um irgend Etwas von meinen Verfolgern zu erſpähen.

Da, hinter dem dichten Gebüsch hoher, agavenblättriger Fourcroyen tauchte eine weißgekleidete Gestalt hervor.

Das Mondlicht reflectirte auf dem langen Laufe der Flinte, die sie in der Hand hielt.

Ein großer Hund sprang an ihr empor.

Nur einen Augenblick, dann war sie, sich niederduckend, verschwunden. Ich hatte die Gestalt sofort erkannt, es war Manuel.

Der Hund war Arrogante.

Hier in der Hütte, umgeben von den Paleros, hatte ich von ihm nichts zu fürchten. So oft ich auch nach dem Fourcroyengebüsch ferner hinblickte, konnte ich nichts mehr von Manuel gewahren und endlich schloß der wohlthätige Schlaf meine Augen.

Es mochte ungefähr sechs Uhr sein, als ich erwachte; die Paleros waren im Begriff, ihre Reise fortzusetzen und ich befand mich bald mit der Familie Cypriano allein.

Ich fühlte mich im höchsten Grade unwohl, da mein Körper durch die Erlebnisse der vergangenen Nacht in jeder Beziehung allzusehr angestrengt worden war; vom Tische herabsteigend, trugen die Beine mich kaum und das Auftreten der Füße verursachte mir die größten Schmerzen. Diese befanden sich allerdings in dem erbärmlichsten Zustande, dick angeschwollen, an vielen Stellen von den spitzen Steinen zerfetzt, über und über mit Blut bedeckt, war es mir unmöglich, eine weitere Fußtour zu unternehmen und ich bat Cypriano, mir einen Esel zu leihen, um recht bald auf ihm meine Reise nach Puerto Cabello zu machen.

Während er den Esel aufzusuchen ging, trat Manuel aus dem Gebüsche hervor und auf mich zu.

Er begrüßte mich, als ob nicht das Mindeste zwischen uns vorgefallen sei, und hatte die unverschämte Dreistigkeit, mich zu fragen, warum ich seine Hütte in der Nacht verlassen habe.

Ich entgegnete ihm barſch, daß er wohl ſelbſt am Beſten den Grund, der mich dazu bewogen, wiſſen würde und frug ihn zugleich, ob er meinen Dolch und das Tuch, das mir während der eiligen Flucht vom Kopfe geflogen, auf dem Wege gefunden habe?

Beſtürzt verneinte er meine Frage und ſchritt in die Hütte, um die Familie Cypriano's zu begrüßen.

Leiſe ſchlich ich ihm nach, um zu erfahren, ob er mit der Familie über mich ſprechen würde.

Seine erſte Frage an dieſe war, was ich als Grund meiner Ankunft in ſpäter Nacht und in ſolchem Coſtüme bei ihnen geäußert habe?

Als ſie ihm meine deshalb angegebene Bemerkung, daß ich im Walde mich verirrt, mittheilten, ſchien er ſehr befriedigt und erklärte, daß dies allerdings der Fall geweſen ſein müſſe, da ich geſtern früh auf die Jagd gegangen und nicht zu ihm zurückgekehrt ſei, ſo daß ſeine Beſorgniß um mich ihn hierher geführt habe.

Ich wußte, was ich von ſeinen Bemerkungen zu halten hatte und begab mich, da ich erfahren, was zu wiſſen ich gewünſcht, wieder hinweg.

Als Manuel zu mir heraustrat, frug ich ihn, was er jetzt beginnen wollte und erklärte ihm zugleich, daß ich nach Puerto Cabello zurückkehren und die bei ihm zurückgelaſſenen Sachen in einigen Tagen mir abholen würde, er möge dafür gehörige Sorge tragen, daß bei deren Abholung nicht das Mindeſte daran fehle und Alles noch in gutem Zuſtande befindlich ſei.

Er antwortete, daß er, um Paujis zu ſchießen, eine Strecke mich begleiten würde.

An ſeiner Begleitung war mir jedoch durchaus nichts gelegen, da ich dabei nur riskirte, er werde ſein in der Nacht gegen mich beabſichtigtes Vorhaben jetzt ausführen.

Diese Meinung sagte ich ich ihm ganz offen mit der hinzugefügten Bemerkung, daß, wenn er nicht sogleich nach seiner Wohnung zurückkehren und darauf bestehen würde, mich zu begleiten, ich unter keinen Umständen von hier, wo ich vor seiner Schurkerei sicher sei, eher weggehen würde, bis ich nicht etwaigen nach Puerto Cabello Reisenden mich anschließen und unter deren Schutze meine Tour vollenden könne; außerdem würde ich in diesem Falle der Familie Cypriano seine gegen mich versuchte Nichtswürdigkeit ohne Weiteres mittheilen.

Dies wirkte.

Er warf mir einen grimmigen Blick zu, lockte seinen Hund und trat die Rückreise nach la Soledad an.

Bald nachher brachte Cypriano den gesattelten Esel und lieh mir außerdem seinen hohen weißen Hut, die Cobija und ein Paar Alparagatos[395]), um nicht in meiner einfachen Gebirgskleidung in den civilisirten Orten, nach denen ich mich begab, erscheinen zu müssen.

Am Abend langte ich glücklich in der Stadt an und logirte mich bei einem Freunde ein.

Kurze Zeit darauf verließ Manuel mit seiner Familie die Wohnung auf la Soledad und ich fand dadurch Veranlassung, diese paradiesische Gegend wiederum zu bewohnen.

Bei meiner Ankunft daselbst fand ich die frühere Hütte auf la Soledad total niedergebrannt! —

3.

La Cumbre del San Hilario.

Der Paß der Cumbre führt nicht über den 5500 Fuß hohen Gipfel des San Hilario, sondern erreicht seine größte Steigerung auf der östlichen Seite des Gebirges in der Höhe von 5000 Fuß.

Je höher man, die Straße verlassend, in der unwegsamen Montaña nach dem Gipfel zu ansteigt, desto wildromantischer und düsterer wird die Gegend. Große graue, bemooste Felsblöcke

liegen zerſtreut im dichten Wald umher, ungeheure Stämme des Araguaney[396]), Noble blanco[397]), Coco de mono[398]), Palo de vaca[399]), Cobalongo[400]) u. ſ. w. mit rieſigen brettergleichen Wurzeln erheben ſich in ſeltener Höhe, ein dermaßen dichtes, ungeheures Laubdach bildend, daß kaum ein Sonnenſtrahl es zu durchdringen vermag und unter ihnen ein ſtetes Halbdunkel herrſcht, das noch mehr verſtärkt wird, wenn bei ungünſtiger Witterung dichte Nebelwolken in dieſer Wildniß lagern und die mit deren feuchtem Inhalt geſättigten Laubmaſſen ihren Ueberfluß an Näſſe unausgeſetzt herabtropfen laſſen.

Ein Bild grauſiger Verwüſtung zeigt ſich oft in den, durch einen Erdſchlipf oder Windbruch erzeugten, im größten Chaos darniederliegenden Waldſtellen.

In der Höhe von einigen hundert Fuß liegen hier, übereinander gethürmt, die darniedergeſtürzten Baumgiganten, ihre ungeheuren, oft 60 bis 80 Fuß im Durchmeſſer haltenden Wurzelballen, rieſigen Signalzeichen gleich, weit in die Luft hinausſtreckend, hervorragend aus dem wüſten grauſigen Durcheinander von gewaltigen Erdklumpen, Felsblöcken, zerſchmetterten Rieſenſtämmen, Aeſten und einem unendlichen Laubgewirre, auf und zwiſchen denen koloſſale Bejucos, zuſammengerollten Schiffstauen ähnlich, ſich befinden oder, ſtraff ausgeſpannt, von den ſtehen gebliebenen Stämmen in das Pflanzenchaos hinab ſich ziehen.

Höher hinauf nach dem Kamme des Gebirges verſchwinden die hohen Palma de cacho[401]), Araque[402]), Palma blanca[403]) und machen kleineren Palmen, den ſogenannten Cañas de la India[404]), Platz, die mit ihren dünnen rohrartigen, 10 bis 12 Fuß hohen Stämmen weite Strecken des feuchten Erdreiches einnehmen

Dicht gedrängt, zu Tauſenden, ſtehen ihre gelben Stämmchen beiſammen, ihre ſteifen, ungleich gefiederten Wedel werden von dem hier herrſchenden rauhen Winde unter raſſelndem Geraſch heftig

an einander gerieben und keine andere Pflanze als höchſtens ein ſparriges Gras gedeiht auf dem von ihren dichten Wurzelſträngen überzogenen Terrain.

Immer höher ziehen dieſe kleinen palmares[405]) ſich hinan, bis endlich der lange, etwa 20 Fuß breite Kamm des San Hilario erreicht iſt, den eine krüppelhafte Baumvegetation mit grauen Stämmen, ſonderbar gewundenen Aeſten und ſtarrem, lederartigem Laube, wie ſehr hohes Gras, mit 10 Fuß langen, breiten, ſchilfartigen Blättern, dicht bedeckt, durch welches ein von den hier ſich aufhaltenden Dantas[406]) getretener ſchmaler Pfad führt.

Rauh und unfreundlich iſt es auf der, den heftigſten Stürmen ausgeſetzten Höhe und nur ſehr ſelten ſind die Tage, an welchen die Cuchilla völlig von Wolken befreit erſcheint.

Die hohen Gipfel und ſteilen Abhänge der Küſten-Anden zeichnen ſich durch ihren öfteren und plötzlichen Temperaturwechſel, der hauptſächlich durch die Nähe des Meeres bewirkt wird, vor den Gebirgen des Inneren aus; eine meiſt das ganze Jahr hindurch ungemein feuchte Temperatur iſt auf ihnen vorherrſchend, faſt täglich lagern dichte Wolken in der hohen Montaña und laſſen deren Boden und die Vegetation ſtets feucht, wie nach ſchweren Regenſchauern erſcheinen.

Trotzdem iſt das Klima auf der Cumbre ein ſehr geſundes und von Fiebern, wie anderen ſchlimmen Tropenkrankheiten, hier nicht die Rede; freilich finden es die Venezuelaner bei einer mittleren Jahrestemperatur von 20° R. kalt und lieben das Leben in ſolcher Höhe durchaus nicht. Zur trocknen Jahreszeit, beſonders vom December bis Februar, kommt es allerdings auch einem das Tropenklima gewohnten Europäer hier recht kühl vor, wenn der Thermometer zu 15° R. herabſinkt, rauhe Nordwinde über das Gebirge hinſtürmen und daſſelbe oft tagelang in empfindlich kalte, Alles durchnäſſende Wolkennebel einhüllen.

Dann wünſcht man allerdings oft ſich hinab in die warme

Ebene, die nur bisweilen im glänzenden Lichte der Sonne, durch einen Riß in der dichten umherlagernden Wolkendecke, sichtbar wird.

Erstaunenswerth ist die Vegetationskraft in der hohen Montaña, wozu hauptsächlich der überaus humusreiche Boden, fortwährende Feuchtigkeit, und die mit Elektricität überaus geschwängerte Atmosphäre beitragen.

So treiben über dem Wurzelstock abgehauene Palmen- und Baumfarnstämme, am feuchten Boden liegend, ebenso frische und kräftige neue Wedel, als sie an der vollkommenen Pflanze erscheinen. Oft habe ich des Versuchs halber derartige Stämme in die Erde gegraben und nicht die mindeste Störung in ihrem ferneren Wachsthume bemerkt.

Sogar in den Winkeln der sich abzweigenden Stämme und Aeste der Baumriesen wurzeln im üppigsten Wuchse schlanke Palmen[407]) und Baumfarne und strecken, ein Wald über dem Walde, ihre leichten Wedelkronen über das dichte Laubdach ihrer Ernährer.

Palmenwäldchen und Urwald en miniature, aufgeschossen aus den, unter den hohen Laubkronen ihrer Erzeuger auf der Erde liegenden dichten Haufen der frischen Samen, überziehen in wahrhaft großartigen Massen den feuchten Boden der Montaña, kaum, daß einige ihrer Würzelchen in's Erdreich dringen, denn die feuchte, mäßig warme, Fruchtbarkeit verbreitende Atmosphäre allein ist zu ihrem Gedeihen hinreichend.

Unzählige Male habe ich hier A. v. Humboldt's Ausspruch, „daß ein einziger mit Schlingpflanzen, Orchideen u. s. w. geschmückter Baum eine Gruppe von Pflanzen bildet, die, von einander getrennt, einen beträchtlichen Erdraum bedecken würden", vollkommen begründet gefunden.

Große Treibhäuser könnten völlig angefüllt werden mit allen den Farnen, Orchideen, Aroideen, Cacteen, Cyclantheen, Bromeliaceen, Jungermannien, Peperomien, die in großen Büschen

dicht aneinander gedrängt, an dem Stamme eines einzigen großen Urwaldbaumes ſitzen!

Die häufigſten und durch ihre ſonderbare Wurzelbildung wie Wedelform ausgezeichnetſten Palmen der hohen Montaña ſind die Arten der Iriartea und Socratea.

Auf 16 bis 20 Fuß hohen, über dem Boden ragenden, in weiten Kreiſen umherſtehenden, dornigen, dicken, ſtelzenähnlichen Wurzelſträngen, die nach oben kuppelförmig zuſammenlaufen, erhebt ſich der 100 Fuß hohe, glatte, graue Stamm der Palma de cacho[408]) oder der Araque[409]), auf welchem, wie bei der Mapora[410]), ein grünbereifter, bauchiger Aufſatz, durch die Baſis der Blattſtiele gebildet, ſteht, der die jungen unentwickelten Blätter birgt.

Nur 5 bis 6 Wedel von ungeheurer Größe und bedeutendem Umfang entſendet der dick angeſchwollene Aufſatz in wagerechter und ſenkrechter Richtung, an denen die breiten, kurz abgebiſſenen, mit ſtrahlig auslaufenden Längsrippen verſehenen Fiederblätter in ſpiralförmigen Windungen rings um den Blattſtiel, bis nahe an deſſen Baſis, ſtehen. Sie ſind auf der unteren Seite ſilbergrau und geben der Palme durch ihre ſeltſame Form ein überaus ſtolzes Ausſehen, das durch die 6 Fuß lange, mit vielen tauſend ſchneeweißen Blüthen gezierte, herabhängende Spadix und die ſonderbare, hornförmig gebogene, glänzend ſaftgrüne Spatha um Vieles vermehrt wird.

Dieſe Palme mit den hohen Stelzenwurzeln, den ungeheuren Wedeln, von denen ein einziger die volle Kraft eines Mannes, ihn zu tragen, erfordert und den reinweißen Blüthen, die von der Sonne beleuchtet, das ſtaunende Auge blenden, gewährt einen überraſchenden Anblick, beſonders wenn Hunderte derſelben vereint zuſammenſtehen.

Ihre nußgroßen braungrünen Früchte ſind eine Lieblingsnahrung der Cochinos del monte[411]), die in Heerden von hundert

Stück die Gebirgswälder bewohnen und dem Jaguar eine willkommene Beute ſind. —

Die andere in der Montaña vorkommende Art dieſer Palmengattung iſt die Prapa[112]), die ſich von der vorigen dadurch unterſcheidet, daß ihre nur 4 bis 6 Zoll im Durchmeſſer haltenden, 50 bis 60 Fuß hohen Stämme zu mehren aus ein und derſelben Wurzel entſpringen, ihre Wedel einfach gefiedert ſind und die kurze bauchige Spatha unmittelbar aus den Stammringen und nicht dicht unterhalb des grünen Aufſatzes hervordringt.

Die Palma Araque[113]) iſt im Habitus wenig von der Palma de cacho verſchieden, nur daß ihre Spatha kurz und bauchig und ihre Spadix nicht länger als 18 Zoll iſt.

Das ungemein harte ſchwarzbraune, weißgeſtreifte Holz dieſer zwei Palmengattungen, wie das der Macanilla, wurde früher viel nach Europa geſandt, wo es im Handel als „Macanilla" und „Polyſander" vorkam und zu Spazier- und Schirmſtöcken, wohl auch zu Fourniren, verwendet wurde.

Der in der Montaña häufig vorkommenden Palma blanca[114]) habe ich bereits im zweiten Abſchnitt „la Soledad" Erwähnung gethan, ſie führt ihren Namen von der Silberweiße des 100 bis 120 Fuß hohen, verhältnißmäßig ſchlanken Stammes, der auf einem grünen glatten Aufſatz 20 bis 25 große herrliche Wedel trägt, deren lange Fiederblätter an den Blattſtielen faſt ſenkrecht herabhangen.

Dem unter dieſer Palme ſtehenden Beſchauer erſcheint ſie, im Contraſt zu dem tiefblauen Himmel, von blendender Weiße; der hohe weiße Stamm, die ſilberweiße Unterſeite der oben faſt grünen Wedel, die wagerecht ſtehende, lange, gelblichweiße Blüthenriſpe, vereint mit den gleich in Trauer herabhängenden Rieſenwedeln, geben der Palme ein eigenthümliches Ausſehen und verleihen ihr einen melancholiſchen Charakter.

Die anderen zu der Gattung Oenocarpus gehörenden hier vorkommenden Arten[115]) ähneln der vorigen mehr oder weniger,

kommen ihr jedoch an Größe und Schönheit nicht gleich; der nächste Preis der Schönheit gebührt dem Oenocarpus caracasanus durch die Zierlichkeit seiner flach ausgebreiteten Wedel und der herrlich purpurrothen Färbung des wie polirt aussehenden Blattstielaufsatzes, die sich auch den Blattstielen und theilweise dem glatten Stamme mittheilt.

Außer den bereits erwähnten Geonoma (caña de la India) verdienen noch drei andere in der hohen Montaña vorkommende Arten einer kurzen Erwähnung. Die Geonoma simplicifrons Willd., G. undata Kl. und G. maxima Kth.

Die erste Art mit ungetheilten Blättern hat einen strunkartigen Stamm von wenigen Zoll Höhe und überzieht oft bedeutende Strecken des Untergrundes der Montaña, während der schlanke graue, meist gekrümmte Stamm der G. undata erst in einer Höhe von 60 Fuß die unregelmäßig getheilten, 8 Fuß langen graugrünen Wedel ausbreitet. Die jüngeren Exemplare dieser Palme zeichnen sich durch das lebhafte rothgelbe Colorit ihres glatten Stammes, die rosarothen, einen Fuß über die Erde hervortretenden Wurzelstränge und die carmoisinrothen Blattstiele auf's Schönste vor älteren Exemplaren aus.

Die geringere Höhe von 40 bis 50 Fuß erreicht die Geonoma maxima, mit glattem ockergelben Stamm und ebenfalls röthlichen Wurzelsträngen.

Eine der Geonoma ungemein ähnelnde Palme ist die Roebelia solitaria Engel.[416], die ich in der 5000 Fuß hohen Montaña der Cumbre del San Hilario, jedoch nur an einem einzigen Orte, angetroffen habe.

Ihr Stamm erreicht eine Länge von 15 bis 20 Fuß und ihre ungetheilten, 5 bis 6 Fuß langen und 8 bis 10 Zoll breiten steifen Wedel ähneln denen der Geonoma simplicifrons, nur daß sie größer, braunschillernd, mit röthlicher Mittelrippe versehen sind. Die jungen Wedel zeichnen sich durch eine goldgelbe, purpur-

röthlich ſchillernde Färbung, ähnlich denen der jungen Manicaria-wedel, aus. Der Stamm iſt wenig holzig und ähnelt in Textur wie Ausſehen eher dem einer Carludovica als einer Palme, iſt eben auch von gleicher Sprödigkeit und nur am Kopfende mit einem dichten Kranze zollanger Blattſtielreſte beſetzt. Aus ſeinem unteren Ende entſpringen in großer Anzahl junge Pflanzen, die, noch am Stamme ſitzend, bereits eine Menge dünner Wurzelſtränge treiben. Der Stamm liegt durch die Schwere der zahlreichen Wedel niedergedrückt meiſt am Boden nieder und erhebt ſich nur dicht unter der Wedelkrone über denſelben. Blüthen und Früchte habe ich an dieſer ſeltſamen Palme, deren Standort ich faſt jeden Monat beſuchte, nie gefunden. Sie wuchs an einem kühlen, den Stürmen ausgeſetzten Orte der Montaña in großen Gruppen, die jedoch keinen gemeinſamen Wurzelſtock hatten.

Noch kommt auf dieſer Höhe eine Chamädorea, die Ch. gracilis Willd., vor, die im Habitus der bekannten Ch. elegans ungemein ähnlich, nur einen höheren, 12 bis 15 Fuß langen, meiſt am Boden darniederliegenden Stamm hat.

Außerdem treten hier noch mehre Desmoncus-Arten auf, deren 60 bis 80 Fuß lange, rohrartige, mit langen Stacheln beſetzte, ſich an den Bäumen emporwindenden Stämme mit ſchön gefiederten kurzen Wedeln geziert ſind, die auf ſchlanken zurückgebogenen Blattſtielen ſtehen und durch ihre vielen Stacheln manche Stellen des Waldes für Menſchen und größere Thiere undurchdringlich machen. Vermöge ihrer, in eine lange feine, mit Widerhaken verſehene Spitze auslaufenden Blattſtiele, klammern ſie ſich an die nahe ſtehenden Bäume und Sträucher, um ſich aufrecht zu erhalten, feſt an und überziehen dieſelben, gleich Schlingpflanzen, oft gänzlich. Zwiſchen den graciöſen, ſaftiggrünen, dicht gedrängt ſtehenden Wedeln hängen die langen, prächtig rothen, weinähnlichen Fruchttrauben anmuthig herab.

Einen wirklichen Nutzen gewähren die Palmen der Montaña dem Menschen nicht, da ihr hoher Standort fern von menschlichen Wohnungen ist und die Schwierigkeiten des Transportes jede Art ihrer Benutzung verbieten.

Von offizinellen Pflanzen birgt die Montaña eine große Anzahl, von denen ich einiger erwähnen will, die in den Hausapotheken der Venezuelaner einen gewissen Rang einnehmen.

Wohl am wenigsten in Europa gekannt ist der Cobalongo[417]).

Der kolossale 150 Fuß hohe Stamm dieses Baumes wird getragen von nach allen Seiten in einem Umfange von 60 Fuß sich ausbreitenden, wändegleichen Riesenwurzeln, die sich 20 Fuß über die Erde erheben, ehe sie sich mit dem 25 Fuß im Umfange haltenden Stamme vereinigen, der, von rechts nach links gedreht, 60 Fuß emporsteigt, bevor er seine ungeheuren, wagerecht stehenden Aeste auszubreiten beginnt, die sich mit denen anderer sie umgebenden Bäume zu einem dichten Laubdache vereinen und mit einer Anzahl Schmarotzerpflanzen besetzt sind. Der Stamm selbst ist umsponnen von einem Gewebe zahlreicher Schlingpflanzen, die erst hoch oben im Gipfel des Baumes, da, wo sie im Vollgenuß von Licht und Sonnenschein freier sich fühlen, ihre Blätter und Blüthen entwickeln.

Der an Geschmack ungemein zusammenziehende bittere Same ist, geschabt und als Thee gekocht, bei Erkältungen des Magens und Unterleibes, sowie bei heftigen Fiebern von der günstigsten Wirkung, nur darf die Dosis nicht allzustark genommen werden, da er dann heftigen Schwindel und Athmungsbeschwerden, ja sogar starke Krämpfe verursacht. Der getrocknete Same wird von den Eingeborenen wegen seiner heilkräftigen Eigenschaften sehr geschätzt und gut bezahlt; trotz seiner ungemeinen Bitterkeit und seiner, in Menge genossen, schädlichen Wirkungen, wird er von einigen Säugetieren, besonders den Labas[418]) und Agutis[419]), gegessen. —

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Urwald.

In der Nähe des Cobalongo, an der Erde sich hinwindend, steht eine andere wichtige offizinelle Pflanze, der Guaco morado[420]), ein kleines Schlinggewächs mit eirunden, breiten Blättern, die oben dunkelgrün, unten aber schön violet gefärbt sind. Es ist ein seltenes Pflänzchen, nach dem überall in Venezuela eifrig gesucht wird und nächst Ammoniac. muriat. das sicherste Mittel gegen den Biß von Giftschlangen. Obgleich in Venezuela und Neugranada noch mehre Pflanzen, wie die raiz de mato[421]), Aristolochia anguicida, Nicotiana tabacum, der Saft des Zuckerrohrs, die caña de la vibora[422]), der Same von Simaba Cedron als wirksames Mittel gegen giftigen Schlangenbiß dienen, wird die Mikania Guaco für diesen Fall doch allen vorgezogen.

Von der Mikania giebt es in Venezuela mehre Arten, von denen jedoch nur noch eine, der sogenannte Guaco blanco und zwar nur im größten Nothfalle, zu gleichem Zweck angewendet wird. Er hat dreieckige, auf beiden Seiten hellgrüne Blätter und treibt lange Ranken, die an den Flußufern der heißen Ebene, am Rio Yaracui, Tocuyo, Aroa u. s. w. hohe Bäume völlig überziehen, deren Stengel und Blätter jedoch nicht die bitteren narkotischen Eigenschaften des Guaco morado haben.

Man trocknet die Pflanzen beider Arten und benutzt sie vorkommenden Falles als Thee oder digerirt sie in frischem Zustande in starkem Spiritus, den man den von einer Giftschlange Gebissenen trinken läßt.

Ohnstreitig ist nach meinen eigenen öfteren Erfahrungen Liq. ammon. muriat. das allersicherste Mittel gegen den Biß der gefährlichsten Giftschlange[423]), der durch sofortige Einreibung der Wunde und den inneren Gebrauch eines Theelöffels voll dieses Liquors in Rum oder Wasser, ohne alle nachtheiligen Folgen schnell geheilt wird. —

Noch eine andere, in der Montaña auf der Erde dahin-

kriechende Pflanze, die Sarsaparille[123]), verdient als eine der wirksamsten offizinellen Pflanzen einige Aufmerksamkeit.

Ihre grünen, hier und da mit hakigen Stacheln besetzten runden Stengel ziehen sich weit auf der Erde dahin und die schönen daran sitzenden, glänzenden, lederigen, länglich lanzettförmigen, dunkelgrünen Blätter, mit den grünlich gelben, in Dolden stehenden Blumen und orangerothen Beeren fesseln die Aufmerksamkeit des Pflanzenforschers.

Ihre faserigen fleischigen Wurzeln, die eben auch aus den die Erde berührenden Blattachseln in Menge entspringen, liegen wagerecht in der Erde und eine einzige Pflanze, mit ihren an 80 bis 100 Fuß langen Ranken, liefert dem Sammler mitunter 10 bis 12 Pfund frischer Wurzeln, die, an 4 bis 6 Fuß lang, $^1/_4$ bis $^1/_2$ Zoll dick, in frischem Zustande hellgelb, von weißem markigen Zellgewebe durchzogen sind und einen faden schleimigen Geschmack haben.

Die anderen in Venezuela einheimischen Smilax-Arten unterscheiden sich von der ächten S. syphilitica durch den stärkeren, dicht mit Stacheln besetzten Stengel, die lanzettförmigen, lang zugespitzten oder eirunden breiten Blätter und die hellviolettbraunen Wurzeln, die senkrecht in die Erde gehen und im Bruche eine violete Färbung zeigen, daher von den Zarzeros (Sarsaparille-Sammlern) „Zarza morada“ genannt werden.

Das Aufsuchen der Sarsaparille wird in den Montañas der Küsten-Anden ziemlich lebhaft betrieben und ich habe vielfach Gelegenheit genommen, die Zarzeros auf ihren Excursionen zu begleiten, mich auch selbst mit dem Handel von Sarsaparille beschäftigt.

Die Zarzeros, meist indianischer Race, treiben das Geschäft des Sammelns der Zarza (wie die Venezuelaner die Smilax nennen) meist in der trockenen Zeit, vom November bis Ende April, in welcher die Wurzeln am stärksten und reifsten sind.

Es vereinigen sich zu diesem Zwecke drei bis vier Mann, um ihre mehrtägige Wanderung in die Wildniß zusammen anzutreten. Eine Flinte, um das nöthige Wild zu schießen ein Machete[425]), um die Wurzeln vorsichtig ausgraben und gegen Raubthiere, wie den Jaguar, Puma und Ozelot sich vertheidigen zu können, eine Cobija zum Schutz gegen Regen und Nachtkühle, ein kleiner irdener Kochtopf, wie ein aus Majagua gefertigter Sack mit Cassadebrod, Caffee, Papelon und dem unentbehrlichen Tabak, auf ein oder mehre Wochen ausreichend, angefüllt, genügen einem Jeden von ihnen als Ausrüstung für eine solche Tour.

So durchstreifen sie tagelang, ein Jeder in ziemlicher Entfernung von dem Andern, den Urwald und finden sich am Abend an einem vorher bestimmten Orte des Waldes zusammen, wo sie in aller Eil ein Rancho aus Palmblättern aufrichten, in dem sie sich während der Nacht bergen. Ein Feuer wird vor demselben angezündet und die Nacht hindurch brennend erhalten, um die Jagdbeute daran zu rösten und etwa sich nahende wilde Thiere zu verscheuchen.

Die tägliche Ausbeute der Zarzeros ist sehr verschieden, da sie oft nur einige Pfund, mitunter aber auch, wenn Zarzales[426]) angetroffen werden, 25 bis 30 Pfund Zarza beträgt.

Nebenbei befassen sie sich noch mit dem Sammeln der Wurzel und Stengel des Polypodium Calaguala und der raiz de China[427]).

Letztere Pflanze hat einen runden stachellosen, oft 100 Fuß langen, 1½ bis 2 Zoll starken rankenden Stengel, mit großen, länglich ovalen, fünfrippigen Blättern, grünlich weißen Blüthentrauben und einsamigen schwarzen, auf gestielten Dolden stehenden Beeren. Ihre Wurzeln sind dick, wohl 6 bis 8 Zoll im Durchmesser haltend, krumm, knotig, geringelt und sehr schwer, außen von purpurbrauner, innen röthlich weißer Farbe, geruchlos und von süßlich mehligem Geschmack.

Obgleich sie in der Montaña häufig wächst, wird sie doch weniger gesammelt, da sie nicht sehr begehrt ist und das Sammeln ihrer tief in der Erde liegenden Knollen, die von den Zarzeros vermittelst spitzgemachter Stöcke ausgegraben werden, viel Mühe verursacht.

Haben die Zarzeros in 5 bis 6 Tagen gehörige Ausbeute gemacht, dann wird diese an einem bestimmten Orte aufgehäuft, durch darüber gedeckte Palmwedel gegen Regen gesichert und nach und nach vom Gebirge herab in ihre Wohnungen gebracht.

Bei dem Ankaufe von Sarsaparille von diesen Leuten muß man jedes Bündel, das in beliebiger Länge und Stärke mit Majaguabast zugeschnürt ist, öffnen, um sich zu überzeugen, daß nicht zu lange Stengel der Pflanze selbst an der Wurzel gelassen worden und ebenso wenig diese mit denen anderer Smilax-Arten untermengt sind, welche kleine Unordentlichkeiten die Zarzeros sich gern zu Schulden kommen lassen.

Der Centner frischer Wurzeln wird in Valencia mit zehn Pesos[428]), getrockneter Wurzeln mit zwanzig Pesos bezahlt; letztere erhält man jedoch sehr selten von den Zarzeros, die in der Regel höchst nöthig Geld gebrauchen und ihre Waare sofort in frischem Zustande losschlagen; durch das Trocknen verlieren sie an 50% ihres früheren Gewichtes.

Das Geschäft des Entfernens der Wurzelfasern und des Waschens der Wurzeln von den daran befindlichen erdigen Theilen, wie ihres Trocknens in freier Luft, hat der Käufer zu verrichten.

Nach einigen Wochen sind die Wurzeln vollkommen trocken, von brauner Farbe und runzligem Aeußeren und werden dann in 1½ bis 2 Fuß lange, ein Pfund schwere Bündel, mit ihrer eigenen Wurzel zusammengeschnürt, in den Handel gebracht.

Die wirksamste Art der venezuelanischen Sarsaparille ist jedenfalls die, welche unter dem Namen „Zarza del Rio negro" von Para, Angostura, Cumana und Nueva Barcelona in den Handel kommt und in den an der Gabeltheilung des Orinoco

gelegenen waldreichen Gegenden, wie überall am Rio Negro gesammelt wird; sie kommt meist von Smilax cordato-ovata und S. syphilitica und wird derjenigen von Caracas und der Sierra Nevada de Merida vorgezogen. Um sie schnell zu trocknen, wird sie über Rauch gehängt, wodurch sie die ihr eigenthümliche schwarze Färbung erhält. —

Von Fußreisenden wird der Weg über die Cumbre dem neuen Weg über las Trincheras seiner Kürze wegen vorgezogen, da man auf ihm in einem Tage von Puerto Cabello nach Nueva Valencia gelangen kann; außerdem noch sind es die Correos, Paleros und Ganaderos, welche die Gebirgsstraße frequentiren.

Erstere bilden die täglichen Fußposten zwischen den beiden Städten und sind, eine Seltenheit in Venezuela, ziemlich pünktlich in Erfüllung ihrer Pflicht; die Paleros sind ein eigener Menschenschlag, meist indianischer Abkunft, die von den bei Valencia und dessen See gelegenen Ortschaften, wie aus dem Thale von San Diego, wo viel Hühnerzucht und Fabrikation von Töpfergeschirr betrieben wird, Papageien, Affen, Hühner, Eier, kleine Käse[429]), irdene Geschirre, Seile von Cocuyza[430]), Majagua und andere geringe Artikel zum Verkauf nach Puerto Cabello bringen. Auf langen leichten Stangen von Majagua, Bambus oder den dicken Blüthenstengeln der Agaven, die je von zwei Mann getragen werden, fast ohne jede Bekleidung, passiren diese wild aussehenden Kerls den anstrengenden, einsamen Weg, den die armen, an den Beinen auf die Stangen gehängten Hühner wohl noch beschwerlicher finden mögen.

Mehre Male in jeder Woche, in der trockenen Zeit fast täglich, während der zu dieser Zeit bedeutenden Fabrikation des für die Schiffe nöthigen tasajo[431]) bei dem Negerdorfe Borburata in der Nähe von Puerto Cabello, werden von den Ganaderos[432]), zu denen die Unterabtheilungen der Cochineros[433]) und Chiveros[434]) gehören, große Rindviehheerden über diese Gebirgsstraße getrieben.

Ihnen voran reitet einer der Ganaderos, dem der lange Zug von Kühen und Novillos[435]), seltener erwachsenen Stieren, von Zeit zu Zeit unterbrochen von den die nöthige Aufsicht führenden Peones[436]), folgt.

Langsam schreiten, bei dem lauten Gesange des Zugführers, die Thiere, eines hinter dem andern daher und den langen Zug beschließt der Capataz[437]) oder auch wohl der Amo[438]) der Heerde, der in der malerisch herabhängenden blau und rothen Cobija, den langen Stoßdegen an der Seite und den Trabuco quer über dem Sattel, das Aussehen eines Banditen der römischen Campagna hat und durch lautes Schreien sowohl seine Peones als auch die Thiere zu schnelleren Schritten antreibt. Die Thiere kommen weit her, aus den fernen Llanos und sind durch langen Marsch, drückende Sonnenhitze und Hungerleiden ziemlich abgemagert.

Die schlimmste Rolle bei dem Geschäfte des Viehtreibens hat ohnstreitig der der Heerde voranreitende Ganadero, wegen der durch den fortwährenden Gesang verursachten großen Anstrengung der Lunge und die Thiere sind dermaßen an den lärmenden Gesang gewöhnt, daß sie sofort stutzig werden und der Zug in Unordnung geräth, sobald dieser verstummt.

Sehr oft geschieht es, daß der ganze Zug der scheuen Thiere durch eine geringfügige Ursache in die größte Verwirrung kommt, einzelne davonlaufen und in die Montaña flüchten oder in die am Wege gähnenden Abgründe stürzen. Natürlich können die Ganaderos während des Transportes sich nicht mit dem Wiedereinfangen einzelner Thiere befassen und so irren diese oft tagelang auf der Gebirgsstraße oder in der Montaña umher und sind jedem ihnen Begegnenden durch ihre Wildheit, die sich ihrer in der Freiheit bald bemächtigt, gefährlich.

Ebenso unangenehm ist es, auf der schmalen Straße einem entgegenkommenden Zuge zu begegnen, dem man, wenn es irgend

möglich, vorsichtig auszuweichen hat, um ihn nicht bei der Scheuheit der Thiere total in Unordnung zu bringen oder durch die Wuth einzelner derselben in die größte Gefahr zu kommen. Während des Transportes wird die Heerde jeden Abend in die zu diesem Behufe an den Wegen befindlichen Corrales[439]) getrieben und muß in solcher Weise oft eine Strecke von mehren hundert Meilen zurücklegen, bevor sie ihren Bestimmungsort, die Küste, erreicht. —

Einen tiefen erhabenen Eindruck erweckt das Erwachen des Tages auf diesen Höhen.

Gleich einem weiten Leichentuche liegt eine weiße dichte Wolkenmasse zu unseren Füßen und hüllt das ungeheure, unter uns liegende Panorama in ihren dichten Schleier, nur die ausgezackten Gipfel einiger hoch ansteigenden Berge ragen, blauschwarzen Inseln gleich, aus dem weißen Nebelmeere hervor. Allmählich erhellen sich die einem weiten Schneefeld ähnlichen Dunstmassen, schieben in einander, ihre ebene Fläche wird unterbrochen, ballt sich zu runden Formen und trennt sich zuletzt an mehren Stellen. Durch die Risse der weißen, in Unordnung gerathenen Decke schauen schön ultramarinblaue, von der Morgensonne glänzend beleuchtete Flächen, saftig grüne Felder und violetrothe Gebirgszüge.

Immer heller und durchsichtiger wird der weiße Nebelschleier, formt sich in luftige Wölkchen, die langsam den seltsam geformten Berggipfeln zuschweben, sich in langen Reihen an sie hängen und allmählich nach den Abhängen herab sich senken, wo der sich erhebende sanfte Luftzug sie erreicht und sie an diesen entlang, durch die Montaña, die Quebradas, über die Cuchilla hinweg, der Meeresküste zu, jagt.

Vollkommen frei und klar ist nun die prachtvolle Aussicht.

Begeben wir uns von hier nach der nahen cascadenreichen Quebrada.

Der Weg dahin führt eine kurze Zeit an der feuchten, dicht zur Rechten der Straße sich erhebenden Felswand entlang, an derem Fuße, dicht gedrängt, herrliche Büsche der Heintzia[440]) mit prächtig dunkelgoldgelben, purpurroth gefleckten Blüthen, leuchtend gelbblüthige Besterien[441]), der mit einer Fülle kleiner weißen Blüthen geschmückten Bellermannia[442]), überragt von der zierlichen Grischowia mit den bescheidenen, den Schweizer Alpenrosen ähnlichen Rosablüthen stehen, über welche die dichten, glänzenden, oleanderähnlichen Laubkronen der Meriania[443]) mit den großen prachtvoll carminleuchtenden Blumen, die posoqueriaähnliche Stannia[444]) mit den in Endbüscheln herabhängenden langen weißen Röhrenblumen, die graciöse Ladenbergia[445]) mit glänzend dunkelgrünen, unten purpurrothgefärbten Blättern und eine Menge anderer schöner Laubbäume ihren dichten Schatten werfen.

Bereits seit einer Stunde hat die Sonne am tiefblauen Himmelszelt sich erhoben; im Walde, in den wir jetzt eintreten, ist es jedoch noch düster und kühl, feuchte Nebel entsteigen der Erde und von den hohen Bäumen, wie aus den mit Wasser angefüllten Blattduten der an kolossalen Stämmen und Aesten klebenden Tillandsien, den großen, seltsam gestalteten Blüthen der Orchideen, den Blumenhüllen der Aroideen, tropft es unaufhörlich herab auf die Sträucher, Rohrpalmen und Farne, die das Unterholz und eben auch auf uns, die wir die winzige Staffage in der erhabenen Waldlandschaft bilden. —

Völlig durchnäßt und an der Bekleidung zerrissen von den verschiedenen Arten stachliger Smilax, Paullinien, Passifloren und Bauhinien, die bald als mannsstarke, bald als nur bindfadendicke zähe Schlingpflanzen dichte Gewebe von einem Baume zum andern ziehen oder wie starke Schiffstaue von diesen herabhängen, winden wir uns vorsichtig um die 20 Fuß hohen dachförmig über die Erde sich erhebenden, dornigen Wurzelstränge der Iriartea, vermeiden durch vorsichtiges Ueberschreiten die mit langen

Stacheln dicht besetzten, am Boden umherliegenden alten Stämme und Wedel der Macanilla und befinden uns plötzlich in der eisig kalten, durch hohe Felswände gebildeten Quebrada.

In aller malerischen Schönheit stürzt das silberhelle Wasser eines Baches die düster aussehenden, mit Farnen und Lycopodien bekleideten Felswände unter melodischem Rauschen herab und verschwindet für einen Augenblick zwischen den am Grunde umherliegenden Felsblöcken, um bald darauf unter desto munterem Lärmen wieder an's Tageslicht zu treten und eine kleine weißschäumende Cascade zu bilden.

Dichte Gebüsche palmenähnlicher Carludovicen[446]), großblättriger Maranta- und Phrynium-Arten[447]) mit gelben und weißen Blüthen, pisangblättriger Heliconien[448]) mit leuchtend scharlachrothen, gelb- oder weißrandigen Blumenscheiden, baumartiger Aroideen[449]) mit langgestielten herzförmigen Riesenblättern säumen die Ufer des Baches ein und werden überragt von den zart gefiederten, 16 bis 20 Fuß langen Wedeln hoher braun- und schwarzstämmiger Baumfarne[450]), wie von den majestätischen Blätterkronen hoher Palmen[451]) auf schlanken weißgrauen Stämmen.

Aus den dichten Laubkronen ungeheurer Higuerotes und Cedros ertönt der lautkollernde Ruf der Coracina scutata Temm. und nur den geschärftesten Blicken gelingt es, in dem dichten Blättergewirr den schwarzen krähenartigen, mit feuerrother Oberbrust geschmückten Vogel zu entdecken; in nicht weiter Entfernung, auf den abgestorbenen Riesenästen einer Tecoma, sitzt stolz, mit aufgerichtetem Federschopf, der grauweiße, schwarzgeflügelte Buitre[452]), der größte wildeste Adler Süd-Amerika's und schaut, seinen widrigen lauten Schrei von Zeit zu Zeit ausstoßend, mit kühnen, durchdringenden Blicken über die Montaña hin, nach etwa in den Baumkronen befindlichen Affen und Faulthieren, seiner Lieblingsnahrung. Kurz abgebrochene glasglockenähnliche Töne in reinen Accorden erschallen immer näher

und näher, ſind über uns in den Laubkronen und entſchwinden bereits in der Ferne; ein Schwarm von Hunderten großer Cassicus viridis Vieill., von Baum zu Baum dahinfliegend, iſt der Urheber der lieblichen Muſik. —

So ſchön als der Sonnenaufgang auf der Cumbre, eben ſo herrlich iſt der Sonnenuntergang und die ungeheure, in den verſchiedenſten Farben prangende Ebene, der große See von Tacarigua, wie die ferne Gebirgskette, nehmen in der zauberiſchen Beleuchtung wahrhaft prachtvolle Farbentöne an.

Noch geſteigerter wird das Intereſſe des Beſchauers, wenn zu dieſer Zeit eines der ſchweren Gewitter zu ſeinen Füßen tobt und die ſchwarzblauen Wolken ihre blendenden Blitze unter krachendem Donner in die Tiefe ſenden, die weite Ferne jedoch, wie die nahe unmittelbare Umgebung im reinſten heiterſten Lichte der untergehenden Sonne prangt. — — —

Dem Naturfreunde iſt die Montaña der Cumbre eine unerſchöpfliche Quelle des reinſten Genuſſes, denn ſowohl das Thierreich als auch das Pflanzenreich wetteifern, dem darnach Suchenden ihre beſten Schätze darzubieten.

Natürlich fehlt auch dabei das Wilde nicht und Raubthiere, als der tigre[453]), leon[454]), cunaguara[455]), wie der Jaguar, Puma und Ozelot in Venezuela genannt werden, ſind hier ziemlich häufig.

Nicht allein daß ich in meiner dicht am Wege ſtehenden Wohnung auf der Cumbre ſehr oft des Nachts die Stimme des vorbeiſchleichenden Jaguars hörte, wurden auch in deren Nähe zwei große Exemplare dieſes Thieres erlegt, ſowie mir dagegen von ihm ein Eſel und ein ſtarkes Maulthier unmittelbar bei meinem Hauſe getödtet wurden. Der Jaguar geht jedoch nie wiederholte Male zu dem von ihm getödteten Thiere, um davon zu zehren und ſo gelang es mir nicht, trotzdem ich ihm mehre Nächte auflauerte, ihn bei demſelben anzutreffen und zu ſchießen.

Außerdem iſt er ungemein klug und vorſichtig und ging nie

in die von mir für ihn eigends gebaute große Falle, obgleich ſie ſorgfältig durch Laub verdeckt war und eine lebendige junge Ziege enthielt; ſo ſehr auch dieſe ihn durch ihr Geſchrei und noch mehr durch ihr Fleiſch lockte, mußte er doch den Zweck dieſes Baues ſehr wohl kennen, da er ſich durch Nichts zu ſeinem Ruin verleiten ließ.

Die Inſektenwelt iſt ungemein reich in der Montaña vertreten, große Scarabäen, Cerambyciden und Bupreſtiden, wie herrlich gefärbte Sphingides, Bombyces und Noctuä fallen dem Sammler hier in die Hände.

Gleicherweiſe bietet der faſt fortwährend feuchte Urwald eine reichhaltige Auswahl ſeltener und ſchöner Landſchnecken[456]) dar.

Unter den Giftſchlangen traf ich hier, wie bei San Eſteban, eine ſeltenere neue Art der Cophias an, die von den Venezuelanern „culebra sapa“ genannt wird. Sie wird 5 bis 6 Fuß lang und ähnelt durch ihre größeren Schuppen und den vom Körper nicht abgeſetzten Kopf mehr einer Coluber, beſonders dem Coluber plumbeus Pr. Neuw.

Die Ausdehnungskraft ihrer Kiefern wie ihres Oberkörpers iſt erſtaunlich und nichts bietet einen ſcheußlicheren Anblick dar, als den des Thieres, wenn es in Wuth geräth.

Der ohnedies breite Kopf wird dann noch breiter, faſt völlig flach und vereinigt ſich mit dem dick aufgeblaſenen Halſe zu einer breiten dicken Maſſe, mit welcher der ebenfalls in die Breite ſich ausdehnende Leib an Häßlichkeit wetteifert, ſo daß das ganze Thier nicht mit Unrecht ſeinen Namen culebra sapa (Krötenſchlange) vom Volke erhalten hat, da es in ſeiner breitgedrückten widrigen Geſtalt, mit Ausnahme ſeiner Länge, einige Aehnlichkeit mit der großen ſüdamerikaniſchen Kröte[457]) zeigt. Obenein iſt ſie wilder und behender als alle anderen Giftſchlangen und wegen ihrer zolllangen, ein ſchnell tödtendes Gift bergenden Zähne ſehr gefürchtet.

Ein anderer Fund aus dem Thierreiche, den ich auf der Cumbre machte, war ein merkwürdiger Laubfrosch, der vom Professor Lichtenstein als neu befunden und Notodelphys ovifera[468]) genannt wurde. —

Der südliche Abhang der Küsten-Anden bietet durch sein kühleres, weniger feuchtes Klima, als das des nördlichen, die für Anpflanzungen europäischer Gemüse günstigsten Stellen Kopfsalat, Kohl, sogar Blumenkohl, der in Süd-Amerika sehr schwer zu voller Entwicklung gelangt, Möhren, Gurken, Sellerie u. s. w. gedeihen hier überraschend gut und Kartoffeln, die in der heißen Ebene nur erbsengroße Knollen ansetzen, desto mehr aber in's Laub schießen, geben zehn Wochen nach der Aussaat eine ungemein reiche Ernte sehr wohlschmeckender, hühnereigroßer Kartoffeln; eigenthümlicher Weise stirbt das Laub nach völliger Entwickelung der Knolle sofort ab, ohne zuvor die geringste Blüthe gebracht zu haben.

Außer diesen europäischen Gemüsen werden von den wenigen fleißigeren Eingeborenen, die auf den südlichen Gebirgsabhängen sich angesiedelt haben, die einheimischen Nahrungspflanzen, wie Mais, Yuca, Anyame, Challota, Apio, Ocumo, Name, Quarentonas, Caraotas und Batatas mit großem Vortheil angebaut.

Der Mais vertritt in Venezuela die Stelle der europäischen Getreide-Arten, die in diesem Lande, außer auf der hohen Andeskette von Merida, wegen der zu großen Hitze nicht gedeihen. Das von ihm gefertigte Brod erfordert zu seiner Zubereitung eine bedeutende Mühe, da die Venezuelaner, nach ihrer Gewohnheit, noch die alte Manier, wie sie seit vielen hundert Jahren in Brauch gewesen, beibehalten haben. Die Maiskörner werden zuerst in einem ausgehöhlten Baumstamme, der Pila, mit einem Holzschlegel gestampft, damit die sie einhüllende hornartige Haut sich ablöst, sodann einen halben Tag in Wasser geweicht, in

gröbere Stücke geſtampft, die den Wohlgeſchmack beeinträchtigenden Keime entfernt und nach nochmaligem Einweichen zuletzt auf einem ſehr grob gekörnten flachen Steine vermittelſt eines runden platten Reibſteines zu dickem Brei gerieben, der in kleine runde, zolldicke Kuchen geformt, auf einer irdenen Platte geröſtet wird. Dieſe Kuchen, Arepas genannt, ſind warm genoſſen ſehr wohlſchmeckend, dabei ungemein nahrhaft und nächſt der Caſſava das allgemeine Brod der Venezuelaner.

Die von dem auf der Mühle gemahlenen Maismehl gefertigten Arepas haben bei Weitem nicht den Wohlgeſchmack, als die auf die beſchriebene Weiſe zubereiteten, ſie bilden eine feſte zähe Teigmaſſe, die den Magen ungemein beſchwert, während die letzteren aus einem ſchwammigen leichten Teiggewebe, dem beſten Backwerk gleich, beſtehen.

Die Yuca[159]), in Guyana „Caſſade", in Braſilien „Mandiocca" genannt, iſt eine der nützlichſten Culturpflanzen des tropiſchen Amerika.

Die Pflanze wird aus einen Fuß langen Stecklingen, aus den zerſchnittenen Stengeln der ausgewachſenen Pflanzen beſtehend, vermehrt, die in langen Reihen, etwa 8 Zoll tief, in die Erde geſteckt werden, ſchnell darin anwachſen und innerhalb 10 bis 11 Monaten, in 6 bis 8 Fuß Höhe, ihre Reife erlangt haben.

Ihre langen rübenförmigen Wurzeln werden auf einem großen, auf ein Brett genagelten Reibeiſen gerieben und die Maſſe in ein cylinderartiges, elaſtiſches, aus Palmblättern oder Rohr gefertigtes Geflecht von 9 bis 10 Zoll Länge hineingeſtopft, wodurch ſich daſſelbe bedeutend verkürzt und erweitert. Mit der daran befeſtigten oberen Oeſe beliebig aufgehängt, wird durch die untere Oeſe ein dicker Stab, weit über die Hälfte ſeiner Länge, geſteckt und mit ſeinem kürzeren Ende irgendwo befeſtigt. Das längere Ende wird nunmehr mit aller Gewalt, durch Treten oder Daraufſitzen, niedergedrückt, ſo daß ſich der

verkürzte elaſtiſche Cylinder immer länger und länger zieht und alle wäſſrigen und giftigen Beſtandtheile der Wurzel aus der darin befindlichen Maſſe gepreßt und als eine milchartige Flüſſigkeit in einem großen Gefäße aufgefangen werden.

Nachdem in dieſer Weiſe der giftige Saft der Yuca entfernt iſt, wird die nunmehr mehlige Maſſe durch ein von Rohr geflochtenes Sieb gerieben, auf eine große runde, irdene, über gelindem Feuer ſtehende Pfanne geſtreut und zu einem dünnen Kuchen gebacken, der in friſchem Zuſtande ſehr wohlſchmeckend iſt, kalt geworden jedoch große Aehnlichkeit mit einem aus Sägemehl beſtehenden Teige hat.

Aus dem aufgefangenen giftigen Safte der Yuca ſchlägt ein ungemein nahrhaftes Stärkemehl nieder, das zu allerhand häuslichen Zwecken benutzt wird und in Braſilien als „Tapiocca" in den Handel kommt.

Solcherweiſe iſt die Zubereitung der Caſſava in Venezuela; in Britiſch Guyana und Braſilien iſt ſie von dieſer abweichend und Saft wie Stärkemehl werden zu nützlichen Zwecken angewendet, worüber ich ſpäter an geeigneter Stelle berichten werde. Die Caſſava muß ſelbſt nach der Entfernung des Stärkemehls durch Auspreſſung noch überaus nahrhaft ſein, da die meiſten Indianerſtämme des tropiſchen Süd-Amerika hauptſächlich davon und dem aus ihm gefertigten Getränk, Paiwari, leben und dabei dick und fett werden. In Venezuela iſt Caſſavabrod bei Reich und Arm das beliebteſte und wird in jeder Haushaltung, beſonders auf dem Lande, täglich genoſſen; auf Reiſen iſt es, in Stücke gebrochen, ſehr gut zu transportiren und hält ſich, vor Feuchtigkeit behütet, eine lange Zeit, beſonders wenn es zu dieſem Zwecke vorher noch geröſtet wird. Es bildet in Venezuela ſelbſt einen bedeutenden Handelsartikel, der vom Lande nach den Städten verkauft, einträglichen Gewinn bringt.

Außer der giftigen Yuca, in Venezuela „Yuca amarga"

genannt, wird noch eine Art derſelben, die Yuca dulce[160]) gepflanzt, die, ohne jeglichen giftigen Saft, zur Brodbereitung nicht benutzt wird. Sie iſt eines der mehlreichſten, nahrhafteſten Knollengewächſe der Tropen und, gekocht oder geröſtet, ungemein wohlſchmeckend.

Auyame[161]) und Challota[162]) ſind zwei kürbisartige Gewächſe, von denen die erſte die, unter dem Namen „Melonenkürbis" bekannte Frucht, in verſchiedenſter Form und Größe liefert. Sie wird, in Stücke zerſchnitten, in der venezuelaniſchen „Sancoche" gekocht oder als Brei, mit Butter und Pfeffer zubereitet und iſt, obgleich wenig nahrhaft, doch recht wohlſchmeckend.

Beide dieſer Eigenſchaften mangeln der Challota gänzlich, einer großen birnförmigen, kürbisartigen, grünen Frucht, die an langen ſchönblättrigen Ranken wächſt und noch am Stengel hängend, bereits ſchon aus dem dick angeſchwollenen oberen Ende Wurzeln und junge Triebe treibt. In der „Sancoche" gekocht, iſt ſie von fadem, wäſſerigem Geſchmack und hat nur den Vorzug, daß ſie leicht verdaulich iſt.

Die Apio[163]), in Peru „Aracacha" genannt, iſt eine in Geſchmack und Form dem Sellerie ähnliche, ſchön ockergelbe, knollige, ein wenig nach Moſchus riechende Wurzel, die nur auf den kühleren Gebirgshöhen gedeiht und in Venezuela wegen ihres Wohlgeſchmacks ungemein beliebt iſt.

Mehlreicher und nahrhafter als dieſe iſt die Ocumo[164]), die im Gebirge in zwei Varietäten, der gelben, Ocumo amarillo, und der violeten, Ocumo morado, gepflanzt wird und nicht den beißenden, auf Lippen und Zunge heftig brennenden Geſchmack der in der heißen Ebene cultivirten „Ocumo blanco" hat. Dies Knollengewächs iſt eins der nahrhafteſten und wohlſchmeckendſten in Venezuela und kann ſich in dieſen Eigenſchaften dreiſt mit der Kartoffel meſſen, ebenſo wie die Name[165]), von denen die Varietät

mit 40 bis 50 Pfund ſchweren, fußförmigen, glatthäutigen weißen Knollen vorzugsweiſe angebaut wird und mit ihr die nicht eßbare Knollen, dagegen wohlſchmeckende braune, glatte nierenförmige Früchte tragende Name de Guinea.

Die Quarentona[466]), eine bereits 40 Tage nach der Ausſaat tragende Bohne, von röthlicher Grundfarbe mit dunkleren Strichen und Flecken geziert, die Caraota[467]), eine glänzend ſchwarze Bohne, gedeihen nur auf dem hohen Gebirge und zeichnen ſich durch ihre Weiche und den Wohlgeſchmack vor allen anderen in der heißen Ebene wachſenden Bohnen-Arten, den Tapiramos, Judias, Frijoles u. ſ. w. aus, wodurch ſie einen der erſten Plätze auf den Tiſchen der Venezuelaner ſich erworben haben.

Von den Batatas[468]) exiſtiren in Venezuela mehre Varietäten, von denen einige in der heißen Ebene, andere auf dem kühleren Gebirge am Beſten gedeihen; ihre Pflanzung, durch einzelne Theile ihrer Ranken bewirkt, erfordert, wie ihre Pflege, nicht die mindeſte Mühe und ihre Ernte iſt eine ſehr lohnende. Die in den verſchiedenſten Formen und Größen vorkommenden Knollen ſind eine Lieblingsſpeiſe der Venezuelaner, munden jedoch durch ihren widerlich ſüßen, erfrorenen Kartoffeln ähnlichen Geſchmack den Europäern weniger.

Eine andere wild wachſende Pflanze, die ich in San Eſteban, wiewohl ſehr ſelten, als Nahrungsmittel benutzt fand, iſt die Seſiba[469]). Ich habe dieſe Zamia nur im Thale von San Eſteban angetroffen, zweifle aber nicht, daß ſie eben auch in anderen, an den Nordabhängen der Küſten-Anden gelegenen Thälern vorkommt.

Ihr fußlanger, 4 bis 6 Zoll im Durchmeſſer haltender Strunk, der tief in der Erde ſteckt, wird gleich den Knollen der Yuca gerieben, die Maſſe in Waſſer geworfen, darin tüchtig umgerührt und ſodann einige Zeit ſtehen gelaſſen, worauf ſich ein feines, ſehr nahrhaftes Satzmehl niederſchlägt, das zu allerhand

Bäckereien gebraucht wird. Durch die Vermiſchung mit Waſſer verſchwindet die dem Strunke der Seſiba eigenthümliche ſcharfe brennende Eigenſchaft und die erhaltene Stärke gleicht im Geſchmack und Farbe dem beſten Sagoo oder Arrow-root. —

Nahe bei meinem Wohnhauſe befand ſich eine Caffeepflanzung, die an Ueppigkeit ihres Wuchſes, wie der reichen Ernten, ihres Gleichen ſuchte. Der Caffee gedeiht im höheren Gebirge von 3000 bis 6000 Fuß bei Weitem beſſer als in der heißen Ebene; er bedarf auf dieſen Höhen nicht der Schatten gebenden Bucares oder Platanos und jeder Baum liefert durchſchnittlich bei jedesmaliger Ernte $1\frac{1}{2}$ Pfund großer, ſchwerer, ungemein aromatiſcher, ſchön blaugrüner Bohnen. Der Gebirgscaffee kommt, obwohl ſehr begehrt, gar nicht in den Handel, da nur ſehr wenige Caffeehaciendas in den Gebirgen exiſtiren. Der Venezuelaner liebt nicht die in dieſen Höhen herrſchende kühle Temperatur, die in den Nächten bisweilen auf 10° Reaum. herabſinkt und ihm graut vor den Schwierigkeiten und Mühſeligkeiten, die eine in der Montaña neu anzulegende Caffeepflanzung verurſacht.

Für europäiſche, Landbau treibende, Einwanderer iſt das temperirte Klima der Küſten-Anden und die daſelbſt herrſchende Fruchtbarkeit des Bodens am Günſtigſten und die deutſche Colonie Tovar, in den Gebirgen von Caracas, befindet ſich in ziemlich blühendem Zuſtande. Spätere deutſche Einwanderungen in den Jahren 1851 bis 1854 hatten dieſen Erfolg nicht; die Einwanderer waren meiſt ſchon in Deutſchland für die in minder kühlen, ungeſunden Gegenden gelegenen Haciendas engagirt, wodurch ein großer Theil derſelben dem gelben Fieber und der damals graſſirenden Cholera zum Opfer fiel.

Gegenſeitige Nichterfüllung der eingegangenen Contracte machte viele der an ein thätiges Leben nicht gewöhnten Einwanderer zu Bettlern und Vagabunden, während die wirklich Brauchbaren und Tüchtigen unter ihnen nach den Städten zogen und dort

ein besseres Unterkommen fanden, als es ihnen als Arbeiter in den Haciendas oder als selbständige Landbebauer gelingen konnte.

Wäre bei diesen Emigrationen eine strenge Auswahl ordentlicher und thätiger Leute getroffen und die Haciendados streng verpflichtet worden, die von ihnen engagirten Deutschen nicht als Sklaven zu betrachten und jeden Artikel des Contractes auf's Gewissenhafteste zu erfüllen, so hätten diese Einwanderungen sicher ein günstiges Resultat geliefert, leider aber wurden, besonders aus Mecklenburg sehr Viele engagirt, die in ihrem Vaterlande bereits einem umherschweifenden müßigen Leben ergeben waren und, bei der Regellosigkeit venezuelanischer Zustände und dem durch das Tropenklima begünstigten Hang zum Nichtsthun, ihren gänzlichen moralischen Untergang fanden.

Viele der damaligen Einwanderer jedoch, besonders Handwerker und Handeltreibende, haben durch ihren Fleiß und Tüchtigkeit, wie durch ihre strenge Moralität, ihr Glück in Venezuela gemacht und mehre derselben sind mir bekannt, die jetzt in größtem Wohlstande, im höchsten Grade zufrieden mit ihrem Loose, das ihnen in Deutschland schwerlich in solcher Weise zu Theil geworden wäre, dort leben.

So lange die Regierungsform in Venezuela in der jetzigen Art und Weise fortbesteht und dem Ausländer, besonders dem Deutschen, eine Garantie des Eigenthums nicht geboten ist, so lange das Land noch seine regelmäßig wiederkehrende, jährliche Revolution beibehält, so lange ist deutschen Einwanderungen ein günstiges Prognostikon nicht zu stellen; überdies dürften die in Bezug auf Landbau zu unternehmenden, nur den höheren kühleren Gebirgsgegenden zugewendet sein, während Professionisten u. s. w. in den Städten ein gutes Auskommen finden würden.

Bis zum September 1857 lebte ich auf der Cumbre und unternahm von da aus größere weite Reisen in das Innere Venezuela's. Oefters kleine Excursionen führten mich an die

Geſtade des Sees von Valencia, deſſen nördliche Ufer ich mehrfach durchwanderte, ſowie nach mehren lieblichen Gebirgsthälern der ſüdlichen Abhänge der Küſten-Anden, dem Botucal und dem reizenden Thale von San Diego, ſtets aber gab ich der durch Naturſchönheit und mildes Klima ſo geſegneten Gebirgshöhe, der Cumbre del San Hilario, den Vorzug vor allen anderen in Venezuela von mir beſuchten Gegenden.

Gebirgsgegenden haben ſchon in Europa ihren großen Reiz, der jedoch auf's Höchſte geſteigert wird, wenn ſich mit dem Erhabenen, Großartigen hoher Gebirgszüge die Pracht und Anmuth der ſchönſten tropiſchen Vegetationsformen vereinen, wenn man in der kurzen Zeit von einigen Stunden das heiße Klima mit dem gemäßigten vertauſchen kann, ohne dabei der prachtvollſten Scenerie verluſtig zu gehen, wenn man, wie in der Provinz Merida, unter Palmen wandelnd, in luftiger Höhe die Schneegipfel der Sierra Nevada über ſich erblickt und innerhalb eines Tages den Anblick der Vegetation der verſchiedenſten Himmelsſtriche, von den Palmen bis zu dem Rennthiermooſe, das Klima des Aequators bis zu dem der Polarländer, durchmeſſen kann!

Meine erſte größere Reiſe von der Cumbre aus geſchah nach der früheren Indianer-Miſſion „el Baúl" am Rio Cojedes, um den Charakter der großen Llanos des Inneren von Venezuela kennen zu lernen.

Obgleich zu der Zeit, als ich dieſe Tour unternahm, gerade in dieſer Gegend eine Erhebung der Oligarques[470]) zu Gunſten des General Paëz im Werke war, ſo hatte ich als Ausländer, ſo lange ich dem revolutionären Treiben fern blieb, nicht das geringſte Ungemach für meine Perſon zu fürchten und trat völlig unbeſorgt meine Reiſe in Begleitung zweier, kürzlich erſt in Venezuela angekommener Landsleute, welche eine Handelsſpeculation nach dem Inneren führte, an.

VI.

Die Llanos des Baúl.

Es war an einem 6. Februar, als ich die Cumbre verließ und die Reiſe nach der Miſſion „el Baúl" antrat. Die Cumbre abwärts, nach Süden zu, verläßt man nach einer kleinen Viertelſtunde die dichte Waldung, die an den ſüdlichen Abhängen der Küſten-Anden nur deren Gipfel bekleidet und eine von den nördlichen Abhängen verſchiedene, mehr den trockenen Savanenwaldungen ähnliche Vegetation birgt und findet ſich wie durch Zauberſchlag von kahlen, nur mit Gras und niederen, dürr ausſehenden Sträuchern beſetzten Gebirgshöhen umgeben, von denen hinab in den verſchiedenſten Windungen die rothbraune breite Straße nach der weiten Ebene führt.

So feucht die Temperatur, ſo ſchattig der Weg auf der nördlichen Gebirgesſeite, ſo trocken iſt erſtere und ſo ſchattenlos letzterer auf den ſüdlichen Abhängen. Aus den ſchmalen Ritzen der grauen, über die Straße hängenden Felsmaſſen kriechen in ſchlangenartigen Windungen die grauen Wurzeln des Copey und vereinigen ſich zu einem ſchlanken, vertrocknet ausſehenden Stamme, der auf ſeinen ſeltſam gewundenen Aeſten eine Fülle glatter fleiſchiger Blätter trägt; hier und da, aus den dicht an der Straße befindlichen Quebradas ragt das dichte Laubdach eines rieſigen

Higuerote empor und weißgraue, dürr ſcheinende Stämme der Cecropia ſtrecken ihre blattloſen ſteifen Aeſte, gleich Wahrzeichen, darüber hinaus.

Nur in den Quebradas, die vom Gipfel des Gebirges nach dem Thale hinab ſich ziehen und in ihrem Schooß ſilberhelle Bäche bergen, läuft ein ſchmaler Waldſaum dieſelben entlang, erweitert ſich mit der romantiſchen Schlucht dem Thale zu immer mehr und mehr und vereinigt ſich mit der niedlichen Uferwaldung, die das in der Savane von dem Zuſammenfluß der vielen Gebirgsbäche gebildete Flüßchen begleitet.

In dieſen von Myrtaceen, Laurineen, Leguminoſen gebildeten Gebirgswäldchen feſſelt ein ſeltſamer, cycadeenähnlicher Baumfarn[471]) das Intereſſe des Pflanzenfreundes. Von bedeutender Stärke, großſchuppig von den Narben der abgefallenen Blattſtiele, deren noch eine Menge viele Zoll langer vertrockneter dicht unter dem Kopfe herausſtehen, erhebt ſich der braunrothe Stamm in der Höhe von 6 bis 8, ſelten bis zu 10 bis 15 Fuß, bevor er ſeine reiche Krone ſchön gefiederter, auf ſtarren Blattſtielen ſitzender Wedel ausbreitet, durch deren verhältnißmäßig geringe Länge, lederartige Conſiſtenz und gedrängten Wuchs die Pflanze ungemein von allen anderen Baumfarnen differirt. Der Kopf des Stammes iſt in eine gelbbraune, dicke filzige Maſſe eingehüllt und die ganze Pflanze ähnelt, aus einiger Entfernung, völlig einer Cycas revoluta.

Dieſer Baumfarn kommt auf dieſer Höhe nicht allein in den Wäldchen der Quebradas, ſondern auch an ſchattigen Stellen der Straße vor und erträgt wohl nur dadurch die drückende Hitze der unmittelbar darauf fallenden Sonnenſtrahlen, daß er mehre Fuß tief mit ſeinem Stamm in der kühlen feuchten Erde ſteckt. Wenn in der trockenen Zeit die grasbewachſenen Abhänge des Gebirges von den Eingeborenen angezündet werden, dann verzehrt das ringsum wüthende Feuer eben auch ſeine Wedel

und läßt den Stamm wie schwarz verkohlt, angebrannten Hüttenpfosten gleich, dastehen; mit Anbruch der Regenzeit jedoch, wenn die schwarz gebrannte Grasdecke mit grünem Sammet sich schmückt, gelbe schwarzschlundige Blüthen der Malva[472]) wie die veilchenblauen Blumen einer kleinen Iris aus dieser Sammetdecke auftauchen, erheben auch auf dem halb verkohlten Kopfe des geschwärzten Farnstammes sich die im Umkreise stehenden hellgrünen, gleich Schnecken zusammengeringelten, jungen Blätter, rollen sich täglich weiter auf und in kurzer Zeit prangt der häßliche schwarze Strunk mit einer Fülle saftiggrüner Wedel.

In all seiner Großartigkeit und wechselnden Farbenpracht liegt während des langsamen Abwärtssteigens das bereits beschriebene, prachtvolle Panorama vor dem Reisenden ausgebreitet und bietet bei jeder Wendung des Weges ein anderes entzückenderes Bild dar.

Weit dahin, bis in die Savane hinab, kann das Auge den braunrothen Weg, wie er sich den Abhängen entlang um die Höhen steiler Abstürze windet, verfolgen, während der Fuß des Wanderers auf der, über einen schmalen Berggrat führenden, von beiden Seiten von tiefen Abgründen begrenzten Straße dahin schreitet.

Das leise melodische Rauschen des in ungeheurer Tiefe über Felsen hinabstürzenden Gebirgsbaches; der wilde kreischende Schrei des Habichtsadlers[473]), der auf dem vertrockneten Stamme eines aus den Felsenspalten, dem vom Blitze zerschmetterten Maste eines Wrackes gleich, weit in die reine Atmosphäre hinausragenden Higueron[474]) sitzt; der aus weiter Ferne, vom Thale herauf, durch die Luft getragene Gesang der, eine Rindviehheerde vor sich hertreibenden Ganaderos, die in der großen Entfernung einem langen Zug die Straße aufwärts krabbelnder Ameisen gleicht; dies allein sind die Töne, die mit dem Charakter der Oede und Wildheit dieser Höhen vollkommen harmoniren. Bleichende Thiergerippe, der Lieblingssitz nackthalsiger Zamuros, liegen an

der Straße und öde und verlaſſen iſt es hier in der trockenen Jahreszeit, denn das trockne ſparrige, die rieſigen Abhänge bedeckende Gras hat dem Feuer weichen müſſen. Vom Thale aus, wo deſſen Bewohner die weite Savane angezündet haben, damit das Gras deſto eher wieder friſch austreibe, wälzt ſich die feurige Maſſe im Nu die Abhänge hinauf, ein Flammenmeer hüllt bald den ganzen Berg ein, dicke gelbe Rauchwolken entſteigen da, wo feuchte Stellen einen üppigeren höheren Pflanzenwuchs geſchaffen haben, bald iſt auch dieſer in hellen Flammen und rieſige Feuergarben zucken, Blitzen gleich, aus der brennenden mauergleichen Maſſe zum Himmel empor.

Unter widrigem Schrei ſchweben braunſchwarze Gavilanes[475]) und gabelig geſchwänzte Tijeretas[476]) in kreiſendem Fluge hinter dem Feuer her und ſtoßen pfeilſchnell in die dichten Rauchwolken herab auf die am heißen Boden liegenden halbverbrannten Schlangen und Eidechſen, gleich als wollten ſie freiwillig dem Feuertode ſich opfern.

Vom Winde erfaßt, eilen die feurigen Colonnen ſtürmiſch die Berge hinan, theilen ſich hier und da, je nach der Beſchaffenheit des bergigen Terrains, in einzelne Arme, um ſich höher oben in deſto größerer Furchtbarkeit wieder zu vereinen.

Wie die ſchrecklichſte Brandung ſchlägt das ungeheure Flammenmeer gegen den Urwald der Cumbre und in einzelnen Wogen über denſelben hin, der gleich einem Rieſenwalle der anſtürmenden Feuerkolonne trotzt. Des Feuers Kraft wird hier gebrochen, mehr und mehr ſinkt die feurige Maſſe in ſich zuſammen, ſie erlöſcht und nur noch dichter bläulicher Rauch wirbelt vom heißen Erdboden auf, durch den in ſeinen Laubmaſſen von der Hitze verſengten Rand des Urwaldes. Einzelne dürre Aeſte der Baumrieſen, wie von dieſen herabhängende, vertrocknete Schlingpflanzen, brennen längere Zeit luſtig fort, erlöſchen aber bald aus Mangel an Nahrung.

Die vorher in goldgelber Färbung prangenden Bergabhänge ſind nun in ein ſchwarzes Leichentuch gehüllt und die größte Oede und Verlaſſenheit liegt über der wild und traurig ausſehenden Gegend.

Nur allein während der Regenzeit bieten die Südweſtabhänge der Küſten-Anden einen freundlicheren Anblick dar, durch den ſaftig grünen Grasteppich, mit dem ſie überzogen ſind, aus dem ſich die langen, trompetenförmigen, weißen Blüthen des Lirio[477]) und die leuchtend gelben und purpurbraunen Blumen der Pavonia[478]) erheben und vereinzelt ſtehende Sträucher und Bäume in ihrem bunteſten Blüthenſchmucke prangen. Dann fliegt die geſchäftige Inſektenwelt ſummend, zirpend und naſchend von Blüthe zu Blüthe, metallglänzende Tucuſſitos[479]) ſchwirren brummend um die geöffneten Blumen und orangerothe Gonzalitos[480]), Feuerbällen gleich, auf den blühenden Gebüſchen der Lantanen und Helicteres ſitzend, erfüllen die Luft mit ihren melodiſchen Tönen.

Im Februar, als ich meine Reiſe antrat, war dies nicht ſo; die Abhänge des Gebirges waren in ihrem dunklen Trauergewande und nur die Wäldchen der Quebradas, die durch ihre Saftfülle dem Feuer widerſtanden hatten, in ihr gewohntes grünes Kleid gehüllt.

In der Höhe von 1000 Fuß über der Ebene zeigt ſich in dieſen Wäldchen die neue Erſcheinung einer Palme, die wohl nur in den Gebirgsgegenden Venezuelas vorkommt; ich wenigſtens habe ſie nicht an anderen Orten als in den Thälern der Küſten-Anden angetroffen.

Es iſt die Syagrus botryophora Mart.

Meiſt vereinzelt erhebt dieſe Palme ſich inmitten des Pflanzendickichts von Laurineen, Myrtaceen, des hochſtämmigen Guayabo pejoa, des mit weißen Blüthen überladenen Guayabo del monte[481]), des mächtigen Coco del mono[482]) und der zahlreichen Arten des Yagrumo[483]) und Higuerote[484])

Ihr grauer, mäßig ſtarker Stamm überragt nicht die Höhe von 40 Fuß und ihre ſchön zurückgebogenen Wedel haben etwas Gezwungenes durch die ſtarren, halb aufgerichtet ſtehenden Fiederblätter und die ſteifen, an der Spitze wie bei der Mauritia flexuosa plötzlich gekrümmten Blattſtiele.

Der ganze Habitus der Palme erinnert an die ihr ähnliche Phoenix dactylifera, ſogar in der graugrünen Färbung der Wedel.

Je mehr ich mich der ebenen Savane näherte, deſto ſteiler wurde der Gebirgsweg; ein an der Straße liegendes, ruinenhaftes Gebäude „el pie del cerro" zeigte den Fuß des Gebirges an.

Wie den meiſten anderen an der alten Gebirgsſtraße befindlichen Pulperias war es auch dieſer hier ergangen; ihr Dach war abgebrannt, nur die geſchwärzten Lehmmauern ſtanden noch, als Zeugen früherer Wohlhabenheit, und mit dieſen zugleich eine noch jetzt üppige kleine Pflanzung von Algodon[485]), Platanos, Lechoſas[486]), Mangos[487]), Caña[488]), und Palos de pan[489]).

Was letzteren, den Brodfruchtbaum betrifft, ſo iſt er in Venezuela wenig, hauptſächlich nur an der Küſte und von ihm nur die Art mit tief eingeſchnittenen Blättern, meiſt nur der Schönheit der 3 Fuß langen, 18 Zoll breiten Blätter halber, angepflanzt. Von ſeinen Früchten werden nur die in Form und Geſchmack caſtanienähnlichen Samen gegeſſen, die die Samen einſchließende, in der Reife breiartige Maſſe iſt jedoch ungenießbar. In Salzwaſſer gekocht, ſchmecken die Samen nicht ſchlecht, werden jedoch nur in Ermangelung einer beſſeren Nahrung von Menſchen gegeſſen und dienen in der Regel nur als Viehfutter.

Von der andern Art, Artocarpus integrifolia, die trotz ihres botaniſchen Namens eben auch eingeſchnittene Blätter hat, iſt die ſamenloſe Frucht, die aus einer ſüßlich ſchmeckenden, feſten, in der Ueberreife breiartigen Maſſe beſteht, genießbar, wird aber in Venezuela höchſt ſelten, deſto mehr jedoch in Guyana an-

gepflanzt und auf vielerlei Arten zubereitet; geröstet oder zwischen erhitzten Steinen gebacken, schmeckt die Frucht am Besten.

Die mit vieler Mühe und unter so großen Gefahren bewerkstelligte Einführung des Brodfruchtbaumes in Süd-Amerika hat sich nicht belohnt, er kann die so mehlreichen und brodähnlichen Früchte der Banane, die Wurzeln der Yuca oder Mandiocca u. s. w. nicht ersetzen und noch weniger verdrängen, welche verhältnißmäßig reichlicheren Ertrag liefern als der Brodfruchtbaum, der nur neun Monate im Jahre Früchte bringt und dem irrigerweise das große Verdienst zugeschrieben wird, daß nach Pflanzung einiger dieser Bäume der Mensch ruhig die Hände in den Schooß legen und das ganze Jahr hindurch von derem Ertrage sehr wohl sich ernähren kann! —

Munter rauscht hinter den Gebäuden ein silberklares Flüßchen über Felsgeröll und an seinem rechten Ufer entlang zieht die immer noch bergab laufende Straße sich dahin.

Ein liebliches Wäldchen schöner und neuer Pflanzenformen ist es, das wir jetzt durchwandern.

Mit schönen fiederartigen Blättern und angenehm duftenden weißen Blüthendolden zeigt sich hier zum Erstenmale der schöne fieberwidrige Frutto de burro[490]), der mit herrlichen leuchtend blauen Blüthen prangende Alcornoque[491]), der durch ausgezackte, weißfilzige Blätter und rothen dicken Saft ausgezeichnete Sangre de Drago (Croton sanguifluum), der durch das herrliche Aroma der Blüthe und seines Harzes beliebte Balsamo[492]), der seine wagerecht stehenden Aeste gleich einem riesigen Schirm ausbreitende Caujare candelero[493]), der in der Form seiner Laubkrone der Pinie ähnliche Carbonero[494]), der jetzt noch unbelaubte, dagegen mit großen prächtig gelben Blüthen und eirunden, mit feiner, kurzer Wolle gefüllten Früchten prangende Carnes tollendas[495]), der ebenfalls noch mit kahlen Aesten besengleich dastehende, über und über mit ovalen, eigroßen olivengrauen Früchten bedeckte Caruto[496]), der

weiße Blüthendolden und Schoten mit wohlschmeckendem Marke tragende Guamo[497]), der riesige stolze Copey[498]) mit großen rosaweißen Blumen und apfelähnlichen Früchten; diese und noch eine Menge anderer höchst interessanter Bäume birgt das den Fluß begleitende Wäldchen.

Ungeheure Büsche der Cocuyza[499]), des Cardon[500]), mit dichten Ranken der Buenas noches[501]), die am Abend ihre großen leuchtend weißen Blüthen entfalten, und feingefiederten, leuchtendcarmin blühenden Enredaderas[502]) überzogen; zarten Rohrgeflechten ähnlich, hängen, von Baum zu Baum gespannt, die langen dünnen Riesenhalme des rankenden Carizo[503]) herab und schöne Festons des Ojo de Zamuro[504]), mit großen heftig brennenden, stachligen Samenschoten, wie der Cucharra de bruja, mit gurkenähnlichen, langwarzigen Früchten, ziehen sich an den Bäumen hin.

Wahre Riesenpflanzen der mit zehn Fuß langen stachligen Ananasblättern geschmückten Quirebijure[505]), mit großen von einer Unmasse dicht an einander sitzender, rübenförmiger, saftiger, wohlschmeckender Früchte gebildeten Fruchttrauben, überwuchert von orangeblühenden Sträuchern des Cariaco[506]), der Ruellia[507]), des mit goldenen Aepfeln prangenden Manzanilla[508]), hindern das Eindringen in den anmuthigen Wald.

Bald ist das Wäldchen durchwandert und man tritt hinaus in die freie Savane. Noch begleiten einige mauergleiche Hügel mit völlig flachen Gipfeln den in der Ebene Dahinschreitenden, dann bleiben auch diese hinter ihm zurück und nur einzelne vom Gebirge herabgerollte Felsblöcke erinnern an die nicht lange zuvor passirten felsigen Wände und Abstürze.

Die Straße wendet sich jetzt ab vom Flusse, der bald auch seinen anderen Begleiter, das liebliche Wäldchen verliert und, zwischen grasbewachsenen Ufern und durch Caffee- und Zuckerrohrpflanzungen hindurch sich windend, weiter dahin dem See

von Valencia zuſtrömt. Gegen Weſt, an den Abhängen der Berge, dehnt eine große ſaftig grüne Zuckerrohrpflanzung, die Hacienda von Barbula, ſich aus; eine Allee cypreſſenartiger Sauſes[509]) führt zu den langen, weißgetünchten einſtöckigen Gebäuden und der, nach altem, vor zweihundert Jahren üblichem Style erbauten Trapiche[510]). Hohe Berge ſchließen die Hacienda ringsum ein, nur von der Oſtſeite iſt der Zugang offen. Sie liegt an der neuen Straße nach Valencia und nur in weiter Entfernung paſſirt man ſie auf der alten Straße.

Lehmhütten mit Palmdächern zeigen ſich überall, drüben über dem Fluſſe, wo vertrocknete Maispflanzungen ſtehen und hier auf der weiten Savane.

An der Straße rechts liegt eine Pulperia mit weiter Veranda.

Eine große grüne Hecke von Piñon[511]) umgiebt die zwei baufälligen Gebäude, von denen eines das Schanklokal, das andere die Küche iſt.

Fiederblättrige Jobos[512]) mit gelben pflaumenähnlichen Früchten und dicklaubige Cotoperris[513]), mit großen olivenähnlichen Fruchttrauben, beſchatten das Ganze.

Im daran ſtoßenden großen Corral tummelt ſich brüllend eine Heerde Vieh und die Ganaderos liegen ſchlafend im Graſe und in der Veranda, auf ihren Cobijas ausgeſtreckt, mit den Sätteln als Kopfkiſſen.

Braune, ſchäbig ausſehende Kerls, Peones oder auch Vagabondos, ſitzen auf den Bänken der Veranda, eſſen knoblauchduftende Frijoles[514]) mit carne seca[515]) und trinken ihren palo[516]) Aguardiente

Die niedlichen braunen, ſchwarzäugigen Töchter des Wirthes liebäugeln mit einzelnen der Reiſenden und in aller Zerſtreuung und Eil widerfährt ihnen, daß ſie, anſtatt von ihrem, zur Zeit nicht anweſenden Amante[517]) von dem ſoeben angekommenen guten Bekannten herzlich abgeküßt werden.

Doch das ſchadet nichts in Venezuela, deshalb erfolgt noch keine Blutrache.

Ein Mann mit einem verhüllten Glaskaſten tritt ein, läßt ſich einen Tragito[518]) geben, und geht nach deſſen Genuß an's Geſchäft.

Der Kaſten wird enthüllt und jedem der Anweſenden gezeigt.

Anſtatt einer ſchlafenden Venus, die man darin vermuthet, erblickt man irgend einen in Wachs pouſſirten oder aus Holz geſchnitzten braunen Santo[519]) männlichen oder weiblichen Geſchlechts, der heut gerade ſeinen Kalendertag hat. Die näheren Auseinanderſetzungen über das religiöſe Leben und den ſchaurigen Tod des in dem Kaſten ſteckenden Individuums werden von dem Vorzeiger mit großer Genauigkeit gegeben, auch ſogar, wenn derſelbe aus den Tragitos, die er bereits während ſeiner Erklärungen zu ſich genommen, einen Palo gemacht, kritiſch beleuchtet, was wohl hauptſächlich zur Aufklärung der unteren Volksklaſſen beitragen mag, denen eine andere ſelten geboten wird.

Der Caballero mit dem Kaſten, denn in Venezuela regnet es mit den Titeln „Caballero" und „Don", entfernt ſich, nachdem er eine Menge Quartillos, die meiſtens für Tragitos in die Hände des Pulperos gefloſſen ſind, von den Bewunderern des Kunſtwerkes erhalten und wankt nach einer andern Pulperia. Ein Glück, wenn er Abends unzerbrochen den Glaskaſten nach Hauſe bringt!

Eine andere merkwürdige Erſcheinung tritt auf, ein Titerero[520]).

Der Heiligenbeſitzer iſt wankend abgegangen, dieſer tritt bereits wankend auf. Draußen vor der Piñonhecke ſteht ſein Eſel, von dem er, beim Verſuche des Abſteigens, auf den Boden herabgekugelt iſt. Glücklicherweiſe hat es Niemand bemerkt, ſonſt wäre er bei ſeinem Erſcheinen mit großem Hohn und Geſchrei begrüßt worden.

Sein Körper iſt in europäiſche Bummlerkleidung gehüllt und als würdiger Repräſentant dieſer Menſchengattung trägt er eine Art Bajazzomütze.

Unter mehrfachen ſeltſamen Balançés und Pirouetten, das Ergebniß ſeiner ſpirituellen Richtung, gelangt er nach dem Schanktiſch und erſucht um einen Palo Aguardiente: „para tomar aliento“[521]). Der auf einmal hinuntergegoſſene Palo hat ihn auf kurze Zeit wieder zu ſich gebracht, er zieht eine kurze Trompete unter dem Rock hervor und thut einige Stöße darein, die all die ſchlafenden Ganaderos krampfhaft in die Höhe fahrend machen und mich durch einen ſchnellen Satz aus ſeiner Nähe verſcheuchen. Dann meldet er mit heiſerer Stimme und durch öftere gewaltige Schluchzer unterbrochen, daß heut Abend in der Poſada des Ortes Naguanagua „las titeres mas lindas que hay en todo el mundo“[522]) zu ſehen ſind, wozu alle Caballeros und Niñas[523]) eingeladen werden.

Und dann ſetzt er das Unglücksinſtrument wieder an den Mund, deſſen ſchaurige Töne ich jedoch nicht abwarte, ſondern mit ſchnellen Sätzen zur Hecke hinausſpringe.

Ein kleiner Fluß kreuzt den Weg, ein Wäldchen von Balſamos und über und über lang ſtachligen Guamachos[524]) ſteht dicht an der über eine lange Savane führenden Straße.

Zurückblickend ſieht man das prachtvollſte Gebirgspanorama vor ſich ausgebreitet und kann die ſich hin und herwindende rothbraune Gebirgsſtraße vom Pie del cerro bis nach der Cumbre hinauf verfolgen, ſelbſt das Wohnhaus der Cumbre, umgeben von der düſtern Montaña, iſt von hier zu erblicken.

Von las Trincheras bis nach Maracay liegen in zauberiſcher Färbung die ſüdlichen Abhänge der Küſten-Anden in all ihrer Großartigkeit, den kühnen ausgezackten Gipfeln, den grauen Felsabſtürzen, der dunkelgrünen Montaña an den Bergſpitzen und den in's Thal ſteil abfallenden Gehängen, vor den Blicken des Wanderers ausgebreitet.

Ein überaus reges Leben herrſcht hier unten in der Savane im Vergleich zu der Stille der Natur dort oben im öden Gebirge.

Heerden von Vieh laufen in der Ebene umher, um die aus dem ſchwarz verbrannten Graſe neu aufſprießenden hellgrünen Blättchen begierig abzuweiden; ſchwarze Anis[525]) ſpringen geſchäftig auf den der Ruhe pflegenden Rindern herum und picken begierig die in die Haut derſelben feſtgeſaugten Carapatos[526]) aus; auf den abgeſtorbenen Aeſten eines Chaparro[527]) ſitzt in lethargiſcher Ruhe der gelbbraune Caracara[528]), fliegt jedoch ſchnell auf, ſobald er die Annäherung des Menſchen gewahrt, während ältere, ſchwarzbraune dieſer Vögel, ziemlich dreiſt, mit wackelndem Gange auf dem Boden umherſtolziren und nach Grashüpfern jagen. Die niedliche rothbraune Mochuelito[529]) hat einen Ameiſenhügel zu ihrem Ruheorte gewählt und guckt mit ihren großen Augen neugierig den Vorübergehenden an, ohne ihre Stelle zu verlaſſen, nur bei einer gegen ſie gerichteten Attacke ſchlüpft ſie ſchnell in das dicht dabei gelegene, weite, urſprünglich von Eidechſen gegrabene Erdloch.

Endlich iſt die Savane überſchritten und bald gelangt man an die Vereinigung der alten mit der neuen Straße, die über las Trincheras führt.

Jetzt erſt wird es belebt.

Heerden von Maulthieren und Eſeln, ſämmtlich mit ihren vollen Cargas[530]), getrieben von Peones und Arrieros, Züge von hinter einander fahrenden, mit Mulas beſpannten zwei- und vierrädrigen Karren, große Ochſenkarren, deren Räder ein ſchreckliches, mark- und beinerſchütterndes Gequietſch verurſachen, Reiter in weißen Mantas, mitunter ſogar eine vorſündfluthliche Kutſche, ziehen auf dieſer für die trockene Zeit ziemlich gut angelegten Straße dahin.

Wiederum durchſchneidet ein Fluß die letztere; an Brücken iſt hier nicht zu denken. Alles: Reiter, Fußgänger, Pferde, Mulas, Eſel und Karren, muß ſehen, wie es auf die beſte Art durch das nicht allzu ſeichte Waſſer gelangt.

Ueber dem Fluß beginnen Conucos und größere Pflanzungen, durch welche die Straße führt und welche die Nähe eines größeren Ortes verkünden. Häuser liegen zerstreut umher, von denen die meisten Pulperias sind. Vom Anbau ist jetzt nicht viel zu sehen, erst in der Regenzeit prangen üppig grüne Mais-, Quinchoncho-[531]) und Yucafelder zu beiden Seiten der Straße, die von Hecken des Cariaco, des Piñon, der Clavellina[532]), mit der Enredadera und Momordica[533]) überzogen, eingeschlossen sind.

Ueberall ist Leben, die Pulperias sind voll von Gästen.

Zwischen den grünen Hecken hindurch, fortwährend in dichten Staub gehüllt, gelangt man in den freundlich aussehenden Ort Naguanagua.

Das erste niedliche weiße Haus zur Rechten, mit der schönen Veranda und dem Ziegeldache, ist eine Posada, die wegen der mit Staub belegten Kehle sofort besucht wird, ohne vorläufig um die anderen Merkwürdigkeiten des Ortes sich zu kümmern.

Im Hofe der Posada wimmelt es von Pferden und Maulthieren, deren Reiter in der kühlen Sala des Gebäudes Erfrischungen einnehmen.

Caballeros mit langen, bis an die Knie geknöpften Gamaschen über den Beinkleidern, mit der weißen, saubergestickten, kurzen, über dem Rocke hängenden Manta, an den Rändern kühn aufgestutzten Jipejapas[534]), klirrenden großen Kastensporen aus der Ritterzeit an den Füßen, liebängeln und flüstern mit blassen, reizenden, schwarzäugigen und schwarzhaarigen Señoritas, die mit grauen, herrliche Straußfedern tragenden Hüten, in langen Reitkleidern derselben Farbe, die blauen Schleier zurückgeschlagen, in Hängematten oder rocking chairs hin und her sich schaukelnd, mit schalkhaftestem Lächeln die ihnen zugesandten Liebesblicke erwiedern oder ernst, in tiefem Sinnen, die Liebesbetheuerungen ihrer Caballeros entgegennehmen.

Faſt jede Viertelſtunde ertönt das Blaſen der Guarura, das eine ankommende oder abgehende Tropa[535]) anzeigt, kaum daß man vor dichtem Staub davon höchſtens die daraus emporragende Reitergeſtalt des Arrieros erblicken kann; noch häufiger aber iſt das Geklingel der Glöckchen, welche die die Karren ziehenden Mulas ſchmücken. —

Vor allen Dingen iſt der vom Gebirge mit herabgebrachte Hunger zu ſtillen.

Es giebt nur Fleiſch, aber in vielerlei Art zubereitet. Fleiſch iſt in Venezuela die Loſung jeden Tages, gerade ſo wie in Baiern das Bier; wer im erſteren Staate an den Preiſen des Fleiſches zu rütteln verſucht, dem iſt die Verachtung des ganzen Volkes, ich möchte ſagen, das Märtyrerthum eben ſo ſicher wie dem menſchlichen Scheuſal, das ſich in letzterem Staate unterſteht, den Bierpreis um einen Kreuzer zu erhöhen.

Carne asado, carne frito, carne sancochado[536]), zu drei malen des Tages, ſo beſagt der tägliche venezuelaniſche Küchenzettel und mit größter Strenge werden deſſen Vorſchriften innegehalten, denn gewiß iſt es daß ohne die tägliche Sancoche, wie die platanos asados, ein geborener Venezuelaner ſchwerlich exiſtiren kann, ſeine Exiſtenz wenigſtens als eine verfehlte betrachtet.

Mit Fleiſch alſo und dazu gehörigen ñemas fritas[537]) und frijoles wurde ebenfalls hier der Hunger geſtillt und dann erſt ging es an das Geſchäftliche, das darin beſtand, mit meinen zwei Reiſegefährten einen guten Arriero mit mehren Mulas im Orte aufzuſuchen, um die zur Reiſe nöthigen Cargas zu transportiren.

Der Ort Naguanagua beſteht aus ungefähr hundert Häuſern, durch die drei gerade Straßen, die von einigen kleineren rechtwinklig durchſchnitten werden, ſich ziehen, in deren Mitte die ziemlich weite plaza[538]) ſich befindet, an welcher die in ſpaniſchem Style erbaute Kirche liegt. Eine ſchöne Palme[539], ziert

die Mitte des viereckigen Platzes und dunkle Mangos, gleich Pappeln pyramidenförmig aufstrebende Sauses[540]) und dunkelgrüne, steife Narranjas[541]), Chinas[542]) und Limazas[543]) werfen ihren dichten Schatten über die weißen Wände und rothen Ziegeldächer der Häuser, während üppige Gebüsche fiederblüthiger Astromerias[544]), Granados[545]) mit leuchtenden Scharlachblüthen, des Onoto[546]) mit großen rosa Doldenblüthen, die hinter den Häusern gelegenen Gärten zieren und großblättrige Parchas[547]) mit ihren prachtvollen Blüthen und melonenähnlichen Früchten an den Verandas emporklimmen und die Dächer derselben völlig mit ihrem schönen Grün überziehen.

Das Geschäft mit einem Arriero war bald abgeschlossen und zum nächsten Morgen die Abreise von hier bestimmt.

Einen kleinen Abstecher nach dem nahe gelegenen Orte el Botucal machend, dessen Gegend durch ungemein große Fruchtbarkeit des Bodens sich auszeichnet, bewunderte ich eine ungemein kleine Stachelpalme[548]), die auf einem dünnen, rohrartigen stachligen, höchstens 6 Fuß hohen Schafte eine Menge kleiner, zierlich gekrümmter Wedel, und ovale, braune Früchte von Saubohnengröße trägt. Sie steht in kleinen Gruppen, die einen gemeinsamen Wurzelstock haben und ähnelt einer Piritu en miniature; sie scheint nur allein in dieser Gegend wie in dem nahen Thale von San Diego, wahrscheinlich auch in den anderen Thälern des südlichen Theiles der Küsten-Anden von Venezuela vorzukommen, da ich sie anderswo in diesem Lande nicht angetroffen habe.

In die Posada von Naguanagua zurückgekommen, war es bereits dunkel.

Die zahlreichen Caballeros und Señoritas hatten längst den Ort wieder verlassen, nur einige Neuangekommene, die wie ich hier zu übernachten gedachten, schaukelten sich in den Hängematten der Sala und des hinter dem Hause befindlichen kühlen

Corridors. Eine Menge Volks beiderlei Geſchlechts und des verſchiedenſten Alters ſtand, wie es ſchien, in eifriger Erwartung in den an den Nebengebäuden ſich hinziehenden Gallerien.

Bereits war ich im Begriff, mich nach der Urſache des Auflaufes zu erkundigen, da wurde ich mit einem Male auf die ſchauderhafteſte Weiſe an die Scene von heute Morgen in der Pulperia erinnert.

Wie die Trompetenſtöße in Meyerbeer's „Robert der Teufel" in der auf dem alten Kloſterkirchhof ſpielenden Scene, ſo ſchaurig und nervenergreifend erſcholl plötzlich die Trompete des Titerero aus der dunklen Grabesnacht, in welche das zum Schauplatz erwählte Zimmer im Nebengebäude eingehüllt war. Die Thür deſſelben öffnete ſich und der noch dunkle Raum empfing die draußen verſammelt geweſene Menge. Ich wartete zuvor das Ende der auf das Erſchütterndſte an die dunklen Pforten des Todes erinnernden furchtbaren Töne ab und betrat erſt dann den Schauplatz der Titeres.

An der Wand mit dem einen Arme, der ein dünnes angebranntes Talglicht hielt, hin und her fahrend, bemühte ſich der, trotz der vielen ſeit dem Morgen genoſſenen Palos, noch nicht hinlänglich ſich erfriſcht habende Titerero, gleich einem vom Winde bewegten ſchlanken Rohre nach allen Seiten ſchwankend, das Licht an die Wand zu kleben, was ihm endlich nach vielen vergeblichen Verſuchen gelang. Dieſem glücklichen Unternehmen folgten noch drei andere ähnliche, die eine geraume Zeit hinwegnahmen.

Das Publikum ertrug den langen Aufſchub geduldig, viele der Señores waren ſicher damit vollkommen zufrieden, indem ſie die edle Zeit, wie die herrſchende Finſterniß wohl benutzten, um mit den Señoritas genauere Bekanntſchaft zu machen. Endlich brannten, zu großem Verdruß der letzteren, die an die Wände geklebten vier Talglichter, wie zwei ähnliche vor dem Kaſten der

Titeres und machten durch ihre helle Beleuchtung den Liebesſpielen des Publikums ein Ende.

Das Marionettentheater war in der Weiſe des engliſchen Punchtheaters und das Süjet des aufgeführten Stückes unbeſchreibbar. Die Hauptſcenen, außer eclatanten Liebesaffairen, beſtanden in Saufereien, die von dem in dieſer Kunſt als Meiſter daſtehenden Titerero in ſeiner Originalſchnapsſtimme abgehandelt wurden, bei anderen Scenen wußte er dagegen ſeiner Stimme eine täuſchende Aehnlichkeit mit den Tönen einer Kindertrompete zu geben, was den andächtigen Zuhörern das größte Erſtaunen über die Modulation der menſchlichen Stimme abzwang.

Das Stück ſollte jedoch nicht zu Ende kommen.

Der Kaſten mit den Titeres wurde plötzlich gewaltig erſchüttert und ſtürzte mit den brennenden Talglichtern nach vorn in den Zuſchauerkreis über, eine auf ihm geſtandene halbvolle Flaſche Aguardiente flog mitten unter das Publikum und parfümirte mit ihrem Inhalte die Köpfe und Geſichter deſſelben. Dem Kaſten nach aber kam in ſeiner ganzen Länge der Titerero geſtürzt, der gleich einem ſterbenden Gladiator, anſtatt des Schwertes ein leeres Schnapsglas in der Hand haltend, durch die Gewalt der vielen Tragos über die Trümmer ſeines Theaters geworfen wurde. Das Publikum entfloh kreiſchend und beendete draußen aus dem Stegreife, bei der Dunkelheit der Nacht, das unterbrochene Schauſpiel.

Ich legte mich bald in meine Hängematte, in der ich fortwährend durch den Lärm einer Menge um die Tiſche verſammelter würfel- und kartenſpielender Caballeros im Schlafe geſtört wurde.

Bereits zur Madrugada[549] war der Arriero Jacinto im Hofe der Poſada beſchäftigt, ſeine ſechs Mulas zu beladen und eine Stunde ſpäter rückte ich mit meinen zwei Reiſegefährten und der unter der Aufſicht von Jacinto und einem braunen Knaben ſtehenden Area aus Nagnanagua, der Stadt Valencia zu.

Die breite Straße führt durch lange Savanen und ist zur Genüge mit Pulperias besetzt, die in geringen Entfernungen von einander stehen. Bedenkt man, daß hier der einzige Landweg von Caracas nach Puerto Cabello, sowie die zwei Hauptstraßen von diesen beiden Städten über Valencia nach dem Innern Venezuela's, die eine nach San Carlos, die andere nach Barquisimeto, Barinas und all den anderen westlich gelegenen Städten des Innern führen, so darf man über die ungemeine Frequenz dieser Straße sich nicht wundern.

Lange Zeit, wohl eine Stunde, reitet man durch die Savane, bis man in die Nähe einer kleinen Ortschaft gelangt, die nach beiden Seiten der Straße einzelne Häuser entsendet, unter denen ein großes steinernes Gebäude, mit daran stoßendem Cocal[350]), die Aufmerksamkeit des Reisenden fesselt. Es ist die Caffeehacienda Cameruco, die sich von der Hinterseite des Gebäudes bis nach dem entfernten Fluße erstreckt.

Das große Cocal liegt am Wege und zeigt deutlich, wie die Cocos nucifera, fern vom salzigen Boden der Meeresküste, ihr Gedeihen nicht findet. Die Wedel der Palmen sehen vergelbt aus und die Stämme zeigen ein kümmerliches, krüppliges Wachsthum. Das zeitweilige Begießen mit Salzwasser ersetzt nicht den natürlichen salzgeschwängerten Boden der Meeresküste, der zu ihrem guten Wachsthum erforderlich ist.

Zwischen den Wohnungen und Conucos zieht nunmehr die Straße bis Valencia sich dahin. Los Cerritos heißt die Vorstadt Valencia's, die man, von Puerto Cabello kommend, zuerst berührt.

Weiße einstöckige Häuser mit rothen Ziegeldächern, in Bauart völlig ähnlich denen in Puerto Cabello und allen anderen venezuelanischen Städten, die, an nur theilweise gepflasterten, rechtwinklig sich durchschneidenden Straßen liegend, in den Vorstädten mit rothbraunen Lehmhütten mit Palmendach, in der Innenstadt oft mit den noch von dem großen Erdbeben vom

16. März 1812 herſtammenden, dicht mit Schlingpflanzen überzogenen Ruinen großer Gebäude, abwechſeln, dies iſt der Haupteindruck, den die Stadt Nueva Valencia auf den Reiſenden macht.

Die Straßen Valencia's laufen ſchnurgerade, kreuzen ſich in rechten Winkeln und eine gewiſſe Anzahl derſelben bilden mit den an ihnen gelegenen Gebäuden große regelmäßige Cuadras[551]).

Einige derſelben ſind ſehr breit, die meiſten aber zeichnen ſich durch die erbärmlichſte Pflaſterung aus, die große Löcher, lange Gräben und Höhlen aufweiſt und den ſie Paſſirenden die intereſſanteſten Beinbrüche in Ausſicht ſtellt.

Die ein regulaires Viereck bildende Plaza mayor[552]) zeichnet ſich unter den anderen geringeren öffentlichen Plätzen durch ihre übermäßige Größe aus, zu welcher die an derſelben liegenden niedrigen Gebäude ſchlecht harmoniren. Die größte, mit zwei ſchönen Thürmen gezierte, noch von den Spaniern erbaute Kirche Valencia's begrenzt zur Hälfte die öſtliche Seite der Plaza, die anderen, an derſelben befindlichen Gebäude ſind allein nur durch ihre Länge auffallend, tragen jedoch zur Zierde des Platzes nicht im Mindeſten bei. Das Schönſte der Plaza iſt ihre Lage, welche die prachtvollſte Ausſicht auf die hohe Kette der Küſten-Anden darbietet. Ein ſchöner Tropenabend, zugebracht auf den, in der Mitte ihrer Gartenanlagen daſtehenden Bänken, mit dem Blick auf die ſchöne erhabene Gebirgskette, bei dem ſanft plätſchernden Geräuſch der aus den nahen Fontainen herabfallenden Waſſerſtrahlen und den entfernten Klängen der Cither oder Guitarre, iſt ſicher einer der größten, reinſten Genüſſe, die man in Valencia haben kann.

Außer der bereits angeführten Kirche weiſt Valencia noch eine Menge anderer ſchöner, von den Spaniern erbauter Kirchen und Klöſter auf, von denen jedoch einige nur noch als Ruinen daſtehen.

Der Fluß von Valencia läuft durch die östliche Vorstadt, die durch eine schöne steinerne Brücke mit der innern Stadt verbunden ist; er mündet in den See von Tacarigua.

Die Stadt weist eine sehr geräumige, in der Zimmermannsarbeit des großen Dachstuhles ungemein wohl construirte Plaza del mercado[553]) auf.

Valencia ist wenig belebt, die geräumigen Gebäude meist nur von einer Familie, oft auch gar nicht bewohnt; die Stadt ist nicht, gleich den Hafenstädten, eine große Handelsstadt; ihr Verkehr beschränkt sich nur auf Transithandel von und nach dem Innern. Eine Menge Plantagenbesitzer des Thales von Aragua, der Ufer des Sees wie der weiten Ebene von Valencia, besitzen große Häuser in Valencia, die sie nur während einiger Monate bewohnen, den größten Theil des Jahres aber mit der Familie auf ihren Haciendas zubringen.

Die Bevölkerung der Stadt ist, wie in allen südamerikanischen Städten, eine sehr gemischte und die farbige Race vorherrschend. Man erblickt hier bei weitem weniger Schwarze und noch weniger Europäer, als in den Küstenstädten. Der kaufmännische Handel ist nicht, wie in letzteren, hauptsächlich in den Händen der Europäer, sondern in denen von Farbigen oder Portugiesen, ebenso wie die niedrigeren Geschäfte und der Landbau von den beiden letzteren Racen, nicht von Schwarzen, betrieben werden. Je mehr man nach dem Innern gelangt, desto mehr verschwindet das weiße und schwarze Element und die vielfachen Abstufungen der Farbigen wie die Abkömmlinge von Indianern treten dafür an dessen Stelle; nur allein die Küstenstädte Venezuela's wimmeln, besonders nach der Aufhebung der Sklaverei, von Schwarzen, die als Lastträger, Karrenführer, seltener als Professionisten, den größten Theil der Bevölkerung dieser Städte bilden. Nur die Fessel der Sklaverei hat sie früher gezwungen, in den Plantagen zu arbeiten; seit sie ihre Freiheit erlangt, haben sie bei ihrem

Hang zum regellosen, umherschweifenden Leben und Nichtsthun dieser Beschäftigung entsagt und sich nach den Hafenstädten gezogen, wo sie beim Laden der Schiffe u. s. w. durch ihre ungemeine Körperstärke, die sie befähigt, schwere Lasten ohne große Anstrengung zu tragen, einen sehr guten Verdienst haben.

Trotzdem verwundert man sich über die Möglichkeit, wie eine so große Menge auf der Straße und in Pulperias herumlungernder, nichtsthuender Schwarzer ihren Lebensunterhalt erwerben und nicht längst schon vor Hunger umgekommen sind; die elende Lebensweise und seltene Genügsamkeit dieses Volkes, das zur täglichen Nahrung mit einigen Platanos sich begnügt, ist wohl kaum die richtige Antwort auf eine solche Frage.

Die Stadt Valencia liegt am Ausgange der südlichen Ausläufer der Küsten-Anden, deren niedrige, kahle Höhenzüge östlich und westlich von der Stadt sich hinziehen, von denen der östliche Zug dicht an der Vorstadt in dem, an der linken Seite, der Straße nach Caracas zu, liegenden Morro de Valencia plötzlich endet, der westliche dagegen noch mehre Leguas, nach Westen zu sich wendend, fortläuft.

Die Straße nach Caracas führt zugleich nach der im Osten der Stadt liegenden und nur dreiviertel deutsche Meilen davon entfernten Laguna de Tacarigua, gewöhnlich der See von Valencia genannt, welche 1332 Fuß über dem Meere liegt, von Ost nach West zehn Meilen lang und von Nord nach Süd zwei, ja mitunter drei Meilen breit ist.

Die Reize seiner malerischen Ufer, die mit Ortschaften und Caffee-, Zucker-, Baumwolle-, Indigo- und Tabakpflanzungen übersäet und im Norden wie Süden von einer langen Kette hoher, zackiger, an die Schweizer Alpen erinnernder Gebirge umschlossen sind, während sie im Ost und West nach herrlichen Thälern und fruchtbaren Ebenen führen, sind schon von A. v. Humboldt mit vielem Recht in seiner unerreichbaren Schreibweise, die eine Schilderung

derſelben von anderer Hand durchaus werthlos macht, gerühmt worden.

Die ſchönſten Gegenden ſind die am nördlichen Ufer gelegenen Orte los Guayos, Guacara mit der Hacienda von Mocundo, San Joaquin, Maracay und Turmero mit ſeinem rieſigen Zamang[554]) del Guayre. Bei dem nur aus wenigen Häuſern beſtehenden Orte Cabrera treten die Ausläufer der Küſten-Anden bis dicht an den See, der hier mit ſeinen ſchilfreichen Ufern, den kahlen, mit grauen Felsmaſſen bedeckten Hügeln, über welche mauergleiche, zerklüftete, ausgezackte Gebirgsmaſſen im Hintergrund in die Wolken ſich erheben, ein getreues Bild der Oede und Verlaſſenheit inmitten der von Ueppigkeit und Leben ſtrotzenden Natur ſchafft.

Die Tiefe des Sees iſt von 12 bis 15, an ſeiner tiefſten Stelle 35 bis 40 Faden, am ſeichteſten aber iſt er am nördlichen Ufer, von wo man weite Strecken in denſelben hineinwaten kann, bevor man zu ſchwimmen nöthig hat. Er ſoll immer mehr und mehr im Zurückweichen begriffen ſein, was man am deutlichſten aus den drei bereits früher erwähnten, eine Viertelmeile von ſeinem weſtlichen Ufer gelegenen, 200 bis 250 Fuß hohen Granithügeln el Cerrito de San Pedro, Caratapona und el Islote, die früher Inſeln des Sees bildeten, erſehen kann.

Die immer mehr und mehr um ſich greifende Cultur des Caffee, der Baumwolle, des Indigo und Zuckerrohrs und das durch die Cultivirung des Bodens bedingte Fällen großer Waldſtrecken in den Thälern von Aragua und an den Gebirgsabhängen hat den Waſſerzufluß, den der See von dieſer Seite, vom Gebirge herab gehabt, ſehr vermindert; die zahlreichen, früher durch Wald geſchützten Gebirgsbäche verdunſten jetzt oft, durch die trocken gelegten, ſchattenloſen Ufer der heißen Tropenſonne ausgeſetzt, bevor ſie ihre Mündung erreichen und geben nicht mehr den dritten Theil ihrer in früherer Zeit gehabten Waſſermenge

an den See ab. Dies ist jedenfalls eine der Hauptursachen der Wasserabnahme des Sees; daß derselbe aber einen unterirdischen Abfluß nach dem Meere zu haben soll, wie die Eingeborenen glauben, ist sicher eine Fabel, da sein Bett dann wohl längst schon gänzlich ausgetrocknet wäre, indem sein Zufluß an Wasser, wie bereits gesagt, nicht mehr die Hälfte so reichlich ist, als er vor funfzig und hundert Jahren gewesen sein muß.

Große Strecken Landes, die früher unter dem Wasser des Sees lagen, sind jetzt trocken und mit Zuckerrohr, Tabak und Bananen bepflanzt und so weicht der See von Valencia von Jahr zu Jahr von seinen früheren Ufern zurück.

Ein Ausflug von der am nördlichen Ufer des Sees gelegenen Caffee- und Zuckerrohrhacienda von Mocundo nach der größten der zwanzig im See gelegenen Inseln, el Burro, gewährt dem Bewunderer der Natur großes Vergnügen.

Mocundo selbst ist reizend gelegen und die saftgrünen Felder des creolischen und otabeitischen Zuckerrohres ziehen sich weit an den flachen Gestaden des Sees hin, während die große Caffeeplantage, überragt von hohen Buscares[***], im tiefen Schatten, dem Urwalde gleich, eine Strecke von der Küste entfernt liegt und bis nach dem Morro von Mocundo sich erstreckt. Die Gebäude der Hacienda sind mehre Stock hoch, im europäischen Style erbaut und mit einem Belvedere versehen, von dem herab man die herrlichste Aussicht auf den See, dessen lachende Ufer und die hohen, ihn von zwei Seiten einschließenden Gebirgsketten hat. Rings um die Gebäude ziehen sich parkähnliche Anlagen, die dem Verehrer tropischer Vegetation ungemein reichen Genuß gewähren.

Die früher auf dieser Hacienda von den canarischen Inseln mit großen Kosten eingeführten Kameele und ihre Nachkommenschaft sind, wohl aus Mangel an gehöriger Pflege, längst schon

verschwunden, obwohl das Volk in dieser Gegend mitunter noch über das seltsame, häßliche Aussehen dieser Thiere spricht.

Schaaren tausender grüner Loros[556]) bewohnen die Buscares der Caffeehacienda und fliegen in dichten Massen unter ohrzerreißendem Geschrei über die Hacienda dahin, den entfernteren Waldungen zu, von denen sie erst kurz vor Sonnenuntergang unter ähnlichem Lärmen zurückkommen.

Graue und weiße Reiher, bunte Wasserhühner, große Rallen und niedliche Spornflügler[557]) beleben die flachen Gestade des schönen Sees und Schaaren von Möven[558]) fliegen heftig kreischend über den glatten ruhigen Wasserspiegel, der nur bisweilen durch ihr plötzliches Tauchen ein wenig bewegt wird.

Eine kleine, dem Menschen ungefährliche Caiman-Art[559]) bewohnt den fischreichen See, der viel Ueberfluß an wohlschmeckenden Fischen, den Guavinas[560]), Bagres[561]) und Sardinas wie an Conchylien[562]) hat; ein dem Proteus ähnliches Reptil, das nach Aussage der das Gestade bewohnenden Leute an einigen Stellen des Sees vorkommen soll, ist mir jedoch nie zu Gesicht gekommen.

Je mehr man im Boote, der Insel el Burro zu rudernd, von den Ufern des Sees sich entfernt, desto mehr tauchen im Norden die hohen Gipfel der Küsten-Anden über die am Ufer entlang sich ziehenden Laubmassen der, die Caffeehacienda von Mocundo beschützenden, Buscares empor, jeder Ruderschlag verändert die Gebirgsscenerie, immer weiter öffnet im Osten sich das schöne Thal von Aragua, immer höher thürmt, nach dieser Gegend zu, die zweite südlich liegende Gebirgskette sich auf und erinnert in ihrer Erhabenheit an die südlichen Gestade des Genfer Sees bei Evian und Meillerie, nur daß ihr die Nadeln und Hörner des Dent de Midi, die beeisten Kuppen des Montblanc fehlen.

Die Bootfahrt von einer kleinen Stunde bringt uns an das Ufer der reizenden, 12000 Fuß langen Felseninsel el Burro[563]),

deren Granitmaſſen dem geſattelten Körper des Thieres, deſſen Namen ſie führt, wohl nur bei größter Imagination des Beſchauers ähneln.

Einige ländliche Gebäude liegen am Fuße der ſpärlich bewachſenen Granithügel und rings um ſie dehnt eine ſorgfältig angebaute Ebene ſich aus. Parkähnlich ſtehen ſchöne Baumgruppen feingefiederter Mimoſen, Cäſalpinien und Jugas, dunkle, tiefen Schatten gebende Mangos, leichtbelaubte Guayabos und mit zierlichen Blattkronen geſchmückte Lechoſas[564]), von denen eine niedliche Zwerg-Art, der Tapaculo[565]), hier wild wächſt, umher und beſchatten die ſaftgrünen Pflanzungen der Tomates[566]), der Berenjena[567]), mit gänſeeigroßer violeter Frucht, des Tabaks und der Zwiebel, die hier vorzugsweiſe gebaut werden und ungemein gut gedeihen.

Eine große Menge Ziegen beleben die Felſenhügel und bilden mit den zahlreichen hier gezüchteten Hühnern den Haupthandelszweig der kleinen Familie von Farbigen, die ein glückliches, abgeſchiedenes Leben auf der lieblichen Inſel führt.

Die Inſel iſt bald durchwandert, an Merkwürdigkeiten des Naturreiches bietet ſie wenig Neues.

Kurz nach der Abfahrt verändert ſich die bis jetzt heiter geweſene Scene.

Große graue Wolkenmaſſen, von Oſten kommend, ſchieben ſich an den Gebirgen hin und hüllen ſie in einen düſtern Schleier, aus dem nur ihre Contouren noch zu erblicken ſind.

Ein ungeheurer Sturm hat ſich erhoben und jagt über den See dahin, deſſen vorher glatter Waſſerſpiegel jetzt mit den hohen, ſich überſtürzenden Wogen, auf denen weißſchäumende Kämme mit Blitzesſchnelle dahinlaufen, dem aufgeregten Meere gleicht.

Das kleine Boot wird auf's Heftigſte hin- und hergeworfen

und läuft große Gefahr, von den Sturzwellen gefüllt, in die Tiefe des Sees hinabzuſinken.

Graue Regenwolken ſchweben vom Gebirge heran und hüllen Ufer und Inſeln in ihren Schleier.

Ein gewaltiger Platzregen überſchüttet den See und droht, im Verein mit den Wellen, das Boot zu füllen, alle Hände ſind in letzterem geſchäftig, das in Unmaſſe hineinſtürzende Waſſer auszuſchöpfen, nur der das Steuer führende Mulatte ſteht ruhig da und ſucht den daherſtürmenden großen Wellen ſo viel als möglich mit dem Boote auszuweichen.

Die in eintöniges Grau gehüllten Gebirge erſcheinen durch den nicht allzu dichten Schleier in Rieſengröße, ſowie der ganze See einer ungeheuren Maſſe ſiedend aufwallenden Bleies gleicht.

Immer wieder ziehen neue Wolkenmaſſen vom Gebirge heran, ein Regenguß folgt dem andern und das Ungewitter hört nicht eher auf, als bis wir glücklich gelandet und in der Veranda des Wohnhauſes der Hacienda im Trockenen ſitzen. — — —

El Burro, la Culebra, Isla de Cura, Chambery heißen die größten der aus dem See emportauchenden Inſeln, alle anderen beſtehen meiſt nur aus gewaltigen Felsmaſſen und nur die unter dem Namen las Aparecidas, ſeit etwa funfzig Jahren durch die Abnahme der Waſſermenge des Sees über die Waſſerfläche hervorgetretene Gruppe flacher kleiner Inſeln, ſind urſprünglich Sandbänke.

Kleine Dampfſchiffe befahren den See und vermitteln die Beförderung der Naturprodukte der an ſeinen Ufern gelegenen Haciendas nach Valencia. — —

Das Klima der Gegend von Valencia iſt ein ſehr geſundes, und es herrſcht hier eine bei Weitem angenehmere, kühlere Temperatur als in den Hafenſtädten Venezuela's, beſonders ſind die Nächte ſehr kühl und das Thermometer ſinkt zu dieſer Zeit mitunter auf 16 bis 18° herab. Trotzdem graſſirte im Jahre 1855

in der Stadt und in den am See gelegenen Ortschaften die Cholera in furchtbarer Weise. —

Nach kurzem Aufenthalte verließ ich mit meinen Begleitern Valencia, um mich nach der drei Tagereisen davon gegen Südost gelegenen Stadt San Juan del Pao, gewöhnlich nur „el Páo" genannt, zu begeben.

Die Vorstadt los Corrales, durch welche man nach dieser Richtung hin Valencia verläßt, zieht sich eine weite Strecke dahin. Lange, niedrige, an unregelmäßigen Straßen gelegene Gebäude, verödete, grasbewachsene Plätze, Häuserruinen, überragt von einzelnen Cocospalmen, endlich eine Reihe vereinzelt stehender Lehmhütten, die in einer breiten, staubigen Straße liegen, bilden diese Vorstadt. Weite viereckige Corrales, zur Aufnahme der die Stadt passirenden großen Menge von Viehheerden bestimmt, stoßen an die Lehmhütten und riesige Mangos und Copeys beschatten die Front derselben, die in der Regel eine Pulperia aufweist.

Vor einer der größeren dieser Hütten steht ein ungeheurer Matapalo[668]), dessen Opfer längst schon von den festumschlingenden Armen des riesigen Parasiten erstickt wurde und der jetzt vergebens strebt, mit seinen nach allen Seiten hin sich windenden Aesten und Wurzeln ein anderes zu erfassen, um es in seine langsam tödtende Umarmung zu ziehen. In hundert der seltsamsten Windungen liegt das vegetabilische Monstrum, seiner Stütze beraubt, halb auf der Erde und erhebt sich dann in merkwürdigen Krümmungen, gleichsam vor Wuth, mit seinen Aesten und Wurzelausläufern sich selbst zusammenschnürend und theilweise tödtend, bis der riesige gordische Knoten nach oben zu allmählich sich lockert und seine kolossalen wagerecht stehenden Aeste nach allen Seiten entsendet, um ein ungeheures Schirmdach glänzender, lederartiger Blätter zu bilden. Der Umfang seines Stammes mit den über der Erde befindlichen in einander verschlungenen, kolossalen Wurzeln beträgt allermindestens 60 Fuß.

Endlich sind die letzten Hütten Valencia's passirt und man tritt hinaus in die weite Ebene. Reges Leben herrscht eben auch auf dieser nach San Carlos führenden Straße, wiewohl lange nicht in dem Maße, als auf der großen Straße von Puerto Cabello nach Caracas.

Arrieros und Ganaderos sind auf der Straße nach San Carlos die Hauptpersonen.

Zur rechten Seite des Weges, in ziemlicher Entfernung, ziehen sich noch eine geraume Zeit die niedrigen Ausläufer der Küsten-Anden dahin, kahle, mit Gras und Steingeröll bedeckte Hügel von denen hier und da dichte dunkle Gruppen stachelblättriger Agaven mit ihren riesigen Blüthenstengeln, aus der Ferne abgestorbenen Kieferbäumchen gleich, in die Höhe starren.

Dürr und trocken ist Alles umher und nur in großen Entfernungen von einander stehen kleine, zum Theil entlaubte, graugrüne Wäldchen. Die ganze Ebene trägt bereits den Charakter der Llanos, nur die hohen, am Horizonte rings umher sich ziehenden Gebirgsketten harmoniren nicht damit.

Nach Verlauf von zwei Stunden gelangte ich in eine kleine Ortschaft, los Sitios, deren nette, weißgetünchte, mit rothen Ziegeldächern versehene Häuschen von einigem Wohlstande der Bewohner zeugen. Hier wohnen meist Ganaderos, welche den Transport der aus den Llanos kommenden Viehheerden von dieser Gegend aus bis nach Puerto Cabello bewerkstelligen. Diese großen Viehheerden werden von den Llaneros[569] bis nach den nahen Orten Tocuyito oder Carabobo gebracht, von wo aus sie von den in dieser Gegend wohnenden Ganaderos zum Weitertransport übernommen werden.

Schöne, pyramidenförmig aufsteigende Sauses, dunkelgrüne, kolossale Mangos mit abgerundetem, dichtem Laubgewölbe, hier und da eine hoch emporragende Cocospalme, mit Gebüschen des herrlichen Paraiso[570], und der fliederblüthigen Astromeria[571])

bilden die Umgebung der Wohnungen. Die unvermeidlichen Pulperias sind auch hier in gewohnter Menge und die gemischtesten Gäste, vom Caballero bis zum Vagabondo, zu finden. Unter letzterem Ausdruck, der in Venezuela auch oft in scherzhafter Weise von anständigen Leuten gebraucht wird, versteht man im strengsten Sinne des Wortes solche Leute, die bei zerlumpter Kleidung nicht einmal im Besitz einer Cobija sind. Eine zerlumpte Kleidung stempelt in diesem Land einen Menschen noch nicht zum Vagabonden, da man sowohl auf dem Lande als auch in den Städten solche oft an Leuten findet, die ihren Lebensunterhalt durch fleißige Arbeit sich erwerben, der Nichtbesitz einer Cobija erwirbt ihm jedoch diesen Titel.

Jeder ordentliche Venezuelaner, reich und arm, zu Pferde und zu Fuß, wird nie ohne Cobija reisen und selbst wenn diese schmutzig ist und in Fetzen hängt, wird deren Besitzer nie zur schlechten Menschenklasse gerechnet werden; der Ausdruck jedoch „el no tiene cobija“[572]) ist stets ein warnender und bezeichnet einen wirklichen Vagabondo. —

Nach einigen Stunden weiterer Reise durch ebene Savane gelangt man in den größern Ort Tocuyito, der von zwei langen Häuserreihen, durch welche die breite Straße führt, gebildet wird. Eine recht niedliche Kirche im spanischen Style steht am Ende des Ortes auf einem großen viereckigen Platze.

Ich logirte in einer größern Pulperia, die ein recht anständiger junger Farbiger, nebenbei auch der Schullehrer des Ortes, besaß, der es sich, da ich einige Tage hier zubringen wollte, angelegen sein ließ, überall in der Gegend mich umherzuführen, wofür mir seine Schüler, die in Folge des seltenen Besuches des „naturalista“ zwei freie Tage erhielten, ohne Zweifel sehr dankbar waren.

Er schien strenge Disciplin unter der ihm anvertrauten Jugend zu führen und das Stöckchen, jedoch nicht von Haselnuß,

sondern ein zäher Bejucostengel[673]), schien, nach den Tönen der menschlichen Stimme, die in ihren verschiedenen Abstufungen vom brüllenden Geheul bis zum halb unterdrückten Schluchzen mir oft genug zu Ohren gelangten, zu schließen, auch hier ganz in europäischer Weise dem fleischigsten Theile des Körpers der schwer lenksamen Jugend applicirt zu werden.

Das nette geräumige Haus, mit kühlem Fußboden von Backsteinen, war mit einer breiten Veranda versehen, die nach dem sehr wohl angelegten und gut unterhaltenen großen Garten führte. Ein kleines Flüßchen wand am Ende des Gartens sich dahin, überschattet von schönen Jamboseu, großen Oleander- und Granatgebüschen.

Der junge Lehrer war ein leidenschaftlicher Jagdliebhaber und sein erster Ausflug mit mir geschah nach einer am Orte gelegenen Caffeehacienda, um Papageien zu schießen. Er stellte mich der Besitzerin der Hacienda, einer Witwe und ihren zwei Töchtern, mit denen er verwandt war, in einer großen Sala des Wohngebäudes, in welcher sie sich in Gesellschaft eines Padre befanden, vor. Letzterer schien, seiner Physiognomie wie seinen Manieren nach, ein echter, verknöcherter Jesuit zu sein und hatte nicht sobald, nach vielen gleich einem Diener der Paßpolizei an mich gerichteten Fragen erfahren, daß ich Protestant sei, als auch sofort jede fernere Unterhaltung stockte und ich durch sein, wie der Señoritas abstoßendes Benehmen veranlaßt wurde, mich bald zu empfehlen.

Ich bin in Venezuela sehr viel mit katholischen Geistlichen, die wohl wußten, daß ich Protestant sei, zusammengekommen und muß gestehen, daß die meisten derselben sehr aufgeklärte, für alle Zweige der Wissenschaft sich interessirende Männer waren, die eine ungemeine Toleranz in Religionssachen an den Tag legten und in meiner Gegenwart es sich nie hätten zu Schulden kommen lassen, mit Spott oder Verachtung die Bekenner einer andern Religionspartei zu behandeln. Der Padre in Tocuyito

machte von dieſen eine Ausnahme und lenkte überdies, wie mir mein Begleiter ſpäter bemerkte, ſeine ihm anvertraute Gemeinde gänzlich nach ſeinem Willen. Tiefer im Innern von Venezuela herrſcht überhaupt noch viel Bigotterie, von der in den bewohnteren, nach der Küſte zu gelegenen Gegenden nicht die mindeſte Spur zu finden iſt. —

Die Jagd auf Loros[574]) fiel bei der großen, auf den Bäumen der Hacienda niſtenden Menge, trotz der Schwierigkeit, ſie zu beſchleichen, ſehr ergiebig aus; mein Begleiter war ein gewandter Jäger, der die Scheuheit und Vorſicht dieſer Vögel zu überliſten verſtand.

Am nächſten Tage unternahmen wir einen Jagdausflug nach einem der großen, in der Nähe des Ortes liegenden, ſchilfbewachſenen Teiche. Reiher, große Schnepfen-Arten, roſarothe Löffelreiher[575]) und Viririenten[576]) belebten in großer Menge die von Gebüſch entblößten Ufer der ſeeartig ausgebreiteten Waſſerfläche.

Da man im tropiſchen Süd-Amerika der argen Hitze wegen der für lange Märſche außerdem durch ihre Schwere ungeeigneten Waſſerſtiefeln ſich nicht bedient, ſo watete ich, nachdem ich Schuhe und Strümpfe am Ufer zurückgelaſſen, barfuß in den Teich hinein, um einige dieſer Vögel ſchußgerecht zu bekommen. Der Eifer der Jagd hatte mich wenig auf meinen Körper achten laſſen, ſo daß ich erſt, nachdem ich einige Beute gemacht und nun nach dem Ufer zurückwaten wollte, heftige Stiche an meinen Beinen fühlte und zugleich ſah, daß meine Beinkleider blutig gefärbt waren. Bei genauerer Unterſuchung entdeckte ich eine ziemliche Anzahl großer Blutegel, die an den Schenkeln und Waden ſich feſtgeſaugt hatten. In größter Eil lief ich an's Ufer und verſchwendete, da mir weder Salz noch Eſſig zur Hand war, mein Pulver, um ſie durch Beſtreuen damit zum Abfallen zu bewegen. Sie ſchienen ſich jedoch wenig um dieſe Aufmerkſamkeit zu kümmern, und um nur ſo bald als möglich von ihnen befreit zu werden, ſah

ich mich genöthigt, sie gewaltsam vom Fleische loszureißen oder mit dem Messer zu durchschneiden.

Ich hatte dadurch alle Lust zur Fortsetzung der Jagd verloren und überdies noch mehre Tage an den, durch das Abreißen der Egel entstandenen, Wunden zu leiden. Trotz der Bitten meines liebenswürdigen Wirthes ließ ich mich nicht länger in Tocuyito halten, sondern reiste am nächsten Tage zum Bedauern der Schulkinder des Ortes, die gern noch einige Tage länger die Freiheit genossen hätten, ab

Am südlichen Ende des Ortes fließt der von den Ausläufern der Küsten-Anden kommende Rio Tocuyito vorüber, der in der Regenzeit oft bedeutend anschwillt und die umliegenden Savanen unter Wasser setzt. Jetzt war er seicht und konnte ohne Gefahr durchwatet werden. Niedriges Gebüsch und dichte Cañales[577]) der hohen herrlichen Caña brava mit Fächerblättern, durchrankt von den hundert Fuß langen, stachligen, mit Fiederwedeln besetzten Stengeln des Desmoncus[578]), bedecken die Ufer.

Wieder geht es in die Savane hinein und einige Stunden in derselben ohne große Abwechselung, als die einiger darin zerstreut liegender Wäldchen, an denen die Straße vorüberführt, fort.

Der nächste größere Ort, den man von Tocuyito in einigen Stunden erreicht, ist Carabobo, an den sich für Venezuela ungemein wichtige geschichtliche Erinnerungen knüpfen.

Es war am 24. Juni 1821, als in der Ebene von Carabobo durch die letzte große siegreiche Schlacht der Venezuelaner unter Simon Bolivar, gegen die Spanier unter den Generalen del Torre und Morales, die Unabhängigkeit Venezeula's von den Spaniern entschieden wurde, in Folge welcher letztere das ganze Land räumen mußten.

Die Provinz, zu welcher Valencia und Puerto Cabello gehören, hat zum Andenken an diese wichtige Begebenheit den Namen

„Carabobo" erhalten, obgleich dieſer Ort ſelbſt ſehr unbedeutend iſt und aus nur wenigen Häuſern beſteht.

„Quando van-a-dar Vms. una accion de la maroma?"[579]) fragten uns einige auf der Straße Begegnende, als ich mit meinen Begleitern in den Ort einzog und ebenſo hörte ich in der Pulperia, wo wir, um uns zu erfriſchen, raſteten, den Wirth unſern Arriero fragen: „es verdad, los Señores son maromeros?"[580]) Ob nun die mit Kiſten beladenen Eſel, unſere Haltung, oder weil wir als anſtändig gekleidete Weiße zu Fuße gingen, die Leute in Carabobo in uns Seiltänzer vermuthen ließen, kann ich nicht behaupten, genug ſie thaten es und ich fand nicht für nöthig, ſie über ihren Irrthum aufzuklären; ſo viel iſt gewiß, daß weder ich noch meine Begleiter ihnen Vorſtellungen im höheren Seiltanzen gaben und daß die in der Pulperia anweſenden Gäſte im höchſten Grade mißvergnügt waren, als ſie durch unſere Abreiſe in ihren Erwartungen ſich getäuſcht ſahen.

Wie überall in der Gegend, beſtehen die Häuſer in Carabobo meiſt in Pulperias, deren Beſitzer bedeutende Einnahmen von den vielen Durchreiſenden haben. Es treffen hier zwei große Straßen des Innern, die von den Llanos des Baúl über San Juan del Páo und die von San Carlos über Tinaco, zuſammen, auf denen, beſonders in der trockenen Zeit, ein überaus reger Verkehr ſtattfindet.

Fortwährend wimmelte es in der Pulperia, in der ich mich befand, von allen Arten Reiſenden und der Wirth, der außerdem eine Matanza[581]) und Hacienda hatte, mußte ſehr bedeutende Einnahme durch den ſchlechten Catalonier Wein, den widerlich riechenden Aguardiente und durch ſein ſohlenlederähnliches carne seca haben.

Bei Carabobo die Hauptſtraße verlaſſend, wandte ich mich nach Südoſt, dem nahen Gebirge, der ſogenanten Galera del Páo, zu. Die Straße dahin iſt bei weitem weniger beſucht, faſt

nur von Ganaderos und Leuten, welche aus dem Baúl Ladungen von carne de Chiguire[382]), getrockneten Fiſchen und großen mühlenſteinähnlichen Käſen nach der Küſte bringen.

Noch vor Sonnenuntergang gelangte ich an den Fuß des Gebirges, das hier liebliche, fruchtbare Thäler, von kleinen Flüßchen durchzogen, bildet.

Mit Vergnügen begrüßte ich alte Bekannte von den Ufern des Yaracui in zwei Palmen, die auch in dieſer Gegend vorkommen, der Palma de vino[383]) und der Palma redonda[384]).

Hin und wieder ſtanden aus geſpaltenem Bambus zierlich errichtete, mit den Wedeln der Attalea gedeckte Hütten, deren braune halbnackte Bewohner meine Karawane mit neugierigen Blicken muſterten. Der einförmige öde Charakter der Savane war verſchwunden, üppige Bäume und Sträucher ſtanden in großen Gruppen überall umher und mit Gebüſch bewachſene Hügel wechſelten mit grasbewachſenen Ebenen.

Es war am ſpäten Nachmittage, als ich eines der vielen, die Straße kreuzenden Flüßchen paſſirend, auf der jenſeitigen Anhöhe den kleinen Ort erblickte, in dem ich zu übernachten beſchloſſen hatte.

Die Gegend trug einen lieblichen Charakter, hohes Bambus und Caña brava wucherten in großer Ueppigkeit an den Ufern des kleinen, aber tiefen Fluſſes, der nicht ohne Schwierigkeit paſſirt wurde. Der Arriero hatte den Eſeln die Laſt abzunehmen und auf ſeinem Kopfe hinüber zu tragen, die Thiere ſelbſt mußten durchſchwimmen. Herrliche Palmengruppen der prachtvollen Palma de vino ſtanden in düſterer Majeſtät auf dem Hügel und ragten mit ihren maleriſch ſchönen Rieſenwedeln hoch in die klare Luft empor; das dunkle Blaugrün der koloſſalen Kronen ſchuf gegen den Goldgrund der Abendbeleuchtung einen überaus prächtigen Effect.

Auf dem Gipfel der Anhöhe, der eine kleine Hochebene bil-

dete, stand das kleine aus wenigen Lehmhütten bestehende Dorf, in welchem zwei Pulperias sich befanden, aus deren einer schaurige Fisteltöne mit obligater Begleitung einer Zither, Trommel und Maracca schallten, wodurch ich veranlaßt wurde, in die andere, etwas entfernt davon gelegene, mich einzulogiren.

Hier war es sehr ruhig und nur einige Schweintreiber, die eine Heerde Schweine aus dem Innern brachten, theilten das Local mit mir.

Der Reisende im Innern von Venezuela muß mit jeder Gesellschaft, die er in den Wirthshäusern antrifft, vorlieb nehmen, sonst wäre er genöthigt im Freien zu logiren und vor Hunger umzukommen, da Niemand bereit sich zeigen würde, dem von der Gesellschaft sich Abschließenden Lebensmittel zu verkaufen. Selbst in den größeren Städten des Innern hält es aus Mangel an Posadas[585]) für Reisende schwer, anderswo als in den von den untersten Klassen besuchten Pulperias ein Unterkommen zu finden, wenn sie nicht durch Empfehlungen oder aus ganz besonderen Rücksichten ihr Logis bei Privatpersonen nehmen dürfen.

Die Hängematte vertritt in Venezuela, wie im ganzen tropischen Südamerika, bei dem Reisenden die Stelle des Bettes und nur ärmere Fußgänger legen sich in die Cobija gehüllt auf die schmalen Bänke oder den bloßen Fußboden der Pulperias.

Sobald nur der Arriero die Esel abgeladen und deren Verpflegung besorgt hatte, eilte er hinweg nach der andern Pulperia, um dem dort stattfindenden Balle beizuwohnen, während ich mich in die Hängematte warf.

Es war noch früh am Morgen, als mich die kräftigen Flüche des mit dem Laden der Esel beschäftigten Arriero weckten, der, nach seinen unsicheren Bewegungen zu schließen, die durchtanzte Nacht durch reichliche Libationen in Aguardiente gefeiert hatte. Am heutigen Tage mußte ein Theil des Gebirges durchwandert werden und ich freute mich sehr auf die kühle Temperatur und

den abwechſelnden Vegetationscharakter der Höhen, der in den Savanen allzu monoton iſt.

Die Galera des Pao bildet das Ende der ſüdlichen Kette der Küſten-Anden, die bei Caracas von der nördlichen ſich abzweigend, an den ſüdlichen Ufern des Sees von Valencia in hohen Gebirgen dahin ſich zieht und hier allmählich mehr und mehr ſich abſenkend, endlich in kleinen Hügeln in die Llanos verläuft. Die höchſten Gipfel der Galera ſind nicht über 3000 Fuß und die Straße nach der Stadt San Juan del Pao führt quer über die niedrigeren Höhenzüge hinweg. Die Berge erinnern wohl durch ihre grasbedeckten Höhen an die Savanenvegetation, ſind jedoch an den Abhängen, in den Quebradas und Thälern mit ſchönen Waldungen bedeckt.

Wenig Leben war auf der breiten, wohl erhaltenen Straße, die in den mannigfachſten Windungen bald über Berge, bald in Thäler hinab führte und nur in weiten Entfernungen vereinzelte Pulperias aufwies. Mitunter paſſirte ich herrliche von Gebirgsbächen durchzogene Wäldchen, in denen der hohe pyramidenförmig emporſtrebende Santa Maria[586]) mit langen, prächtig carmingefärbten, fliederartigen Blüthenriſpen, in leuchtendem Scharlach prangende Buscares[587]), ſilberblüthige Jagrumos[588]), dichtbelaubte, grauſtämmige Copeys, Rieſenſtämme des Algarrobo[589]), bunt durcheinander ſtanden und über und über mit Schlingpflanzen und Carizo[590]), dem kletternden Bambus, behangen waren, welches letztere oft den einzigen Unterbuſch dieſer Wäldchen (ſogenannte Carizales) bildete. Dichte Gebüſche der, durch ihre Blüthen in der Entfernung dem Flieder täuſchend ähnlichen Petrea[591]), orangeroth blühender Lantanen, der mit weißen Blüthen überſäeten Bellermannia[592]), buſchige Strauchfarn[593]), zieren die Ränder des Baches, der mit ſeinem klaren, kühlen Waſſer über die grünbemooſten Felsblöcke unter luſtiger Muſik leicht dahin ſpringt.

Vom höheren Thierleben ist hier wenig zu bemerken, das niedere jedoch ist besonders in den Ameisen, wie überall in Venezuela, reichlich vertreten. Eine größere Menge der schlimmen Vachacos[594]) kann man wohl nirgends im ganzen Lande als hier und in der allein schon dadurch berühmten Ebene von Valencia finden, wo sie im höchsten Grade den Feldbau benachtheiligen, ja ihn an vielen Orten durch ihre grenzenlosen Verheerungen alles Pflanzenwuchses gänzlich verbieten. Die Säuberung des zur Erbauung der Markthalle in Valencia bestimmten, von den Nestern dieser Ameisen occupirten Platzes hat dieser Stadt allein nahe an 1000 Pesos gekostet. — — —

Von Insekten sind die Hymenopteren und Lepidopteren in diesem Gebirge am meisten vertreten; große Eidechsen in den buntesten Farben von Blau, Grün und Gelb huschen zwischen den Felsblöcken umher; eine niedliche Anolisart[595]) sitzt mit aufgeblähtem Kehlsacke, kleineren Insekten auflauernd, auf den schlanken Zweigen des Carizo; hoch über mir kreist ein Paar des buntfarbigen Rey de los Zamuros[596]), höher und höher hinauf in die Lüfte sich schwingend, bis er dem menschlichen Auge entschwunden ist, und braungelbe Coracaras[597]) lauern, träge auf den steifen Aesten der Yagrumos sitzend, auf die ersehnte Beute.

In einem einsam stehenden Hause am Wege die Nacht über zubringend, setzte ich am nächsten Morgen meine Wanderung über die höchsten Pässe der über die Galera führenden Straße fort.

Seltsam schön war der Anblick der rings umher liegenden Gebirgshöhen von dem höchsten Punkte des Passes aus, der über den Gipfel eines hohen Berges führend, eine freie Aussicht nach allen Himmelsgegenden gestattete. Gleich riesigen Zuckerhüten tauchte bis an den fernen Horizont die große Menge der kahlen, der Galera eigenthümlichen Bergkuppen in die Höhe, wie ein rothes Band schlängelte die Straße über einige derselben sich hin und aus meilenweiter Entfernung leuchteten die an derselben

liegenden weißgetünchten, von der Sonne beſchienenen Häuſer zu mir herüber.

Unter mir ſtürzte ein kleiner Fluß donnernd über ſein von Felsblöcken angefülltes Bett dahin, dichter dunkler Wald umgab ihn, welcher höher herauf plötzlich endete und bis zu meinem Standpunkte, dem Gipfel des Berges, in nur mit Gras und Steingeröll bedecktes Gehänge überging. Tief unten über dem bewaldeten Abgrunde, aus welchem dünne blaue Nebel dem dahin ſtürzenden Waſſer entſtiegen, ſchwebten zahlreiche Zamuros in leichtem Fluge und der traurige Schrei der Pereza[598]) erklang aus dem dichten Gebüſch der Cecropien, das eine ſeit Jahren verlaſſene Anpflanzung bedeckte.

Am höchſten Punkte des Weges ſtand ein recht nettes Haus, das mit ſeinen weißen Wänden und rothem Ziegeldache einen freundlichen, angenehmen Eindruck auf jeden in dieſer öden Gegend Reiſenden machen mußte.

Es war eine Pulperia und zugleich das Zollhaus, in welchem von den vorbeipaſſirenden Reitern und Laſtthieren das Wegegeld (peage) erhoben wurde.

Mehre Arrieros mit ihren Arreas[599]) von Mulas waren hier verſammelt und ſtaunten die ankommenden Eſtranjeros und deren, ihnen ſonderbar erſcheinende Carga an; ſie mochten uns wohl auch, wie die Leute in Carabobo, für Schauſpieler oder Seiltänzer halten, ließen aber ihre Vermuthungen nicht laut werden. In dieſen ſelten von Europäern beſuchten Gegenden konnte das Volk nicht begreifen, wie Leute im Lande einzig und allein nur deshalb umherreiſen könnten, um naturwiſſenſchaftliche Sammlungen zu machen; das Sammeln von Pflanzen erklärten ſie ſich dadurch, daß dieſe nach Europa geſandt würden, um ſie als Vorlagen zu den Muſtern zu benutzen, in denen die verſchiedenen bunten Zeuge, die ihnen von da zum Ankaufe zugeſandt würden, prangten.

In dem Gastzimmer des Hauses, das außer einem Tische und einigen Sesseln, wie gewöhnlich in Venezuela, ohne alle weiteren Möbels war, fand ich die Señora des Hauses mit zwei Töchtern und einigen hier rastenden Caballeros, die aus dem Innern kamen und, nach ihren Gesten zu urtheilen, mit den sehr hübschen Mädchen recht intime Bekanntschaft angeknüpft hatten.

Die beredte Unterhaltung stockte bei meinem Eintritt plötzlich und ging in politische Fragen über, mit denen ich von allen Seiten überhäuft wurde.

„Ob General Paëz an der Küste gelandet? die Revolution in Caracas gegen Monagas bereits ausgebrochen? wer der General sei, der sich an die Spitze der Oligarques gestellt habe?" diese und andere Fragen wurden mir in aller Eile vorgelegt, ohne daß ich eine einzige beantworten konnte. Darauf ergossen sie sich in die größten Verwünschungen gegen den Präsidenten Gregorio Monagas und Guzman, wie gegen alle Liberales und waren ungehalten auf mich, als ich ihre Neugierde nicht befriedigen konnte.

Zuletzt schienen sie selbst zu glauben, daß ich ein Spion der Monagistas sei und ich hatte die größte Mühe, sie darüber zu beruhigen und ihnen zu erklären, daß ich mich als Europäer nicht in ihre politischen Angelegenheiten, die mir längst schon zum Ekel geworden seien, mische.

Damit verließ ich das Zimmer und das Haus und ließ den Arriero die Mulas vorwärts treiben, da ich mit diesen Leuten, denen der Aguardiente bereits in die Köpfe gestiegen war und die in diesem Zustande wenig daraus sich gemacht hätten, ohne Weiteres ein Pistol auf mich abzuschießen, nichts zu thun haben mochte.

Nach dem, was ich aus ihren Bemerkungen schließen konnte,

ſchien weiter im Innern das Volk in größter Gährung und ein Aufſtand gegen den Präſidenten Monagas im Werke zu ſein.

Die Straße führte jetzt immer mehr und mehr bergab, zwiſchen großen Chaparrales dahin.

Dieſe Chaparrales werden von mehren Arten der Rhopala, Curatella und Melaſtoma gebildet, die der Savanenvegetation angehören und als Chaparrales weite Strecken überziehen, dabei aber in Gruppen, oder vereinzelt, in gewiſſer Entfernung von einander, wie von Menſchenhänden gepflanzt, daſtehen.

Gegen Abend übernachtete ich in dem aus wenigen Häuſern beſtehenden, am Fuße des Gebirges liegenden Orte los Chaparros.

Ein kleiner Fluß ſtrömte unweit des großen Hauſes, welches die Pulperia bildete, vorüber, deſſen Ufer mit hohen Buscarebäumen, die wahrſcheinlich eine frühere Caffeepflanzung überſchattet hatten, beſtanden waren. Jetzt hingen lange Feſtons des bambusartigen Carizo aus dem dichten Laubgewölbe herab und anſtatt der Caffeebäumchen ſtreckten graugrüne Cardones[600]) ihre dürren, ſtachligen Aeſte und ſteifblättrige Cocuyzas[601]) ihre rieſigen Blüthenſtengel nach dem über ihnen ſchwebenden düſtern Blätterdache hinauf.

Während ich in der ſehr geräumigen Veranda der Pulperia, indem ich meine Hängematte an einige Pfoſten derſelben hing, Anſtalten zum Nachtlager traf und der Arriero die ihrer Ladung befreiten Eſel an den Vorderbeinen feſſelte und frei umherlaufen ließ, damit ſie an den grasreichen Ufern des Fluſſes ihre Nahrung ſelbſt ſich ſuchen konnten, kamen andere Reiſende, einige wohlgekleidete Caballeros mit drei Señoritas, von denen die eine die Mutter der beiden anderen, jungen, ſchönen Damen zu ſein ſchien, bei der Pulperia vorgeritten, um hier eben auch ihr Nachtquartier zu nehmen.

Mein Anerbieten, ihnen die von mir und meinen Reiſe-

gefährten zum Aufhängen der Hängematten gewählten beſten Plätze der Veranda einzuräumen, wurde mit echt ſpaniſcher Courtoiſie ausgeſchlagen, ich löſte jedoch nichts deſto weniger die bereits angeſchlungenen Hängematten, worauf ſie, ebenfalls in ſpaniſcher Manier, von den offerirten Plätzen ſehr gern Beſchlag nahmen.

Man darf in den meiſten Fällen, ſowohl in Venezuela als überhaupt im ehemals ſpaniſchen Südamerika, die höflichen Redensarten nie als im Ernſte gemeint annehmen, ſonſt könnte man leicht den damit Prahlenden in die größte Verlegenheit bringen.

Längſt wäre ich Beſitzer großer Viehheerden, wenn ich alle die Pferde, Maulthiere, Eſel, das Rindvieh u. ſ. w., was mir in Venezuela aus ſpaniſcher Höflichkeit als Geſchenk angeboten wurde, angenommen hätte.

Jede durch Worte ausgedrückte Bewunderung eines Gegenſtandes zieht von deſſen Beſitzer die Redensart „es el suyo“[602]) als Antwort nach ſich, und nur allein auf die laut geäußerte Bewunderung der Schönheit ſeiner Frau oder Tochter wird vom Ehemann oder Vater dies Anerbieten, als allzu riskant, unterlaſſen. —

Auch hier war die erſte an mich gerichtete Frage der Caballeros, wie es am politiſchen Horizonte an der Küſte ausſähe, deren Weiterverfolgung ich durch die Erklärung abſchnitt, daß ich mich für die politiſchen Angelegenheiten des Landes durchaus nicht intereſſire und nicht geneigt wäre, eine Converſation darüber zu führen.

Der ältere der Herren war Beſitzer eines großen Hato[603]) und reiſte mit ſeiner Familie zum Vergnügen nach Valencia und Caracas. Seine ſchönen Töchter waren in einem Kloſter in Valencia erzogen worden und als Venezuelanerinnen recht gebildet.

Neugierig wie die meiſten Venezuelaner, ſchienen ſie ſehr in

Zweifel zu ſein, welchem Stande ich angehöre, bis ſie endlich meinen langen Inſektenkäſcher erblickten, den ſie für eine Prozeſſionsfahne hielten und in den von mir mitgeführten Inſektenkäſten aus Holz geſchnitzte oder in Wachs pouſſirte Heilige vermutheten. Um dieſen heiligen Nimbus von mir abzuſtreifen, öffnete ich einige dieſer mit Käfern und Schmetterlingen angefüllten Käſten, worauf ſie auf den gewöhnlichen Glauben des Volkes, daß ich wohl neue Muſter für Kattundruckereien ſammle, geführt wurden, in welchem ich ſie durch Vorzeigung mehrer getrockneten Pflanzen noch mehr beſtärkte.

Lange ſaßen wir plaudernd und ſcherzend zuſammen, bis der erſte Hahnenſchrei uns in die Hängematten trieb, um wenigſtens einige Stunden ausruhen zu können.

Zeitig am andern Morgen, zu gleicher Zeit mit der intereſſanten Familie, reiſten wir aus der Poſada, entgegengeſetzten Richtungen zu, ab.

Die Galera lag hinter mir und wenn auch die Gegend noch hügelig war, zeigte ſie doch bereits Spuren von Anbau. Kleine Ortſchaften lagen zerſtreut umher und die breite Straße führte durch anmuthige Wäldchen und kleine Pflanzungen von Platanos und Yucas. Die Straße ſelbſt wurde recht belebt und die Nähe einer größern Stadt war ſehr wohl aus allem dieſen zu erkennen, beſonders aber aus den vielen Señoritas, die in ſchwarzer, meiſt ſeidener Kleidung, mit der loſe über den Kopf geworfenen Llorona[604], nach der Stadt zur Meſſe (es war an einem Faſtenſonntage) ritten.

In einer am Wege liegenden Pulperia einkehrend, um mich zu erfriſchen, ſchien mein Arriero mit einem in derſelben befindlichen, zerlumpt ausſehenden, farbigen Menſchen bei einigen Palos Aguardiente ein Freundſchaftsbündniß geſchloſſen zu haben, das ſich ſoweit ausdehnte, daß beim Verlaſſen der Pulperia der

neue Freund den Arriero begleitete und ihm als Treiber der Esel diente.

Auf meine Erkundigung, wie er zur Begleitung dieses Menschen käme, erwiederte mir der Arriero kurz „el es un sabio".

Da die strenge deutsche Uebersetzung dieser Antwort: „er ist ein Weiser" ist und der Mensch nicht die geringste Aehnlichkeit in irgend einer Beziehung mit einem der alten griechischen Weltweisen hatte, im Gegentheile im höchsten Grade verschnapst aussah, so erbat ich mir eine genauere Erklärung.

„El sabe mucho, el sabe muy bien todo el camino del Pao hasta el Baúl!"[605] antwortete mir der Arriero. Die Worte „el sabe mucho" klingen allerdings sehr hochtrabend und lassen auf außerordentliche Fähigkeiten des damit bezeichneten Individuums schließen, sind jedoch ungemein gebräuchlich in dem Munde des gewöhnlichen Volkes und beziehen sich meist auf Fertigkeiten, auf welche von der gebildeten Menschenklasse wenig Werth gelegt wird, wie z. B. das Fechten mit dem Stock, Klimpern auf der Guitarre oder mit der Maracca, Treiben von Eseln, Singen durch die Fistel, u. s. w.

So bestanden auch hier die Fähigkeiten des fraglichen Subjectes nur in der Kenntniß des Weges vom Pao nach dem Baúl und selbst diese bezweifelte ich noch sehr bei ihm. Ich vermuthete sehr stark, daß der Kerl meine Reisegelegenheit benutzte, um nicht allein kostenfrei, sondern sogar noch unter Bezahlung seiner fingirten Kenntniß nach dem Baúl zu kommen, wie sich auch später richtig herausstellte. Der Arriero hatte ihn für die Reise nach dem Baúl als Wegweiser engagirt und ich sollte ihm als „Sabio" im Baúl drei Thaler bezahlen.

Obgleich im höchsten Grade ungehalten darüber, da mir dergleichen Betrügereien öfter widerfahren waren und ich mit solchen Umhertreibern nichts zu thun haben wollte, blieb mir doch nichts weiter übrig, als gute Miene zum bösen Spiele zu

machen, anderenfalls mein Arriero mich zu verlaſſen erklärte, und ſo wurde el Sabio ein Mitglied meiner Reiſegeſellſchaft.

Gegen Mittag überſchritt ich die letzten hügeligen Ausläufer der Galera und ſah in der großen Ebene vor mir die Stadt San Juan del Páo liegen.

Immer reger wurde das Leben auf der Straße, in Menge ſtrömte das Volk zur Meſſe, die eben eingeläutet wurde, nach der Stadt; von den Ortſchaften her kamen braune Señores auf Eſeln reitend, den Kampfhahn, der heut Nachmittag im „gallo“ ſiegreich auftreten ſollte, anſtatt des Geſangbuches unter dem Arme haltend; in ſchnellem Laufe eilten Träger mit einer, in der an eine Stange geknüpften Hängematte liegenden Leiche vorüber, dem cimenterio[606]) zu (es iſt hier ein großer Vorzug, in der Faſtenzeit zu ſterben); in Leder gekleidete, mit Lanzen bewaffnete Llaneros, auf muthigen Pferden ſitzend, trieben eine Heerde zu den heut ſtattfindenden toros[607]) beſtimmter Stiere nach der Stadt und ſchwarzäugige Mädchen, auf trottirenden Eſeln ſitzend, blickten ſchalkhaft unter der ſchwarzen Llorona hervor nach den zu Fuß dahin wandernden Eſtranjeros[608]).

Es war früh am Nachmittage, als ich die Stadt erreichte und, in Ermangelung einer Poſada, in einer Pulperia mich einquartierte.

San Juan del Páo iſt nicht zu verwechſeln mit der unter ähnlichem Namen in den Llanos, in der Provinz Barcelona, an der Straße von Ciudad Bolivar (Angoſtura) nach Caracas liegenden Stadt Concepcion del Pao, gemeinhin eben auch el Pao genannt.

Die hier in Rede ſtehende iſt von geringem Umfange und den Städten des Innern Venezuela's in der Bauart der einſtöckigen Häuſer, den breiten, ſchlecht unterhaltenen Straßen, großen verödeten Plätzen, Kirchen mit Glockenthürmen im ſpaniſchen Style, mit hohen Mauern umgebenen Klöſtern, gleich. Eine, an einem großen viereckigen, mit Gras bewachſenen Platze

ſtehende Kirche hat einen höhern Thurm aufzuweiſen, während an der andern Seite eben dieſes Platzes ein hohes, mehrſtöckiges Kloſtergebäude liegt. Die Vorſtädte ſind denen in Valencia mit den braunen, palmen- oder ziegelbedeckten Lehmhütten und den noch ſchlechteren Straßen ähnlich. Gärten von hohen Sauſes, Mangos und Tutumos[609], mit ſchirmartig ausgebreitetem Laubdach, an den Aeſten über und über mit Orchideen beladen, liegen hinter den Häuſern der Außenſtadt.

Mit Mühe und Noth erhielt ich mit meinen Begleitern, im Hinterhauſe der Pulperia, ein kleines, von Schmutz ſtarrendes Stübchen, das mit ſeinen rohen, rothen Lehmwänden und dem kleinen vergitterten Fenſterloche einem Gefängniſſe täuſchend ähnelte. Nicht der mindeſte Sonnenſtrahl gelangte in dieſe Zelle, und jede vorzunehmende Arbeit mußte unter der, nach dem ſchmutzigen Hofe führenden Veranda, die in ihrer Kleinheit ein würdiges Seitenſtück zu dem Zimmer bildete, auf einem Holzhaufen, der, als Geſchäftszweig der im Vorderhauſe befindlichen Pulperia, ihren ganzen Raum ausfüllte, ausgeführt werden.

Seltene Düfte, wie ſie nur allein im Tropenlande der menſchlichen Naſe geboten werden, von Bacallao[610]), Taſajo und Aguardiente würzten die Luft, drangen in üppigſter Fülle in mein Aſyl und machten ununterbrochenes Cigarrenrauchen zur ſtrengen Nothwendigkeit, was außerdem ſchon durch die, einer ſchwarzen ſchmutzigen Pfütze des Hofes entſteigenden Schwärme von Zancudos bedingt wurde.

Die Stadt Pao bietet für den Reiſenden, der mit dem venezuelaniſchen Leben bekannt iſt, nichts Neues und Intereſſantes; große Stille herrſcht in den Straßen und weder Handel noch Gewerbe blühen hier. Sie liegt viel zu abgelegen von den Hauptſtraßen und ſteht nur mit dem Baúl in einiger geſchäftlicher Verbindung, obgleich der Handel des letzteren Ortes mit der Küſte hauptſächlich die große Straße von Valencia nach San Carlos

berührt. Die letztere bedeutende Stadt, im Westen von Pao gelegen, ist der Hauptsitz des Handels zwischen der Küste und den Llanos der Portugueſa. —

„El Sabio", der hier sein Amt als Cicerone antrat und bereits, in Aussicht auf seine von mir zu erhaltende Belohnung, mehre starke Dosis von Aguardiente auf meine Rechnung zu sich genommen hatte, führte mich in der Stadt umher, zeigte mir alle Merkwürdigkeiten und würzte seine Erläuterungen mit so piquanten Anekdoten aus dem hiesigen Familienleben, daß ich darin Plagiate aus Boccaccio's Decamerone zu erkennen vermeinte.

Gegen Abend begab ich mich nach dem nahen, im Südosten der Stadt vorbeifließenden Rio Pao, um ein erfrischendes Bad zu nehmen. Der Fluß, der unweit des Sees von Valencia am Fuße der Küsten-Anden entspringt und sich im Westen der Galera dahinzieht, hat hier so ziemlich die Breite der Elbe bei Dresden, wird aber wegen seiner geringen Tiefe und der vielen Sandbänke von größeren Fahrzeugen, den Bongos des Apure und der Portugueſa, nicht so weit aufwärts befahren; seine Ufer sind hier nur von niedrigen Gebüschen eingefaßt, aus denen sich hin und wieder kleine Gruppen hoher Bäume erheben.

Eine Menge von Menschen der verschiedensten Klassen badeten sans gêne in seinem gelbbraunen, warmen Wasser; die Señoritas saßen auf Stühlen, in weißen, prall anliegenden Badekleidern, im Flusse, während ihre Caballeros, Cigarren rauchend und nur nothdürftig bekleidet, mit ihnen sich unterhielten.

Das gewöhnlichere Volk sprang im adamitischen Costüm im Wasser umher, tanzte und trieb allerlei Kurzweil, so daß selbst mehre Fische vor Erstaunen darüber hoch aus dem Wasser empor schnellten.

Unter der großen, hier versammelten Menge erinnere ich

mich, nicht einen einzigen Schwarzen gesehen zu haben, dagegen alle anderen dunklen und hellen Farbenabstufungen.

Mein Arriero lud mich nach dem Bade ein, mit ihm einen seiner Bekannten zu besuchen, der eine Pulperia hielt, in welcher heut, trotz der Fastenzeit, ein großer baile[611]) abgehalten wurde und da ich alle Menschenklassen in Venezuela gern gründlich kennen zu lernen wünschte, so fand er mich mit Vergnügen zu diesem Besuche bereit. „El Sabio", jetzt nur noch in der Eigenschaft als „Schatten", lavirte in der Straße hinter uns her; der unbegrenzte Credit, den er als „Angestellter" von meinen Wirthsleuten in Lieferungen von Aguardiente genoß, hatte ihn erschüttert und wankend, glücklicherweise auch stumm gemacht.

Der Tanz war im Freien. Vor dem Hause zogen in bedeutender Breite und Länge Reihen von Pfosten sich dahin, die mit hölzernem, rohen Gitterwerk belegt waren, an denen die breitblättrigen, langen Ranken der Parcha[612]) sich schlangen und oben ein flaches herrliches Laubdach bildeten, von welchem die prächtigen großen Blüthen und melonenartigen Früchte malerisch herabhingen.

Auf leeren Fässern ruhende Bretter vertraten die Stelle der Divans für die Musiker und Tänzerinnen.

Das Orchester bestand aus einer Harfe, Guitarre und zwei Maraccas[613]); der Maraccero war zugleich der Sänger der improvisirten, die Musik begleitenden Arien.

Die Hauptperson dabei ist der Arpista[614]), der einen großen Ruf als Künstler genießt und weit und breit von den umliegenden Ortschaften gesucht wird, um durch die herrlichen Töne seines Instrumentes die Füße der Tänzerinnen, einem Fluidum von Quecksilber gleich, fibriren zu machen. Seine Haltung ist edel, kaum daß er seine Collegen, am allerwenigsten den Maraccero, der, verstimmt durch zu reichlich genossene Palos, sehr oft in falscher Tonart singt und durch seine Dissonanzen die Nerven

des Maëſtro auf's Heftigſte erſchüttert, eines Blickes würdigt; ſeine noblen Bewegungen, mit denen die Hand über die Saiten gleitet, die die ganze Welt verachtenden Blicke, die ſeine Augen ſchleudern, wenn er im Begriff iſt, den Inhalt eines Schnapsglaſes zu leeren, hüllen ihn in einen Nimbus von Größe und Erhabenheit, gegen den ſeine Collegen nur aus Staub und Sand fabricirte ſchwache Erdenkinder ſcheinen. Selten, daß er mit dem Guitarriſten ſpricht, mit dem Maraccero jedoch niemals. —

In lederne Jacke und Beinkleider gekleidete Llaneros, in weiße Hemden und kurze Hoſen gehüllte Peones, Arrieros mit weiten kurzen, an den Knieen mit Bändern geſchmückten Beinkleidern, nackten oder mit enganſchließenden, mit einer Unzahl von Knöpfen beſetzten Gamaſchen, bekleideten Waden und kurzer, bunter Jacke; hübſche braune, ſchwarzäugige Mädchen in heller kurzer Kleidung, weißrothe Blumen in den ſchwarzen, zopfartig geflochtenen oder gelockten Haaren, ſtehen und ſitzen im bunten Durcheinander und warten der Klänge der zauberiſchen Muſik.

Aguardiente, ron ingles, Cocui[615]) und Guarapo wandern aus den Händen der Queridos in die der Queridas[616]).

Ein wollüſtiges Gefühl ſcheint plötzlich die Finger des Arpiſta zu durchzucken, der Geiſt der Muſik elektriſirt ſie und läßt ſie wie ein ſanfter Windhauch über die Saiten des vorſündfluthlichen Inſtrumentes dahin gleiten, daß ſie in Aeolsharfentönen fibriren und ihre Arion's würdigen Klänge in die Ohren der geſpannten Zuhörer ſenken und deren Sinne berauſchen.

Zuerſt einzelne Accorde, dann der plötzliche Uebergang à la Strauß in den eigentlichen Tanz.

Ein allgemeines Hopſen von Seiten der Zuhörer, gleich als würden ſie durch das Horn Hüon's bezaubert, beginnt.

Die Tänze gleichen nicht den europäiſchen Rundtänzen, ſondern werden von den Tänzern meiſt auf ein und demſelben Flecke, die Füße taktmäßig hin- und herwerfend, ſcharrend und ſtampfend,

in die Höhe hüpfend, unter keineswegs decenten Körperbewegungen, ausgeführt, nur in einigen Tänzen, dem Fandango, dem Bolero, dem Zapatero, dem Mari-mari u. ſ. w. bewegen ſich die Tänzer im Raume umher.

Der Maraccero klappert und kreiſcht aus Leibeskräften und beſingt diejenigen der Zuſchauer, von denen er glaubt, ein Trinkgeld zu erhalten; ich wurde natürlich auch in homeriſcher Weiſe, einem griechiſchen Helden gleich, beſungen, wofür er den Ehrentrunk in einem halbzerbrochenen Waſſerglaſe, gefüllt mit widerlich riechendem Cocui, erhielt.

Der Baile endete übrigens in aller Gemüthlichkeit und ohne die allgemeine Prügelei, die bei den Negertänzen in den Küſtenſtädten unvermeidlich und für die Betheiligten die Quinteſſenz aller Vergnügungen iſt.

So herrliche, üppige und dabei doch ſchlanke Körperformen, vereint mit ſchönen Geſichtszügen, habe ich ſelten in ſolcher Menge in Venezuela beiſammen geſehen, als an dieſem Abend in Pao und die graziöſen, ein Uebermaß von Liebe athmenden Bewegungen der Tänzerinnen waren ſehr wohl geeignet, ſogar dem thranigſten Eskimo den Kopf zu verwirren.

Es war am frühen Morgen, als ich nach meiner Wohnung zurückkehrte und nur aus Gewohnheit in die Hängematte mich legte, in der wegen der vielen Zancudos nicht an Schlaf zu denken war. El Sabio war im Tanzlocale, total gelähmt am Körper durch allzu reichliche Benutzung ſeines Credites, zurückgeblieben und dadurch für einen Tag meinen Augen entrückt. —

Nach dem Aufenthalte von mehren Tagen, die ich um mich auszuruhen in San Juan del Pao zubrachte, verließ ich die Stadt und wendete mich der im S.S.W. liegenden Miſſion „el Baul" zu. Ohne große Schwierigkeiten paſſirte ich den Pao vermittelſt einer Furth und betrat ein buſchiges, von großen ſchwarzen Felsblöcken gleich einer Mauer durchzogenes Terrain.

Der Buſch zeigte die Nähe der Llanos an und beſtand aus Bäumen, die nur allein in den dort hin und wieder vereinzelt ſtehenden Wäldchen vorkommen, Bäumen mit graugrünem, lederartigem, glänzendem Laube, Mimoſen und Ingas, Rhopala-Arten und Melaſtomen, untermiſcht mit Gruppen ebenſo dürr und vertrocknet ausſehender Stachelpalmen, Desmoncus und kletternder Bambuſen.

Auf den Drachenblut-[617]) und Topfbäumen ſaßen in Menge paarweis zuſammen, die herrlichen ſcharlachroth und goldgelben Guacamayos llaneros[618]), von den Früchten dieſer Bäume zehrend und erhoben bei der Annäherung unſerer Reiſegeſellſchaft mit heiſerem, krächzendem Geſchrei ſich in die Luft, weit über uns hinweg, in ihrem prachtvollen bunten, grell von der Sonne beleuchteten Federkleide, mit dem langen ſcharlachrothen Schwanze einen wunderſchönen Anblick gewährend. Dieſer Araras kommt einzig und allein in den Llanos vor, in den Küſtenwäldern und der Montaña ſind dagegen nur der gewöhnliche blau und rothe[619]) und der große grüne Guacamayo[620]) anzutreffen.

Lange Zeit ging es in der dürr und vertrocknet ausſehenden Waldgegend fort, ſtachlige hohe Cactus, Agaven und große Bromelien bildeten große dichte Gruppen unter den Bäumen und gleich langen eisgrauen Bärten hing das ſeltſame Bartmoos[621]) von den Aeſten herab, auf denen graugrüne, ſteifblättrige Orchideen in Unmaſſe ſaßen.

Die breite Straße war verſchwunden; von hier in die Llanos führten nur ſchmale Wege, oft Fußpfade, mitunter nicht einmal dieſe und el Sabio, der ſich wieder zu mir gefunden, nachdem er ſehr fleißig ſeinen Credit benutzt hatte, mußte hier ſeine Kenntniß zeigen.

Wiederum fand ich mich am Nachmittag an den Ufern des Rio Pao, der hier eine bedeutende Krümmung machte. Eine ländliche Wohnung lag unweit des linken Ufers, an dem ich mich

mit meiner Begleitung befand und ich ſandte el Sabio dahin ab, um womöglich ein Boot zum Ueberſetzen aufzutreiben. Das Haus war jedoch gänzlich verlaſſen, die Thüren verrammelt und weit und breit am Ufer ein Boot nicht zu erblicken, ſo daß nichts übrig blieb, als die Eſel abzuladen und durch den Fluß ſchwimmen zu laſſen, während ich mit meinen Reiſegefährten, ſo gut als möglich, das Durchwaten deſſelben verſuchte und der Arriero, nebſt dem Sabio und ſeinem Muchacho, die Cargas auf ihren Köpfen nach dem andern Ufer trugen.

Beſſer, als ich gedacht, wurde der Uebergang bewerkſtelligt, und wenn auch mitunter das Waſſer dem Durchwatenden bis an das Kinn reichte und die ziemlich ſtarke Strömung, bei dem trügeriſchen Halt der Füße auf dem ſandigen Bette des Fluſſes, ihn mit ſich zu reißen drohte, ſo hatten wir Alle uns gegenſeitig an der Hand und der Vorderſte den Schwanz des Maulthieres des Arrieros feſtgefaßt und konnten in dieſer Weiſe, mit vereinten Kräften, der Strömung leichter widerſtehen.

Gehörig durchnäßt in den Kleidern, betraten wir Alle glücklich das rechte Ufer und befanden uns nunmehr in den eigentlichen Llanos.

Gewöhnlich wird die von Valencia nach dem Weſten ſich erſtreckende Ebene als der Beginn der Llanos bezeichnet; die ſie einſchließenden und in ihr hin und wieder auftauchenden Höhenzüge und einzelnen Berge ſind aber mit dem Charakter der Llanos unmöglich vereinbar, unter denen man völlige Ebenen, ohne jegliche bedeutende Erhöhungen der Erdoberfläche verſteht, die einem ungeheuren Grasmeere gleichen, aus dem nur bisweilen kleine Laubholzwäldchen oder weit dahin ſich ziehende Wälder von Fächerpalmen auftauchen.

Noch verhinderte ein ſchönes zu paſſirendes Wäldchen die weite Fernſicht, doch bald, voller Erwartung vorwärts eilend,

war auch dies durchſchritten und ich trat hinaus in die weiten, weiten, vor meinen Blicken ſich ausbreitenden Llanos.

Der Anblick, den ich hatte, war, wenn auch nicht ausgezeichnet ſchön, ſo doch ſeltſam und großartig, denn gleich dem glatten ruhigen Meeresſpiegel lag die ungeheure Steppe, aus deren ebener Fläche nur ſelten ein kleines Wäldchen inſelgleich ſich erhob, vor mir da und zog ſich, mit jetzt dürrem hohen Graſe bedeckt, in die unabſehbare zitternde Gluthferne hinaus, bis ſie in dem blaugrauen duftigen Streif verſchwand, der gleichſam Himmel und Erde verband.

Obgleich ich bereits einige der größeren Savanen Venezuela's kennen gelernt hatte, ſtand ich doch völlig überraſcht da von dem großartigen Anblicke der Llanos, nach dem ich ſeit ſo langer Zeit mich geſehnt hatte und empfand bei dem tiefen Eindrucke, den eine ſolche Scenerie durch ihre bewältigende Größe und Erhabenheit auf mich machte, doch auch ein Gefühl der Traurigkeit und Verlaſſenheit.

Gleich als ob dies letztere Gefühl beim Eintritt in dieſe Steppen gedämpft werden möge, erblickte ich in der Ferne das von der Sonne hell beleuchtete Palmendach einer Hütte, auf welche ich meine Karawane losſteuern ließ, da von Wegen, außer ſchmalen, ſich hundertfach durchkreuzenden Pfaden, die das in den Llanos in ungeheurer Menge lebende Rindvieh macht, nicht mehr die Rede war.

Ein Peon[622]) wohnte in der kleinen Hütte, um die herum einige ſehr dürftig ausſehende Platanos mit halb vertrockneten Blättern ſtanden; er gehörte zu einem, einige Leguas entfernten Hato[623]), den wir, wie er ſagte, morgen auf unſerer Reiſe berühren würden; bis auf ein paar kurze Beinkleider ging er völlig nackt und befand ſich hier zur Aufſicht über das Vieh, um deſſen Ueberſchreiten des Fluſſes zu hindern.

Der Gedanke an gute Milch und Käſe, der dem Llanos-

reiſenden unwillkürlich in den Sinn kommt, ließ mich den Mann um dieſe Erfriſchungen gegen Bezahlung erſuchen, der mir eine Tutuma mit lauem gelben Flußwaſſer mit der Bemerkung brachte, daß er ſich ſelbſt nach dem Beſitz der gewünſchten Erfriſchungen ſehne, die aber, da das Rindvieh weit entfernt von hier weide, bei ihm nicht zu haben ſeien, die ich jedoch morgen im Hato erlangen würde.

Mißvergnügt zog ich weiter in die Ebene hinaus.

Am Rande des Horizontes entlang breitete ſich eine weite dunkelblaue Linie aus, die ich beim Näherkommen als eine rieſige Colonne von Fächerpalmen erkannte, welche nur aus einer einzigen Palmen-Art, der Palma de cobija[624]) oder, wie ſie auch genannt wird, Palma de Sombrero[625]), beſtand.

Dieſe Palme tritt nur in den nördlich gelegenen Llanos von Venezuela, bis zum linken Ufer des Orinoco, auf und wird in deren ſüdlicheren Theilen durch die fächerblättrige Moriche[626]) erſetzt. Ich habe die Palma de cobija auch am See von Valencia, bei los Guayos und auf der Galera von San Diego, jedoch nur vereinzelt angetroffen, wo ſie „Parapara", wegen der Aehnlichkeit ihrer Samen mit getrockneten Caffeefrüchten, genannt wird; ſie bildete früher, wie auch A. v. Humboldt anführt, bei der Hacienda von Mocundo und Guacara kleine Wäldchen, iſt jedoch wegen der Brauchbarkeit ihres eiſenharten Holzes dort gänzlich ausgerottet worden.

Einen eigenthümlichen Anblick bietet ein ſolcher Wald von Fächerpalmen dar. Ihre dünnen, eiſengrauen, 40 bis 50 Fuß hohen Stämme ſtehen oft zu vielen Hunderttauſenden bei einander, überwölbt von der runden, vollen Krone großer graugrüner, ſtarrer Fächerwedel.

Die dünnen, ſtachligen Blattſtiele tragen in graciöſer Weiſe die zierlichen fein zugeſpitzten Fächer, die der mit ihnen ſpielende Wind unter eigenthümlichem Geräuſch hin und herfahren läßt;

aus der Basis der Blattstiele herab hängen an der langen Spadix die wenig in die Augen fallenden Blüthen und kleinen Beerenfrüchte.

Die Stämme der jüngeren Palmen sehen unförmlich dick aus, durch die an ihnen viele Jahre stehen bleibenden älteren Blätter und langen spitzen Blattstielreste, die dem Baum ein seltsames, nicht unschönes Aussehen geben, besonders wenn aus den Vertiefungen der Basis der Blattstiele die grasähnlichen Wedel kleinerer Palmen hervorschauen, die aus den, von älteren Palmen in sie herabgefallenen und darin gekeimten Samen, aufgewachsen sind.

Die Palme bietet den Llaneros großen Nutzen, sowohl durch das ungemein harte, der Feuchtigkeit widerstehende Holz ihres Stammes, das für Pfosten, Einzäunungen für's Vieh u. s. w. jedem andern vorzuziehen ist, als auch durch ihre jungen, unentfalteten Wedel, die zur Verfertigung sehr dauerhafter Hüte, wie auch zur Dachdeckung, benutzt werden. Sie wächst ungemein langsam und verträgt sowohl die große Dürre der Llanos während der trockenen Jahreszeit, als auch die zur Regenzeit dort stattfindenden, Monate andauernden, Ueberschwemmungen.

Wegen ihrer weit umher sich ziehenden, nicht allzutief in die Erde dringenden Wurzeln kommt unter ihr, wie bei der Cocos, eine andere Vegetation nicht fort und sie gleicht in ihrem geselligen Zusammenleben und wohl auch in der Monotonie, nicht aber im Charakter, den Nadelhölzern ungemein. Selten nur stehen niedrige Büsche der Chaparros, krüppelhafte Zamangs und dornige Mimosen unter dem wenig Schatten gebenden, weiten Gewölbe ihrer Fächerwedel; öfterer aber klettert ein Matapalo am Palmenstamme, ihn durch die Umschlingung der wurzelähnlichen Verzweigungen seines Stammes in ein weitmaschiges Netz hüllend, empor und hebt sein glänzendes dickblättriges Schirmdach schützend über seinen Ernährer, den er, wegen dessen Eisenhärte, durch seine Umarmung nicht zu tödten vermag.

Gegen Abend erreichten wir einen von niedrigem Gebüſch umgebenen Sumpf, in deſſen Nähe wir das Nachtquartier nahmen.

Die Eſel wurden abgeladen, an den Vorderfüßen gefeſſelt und mochten frei in der Savane umherlaufen, um ſich ihre Nahrung ſelbſt zu ſuchen. Bald brannte ein luſtiges Feuer, an dem el Sabio den Caffee kochte; die Holzſättel der Eſel dienten uns als Kopfkiſſen, auf denen wir, in die Cobijas gehüllt, Cigarren rauchend, bald entſchlummerten.

Zeitig am Morgen ging ich nach dem nahen Sumpf, der ziemlich klares Waſſer enthielt. Eine Menge Waſſervögel ſaßen auf den angrenzenden Gebüſchen: große weiße Rieſenſtörche[627]), mit kahlem, ſchwarzem Kopfe und purpurrothem Halsring, in Venezuela „Garzones soldados“ genannt; weiße Garzettas[628]) mit ſchönen zerſchliſſenen Rückenfedern; die zierliche rothbraune Garza[629]) mit langen ſilbergrauen Nacken- und Rückenfedern; Rallen- und Regenpfeifer-Arten, liefen leichten Schrittes über das ſandige Ufer dahin und zahlreiche Ketten kleiner Viriri-Enten tummelten ſich auf dem Waſſerſpiegel herum.

Bei meiner Annäherung flog die geſammte Vogelwelt unter wildem Durcheinander und kreiſchendem Geſchrei auf, nach allen Richtungen hin; die lauteſten, ſeltſamſten Töne ſtimmte ein Paar der ſchönen ſchwarzbraunen, metallglänzenden, mit orangefarbener Wachshaut des Schnabels gezierten Ibis[630]), welche bisher von mir unbemerkt geblieben waren, an, deren ſchnarrendes, trompetenähnliches, durchdringendes Geſchrei das der anderen Vögel weit übertönte.

An dem Sumpf umhergehend erblickte ich, bei einer Wendung des Ufers, plötzlich eine ſehr große Schlange dicht vor mir am Waſſerrande lang ausgeſtreckt, ſchlafend liegen. Sie war von ungewöhnlicher Größe und Stärke und dies, wie ihr Aufenthalt am Waſſer, ihre braungelbe Färbung mit der dunklen Zeichnung, der ziemlich große hundsähnliche Kopf, ließen mich ſofort erkennen,

daß ich eine Culebra de agua[631]) vor mir hatte. Sie war von 14 Fuß Länge und ihr Körper in der Mitte, wahrſcheinlich in Folge ihres kürzlichen Fraßes, ungemein angeſchwollen.

Leiſe ſchlich ich mich hinweg, in das Gebüſch hinein, um mit dem Machete, den ich ſtets auf Ausflügen bei mir führte, einen langen ſtarken Baumaſt abzuhauen, den ich von ſeinen Zweigen ſäuberte und damit die Schlange über den Hals hieb, ſo daß ihr Rückgrat gebrochen und ſie nicht gegen mich ſich ſchnellen konnte, worauf ich ſie vollends tödtete.

Dieſe Boa-Art iſt in den Sümpfen und Caños der Llanos gewöhnlich und findet ſich bis zur Länge von 20 bis 25 Fuß vor; längere Exemplare giebt es jedoch jetzt wohl noch ſchwerlich, da man ſie, eifriger als früher, ohne Gnade tödtet, wo ſie nur irgend ſich erblicken läßt; ſie ſoll früher öfter in Exemplaren von 30 bis 40 Fuß Länge vorgekommen ſein

Ihr Aufenthalt in Venezuela iſt nur auf die Llanos beſchränkt, während ſie in Britiſch Guyana überall, in Wäldern wie Savanen, allerdings ſtets nur an waſſerreichen Stellen, zu finden iſt und ſich von jungen Rehen, Chiguires[632]), Labas, Agutis, Mäuſen, ſowie auch von Vögeln, ernährt. In den Küſtengegenden kommt ſie nicht vor und die eigentliche Boa[633]), in Venezuela „Traga venado“[634]), vertritt dort ihre Stelle. Letztere iſt Bewohnerin der Urwälder, ganz beſonders aber der ſogenannten trockenen Gebüſche, für die man in Braſilien den Namen „Catingas“ hat, wo ſie ähnliche Lebensweiſe wie erſtere führt, jedoch das Waſſer meidet. Sie erreicht dieſelbe Länge, aber größere Stärke als die andere, iſt jedoch, da gegen ſie, wie gegen alle Schlangen, von den Menſchen ein heftiger Vertilgungskrieg geführt wird, nur noch ſelten in bedeutender Länge anzutreffen. —

Mein Wunſch, die getödtete Schlange mit mir bis zum nächſten Wohnort zu nehmen, um ſie dort abzuziehen, entſprang mehr aus der Freude über das erſte ſchöne, in meinen Händen

befindliche Exemplar derſelben, das ich nicht gern wegzuwerfen, ſondern in meinem Beſitz zu haben wünſchte, obgleich mir der Transport, die Conſervirung und das Trocknen der Haut große Umſtände verurſacht hätten; es war daher ganz in der Ordnung, daß der Arriero, freilich aus anderen Rückſichten, erklärte, eine ſolche Ladung dürfe nie ſeine Eſel beſudeln und es mir als großes Unrecht vorwarf, die Schlange getödtet zu haben, die hauptſächlich zur Erhaltung des hier ſo überaus wohlthätigen Waſſers beitrüge. Inwiefern dies der Fall ſein dürfte, konnte er freilich auf meine Frage nicht beantworten, er hatte es jedoch von Llaneros gehört und glaubte es; damit mußte ich mich zufrieden ſtellen, und ſo blieb die todte Schlange am Sumpfe liegen.

Die Eſel wurden eingefangen, beladen und fort ging die Karawane, nach Süden zu.

Die Savane wurde belebter; Heerden von abgemagertem Rindvieh, untermiſcht mit zierlichen Rehen, lagen im hohen Graſe umher oder ſtanden traurig, mit zur Erde gebückten Köpfen, an dem durch die Savane führenden Pfade und ſchauten verwundert die ſeltene Erſcheinung der vorüberziehenden Reiſenden an; Stiere, mit geſenktem Kopfe und heftig den Boden ſcharrenden Vorderfüßen, erwarteten unter dumpfem Gebrüll die Herankommenden und nur das heftige Geſchrei des Arriero, der auf ſeiner Mula im Galopp ihnen entgegenſprengte und ſie mit ſeiner langen Lanze bedrohte, bewog ſie, von ihrem Angriff abzuſtehen und die ſchnelle Flucht zu ergreifen. Gelbbraune Buccos und ſchwarze elſterartige Anis waren um das Vieh geſchäftig, das hier, ohne Hirten, Jahr aus, Jahr ein, ſein Leben verbringt und in der trockenen Zeit eine ſehr ſpärliche Nahrung in dem dürren Graſe und noch ſpärlicheren Waſſervorrath in den halb ausgetrockneten, tageweit von einander entfernt liegenden Sümpfen und Caños findet.

Gegen Mittag erreichten wir eine ähnliche Hütte als geſtern, die ebenfalls von einem Peon des nächſten Hato bewohnt wurde.

Wie gestern, war auch hier die Nachfrage nach Milch und Käse unnütz, wir wurden damit auf den Hato selbst verwiesen, der wie sich der Llanero ausdrückte „aqui mismo“[635]) sich befände, was, nach meiner, durch die Praxis erlernten Uebersetzung, in Venezuela die Entfernung von 2 bis 3 Stunden bezeichnet.

Und es war auch bereits Nachmittag 3 Uhr, als wir endlich in dem ziemlich großen Hato anlangten.

Das Wohnhaus war ein langes, zur Hälfte aus gespaltenen, in die Erde gerammten Baumstämmen, nur nach hinten zu aus Adobewänden bestehendes, luftiges Gebäude, mit den Wedeln der Palma de Cobija bedeckt. Aus den Stämmen dieser Palme bestand die Einfriedigung des angrenzenden, für einen kleinen Theil der Kühe bestimmten Corrals und zwar in ähnlicher Art als die nordamerikanischen Blockhäuser, durch Uebereinanderlegen der rohen Baumstämme, aufgeführt, die den festen Halt an ihren Enden durch zwei an beiden Seiten aus der Erde hoch emporragende Stämme eben dieser Palme erhielten. Solche Arten Zäune waren in diesem Theile der Llanos die gewöhnlichsten und dauerhaftesten.

Nachdem ich mir die Erlaubniß erbeten hatte, für kurze Zeit in dem Hause rasten zu dürfen, trat ich in den großen Raum.

Der Amo[636]) des Hato war eben Willens auszureiten und nahm sich in seinem leichten Costüm, an dessen Wäsche sicher nicht viel Wasser verschwendet worden war, sehr wenig empfehlend aus; das einzige, was ihn auszeichnete, war ein massiver silberner Riesensporn mit dito Rad, der wahrhaft urweltlich aussah und an den rechten Fuß geschnallt war; ungleich seinen Landsleuten an der Küste, war er sehr karg in Verschwendung von Höflichkeiten.

Ohne von uns weitere Notiz zu nehmen, nahm er seinen mexikanischen Sattel mit der langen Decke von Pferdeschweifen und spitz zulaufenden hölzernen Steigbügeln und ging aus dem

Hauſe, ſein Pferd zu ſatteln. Dann ergriff er einen langen glatten Stab von hartem Holze, befeſtigte die an ſeiner Seite in einer Scheide hängende breite Lanzenſpitze daran, beſtieg ſein Pferd, rief mir Adios zu und ritt davon, gefolgt von einem Peon und einigen braungelben, ſchwarzgeſtreiften, ziemlich großen Hunden.

Im Hintergrunde ſaß die Dueña auf einem mit Fell überzogenen, einfachen Lehnſeſſel und ihre zwei blaſſen, recht hübſchen Töchter ſchaukelten ſich in Hängematten, ohne große Notiz von uns zu nehmen. Indem ich zu ihnen trat und ſie um Erlaubniß erſuchte, daß mein Arriero auf ihrem Herde Mittageſſen kochen dürfe, bat ich ſie, mir womöglich etwas Käſe und Milch zu verkaufen.

„Queso no hay, y por la leche vayan al corral a buscarla,“[637]) entgegnete die üppig gebaute Dueña, die, wie ihre Töchter, ungemein leicht bekleidet war und die ungeheuere Fülle ihres lang herabhängenden, rabenſchwarzen Haares einen Theil der Kleidung erſetzen ließ.

Mein Arriero verſtand den Wink der Dame, nahm eine an der Wand hängende große Tutuma und begab ſich damit nach dem Corral, um einige der eingefriedigten Kühe zu melken.

In kurzer Zeit kehrte er mit der mit Milch gefüllten Tutuma zurück, ſah ſich jedoch bei unſerem heftigen Durſte genöthigt, dieſe agrariſche Beſchäftigung mehrmals zu wiederholen.

Nach geſchehener Stärkung knüpfte ich meine Hängematte an zwei Pfoſten der Wand, um eine kurze Zeit auszuruhen, da Stühle hier zu den Seltenheiten gehörten. Ueberhaupt war von Möbels, außer einem großen Tiſche, hier nicht die Rede; eine Menge großer Tinajas ſtanden, wahrſcheinlich zur Aufbewahrung der Milch, umher und an den Wänden hingen einige lange, mit Feuerſchloß verſehene Flinten und kurze Trabucos, wie auch der Compagnon des ſilbernen Rieſenſporn, ein paar ſchwere ſilberne Steigbügel und der mit dicken ſilbernen Ketten gezierte Zaum des Amo.

So ſchlecht oft die Baulichkeiten der Hatos beſchaffen ſind, ſo überaus einfach, faſt ärmlich in der Kleidung, wie in der Koſt, die Beſitzer der Hatos mit ihren Familien leben, ſo befinden ſie ſich doch meiſtens in größtem Wohlſtande, da ihnen die Viehzucht bei geringen Auslagen, unermeßliche Vortheile gewährt. Das Rindvieh, wie Pferde und Mulas bleiben das ganze Jahr hindurch im Freien, ihr Futter in den weiten Savanen ſelbſt ſuchend, in der trockenen Zeit weit umherſchweifend, in der Regenzeit, durch die theilweiſen Ueberſchwemmungen der Savane, nach den höher gelegenen Gegenden zuſammengedrängt. Die Peones, deren jeder eine gewiſſe Anzahl Vieh unter ſeiner Aufſicht hat, haben täglich umherzureiten, allzuweit verlaufene Thiere zuſammen zu ſuchen, das zum Schlachten wie zum Verſenden nöthige Vieh mit dem Lazo einzufangen und nach dem Corral zu treiben, kürzlich geworfene Kälber und Fohlen nach dem Corral zu transportiren, um ihnen die Marke des Beſitzers in die Haut zu brennen und viele andere dergleichen Beſchäftigungen mehr, wofür ſie einen höchſt geringen Lohn erhalten.

Große Verluſte durch Krankheit oder Ertrinken bei Ueberſchwemmungen kommen ſelten vor: die durch den, in den Llanos häufigen Jaguar, getödteten Thiere ſind bei ihrer Anzahl, die oft ſo bedeutend iſt, daß eine große Menge derſelben nur der Häute wegen getödtet wird, nicht in Anſchlag zu bringen; es giebt Hateros[638], die an 20 bis 50,000 Stück Rindvieh beſitzen.

Die Koſt der Hateros und Peones iſt gleich, ſie beſteht in der Hauptſache in carne seca, ſeltener friſchem Fleiſche, Käſe und Milch, wozu Maisbrod gegeſſen wird.

Durch dieſe kräftige Nahrung und ihre tägliche Beſchäftigung im Freien, die meiſt nur in wildem Umherjagen zu Pferde beſteht, erwerben ſie eine ſeltene Stärke und Gewandtheit und oft habe ich geſehen, wie ſie den Coleadores in den Stiergefechten gleich, im

völligen Carriere den wilden Stier der Llanos bei seinem Schwanze in die Höhe rissen und zu Boden warfen.

Halbnackt, nur mit kurzen Beinkleidern bekleidet, den starken Palmensombrero auf dem Kopfe, die lange Lanze in der Hand, die Soga[639]), womit sie den Lazo nach dem wildesten Stiere werfen, an der rechten Seite des plumpen, hölzernen, mit Leder überzogenen Sattels hängend, jagen sie in den Savanen umher und fürchten nicht ihren Hauptfeind, den Jaguar, den sie mit der Lanze tödten.

Von irgend dem geringsten Grad von Bildung ist bei ihnen nicht die Rede; meist indianischen Ursprungs verleugnet ihr Charakter ihre Abstammung nicht. Jähzornig, rachsüchtig und zum Spiele geneigt, durch die rohe Lebensweise ebenfalls in seinem Benehmen roh geworden, sind dem Llanero jedoch Aufrichtigkeit und Biederkeit nicht abzusprechen, wodurch er sich vortheilhaft von jeder andern ungebildeten Klasse des venezuelanischen Volkes unterscheidet.

Der einzige Luxus des Besitzers eines nur einigermaßen bedeutenden Hatos ist sein Pferdegeschirr; Zügel, besonders die breite Kinnkette wie die großen Ringe, und Sättel sind mit schweren silbernen Verzierungen überladen, Steigebügel und Sporen von massivem Silber, die natürlich nur bei Besuchen größerer Orte angelegt werden, wobei der Hatero in seiner Kleidung ebenfalls eine große Veränderung eintreten läßt und als Caballero auftritt. —

Reichlich erfrischt durch die genossene Milch traten wir die Weiterreise an, nachdem der Arriero der Carga der Esel noch zwei mit Wasser gefüllte Taparas[640]) beigegeben hatte, weil die Dueña ihm mitgetheilt, daß wir auf unserer Tour wahrscheinlich einige Tage nicht Wasser antreffen würden.

Wieder ging es durch halbvertrocknete Grasflächen, reifen

Kornfeldern ähnlich, dahin, an langen Wäldchen der Palma de Cobija vorbei, die hin und wieder mit Chaparrales abwechſelten.

Eine ungemeine Monotonie herrſchte in dieſer ebenen Landſchaft!

Gegen Abend wurde das Nachtquartier, gleich dem vorigen Tage, in der offenen Savane genommen, diesmal leider aber nicht in der Nähe eines Waſſers.

Einige trockene Aeſte der wenigen umherſtehenden Chaparros mußten als Feuerholz dienen und der Caffee wurde nur in ſpärlichen Rationen ausgetheilt, damit wir nicht am nächſten Tage Waſſermangel litten; ſogar die Laſtthiere mußten ihren geringen Antheil an Waſſer aus den Taparas erhalten.

Zeitig am Morgen brachen wir auf, um am Abend noch den nächſten Hato „la Culata" zu erreichen.

Brennende Hitze und noch brennenderer Durſt peinigten mich heute, welcher letztere dadurch vermehrt wurde, daß ich das Bewußtſein hatte, ihn an dieſem Tage nicht ſtillen zu können.

Gegen Mittag zog in einiger Entfernung ein Trupp Maulthiere, geführt von einigen Peones, an uns vorüber, wahrſcheinlich der Stadt San Carlos zu. Lautlos, wie unſere Karawane, wohl auch bedrückt von Hitze und Durſt, zogen die nur mit den Köpfen und Widerrüſten über das hohe Gras hervorragenden Thiere dahin; Intereſſe und Neugierde feſſelte uns bei ihrem Anblick und ihr Auftreten erinnerte mich unwillkürlich an die Aehnlichkeit der ganzen Scenerie mit dem weiten offenen Meere, auf dem die Erſcheinung jedes, ſelbſt in der weiteſten Entfernung paſſirenden fremden Schiffes, dem Seefahrer ein ungewöhnliches Intereſſe abzwingt und ſeinem Gedächtniß als ein wichtiges Ereigniß ſich einprägt.

So auch hier; die geräuſchlos, fern dahin ziehende Menge war eben ſo plötzlich, als ſie aufgetaucht war, dem fliegenden Holländer gleich, in dem höher ſich erhebenden Grasmeere ver-

ſchwunden und die vorige Einſamkeit und Einförmigkeit lagerten wiederum über der öden Landſchaft.

Der große weidenumflochtene, mit Rum, zum Vermiſchen des Waſſers auf der Reiſe, gefüllte Garrafon, der gleich einer großen Glocke auf dem Rücken eines unſerer vor uns her getriebenen Laſteſels prangte und über das hohe Gras hinausragte, diente uns als Leitſtern und ſein Träger trabte recht zufrieden mit ſeiner Laſt dahin, deren Inhalt, anſtatt wie bei den anderen Eſeln, von Tag zu Tag durch Sammlungen ſich zu vermehren, leider immer mehr und mehr dahinſchwand.

El Sabio ſchien ſchon längere Zeit mit ſeiner Sabiduria[641]) über die Richtung des Weges, den wir zu verfolgen hatten, nicht einig zu ſein; eine Menge Viehpfade durchkreuzten die Steppe und endlich ſtanden wir vor einem Chaparral, durch welches nicht die geringſten Anzeichen eines Weges führten. Umſonſt erkletterte er einen der niedrigen Chaparros, umſonſt ſtieg er auf die Carga eines Eſels, um die Gegend zu überſchauen, wir mußten den ſchmalen Pfad eine Strecke zurückgehen und uns in einen anderen gewaltſam hineinarbeiten.

Die Sonne war dem Untergange nahe und noch ſahen wir nicht die geringſten Anzeichen eines nahen Hatos; der Anblick eines Stück Rindviehes wäre von uns als eine freudige Erſcheinung begrüßt worden.

Der Arriero begann auf ſeinen Freund el Sabio zu ſchelten und erklärte, daß er nicht eher ruhen werde, als er den Hato oder irgend ein Waſſer erreicht hätte, um unſeren, ſowie der Laſtthiere Durſt ſtillen zu können.

So ging es in die nun beginnende dunkle Nacht hinein und unter ſpaniſchen Kernſprüchen des Arriero und Sabio fort. An die Verfolgung irgend eines beſtimmten Weges war in der Dunkelheit nicht zu denken. Alles ging den Eſeln, beſonders dem, gegen

den grauen Nachthimmel in ſeiner ſchönen Curvenform dunkel ſich abhebenden Garrafon nach.

Es mochte bereits Mitternacht ſein, die Sterne funkelten heller, das ſüdliche Kreuz ſtand faſt ſenkrecht über uns, als die dunkle Glockenform des Garrafon von einem, vor ihm befindlichen, noch dunkleren Gegenſtande, der plötzlich aus dem hohen Graſe auftauchte, verdeckt wurde, der, näher gekommen, die Form einer Hütte annahm.

Schnell eilte der Arriero darauf zu und pochte an die Thür derſelben um Einlaß. Dieſer wurde ihm nicht gewährt, ihm jedoch geſagt, daß der erſehnte Hato „la Culata" „aqui mismo"[642]) läge, wobei ihm die dahin einzuſchlagende Richtung angedeutet wurde. Waſſer war nicht zu erhalten, da die Bewohner der Hütte, aus Furcht, nicht öffnen wollten.

Das „aqui mismo" war hier im günſtigſten Falle angewendet, denn bereits nach einer Stunde weiteren Vorwärtsbringens erreichten wir den Hato, der in einer Umzäunung von Stämmen der Fächerpalme lag. Große Hunde ſprangen uns unter wüthendem Gebell entgegen, als wir die Einfriedigung überkletterten und uns dem langen, aus Adobe erbauten Wohnhauſe näherten. Der Arriero wie der Sabio wehrten ſie mit ihren Lanzen ab und ich pochte, um Einlaß bittend, heftig an die Thür.

Es dauerte nicht lange, als die Tranca der Thüre weggeſchoben und letztere ein wenig geöffnet wurde, doch ſtatt des erwünſchten Geſichtes eines Peons, ſtreckte Jemand die runde, weite Mündung eines Trabucos heraus und rief mit donnernder Stimme:

„Vayan al momento, picaros, o yo doy un tiro!"[643])

Hier konnte von freundlicher Aufnahme nicht die Rede ſein und ohne alle ferneren Anfragen eilten wir durch den Corral zurück, nach den Laſtthieren, deren Carga der Arriero ablud, während ich mit meinen Gefährten die Hängematten an die

Pfähle des Corrals knüpfte und wir uns hungrig und durstig, auf's Höchste ermüdet, darein legten.

Zeitig am andern Morgen ging der Arriero aus, um in der Umgebung des Hato nach Wasser zu suchen, das in der Regel in deren Nähe sich vorfindet. Er brachte auch bald die mitgenommenen Taparas gefüllt zurück, tränkte seine Thiere und wir brachen sodann auf, ohne von den unfreundlichen Bewohnern des Hato irgend weitere Notiz zu nehmen, wieder fort in die weite ungeheure Ebene, in welcher auch nicht die geringste Bodenerhebung sich zeigte.

So herrlich wie auf dem Meere ist hier der Aufgang der Sonne zu schauen, deren goldener Glutball in seltener Größe erscheint und seine feurigen Strahlen über die weite Einöde sendet. In die schönsten feurig rothen und gelben Farbentöne kleiden sich dann das vertrocknete Grasmeer, wie die Kronen der Fächerpalmen, aber nicht der fröhliche Gesang der Vögel, nicht einmal das Rieseln eines Baches oder das Rauschen eines Flusses begleitet das Erwachen des Morgens; Alles ist still und öde.

Zum Beginn der Regenzeit ändert sich dies wie durch Zauberkraft; die Savane ist mit einem grünen, saftigen Grasteppich bedeckt, aus welchem schön blühende Liliengewächse, Malvaceen, Sensitiven, Salvien, Melastomaceen, Polygaleen und noch viele andere Kräuter und Straucharten mit ihrer Farbenpracht auftauchen, eine Menge Vögel beleben die weiten Flächen und die in frischerem Grün prangenden Fächerpalmen; Colibris schwirren um die Blüthen der Chaparros, Zamangs, Curatellas und Mimosen und eine Menge großer Wasservögel, Flamingos, Löffelreiher, weiße Reiher, Riesenstörche, bunte Wasserhühner, Orinocogänse und Viriri-Enten beleben die nunmehr mit großem Wasserreichthum gesegneten Teiche, Sümpfe, kleine Seen, Caños und größeren Flüsse der Llanos.

Wohlgenährt sind jetzt die zahlreichen Viehheerden der Sa-

vane und die Peones haben nicht mehr nöthig, ſie in meilenweiten Entfernungen aufzuſuchen, denn gewaltige Regengüſſe verurſachen die Ueberſchwemmungen der niedriger gelegenen Savanen und das Vieh drängt ſich auf den hügeligeren Gegenden zuſammen. Wohl mögen hin und wieder einzelne der Thiere ein Opfer der Waſſerfluthen, wie der, in denſelben in ziemlicher Anzahl befindlichen, Caimans werden; gewiß iſt dies aber nicht von ſolchem Belang, als es von früheren Reiſenden geſchildert wurde.

In dem ungeheuren Flächenraume von 17000 □ Meilen, den nach Humboldt die Llanos von Venezuela einnehmen und der, beſonders im Süden, von großen Flüſſen durchzogen wird, finden nur wenige bedeutendere Erhöhungen ſeiner Oberfläche ſtatt und außer der Hügelkette, die, zwiſchen den Llanos von Calabozo und denen des Pao in der Provinz Barcelona, von Südweſt nach Nordoſt ſich hinzieht, und der Hügelreihe, die ich als bei der Miſſion von Baúl am Rio Cojedes vorkommend, ſpäter genauer anführen werde, iſt dieſe gewaltige Fläche, bis auf einzelne kleinere, oft viele Meilen ſich hinziehende, gleichmäßige Erhebungen, die von den Llaneros „Meſas" genannt werden, völlig eben.

Dadurch hauptſächlich unterſcheiden ſich die Llanos Venezuela's von den ebenfalls in ungeheurer Ausdehnung im Innern Guayanas, von den Anden von Neugranada und dem Parime-Gebirge bis nahe zum linken Ufer des Amazonas und des Eſſequibo ſich hinziehenden, Savanen von Britiſch Guyana und den Campos des nördlichen Braſiliens, daß letztere hügeliger Natur und von oft gewaltigen Bergketten, wie denen des Roraima, Pacaraima, Canucu, Acaray und den am Takutu und Rio branco ſich hinziehenden Gebirgen, unterbrochen ſind, überhaupt einen bedeutenderen Waſſerreichthum, durch die Menge großer Flüſſe, von denen ſie durchzogen, aufweiſen. — — —

Merkwürdig ſind die Täuſchungen, zu denen der in dieſen Ebenen Reiſende durch Luftſpiegelungen, die durch die Wirkung der ſcheitelrechten Sonnenſtrahlen auf die übermäßig erhitzte Ebene entſtehen, veranlaßt wird und ſchwer ſind die Diſtanzen der vereinzelt ſtehenden Büſche oder Palmen in der vor ihm liegenden, wüſtenähnlichen Ausbreitung von einander zu beſtimmen.

Gleich der ſanft anſteigenden Lehne eines Hügels oder dem vom Ufer nach dem Horizonte zu anſteigenden Meere, erhebt ſich die völlig ebene Savane vor den Augen des Reiſenden und beſonders am Abend, wenn der ferne Rand der Ebene im dunklen Blau gegen den, von der untergehenden Sonne in feurigem Glanze prangenden, Horizont grell ſich abhebt, iſt dieſe Täuſchung ſo vollkommen, daß man nur ſchwer ſich ihrer entledigen kann. —

Gegen Mittag des heutigen Reiſetages gelangten wir an einige noch Waſſer enthaltende Teiche, die nahe bei einander lagen.

Heerden von Rindvieh ſtanden in träger Haltung in der braunen ſchmutzigen Waſſerfläche und zwiſchen ihnen umher ſpazierten langbeinige Garzas und nacktköpfige Maguaris[644]), die unſere Annäherung nicht abwarteten, ſondern unter lautem Krächzen eiligſt davonflogen.

Mit Begierde füllte ich meine Tutuma mit dem lauen, von den Thieren verunreinigten, braunen, von Characeen durchzogenen Waſſer, ließ es durch ein Tuch laufen und trank es mit demſelben Entzücken, als ich in früheren Zeiten bei dem Genuß einer Flaſche Johannisberger gefühlt hatte. Letzterer hätte hier ſchwerlich den Dienſt geleiſtet, den das, mit ein wenig Rum vermiſchte Waſſer, durch Löſchung des heftigen Durſtes, that.

Nach kurzer Raſt brachen wir auf und traten unſere Weiterreiſe an.

Das hohe Gras war verſchwunden und ein ſandiger Boden gab der Landſchaft immer mehr und mehr den Charakter der Wüſte. Kurze, verkohlte Grasſtummel und ſtachlige Strünke des Paepalanthus[646]) zeigten an, daß hier die dürre Vegetation der Savane von den Llaneros niedergebrannt worden ſei, um ſie dadurch deſto eher zu friſchem Austreiben zu veranlaſſen.

Am ſpäten Nachmittage paſſirten wir einen faſt ausgetrockneten, an 30 Fuß breiten Caño. Seine mit der Ebene in gleicher Linie liegenden Ufer bildeten einen faſt ſenkrechten Abſturz in das 8 Fuß tiefe, ausgehöhlte, lehmige Bett, das etwa 2 Fuß hoch von einem braungelben Waſſer bedeckt war, zu welchem man von beiden Seiten aus durch einen ſchmalen Hohlweg gelangte.

Der Arriero zog ſeine Alpargatas an, ſteckte ein tüchtiges Primchen Tabak in den Mund und bemerkte uns: „Tengan cuidado por estos malditos tembladores, rayas y caribes“[646]), dann ging er durch den Caño, bei jedem Schritt ſeine Lanze vor ſich hin, in das Waſſer ſtoßend, um dadurch die auf dem Boden liegenden Fiſche zu verſcheuchen.

Caños nennen die Llaneros ſowohl die kleinen Nebenflüſſe anderer größerer Nebenflüſſe, als auch die natürlichen, vielfach ſich verzweigenden, durch die Gewalt des Waſſers, zur Zeit der Ueberſchwemmungen in den Llanos, nach und nach gebildeten, oft ſehr tiefen und breiten Gräben, welche einen Fluß mit dem andern verbinden, die Llanos netzartig durchziehen und für die in dieſen ungeheuren Ebenen Wohnenden eine große Wohlthat ſind.

Zur Regenzeit mit Waſſer überfüllt und mit ihrem Ueberfluſſe die Savane weithin überſchwemmend, bergen ſie in der trockenen Zeit meiſt nur einzelne größere Lachen eines lehmigen, ſchlechten Waſſers, ſelten daß ihr Bett, in ſeiner ganzen Ausdehnung, einige Fuß hoch mit demſelben angefüllt iſt.

Dieſe Caños ſind, außer anderen Waſſerbewohnern, ganz

beſonders der Aufenthalt von Caimans, Tembladores[647]), Rayas[648]) und Caribes[649]), doch lange nicht in ſolch' bedeutender Menge, als davon in ähnlichen Reiſen gefabelt iſt, in welchem Falle wohl ſo leicht Niemand lebend dieſelben paſſiren würde.

Der Tembladar, der eine Länge von 7 Fuß, bei einem Umfange von $1\frac{1}{2}$ Fuß, erreicht und in ſolcher Größe allerdings gewaltige, den Menſchen tödtende Schläge austheilen kann, iſt in den Gewäſſern der Llanos weniger häufig und kommt in dieſen ſelten in ſolcher Größe vor, als im Orinoco und in den Flüſſen Guyana's, wo ich ihn öfters in der bezeichneten Länge geſehen habe.

Er iſt ſicher ein gefährlicher Fiſch, der jedoch lebenden Weſen nur dann ſchädlich wird, wenn ſie in ſeine unmittelbare Nähe kommen oder ihn berühren, durchaus aber nicht aus eigenem Antriebe dieſelben angreift; daß ihm in den Llanos ſehr nachgeſtellt wird, iſt gewiß und dies hat wohl auch bedeutend zu ſeiner Verminderung beigetragen; daß er jedoch in dieſen Gegenden vermittelſt in die Lachen getriebener Pferde gefangen und getödtet werde, mag vielleicht wohl früher ein oder das andere Mal paſſirt ſein, iſt aber als allgemeiner Gebrauch durchaus nicht der Fall.

Eben ſo ſchlimm als die Tembladores ſind die Raya-Arten, welche mit ihrem flachen, ſcheibenförmigen Körper platt auf dem Boden liegen und dem ihnen ſich Nahenden oder ſie Berührenden mit ihrem peitſchenförmigen, langen Schwanze, der in einen pfeilförmigen, mit Widerhaken verſehenen Knochenſtachel ausläuft, ſehr empfindliche, ja mitunter tödtliche Wunden beibringen; die heftigſten Krämpfe, beſonders der ſchlimme Tetanus, ſind die Folgen ſolcher Verwundungen.

An der Mündung des Orinoco, bei der Punta Barima, habe ich einſt dieſe Stachelrochen in ſo fabelhafter Menge am Boden des, nur wenig vom Waſſer bedeckten, moraſtigen Ufers erblickt,

daß, da wegen der Seichtheit des Waſſers das Boot nicht dicht am Ufer landen konnte, weder die Mannſchaft noch ich es wagen durften, wegen der Unzahl dieſer Fiſche nach dem Ufer zu waten und wir die Landung ganz aufgeben mußten. Sie kommen eben auch in Menge in den Savanenflüſſen von Britiſch Guyana und des nördlichen Braſilien vor.

Die ſchlimmſten aber, und zugleich gefräßigſten aller dieſer gefährlichen Fiſche, ſind die mit zwei Reihen der ſchärfſten Zähne bewaffneten Caribes[650]).

Dieſe Fiſche, von Karpfengröße, fallen ohne Unterſchied alles Lebende an, was in ihren Bereich kommt und, mit ihrem ſcharfen Gebiß daſſelbe zerfleiſchend, verzehren ſie es in kürzeſter Zeit; ſie greifen Menſchen und Thiere, von letzteren ſogar Waſſervögel und Schildkröten an, deren Füße ſie abreißen. Es iſt deshalb ſehr unvorſichtig, in den Binnen-Gewäſſern des tropiſchen Süd-Amerika, in denen ſie überall vorkommen, zu baden, denn oft ſchon wurden die Badenden einzelner Glieder beraubt, ja ſogar größere Körpertheile derſelben von den, im Nu in Maſſen ſich verſammelnden, Fiſchen völlig zerfleiſcht und abgefreſſen; ſie fallen ſelbſt ihre eigenen, durch Zufall verwundeten Kameraden an und freſſen ſie auf, was ich öfters ſelbſt beobachtet habe. Einem meiner Hunde biſſen ſie, beim Durchſchwimmen des Fluſſes Rupununi im Innern von Britiſch Guyana, den langen ſtarken Schwanz dicht an der Wurzel ab und wagen ſich ſogar an Caimans, deren Zehen und Schwimmhäute ſie abreißen.

In Britiſch Guyana ſind ſie unter dem Namen „Pirai", in Braſilien als „Piranhas" ebenſo allgemein gefürchtet. — — —

Das Durchwaten der Caños ging ohne alle Störung vorüber und wir ſchritten einer am jenſeitigen Ufer liegenden Hütte zu, um welche mehrere Platanosſtämme und Capſicumſträucher, ein ſeltener Anblick in dieſen Einöden, ſtanden.

Ein alter, halbnackter Mann saß vor der Thür der Hütte und flocht eine Petaca[651]) aus Lederriemen; scheu sah er uns an und erwiederte alle unsere Anfragen wegen Lebensmitteln mit dem steten Bemerken: „Mi hijo no esta en casa, esta rodeando!“[652]), selbst als wir ihn um die Richtung des einzuschlagenden Weges fragten.

Der arme Mann schien bereits kindisch zu sein, die stete Einsamkeit mochte ihm wohl noch mehr, als sein Alter, dazu verholfen haben.

Lange Zeit den Lauf des Caño verfolgend, da el Sabio total unnütz sich zeigte, hielten wir es insgesammt für gerathen, die Nacht am Wasser zuzubringen und erst am Morgen uns wieder in die dürre Ebene hinein zu wagen. Obgleich der Zugang zum Wasser wegen der überall steilen Ufer den Thieren unmöglich gemacht war, wurde ihnen doch das Wasser in reichlichem Maße vermittelst der Taparas zu Theil und wir Menschen labten uns heut an einem, von diesem Wasser und Rum fabricirten, steifen Grog.

Am andern Morgen uns beim Aufbruche, in Bezug auf den einzuschlagenden Weg, nach der Sonne richtend, marschirten wir den Tag über flott nach Süden zu. El Sabio, der von uns nunmehr als überflüssiges Anhängsel betrachtet wurde, hielt sich jetzt stets in weiter Entfernung von uns, um die pikanten Aeußerungen des Arriero über seine seltene Kenntniß des Weges nicht zu hören.

Die Scenerie war völlig der des vergangenen Tages ähnlich, nur daß wir heut den ganzen Tag über kein anderes Wasser als das, von uns in den Taparas vom Caño mitgenommene, erblickten. Die große Hitze und Einförmigkeit der Landschaft ermüdeten im höchsten Grade.

Kurz vor Sonnenuntergang wurden wir durch den Anblick einer in nicht großer Entfernung gelegenen Hütte überrascht,

die wir beim Näherkommen völlig unbewohnt fanden. Sie war ziemlich groß, aus Adobe aufgeführt und ihre Thüröffnung mit Palmenstämmen versetzt, die sich ohne Schwierigkeiten hinweg nehmen ließen. Ein großer, wohlerhaltener Corral stieß dicht an sie und wir vermutheten, daß er zum Nachtquartier für die Viehheerden bestimmt sei, welche von den Ganaderos aus dem Innern nach der Küste transportirt werden.

Ein eigenes Mißgeschick traf uns hier.

Während der Arriero mit dem Abladen der Cargas beschäftigt war, warf sich der, seiner Carga noch nicht entledigte Esel, welcher den Garrafon Rum, wie die zwei mit Wasser gefüllten Taparas trug, mit seiner Last auf die Erde, um sich seiner Gewohnheit nach umher zu wälzen. So schnell wir auch hinzueilten, um Unglück zu verhüten, war dies doch bereits schon erfolgt. Der Garrafon, wie die beiden Taparas, waren zerbrochen und deren Inhalt am Boden ausgegossen. Wäre der Garrafon nicht fest auf den Sattel geschnürt gewesen, so hätte vielleicht noch einiger Rum gerettet werden können, so aber war Alles verloren. El Sabio, der, ohne dem Arriero beim Abladen hilfreiche Hand zu leisten, auf der Umzäunung des Corrals saß, sprang beim Beginn des Unheils augenblicklich von da herab und eilte, seine Tutuma in der Hand, nach dem zerbrochenen Garrafon, um womöglich noch einige Tropfen seines Lieblingsgetränkes aufzufangen, was ihm auch wider Erwarten gut gelang. Schon war die Tutuma zur Hälfte gefüllt, als ein heftiger Schlag von der Hand des Arriero ihm diese, mitsammt dem stärkenden Inhalte, in's Gesicht schleuderte und ein anderer nicht minder kräftiger Stoß derselben Hand ihn zu Boden warf. Jetzt folgte eine sehr rohe Prügelscene, bei welcher el Sabio im größten Nachtheile war, da ihm die Schärfe des, in die Augen gedrungenen Rums, dieselben nicht so bald zu öffnen erlaubte; erst nachdem der Arriero seine Wuth gekühlt und mit größter Ruhe

in ſeiner Arbeit des Abladens fortfuhr, kam el Sabio wieder in Beſitz des Sehvermögens und entledigte ſich nun eines Stromes von Schmähungen gegen ſeinen frühern Freund, der von dieſem jedoch gänzlich ignorirt wurde. Hätte der Vagabond dem Arriero beim Abladen beigeſtanden, ſo wäre Alles dies vermieden worden und wir hätten nicht den halben Garrafon Rum und, was hier noch weit ſchlimmer zu entbehren war, die zwei Taparas mit Waſſer verloren! Jetzt konnten wir die Nacht, und vielleicht noch den ganzen morgenden Tag über, Durſt leiden.

Im höchſten Grade mißgeſtimmt hingen wir die Hängematten an die Einfriedigung des Corrals und aßen als einzige Nahrung hartes, trockenes carne seca und eben ſo beſchaffene Caſſave.

Bereits nahe daran einzuſchlafen, hörte ich aus einiger Entfernung das Wiehern und näher kommende Hufſtritte von Pferden und bald tauchten aus dem Dunkel der Nacht mehrere Reitergeſtalten auf, welche an unſere Lagerſtätte herangeſprengt kamen.

Beim Scheine des Feuers erkannte ich ſechs, in kurze weiße Beinkleider und die übergeworfene Cobija gekleidete, mit dem Trabuco und der Lanze bewaffnete Männer. Sie boten uns, die wir bei ihrer Annäherung aus den Hängematten geſprungen waren, buenas noches[653]), ſprangen von ihren Mulas, entſattelten ſie, ließen ſie, um ſich ihr Futter ſelbſt zu ſuchen, laufen, hingen ihre Hängematten an den Corral und ſetzten ſich, ihr Nachteſſen von carne seca und Arepa verzehrend, in dieſelben. Der Inhalt einiger mit Waſſer gefüllten Taparas, die ſie mit ſich führten, wurde vertheilt, und wir waren ſehr erfreut, ebenfalls einen reichlichen Antheil davon, ſowie von Cumanacoacigarren, von denen ſie einen guten Vorrath mit ſich führten, zu erhalten.

Es waren Ganaderos, die eine Heerde Vieh nach San Carlos gebracht und ſich jetzt auf der Rückreiſe nach ihrer Heimath, der Miſſion des Baúl, befanden.

Mit Vergnügen erfuhr ich, daß wir morgen in der Miſſion anlangen und ſie uns dahin begleiten würden.

Freilich hatten wir, durch die Unkenntniß des Sabio, den rechten Weg vom Pão nach dem Baúl verfehlt und waren in die mehr weſtlich gelegene Straße von San Carlos nach der Miſſion gekommen, was jedoch kein bedeutender Umweg war.

Vor Freude wurde dem Sabio von mir verziehen, der ſeinerſeits wiederum dem Arriero die von ihm erhaltene Tracht Schläge verzieh und mit ihm ſich an's Feuer ſetzte, um welches die Ganaderos bereits ſich niedergelaſſen hatten. Würfel und Karten wurden aus den Hüten, zwiſchen deren Futter ſie verborgen geweſen, hervorgeholt, die Cobijas auf den Boden ausgebreitet und ein eifriges Spielen begann, wobei Maiskörner die Stelle des Geldes vertraten, um im Baúl gegen letzteres ausgewechſelt zu werden.

Als ich am frühen Morgen erwachte, fand ich die ganze Gruppe noch auf's eifrigſte mit Karten- und Würfelſpiel beſchäftigt und hatte wiederholt zur Abreiſe zu mahnen, bevor ſie ſich entſchloſſen, damit ein Ende zu machen.

Mulas und Eſel wurden auf der Savane zuſammengeſucht und beladen und bald nach Sonnenaufgang reiſten wir von dem einſamen, verlaſſenen Platze ab.

Die Ganaderos, denen die langſamere Reiſe mit uns wohl etwas zu langweilig ſein mochte, ritten bis auf einen jungen hübſchen Mann, der ſich gern mit mir über Naturwiſſenſchaft, ſoweit als ſein geringes Wiſſen reichte, zu unterhalten ſchien, voraus.

In der Nähe eines Caño angekommen, an welchem große Strecken mit hohem Rohr und vereinzelten Fächerpalmen bedeckt waren, befand ſich eine Heerde von einigen 50 Stück Garzones ſaldados[634]), deren weißes Gefieder ſchon aus weiter Ferne ſichtbar war.

Der junge Ganadero, wie es ſchien ein eifriger Jäger, bat

mich ungemein, ihm meine Doppelflinte zu einem Schuß zu leihen und dem Arriero Halt gebietend, schlich ich mich mit dem jungen Manne nach den Garzones hin.

Obgleich diese Vögel ungemein scheu sind, konnten wir sie doch, durch die Höhe des Rohres und der Palmenstämme verdeckt, wohl beschleichen und der erste Schuß meines Gefährten streckte einen derselben nieder, während der zweite, von mir abgefeuerte Lauf, einen anderen flügellahm schoß.

Letzterer bemühte sich zu entfliehen und ich eilte nach ihm hin, ihm den Garaus zu machen. Doch noch bevor ich ihn erreichte, kam er gegen mich, in voller Wuth heftig klappernd und mit dem großen spitzen Schnabel nach mir hauend, angerannt, so daß ich mich, da ich fürchtete, bei meinem gegen ihn geführten Hiebe mit der entladenen Flinte, deren Kolben zu zerbrechen, gezwungen fand, zu retiriren und erst dann ihm die Stirn zu bieten, als ich in Besitz eines am Boden liegenden, langen, vertrockneten, aber zähen Blattstieles der Fächerpalme kam, mit dem ich ihn nach einigen heftigen Schlägen tödtete.

So scheu diese großen Störche sind, so furchtlos und wüthend greifen sie ihren Verfolger an, wenn sie von ihm in die Enge getrieben oder verwundet werden, ihre Größe ermöglicht es ihnen, ihre gefährlichen Angriffe mit dem kolossalen Schnabel stets nach dem Kopfe des Menschen zu richten; selbst im gezähmten Zustande sind sie leicht in Wuth zu bringen, und dann, durch das Hacken mit dem Schnabel, ebenso gefährlich, als im wilden.

Die zwei ungemein schweren Riesenvögel wurden dem Esel, der einst die kostbare Last des Garrafon getragen, aufgeladen und vorsichtig durchschritten wir das seichte braune Wasser des ziemlich breiten Caño.

Eine seltene Ueberraschung und Freude wurde mir jetzt in der Erscheinung einer am fernen Horizonte auftauchenden Reihe blauer Hügel, die mir bereits schon von der Galera del Páo als

graue Punkte in der vor mir liegenden ungeheuren Fläche der Llanos gezeigt worden waren. Damals, als ich in die Ebene gelangte, bald wieder verſchwunden, blieben ſie es bis heut, wo ſie, in ſchön duftig blauer Färbung, über die völlig ſchnurgerade Linie, welche die Grenze des Himmels und der Erde beſtimmte, allmählich ſich erhoben.

Es war die Serrania[655]) del Baúl und hinter derſelben lag die Miſſion.

Ein freudiges Gefühl ergriff mich beim Anblick der längſt erſehnten Gegend, Hitze und Ermüdung wurden vergeſſen, Alle verdoppelten wir unſere Schritte, ſelbſt die Eſel thaten ihre Freude durch einen allgemeinen Schrei kund und trabten dann noch einmal ſo ſchnell dahin. Nach Verlauf von zwei Stunden gelangten wir an einen ſchönen Fluß, den Rio Tinaco, der dem Rio Päo an Breite wenig nachſtand.

Nur in aller Eile labten wir uns an dem ziemlich klaren, reinen Waſſer und verſuchten dann ſofort den Uebergang deſſelben, den wir glücklich, obwohl mit vielen Schwierigkeiten und den Umſtänden des Abladens der Eſel, bewerkſtelligten, denn am jenſeitigen Ufer lag, von einem kleinen Wäldchen und Anpflanzungen umgeben, ein großer, aus mehren Gebäuden beſtehender Hato, der Hato „Ave Maria“. —

Mit Vergnügen raſteten wir bei den freundlichen Bewohnern deſſelben einige Stunden und wurden hier, zum erſtenmale in den Llanos, durch Erfriſchungen von Butter, Käſe und Milch wahrhaft erquickt.

Ein liebliches Mimoſen- und Ingawäldchen lag in der Nähe der aus Adobe erbauten Gebäude und großblättrige Platanos, Lechoſas und Mangos umgaben dieſelben. Am Ufer des Rio Tinaco zogen hohe Cañales[656]) ſich dahin und Conucos von Mais und Yuca dehnten ſich hinter den Gebäuden nach dem Wäldchen zu aus.

Im Hintergrunde, über das dunkle Wäldchen, erhoben sich die nahe gelegenen, röthlich violeten Berggipfel und der blaue Wiederschein des Himmels in dem gelblichen Wasser des Flusses, schuf die prachtvollsten grünen Lasurtöne.

Ein großer Fluß bringt stets Leben, selbst in die ödeste Landschaft, dies zeigte sich hier recht deutlich, denn ohne diesen wäre das Ganze nur eine wüste Savane der Llanos gewesen.

Nur ungern schied ich von dem freundlichen Hatero und seiner Familie, nachdem ich versprochen, auf der Rückreise längere Zeit bei ihnen zu verweilen.

Bald nach dem Verlassen des Flusses wurde die Landschaft wieder so öde als vorher, sogar womöglich noch mehr, als wir uns dem Fuße der Hügelkette näherten. Gleich frischem Sturzacker, jetzt aber von der Sonne fast zu Stein erhärtet, lag das von jeder Vegetation entblößte, wahrscheinlich durch die Ueberschwemmung des Flusses in der Regenzeit aufgerissene Erdreich, in weiter Ausdehnung vor uns und kühlte bei dessem Ueberschreiten unsere Freude sehr bedeutend ab, während es, durch die uns verursachende Anstrengung, den Schweiß in doppeltem Maße aus allen Poren trieb und die Füße im höchsten Grad ermüdete. Die Esel schwankten über diese holperige Fläche gleich einem von den Wellen hin und hergeworfenen Schiff und tief auf athmeten wir alle, als wir diese einstündige Qual hinter uns hatten und bergan stiegen. Die nicht über 800 Fuß hohe Serrania, die wir in der Quere überschritten, zeigte in ihrem Aussehen viel Aehnlichkeit mit den niederen Bergen der Galera del Pão. Grasabhänge, vom Abbrennen des Grases schwarz gefärbt und mit grauen Felsblöcken in Unmasse bedeckt, weite Strecken mit vereinzelt stehenden Rhopalas und Curatellas bewachsen, in den Thälern kleine Mimosenwäldchen oder lang dahin sich ziehende Reihen von Fächerpalmen, einzelne rothbraune, lehmige Barrancas[637]) mit schwarzbraunen Conglomeratblöcken an

deren Fuße, Alles ohne jede Spur von Waſſer, das iſt der Charakter der Serrania del Baúl. Zwei Stunden gebrauchten wir, um uns, bald aufwärts, bald abwärts kletternd, durch dieſe Bergreihe zu winden, bis wir endlich die letzten der Hügel überſchritten und zur Rechten wieder die weite Ebene vor uns erblickten, während zur Linken der Weg dicht an den Bergen hin ſich zog.

Dabei wechſelte die Vegetation auffallend; hübſche Gebüſche von Mimoſen, Ingas, Sapindus, Guayabos und vielen anderen Bäumen, zwiſchen denen bisweilen eine Gruppe von Stachelpalmen ſichtbar wurde, begrenzten den Weg zur Rechten und bildeten die Uferwaldung eines kleinen Fluſſes, der in ihnen dahin ſich ſchlängelte, während zur Linken die rothbraunen, mit einzelnen Rhopalas beſtandenen Hügel, in den ſonderbarſten Formen ſich erhoben.

Es war ein liebliches Landſchaftsbild, intereſſanter gemacht durch die längere Entbehrung jeglicher ſchönen Scenerie.

Wie von der Hand des erfahrenſten Landſchaftsgärtners angelegt, im parkähnlichen Style, prangten hier die herrlichſten Baumgruppen, mitunter ſich öffnend und einen wunderſchönen Blick auf den klaren Waſſerſpiegel des Fluſſes gewährend; durch ſie hindurch wand ſich die breite, gut angelegte Straße. Weiter und weiter traten die Laubpartien vom Wege zurück, je mehr dieſer vom Fluſſe ſich entfernte, große Conucos wurden ſichtbar, dann einzelne am Wege ſtehende Landhäuſer mit ihren Bewohnern und zuletzt ein großer breiter Strom, mit einer auf beiden Ufern liegenden Häuſermenge.

Es war vier Uhr Nachmittags, an einem Sonnabend, als wir uns gegenüber der Miſſion el Baúl, von der wir durch den ziemlich bedeutenden Rio Cojedes getrennt waren, befanden und in einer am linken Ufer gelegenen Pulperia einſtweilen einkehrten,

um uns zu erfriſchen und die nöthigen Vorbereitungen zur Ueberfahrt nach dem andern Ufer zu treffen.

Eine ungemein intereſſante und belebte Scenerie bot ſich meinen Blicken dar.

Der Ort, wo ich mich befand, beſtand aus einer Menge Häuſer, meiſt Pulperias, die durch den weißen Anſtrich der Adobewände, wie ihre rothen Ziegeldächer, einen recht freundlichen Anblick gewährten. Vor ihnen dehnte ein großer freier, von einem rieſigen Tamarindenbaume theilweiſe beſchatteter Platz, bis zum Fluſſe ſich aus, an deſſem hier flachen Ufer eine Menge Bongos, Barcas, Curiaras, und wie die kleineren Fahrzeuge alle heißen, lagen. Hinter den Häuſern erhoben ſich kahle, nur hier und da mit einzelnen Gebüſchen beſetzte Hügel, von deren einem ein ſchöner klarer Bach über ſein felſiges Bett munter herabſprang, um die koloſſale Tamarinde in ſeinem eiligen Laufe durch anmuthiges Murmeln zu begrüßen und dann ſchnell in den gewaltigen Fluß zu rinnen.

Eine ſeltſame Staffage boten die felſigen Ufer des Baches, vom Gipfel bis zum Fuße des Hügels, meinen Augen, in einer fortlaufenden Reihe weißgekleideter, gleich der keuſchen Diana hochaufgeſchürzter Wäſcherinnen, junger und alter, dar, die gleich Orgelpfeifen, eine über die andere ragten und einander auf den Köpfen zu ſtehen ſchienen. Unter dem Tamarindenbaume herrſchte ungemein reges Leben, Verkäufer von friſchem und getrocknetem Fleiſche, Chiguire und Fiſchen, von Früchten, Caſſave, Mais, hatten hier ihre Waaren theils aufgehängt, theils auf am Boden ausgebreiteten Matten liegend, feil; Arrieros, unter ihnen auch der meine, warteten mit den ihrer Carga befreiten Laſtthieren, im Schatten des Tamarindo, auf die Barca vom jenſeitigen Ufer, um die am Boden hochaufgethürmten Cargas nach der Miſſion zu ſchaffen; Paleros mit Geſchirren, lebenden Papa-

geien, Affen, Hühnern ſtanden in ähnlicher Abſicht umher, kurz, das Ganze bot das Schauſpiel einer ſehr belebten Marktſcene dar.

Llaneros, Ganaderos, Hateros und Peones in ihren maleriſchen Trachten, hatten ihre Pferde oder Mulas an die Fenſtergitter der Pulperias angebunden und ſtanden in den Lokalen ſelbſt, um ihre Lieblingsgetränke, Guarapo und Rum, zu ſich zu nehmen.

Die Ankunft meiner Karawane, der drei Eſtranjeros mit langen Bärten und weißen Geſichtern, mit Flinte und Säbel bewaffnet, die Eſel mit ihrer Ladung von Kiſten und den zwei Rieſenſtörchen, dem faſt ſchwarzen Arriero, erregte große Aufmerkſamkeit unter dem hier verſammelten Volke; drohende Blicke wurden uns von einzelnen der braunen Caballeros zugeworfen und wiederholt hörte ich den Ausruf: „Son Monagistas! al diablo con las espias!“[658]) die ich mir natürlich nur durch die herrſchende revolutionaire Stimmung der Llaneros gegen Monagas erklären konnte.

Ich warf den Kerls nicht minder böſe Blicke zu und begab mich mit meinen Gefährten in eine der größten belebten Pulperias, wo wir ebenfalls unter den hier anweſenden Caballeros großes Aufſehen erregten. In paßpolizeiähnlicher Manier, jedoch in höflicher anſtändiger Weiſe, ſuchten der Wirth, wie einige der wohlgekleideten Llaneros, den Grund unſeres Beſuches der Miſſion zu erfahren, den ich ihnen auch ohne Weiteres mittheilte, ſowie die kurz zuvor gehörten, gegen uns gerichteten Bemerkungen.

„Vms. son Oligarcas?“[659]) frug mich einer der Caballeros.

„Si, Señor, somos amigos del general Paëz!“[660]) antwortete ich.

„Entonces esta bueno y no tengan cuidado, todos aqui somos los mismos![661]) Viva el general Paëz!“ entgegnete er und ſtürzte ſein Glas Rum mit Waſſer hinunter.

Und „viva el general Paëz!“ brüllte das verſammelte Volk

in der Pulperia, wie draußen auf dem Platze und ich und meine Gefährten thaten daſſelbe.

Dies war meine Einführung beim Volke vom Baúl, wodurch ich vielen unangenehmen Auftritten, die mir ſonſt, bei der ſtarken revolutionairen Gährung der Bevölkerung, während meines hieſigen Aufenthaltes leicht hätten gefährlich werden können, aus dem Wege ging.

Bald darauf ließ ſich el Sabio, den ich nach dem über dem Fluſſe liegenden, großen Orte geſandt hatte, um für uns ein Logis zu miethen, in einem durch Freude und die Gewalt einer Anzahl genoſſener Tragitos Rum aufgeregten Zuſtande, vor meinen Augen erblicken und theilte mir mit, daß er ein ſchönes Quartier bei einer Familie „muy honrada y decente“[662]) für mich gemiethet und mich recht bald dorthin begleiten wolle. Vorher jedoch ſtürzte er aus reinem Vergnügen, daß ich die Gegend ſo ſchön fände, noch einige Rum die Kehle hinunter und taumelte dann mit mir ab.

Die lange und breite Barca, zum Ueberſetzen nach dem andern Ufer, lag bereit und wir alle ſtiegen in dieſelbe, die bereits von Paſſagieren überladen war. Meine Mitpaſſagiere waren eine große Anzahl der, auf dem Hügel beſchäftigt geweſenen Wäſcherinnen, die mit ihrer Wäſche nach der Miſſion zurückkehrten und jetzt ſogar noch ihrem Diana-Coſtüm treu geblieben waren, welches mir erlaubte, die intereſſanteſten Beinſtudien zu machen. Es waren unter ihnen recht ſchöne, üppig gebaute, braune Mädchen, die mich die beſte Meinung von den weiblichen Schönheiten des Baúl faſſen ließen.

Die Laſtеſel, wie die Mula des Arriero, mußten das jenſeitige Ufer ſchwimmend zu erreichen ſuchen, was wegen der vielen im Fluſſe ſich aufhaltenden Caimans allerdings riskant war; bei der belebten lärmenden, unausgeſetzten Paſſirung des Fluſſes, durch mit Menſchen gefüllte Boote und hindurchſchwimmendes Vieh,

war jedoch ein Angriff dieſer Reptilien auf die Laſtthiere nicht zu fürchten.

Einen ſchönen intereſſanten Anblick gewährte von hier das vor mir liegende, rechte Ufer des Rio Cojedes.

Aus dem leicht gekräuſelten, gelblichen Waſſerſpiegel des raſch dahinſtrömenden Fluſſes, ſtieg das rothbraune Lettenufer ſteil empor und trug auf ſeiner Höhe, die wohl 25 bis 30 Fuß betrug, einen dichten Saum von Gebüſchen ſchöner Mimoſen, Cäſalpinien, Jugas, Guayabos, Cluſien und anderer dick- und glänzendblättriger Pflanzen.

Nur allein vor mir, wo der Rio Cojedes in einem vollkommenen rechten Winkel von Weſt nach Süd ſich wendet, hat, durch die plötzliche Wendung des Stromes, die Gewalt des Waſſers die Steile des Ufers gebrochen und allmählich nur ſteigt es vom Waſſerſpiegel aus, nach der flachen Ebene hinan, auf welcher die Miſſion el Baúl liegt, die hinſichtlich ihrer Größe, wie der Bauart ihrer Häuſer, allen anderen Städten des Innern von Venezuela gleicht.

Ein reges Leben herrſchte auch hier, am Landungsplatze des rechten Flußufers und bald waren wir von einer Menge braunen Volkes umringt. El Sabio erläuterte, ähnlich dem Erklärer in einer Menagerie, dem Volke den Grund unſeres Auftretens und führte außerdem jeden Einzelnen von uns namhaft an, deſſen Eigenſchaften in's ſchönſte Licht ſtellend, wobei ihm jedoch öfters die Stimme verſagte und er durch räthſelhafte Geſticulationen den Redeſatz weiter führte. Am Ende brüllte er: „Viva el general Paëz“, mit ihm das ganze Volk und wir machten uns das Vergnügen, in dieſen Jubel mit einzufallen. Hohe Fiſteltöne, Geſchrei, wie das Knallen und Ziſchen einer Unmaſſe Triquitraques[663] folgten dem Toaſtrufen und dann erſt befreite uns das Volk von ſeiner Gegenwart und zerſtreute ſich nach dem Ufer hin.

Das Haus, in welches mich el Sabio führte, lag zum An-

fang einer breiten, ſehr langen Straße unweit des Ufers und war von bedeutender Länge, wiewohl nur, gleich allen anderen Gebäuden, einſtöckig. An der hinteren Seite zog eine breite Veranda ſich die ganze Länge des Hauſes entlang, welche der Hauptaufenthalt der Familie war. Sämmtliche Zimmerthüren öffneten ſich nun in dieſe Veranda, durch welche man, vermittelſt eines in der Mitte des Hauſes befindlichen Thorweges, in das Haus eintrat.

Die Familie, bei welcher el Sabio uns einquartiert hatte, ſchien wirklich muy honrada y decente zu ſein und beſtand aus einer ältlichen Dame mit ihren zwei Töchtern, deren älteſte jedoch bereits die 30er Jahre überſchritten, die jüngſte aber, Mariquita, ein bildſchönes Mädchen von 15 Jahren, mich ſehr bald mehr als alles Andere des ganzen Baúl intereſſirte und feſſelte.

Zwei große helle Zimmer wurden mir und meinen Gefährten in dem Hauſe eingeräumt, deren eines wir mit zwei noch jungen Creolen theilten, von denen der Eine, etwa 25 Jahr alte, der Vorgeſetzte des Anderen, etwa 20 Jahr alten, zu ſein ſchien. Beide waren ungemein zuvorkommend gegen mich und ſchienen einen ziemlichen Grad von Bildung zu beſitzen; der ältere ſtellte ſich mir als Señor Caſtillo, der jüngere als Sr. Martinez vor.

Hinter dem Hauſe befand ſich ein ſehr großer freier, umzäunter, von einigen Gebäuden, die ebenfalls meiner Hauswirthin gehörten, begrenzter Platz; es ſchien eine ſehr wohlhabende Familie zu ſein, bei der ich wohnte, die außerdem noch einen großen Hato am Rio de la Portugueſa beſaß. In der Mitte des Platzes ſtand eine in dieſer Gegend ſehr ſeltene Erſcheinung, eine an 80 Fuß hohe Cocospalme, im beſten Wachsthume und reich mit Früchten beladen. Es war dies der von der Küſte entfernteſte Ort[664]) im Innern des tropiſchen Süd-Amerika, an welchem ich je eine Cocospalme erblickt habe und wenn ich bereits bei Nueva Valencia dieſe wahre Küſtenpalme von minder kräftigem, geſunden

Wuchſe fand, ſo nahm es mich Wunder, als ich hier, inmitten der Llanos, eine ſolche im ſchönſten Wachsthum erblickte.

Meine Rieſenſtörche ließen mich nicht zur gewünſchten Ruhe kommen und ich benutzte die wenige Zeit bis zum Abend zu deren Conſervirung; ihre fleiſchigen, der Hülle befreiten Körper, trug el Sabio unter dem lauteſten Halloh der verſammelten Volksmenge nach dem Fluſſe und übergab ſie den Fluthen.

„Vm. parece Indio!“ ſagte die reizende, meiner Beſchäftigung neugierig zuſchauende Mariquita und wies auf meine Arme. Sie hatte nicht Unrecht, denn bei dem zu dieſem Geſchäft nöthigen Aufſtreifen der Hemdärmel, differirten auffallend die ſchwarzbraun gefärbten, während der Reiſe der heißen Sonne ausgeſetzt geweſenen Hände von der Weiße des ſtets bedeckt geweſenen Oberarmes, ſowie der Nacken, der an Röthe dem purpurnen Halsringe der Rieſenſtörche nichts nachgab.

Ich beruhigte ſie darüber, um bei ihr nicht als ein ſeltſames Specimen eines Indianers zu gelten, obgleich ſie ſelbſt ihrer gelblichweißen, ſammetnen Haut, dem ſchönen kühn geſchnittenen Profil ihres Geſichtes, den dunklen feurigen Augen und rabenſchwarzem Haar nach, ein wenig Indianerblut in ihren Adern führte.

Es iſt eigenthümlich in Süd-Amerika, daß die Männer von weißer Hautfarbe vom farbigen und ſchwarzen weiblichen Geſchlecht, vor denen ihrer eigenen Farbe, begünſtigt werden, in den meiſten Fällen wird, unter den Nebenbuhlern eines farbigen Mädchens, nur allein der Weiße triumphiren, auch wenn er an Schönheit oder Reichthum den anderen nachſteht. —

Beim Abendeſſen wurde ich durch die vorzüglich gekochten, vielerlei Gerichte überraſcht, die von verſchiedenen europäiſchen Delicateſſen, als Sardinen, Prünellen, in Eſſig conſervirten Früchten, Oliven, u. ſ. w. begleitet wurden und mit einem ausgezeichneten Dulce von Guayabas endeten.

Die Miſſion von Baúl hat ihren Namen von dem, an allen

Seiten von Flüſſen, dem Rio Tinaco, Rio Pao, Cojedes und Portugueſa, umzogenen Landſtrich, auf welchem ſie liegt und der durch ſeine, ein längliches Viereck bildende Form, einem Koffer, im Spaniſchen „baúl“ genannt, ähnelt.

Der an der Vereinigung des Rio Tinaco mit dem Rio Cojedes gelegene Ort iſt von ziemlicher Größe und beſteht hauptſächlich in zwei langen, breiten, ſchnurgeraden Straßen, an welchen die im ländlichen venezuelaniſchen Styl erbauten, weißgetünchten Häuſer liegen, von denen ein großer Theil Pulperias ſind.

Der Handel des Ortes, ſowohl nach San Fernando de Apure als auch nach der Küſte zu, iſt lebhaft und wird mit letzterer in Rindvieh, Käſe, getrockneten Fiſchen und Chiguire betrieben; letztere beiden Artikel werden beſonders zur Faſtenzeit in großer Menge, weit und breit im Lande umher, verſandt, da dem Venezuelaner das Fleiſch des Chiguire[665], als Faſtenſpeiſe zu eſſen erlaubt iſt, das, weil es meiſt im Waſſer lebt, von den Geiſtlichen zu den Fiſchen gerechnet wird, mit denen es freilich nur, ſeines Aufenthaltes wegen, eine Aehnlichkeit hat.

An zwei Seiten vom Fluſſe umgeben, der grade hier eine entſchiedene Wendung von Weſten nach Süden macht, zieht der, auf einer ziemlichen Anhöhe gelegene Ort, in einer Reihe maleriſcher Hütten und Baulichkeiten, am Fluſſe ſich entlang. Große lange, mit halbrundem Palmendach verſehene Bongos, die vom Apure bis hierher, den Rio de la Portugueſa aufwärts, kommen, liegen am Flußufer und ihre indianiſche Mannſchaft iſt geſchäftig, die Ladung an getrockneten Fiſchen und Fleiſch am Ufer aufzuhäufen.

Mit Menſchen überfüllte Boote, die unausgeſetzt von einem Ufer nach dem anderen fahren, Heerden hindurchſchwimmender Rinder, Pferde, Mulas und Eſel beleben den Fluß, aus welchem, weit entfernt von dem Geräuſche der im Waſſer umhertummelnden Menge, hin und wieder die hechtartige Schnauze

eines Caimans auftaucht, der, langsam durch's Wasser streichend, eine Untersuchungsreise nach dem jenseitigen Ufer ausführt.

In Menge stehen am Ufer Gruppen brauner bärtiger Llaneros beisammen, lebhaft gestikulirend und mit heftig erregter Stimme ihre revolutionairen Ansichten den Umstehenden kundgebend; ihre weiße kurze Jacke über dem blaugestreiften Hemd, die kurzen weißen, blaueingefaßten und am untern Theile aufgeschlitzten, mit Schleifen und Bändern versehenen Kniehosen, die engen bis zu den Knöcheln herabreichenden Unterhosen, geben den Llaneros einen leichten, frivolen Anstrich, der ihrem ganzen Charakter völlig angemessen ist.

So überaus fruchtbar auch die Gegend um die Mission am Flusse entlang aussieht, so herrscht doch bereits schon in der geringen Entfernung von einer halben Meile von dem Orte und dem Flusse, der echte Charakter der Llanos in der Landschaft wieder vor, so daß von bedeutendem Feldbau hier nicht die Rede sein kann.

Der älteste der beiden jungen Männer, Señor Castillo, mit dem ich das eine der im Hause meiner Wirthin befindlichen Zimmer theilte, schien eines der Häupter der gegen die Landesregierung gerichteten Verschwörung zu sein und hielt sich bereits seit einigen Monaten hier auf. Er war den ganzen Tag über mit Briefschreiben beschäftigt und hielt Abends in einem, am Ende des Ortes gelegenen Hause, heimliche Versammlungen ab, denen die Noblesse der Mission beiwohnte. Wahrscheinlich auch in Angelegenheiten der bald auszubrechenden Revolution, sandte er den jüngeren Sr. Martinez nach dem Apure ab, der zu dieser Reise eine militärische Uniform, in weißem Rocke mit scharlachrothem Kragen und Aufschlägen, sich hatte machen lassen; eine gleiche Uniform, jedoch mit mehr Auszeichnungen, hatte auch Señor Castillo parat liegen.

Ich mischte mich jedoch nie in seinen revolutionären Schwindel

und er war viel zu gebildet, als daß er mir seine Ansichten aufgedrungen hätte; nur gab er mir den Rath, während meines Aufenthaltes in der Mission und überhaupt in den Llanos, zu jetziger Zeit jedes Zeichnen von Skizzen zu vermeiden, damit das ungebildete Volk mich nicht für einen Spion halte, wodurch mir leicht große Unannehmlichkeiten erwachsen könnten[666]).

Mit der Vertreibung der Spanier hat auch dieser Ort seine Bedeutung als Indianer-Mission verloren, überhaupt giebt es hier nichts mehr zu bekehren, da alle Bewohner des Baúl schon längst civilisirt und Bekenner des Christenthums sind.

Eine Unmasse Hatos besitzt die Umgegend der Mission und sendet jährlich ungeheuere Viehheerden nach der Küste, die meist über San Carlos gehen.

Als Rarität traf ich hier einen Händler mit lebenden Thieren, der unter einer Menge von Affen und Papageien auch mehre Seltenheiten besaß.

Bei ihm sah ich ein Paar sehr seltener Eulenarten[667]), die einem Brüllaffen im Aussehen und Benehmen ungemein ähnelten, einige bunte Rey de Zamuros[668]), blaue Wasserhühner[669]) und eine Menge schöner Trupiales[670]), die in der Umgebung der Mission sehr häufig sind und viel nach den Küstenstädten, wo sie einen guten Preis haben, transportirt werden.

Außerdem hatte er noch eine Colonie Chiguires und anderer seltener Säugethiere, unter denen mich ein junger Danta[671]) durch sein schönes weißgeflecktes, seidenartiges Fell und seine große Zahmheit am meisten interessirte. Eine schöne seidenglänzende Otter[672]) war ebenfalls gleich einem Hunde zahm geworden und begleitete ihren Besitzer überall hin.

Kurz vor meiner Abreise gab mir Sr. Castillo in einer der größeren Pulperias einen Abschiedsschmaus, was ich deshalb anführe, als ich mich wunderte, in diesem verlassenen Erdwinkel eine solche Collection von Delicatessen anzutreffen. An Wein

und beſonders Champagner fehlte es dabei nicht und Sardines à l'huile, Hummer, Clams, holländiſcher Käſe, in Staniol gepackte Cervelatwurſt u. ſ. w. prangten auf der Tafel.

Es war an einem Nachmittage, als ich von der liebenswürdigen Familie meiner Wirthin ſchied und meine Rückreiſe nach der Küſte antrat.

Mißmuthig durch mein Scheiden von Mariquita, ließ ich mich wieder über den Fluß ſetzen und wanderte mit meinen Gefährten, jedoch ohne el Sabio, deſſen Rath ich gern entbehren konnte, den Hügeln zu. Es war bereits dunkel, als wir bei den freundlichen Leuten im Hato „Ave Maria" anlangten und unſer Nachtquartier nahmen.

Von hier hatte ich beſchloſſen, anſtatt über die Stadt Páo zu reiſen, bei dem, nur 5 Leguas von San Carlos entfernten Orte Tinaco, die große von San Carlos nach Puerto Cabello führende Straße zu erreichen und dieſen bequemeren, über geringe Höhen führenden Weg zu meiner Rücktour zu benutzen.

Des andern Morgens den Rio Tinaco paſſirend, vertieften wir uns wieder in die in größter Einförmigkeit vor uns liegenden Llanos.

Am Mittage erreichten wir ein kleines Hato „el Zamanal", deſſen Beſitzerin uns auf's Zuvorkommenſte empfing und mit Milchreis regalirte, der uns bei der argen Hitze des Tages gar ſehr willkommen war. Fächerpalmen und große Zamangs ſtanden in herrlichen Gruppen um die zwei zum Hato gehörigen Hütten und der dichte Schatten der Bäume war ſo verführeriſch, daß ich meine Hängematte an die Aeſte eines derſelben hing und ein Stündchen Sieſta in derſelben hielt.

Am ſpäten Nachmittage paſſirten wir den breiten Caño „la Culebra", der durch ſeine vielen Tembladores, Rayas und Caribes berüchtigt iſt, von denen wir jedoch glücklicherweiſe nicht im Geringſten beunruhigt wurden. Als wir am ſpäten Abend an einen

großen Hato gelangten, widerfuhr uns das nämliche Schickſal, als uns bereits auf unſerer Hinreiſe einmal zu Theil wurde, wir wurden nämlich von deſſem Beſitzer nicht aufgenommen und mußten unweit des Hauſes im Freien campiren. In einer Gegend, in welcher auch zur Nachtzeit eine milde Temperatur herrſcht, iſt es leicht möglich, die Nächte im Freien zuzubringen und gern ergaben wir uns in dieſes Schickſal.

Wiederum paſſirten wir am andern Morgen einen waſſerreichen Caño „el Aceite" und kamen gegen Mittag nach dem ſehr großen Hato „Santo Domingo". Hier wurde uns ein ähnlicher Empfang als in dem Hato der geſtrigen Nacht und wir mußten den dürftigen Schatten eines Fächerpalmenwäldchens aufſuchen, um unſere Mittagsraſt zu halten und einiges Eſſen zu kochen. Glücklicherweiſe befand ſich ein Waſſer enthaltender Caño in der Nähe, ſo daß wir den Durſt zu löſchen im Stande waren. Ein Pärchen niedlicher Sonnenreiher[673]) ſtolzirte mit ausgeſpreizten Flügeln gravitätiſch am flachen Ufer auf und ab und Heerden von Vieh ſtanden und lagen in dem gelbbraunen Waſſer umher. Die revolutionaire Gährung unter den Llaneros mochte wohl die Schuld an der Unfreundlichkeit der Hateros gegen Reiſende tragen, da man mit vollem Recht den Venezuelaner als ungemein gaſtfreundſchaftlich rühmen kann.

Davon war der liebevolle Empfang, der uns am Abend im Hato „la Cahoba" von Seiten des Beſitzers und ſeiner Familie zu Theil wurde, das ſchönſte Beiſpiel. Der Beſitzer des großen Hato war ein ungemein gebildeter Mann, der ſeinen Reichthum wohl zu benutzen verſtand und in einem ſehr ſchönen, geräumigen ſteinernen Gebäude, von allem nur möglichen Comfort umgeben, mit ſeiner liebenswürdigen Familie, der ſchönen Frau und zwei noch ſchöneren Töchtern, wohnte. Wir erhielten einige geräumige Zimmer angewieſen, in denen Catres[674]) ſtanden, die uns, nach dem ermüdenden Liegen in Hängematten, ausnahmsweiſe recht

wohl thaten und konnten uns außerdem, im Hause selbst, durch ein kühles Bad erfrischen.

In einem großen, luftigen Saale nahmen wir mit der Familie gemeinschaftlich unser Abendessen ein, das in wirklichen Delicatessen bestand und außer durch Wein, noch durch sehr angenehme Unterhaltung gewürzt war.

Feine Habana wurden nach dem Abendessen umhergereicht und der herrliche Abend in der Veranda, in Wiegestühlen schaukelnd, lustig hingebracht. Sehr gern nahm ich die Einladung, noch einen Tag im Hato zu bleiben, an und ging, am anderen Morgen zeitig, mit einem der erwachsenen Söhne nach einigen nahen Teichen auf die Jagd nach Wasservögeln.

In dichten, wolkenähnlichen Ketten erhoben sich bei unserer Ankunft die zahllosen Viriri-Enten, umkreisten die Teiche, senkten sich oft tief herab nach dem Wasserspiegel und flogen dann eben so schnell, unter tausendstimmigem Geschrei, hoch in die Luft, bis unsere mit reichem Erfolg gethanenen Schüsse sie nach allen Himmelsgegenden hin sich zerstreuen ließen.

Hier sah ich auch einige große rosenrothe Flamingos[675]), mit ihren unbeholfen aussehenden Schnäbeln im Uferschlamme nach Nahrung wühlend. Diese in Venezuela seltenen Vögel flogen mit all den Reihern, Rallen, Ibis und Riesenstörchen, die hier fischten, auf und wirbelten in buntester Reihe durch einander, immer höher und höher steigend, bis sie endlich unseren Blicken entschwanden. Mit etwa 20 Viriri-Enten beladen, traten wir den Rückweg nach dem Hato an, wo ein ausgezeichnetes Frühstück von starkem Caffee, Chocolade, Butter, Käse und Arepas unserer harrte. Ich werde der Vergnügungen dieses Tages noch mit vieler Freude gedenken, besonders eines Rittes, den ich, in Begleitung der Señoritas, nach der einige Leguas entfernten Hütte der Familie eines Peons des Hato machte.

Nicht ohne Rührung schied ich am andern Morgen von der

liebenswürdigen Familie, die einem völlig Fremden ſo reiche Beweiſe ihres Wohlwollens gegeben und mich noch bis zum Ueberfluß mit Lebensmitteln für die Reiſe beſchenkte.

Bald hatten wir den Hato hinter uns, ſetzten über den waſſerreichen Caño „la Canoa" und näherten uns dem weſtlichen Theile der hier allmählich in die Ebene ſich verflachenden Galera del Páo. Die Gegend begann den Charakter der Llanos zu verlieren, das Terrain wurde hügeliger und nur vereinzelt oder in kleinen Gruppen zeigte ſich die Palma de Cobija; Reihen ſchwarzer Felsblöcke zogen, gleich alten Mauerruinen, weite Strecken ſich dahin und Wäldchen von Mimoſen, Rhopalas, Cluſias, mit kletterndem Bambus durchzogen, wurden häufiger.

Es war gegen Mittag, als wir die ſüdweſtlichſten Ausläufer der Galera del Páo, hier nur unbedeutende Hügel, überſchritten.

Spuren von Civiliſation und des geſchäftigen Treibens der Menſchen zeigten ſich hin und wieder in einzelnen, am Wege ſtehenden Pulperias und daran liegenden Yuca- und Maisfeldern, wie in einigen Tropas von Maulthieren, die mit Häuten und Chiguire beladen, des Weges kamen.

Nachdem wir gegen Abend den Rio Tinaco glücklich paſſirt, nahmen wir unſer Nachtquartier in einem, unfern des Fluſſes gelegenen Hato, zu welchem mehre Häuſer gehörten, in denen vielerlei Geſchäfte, als Pulperiawirthſchaft, Schlächterei, Caſſavefabrikation u. ſ. w., betrieben wurden. Der Beſitzer aller dieſer Herrlichkeiten lud mich in ſein Wohnhaus ein, um dort zu übernachten, da die anderen Häuſer ſämmtlich von Reiſenden gefüllt waren und er ſich überdies gern mit mir zu unterhalten wünſchte, um „novedades del otra parte"[676]) oder wie er ſich auch ausdrückte „de alla[677])" zu hören.

Es war ein ſteinalter, aber noch kräftiger, bis auf ein paar kurze Beinkleider völlig nackter, brauner Mann mit weißen

Haaren, der auf einem Lederſeſſel ſaß und auf mich den Eindruck eines alt-indianiſchen, broncenen Götzenbildes machte.

Trotz des hohen Alters war er ſehr beredt und commandirte nebenbei ſeine Untergebenen in recht gebieteriſcher Weiſe, die vor ihm großen Reſpekt zu haben ſchienen. Sein Lieblingsthema war der Befreiungskrieg gegen die Spanier, den er mitgefochten und Anekdoten über Simon Bolivar und General Paez, wogegen ich ihm Mittheilungen über Napoleon I. machen mußte, von dem er in früheren Zeiten gehört hatte und deſſen Leben ihn ſehr intereſſirte.

Bis in die ſpäte Nacht war unſere Unterhaltung im Gange, von der ich mich mehrmals vergebens loszumachen ſuchte, bis dem alten Mann endlich doch der Schlaf in die Augen kam und er ſich, in die Cobija gewickelt, in ſeine Hängematte legte.

Zeitig am nächſten Morgen, noch bevor der Alte aufgeſtanden, brach ich auf, um nicht wieder ein Opfer ſeiner Unterhaltungswuth zu werden.

Es war ein herrlicher Morgen und die Natur umher zeigte eine Friſche, wie ich ſie ſeit längerer Zeit nicht erblickte. Anmuthige Hügel und ſchöne Savanen, hin und wieder von einem kleinen Fluß durchzogen, lagen vor meinen Blicken und das luſtige, gefiederte Völkchen der Tanagra, Pipra, Icterus und Columba-Arten hüpfte munter umher auf den Gebüſchen und ließ ſeine freudigen, angenehmen Laute erklingen.

Aus den kleinen Waldungen ertönte der laute ſeltſame Ruf des Guacharaca[678]) und im dichten Schilfe, am Ufer des ſchnell dahin rauſchenden Flüßchens, ließ die niedliche Gallineta[679]) ihre ſonderbaren flötenden Töne hören.

Anſtatt der Palma de Cobija, der Fächerpalme der Llanos, zeigten ſich als Vorläufer einer üppigeren, friſcheren Vegetation, einzelne Palmas redondas[680]) und dichtbelaubte Mangobäume,

Guazimos[681]), Jobos[682]) mit gelben pflaumenähnlichen Früchten, umstanden die am Wege liegenden Hütten.

Es war 10 Uhr Morgens, nachdem wir einen Nebenarm des Rio Tinaco passirt, als wir in dem Orte Tinaco anlangten und uns in eine der vielen, hier befindlichen großen Pulperias einquartierten. Wir befanden uns nunmehr in der Entfernung von 5 Leguas von San Carlos, auf der Hauptstraße, die von da nach der Küste zu führt und durch eine sehr bedeutende Frequenz sich auszeichnet.

Ungemein reges Leben herrschte in dem geräumigen Hause der Pulperia, das in seinen verschieden Anbauten, wie in dem großen Hofraume, eine Menge der verschiedensten Klassen von Reisenden mit ihren Thieren barg. Caballeros, Señoritas, Arrieros, Peones, bis zum zerlumpten Vagabondo herab, auf Bänken, in Hängematten, Schaukelstühlen und auf der bloßen Erde sitzend, waren hier versammelt und zeigten ein interessantes und getreues Bild venezuelanischen Lebens; fortwährend kamen neue Reisende an und gingen andere ab und Tropas von Mulas, begleitet von dem caballerogleichen Arriero auf seiner, bunt herausgeputzten Reitmula, wie Ganaderos mit langem Stoßdegen und dem Trabuco, drängten sich durch die in der Veranda befindliche Menschenmenge, hinein in den weiten Hofraum.

Das Getümmel war um diese Tageszeit am stärksten, wo die Reisenden gewohnt sind, ihr Almuerzo[683]) zu sich zu nehmen und die Stunden der größten Sonnenhitze durch die Siesta hinzubringen, um erst gegen zwei oder drei Uhr, wenn die Hitze ein wenig nachgelassen, ihre Reise weiter fortzusetzen.

Zum ersten Male sollte ich hier einen Gebrauch der Arrieros auf Reisen kennen lernen, der freilich den europäischen Begriffen von Anstand sehr widerstrebt.

Einer der caballeroleichen Arrieros war mit einer bedeutenden Arrea von Mulas hier angelangt, die beim Abladen ihrer

Carga durch die ſie begleitenden Peones, ungemein auf dem Rücken durch den Druck ihrer Laſt aufgerieben waren.

Der Arriero ſelbſt, nachdem er die Thiere genau unterſucht, löſte eine große, an einer der Cargas hängende Tutuma, trat zu den verſchiedenen hier verſammelten männlichen Gäſten, einige Worte mit ihnen ſprechend und ihnen das Gefäß überreichend, welches dieſe annahmen, in einen Winkel gingen und nach einer Weile zurückkehrend, ihm die Tutuma zurückgaben.

Im höchſten Grade verwundert, den wohlgekleideten Mann betteln zu ſehen, wie ich vermeinte, erſtaunte ich jedoch noch mehr, als er nach einiger Zeit auch mir und meinen Begleitern ſich näherte und mir die Tutuma mit den Worten: „hagame el favor, su agua!“ (Ich bitte um Ihr Waſſer) hinreichte. Ich konnte im Augenblick nicht errathen, was er meinte, bis er ſeine Bitte mir näher erklärte, die ich ihm jedoch abſchlug, da ich in eine ſolche Sitte nicht wohl mich fügen konnte, was er mir, nach ſeinen zornigen Blicken zu urtheilen, ſehr übel nahm. Ich habe ſpäter dies noch öfter erlebt, ohne je das Geſuch der Bittenden zu erfüllen, da dieſe Angelegenheit doch gar zu öffentlich abgehandelt wurde. Das Waſchen mit Urin iſt allerdings ein ſehr probates Mittel zur Heilung der durch die Ladung aufgeſcheuerten Hautſtellen der Laſtthiere, ſogar die Negerinnen und Farbigen baden das Geſicht, oft auch den ganzen Körper ihrer neugeborenen Kinder, täglich damit. —

Tinaco iſt ein ziemlich bedeutender Ort, der durch ſeine Lage an der großen, belebten Straße zu Wohlſtand gekommen iſt; Schweinezucht iſt hier beſonders zu Hauſe und große Heerden dieſer Thiere werden ſowohl von hier, als von San Carlos, nach der Küſte geſendet.

Ich hielt mich einige Tage hier auf und machte die Bekanntſchaft des Juez de paz, eines jungen Mannes, der ſich ungemein für Naturwiſſenſchaft intereſſirte, was man in Venezuela

häufig genug antrifft, obwohl der Stand der Wissenschaft durch den Mangel gehörigen Unterrichtes bis jetzt noch nicht eine bedeutende Höhe erreicht hat.

Immer hügeliger wird die Gegend, sobald man Tinaco verläßt und die große Straße nach der Küste zu einschlägt, der Charakter der ganzen Landschaft umher zeigt an, daß der Reisende die Llanos im Rücken hat. Schöne, bereits schon frisch grünende Savanen, mit Teichen und kleinen Seen, erfreuten das Auge und durch sie wand sich die breite rothbraune Straße, von welcher die Züge von Maulthieren und Viehheerden den Staub hoch aufwirbelten.

Aehnlich als auf der Reise nach der Stadt Pão, vertieften wir uns bald wieder in gebirgige Gegend, die von einer nördlichen Fortsetzung der Galera del Pão gebildet wird, jedoch nicht zu solcher Höhe als dort sich erhebt. Nur einzelne Berge, an deren Fuße die Straße vorbeiführt mögen wohl eine Höhe von 1500 bis 3000 Fuß erreichen. Unter diesen zeichnet sich durch seine isolirte Lage, seine steile Erhebung und tafelgleichen Gipfel der 3290 Fuß hohe Tiramuto aus, den wir am Nachmittage passirten. Ungemein romantisch war die Gegend umher. Ein schöner Fluß mit dunkler Waldung, dicht dabei ein kleiner Ort mit aus Bambusstämmen niedlich erbauten Hütten, von einigen Cocospalmen und der Palma de vino überragt, dahinter der rothbraune, kahle, seltsam geformte und abgeplattete Berg mit seinen dunkelvioleten Schatten, als Staffage ein Trupp Maulthiere, die Leitmula mit rothen Stirnbändern und Glocken geziert, der Arriero in weißer Manta und gelbem Palmenhut, in eng anliegenden, aufgeschlitzten Beinkleidern, mit einem halbnackten, braunen, vollbusigen Mädchen sich unterhaltend, dies gab dem schönen Bilde einen echt Berghemschen Charakter.

Eine Berglehne hinauf wand sich der Weg, über grüne Savanen hin, an einigen schön gebauten Landhäusern, die den

Ort Mapurito[684]) bildeten und im dichten dunklen Grün üppiger Mangos und Palmen lagen, vorbei und wieder hinan in die kahlen, rothbraunen Berge, auf einer zu beiden Seiten tief abstürzenden, durch rohe Geländer geschützten Bergstraße.

Oede und unheimlich sieht es hier aus, kaum einiges sparrige Gras repräsentirt die Vegetation, rothbraune, lehmige, vom Regen gebildete Ravinen ziehen sich die kahlen, mit Felsblöcken besäeten, steilen Abhänge hinab und erst nach längerer Zeit erblickt man zwei von einander entfernt liegende, rothbraune Hütten in einem von aller Vegetation entblößten, kleinen Bergkessel liegen. Der Ort heißt el Hoyo del Mapurito[685]) und gewährt einen traurigen Anblick.

In Gesellschaft mehrer Arrieros und Cochineros verbrachte ich eine sehr unangenehme Nacht in einer der engen, heißen Hütten und war erfreut, als ich des andern Morgens zeitig die Weiterreise antreten konnte.

Noch führte die gebirgige Straße durch ähnliche öde Landschaften, bis endlich die Gegend freier wurde und kleine niedliche Ortschaften sich zeigten.

Die erste derselben, la Palma, lag in einem engen Thale in reizender Umgebung und bestand aus einigen großen, obwohl niedrigen Gebäuden, die als Herbergen für Reisende dienten und ungemein mit Gästen angefüllt waren. Ein herrliches Exemplar der Palma redonda stand unweit des einen Gebäudes, hoch emporragend über dichtes Gebüsch von Tamarinden, Cujis und Mangos. Savane und Hügel wechselten jetzt miteinander und oft wurde die Straße von kleinen, klaren Flüssen gekreuzt, die bei ihrer Seichtheit leicht zu passiren waren. Im kleinen Orte Tinapú zum Frühstück rastend, erfreute ich mich im nahen Flusse eines angenehmen Bades und gelangte am Nachmittag an zwei einzeln stehende Häuser, los Pegones genannt, in denen ich einige Stunden ausruhte und eine sehr angenehme Unterhaltung mit

einigen ſchönen, gebildeten, faſt weißen Señoritas hatte. Leider drängte mein Arriero zur Weiterreiſe, ſonſt hätte ich mit größtem Vergnügen an dieſem Orte übernachtet, der ſo herrliche Schätze barg.

Im höchſten Grade ungern mußte ich mich dem Willen des eigenſinnigen Menſchen, der heut noch Tinaquillo erreichen wollte, fügen und wanderte denn weiter in der Savane hin, nach dem nicht fernen Orte Tacamajaca, der ſo voller Ganaderos und Arrieros war, daß ich, ohne nur anzuhalten, meinem Arriero die Eſel weiter zu treiben befahl, obgleich er große Luſt zeigte, hier zu raſten und ſich durch einige Tragos zu ſtärken, die ich ihm in los Pegones wegen ſeines befehlshaberiſchen Auftretens verweigert hatte.

So kamen wir bald nach dem größeren Orte Tinaquillo, wo ich mich die Nacht und den nächſten Tag aufzuhalten gedachte. Dieſer Ort iſt, obwohl kleiner, doch in ſeinen Gebäuden ſchöner, als Tinaco und hat einen ſehr großen, von geräumigen netten Häuſern umſchloſſenen viereckigen Platz aufzuweiſen, der mit viel Geſchmack bepflanzt iſt. Alle die an dieſer Hauptſtraße liegenden Orte zeugen durch ihre hübſche Bauart, ihre großen Verkaufslocale und ihr reges Leben am Beſten von den bedeutenden Handelsgeſchäften und der Wohlhabenheit ihrer Bewohner.

Von Tinaquillo nach Carabobo führt die Straße durch eine herrliche Gegend, über Berg und Thal, durch klare Flüſſe, an denen liebliche Wäldchen ſich hinziehen und nette Ortſchaften, die ſehr hübſche ländliche Gebäude aufweiſen.

Wie zum Abſchiede prangen die Palma redonda mit ihrer Fächerkrone und die Palma de vino mit ihren ſtolz, hoch aufſteigenden Rieſenwedeln in den an der Straße liegenden Gebüſchen von ſaftigem Grün, im Verein mit ſchönem gefächertem Caña brava und den großen, ſchildförmigen Blattkronen des Jagrumo[686]), bis ſie weiterhin, in der Nähe von Carabobo, verſchwinden

und die Savanenvegetation der Ebene von Valencia an ihre Stelle tritt.

Des andern Tages reiſte ich von Carabobo nach Valencia auf der bereits früher beſchriebenen Straße und von da einige Tage ſpäter zurück nach der Cumbre del San Hilario, womit mein Ausflug nach der Miſſion des Raúl endete.

VII.

Curaçao und Maracaibo.

Am 20. Juli 1857 begab ich mich an Bord der im Hafen von Puerto Cabello liegenden Balandra[687]) „Rosalta", die mich nach der holländischen Insel Curaçao bringen sollte, um von dort nach Maracaibo mich zu begeben, da in Puerto Cabello selten directe Schiffsgelegenheit nach letzterem Orte sich bietet.

Die Ladung des ungemein kleinen Fahrzeugs bestand in Platanos[688]), die in Curaçao sehr gesucht sind und auf dieser dürren Felseninsel nicht wohl gedeihen. Außer dem Capitain bestand die Mannschaft nur noch in einem älteren Matrosen und einem Jungen, welch' letzterer die sehr unbedeutende Köcherei zu besorgen hatte. Sämmtliche drei Personen waren Schwarze, jedoch recht gutmüthige und nüchterne Menschen, wie man sie selten unter Negern antrifft.

Es war am Nachmittag, als das kleine Schiff unter Segel ging und lustig hinaustanzte in's weite, dunkelblaue Meer, eine wahre Nußschale in dem ungeheuren Wasserbecken!

Eine Cajüte existirte allerdings, jedoch in so winziger Dimension, daß der bloße Anblick derselben gewiß jeden Passagier auf deren Gebrauch Verzicht leisten ließ, wenn nicht schon ihre Benutzung als Ladungsraum, indem sie ebenfalls, gleich dem ganzen

Schiffe, mit Platanos gefüllt war, dies verboten hätte. An eine Schanze war bei dieſem Fahrzeuge nicht zu denken, ſtatt ihrer lief an dem Rande eine niedrige Einfaſſung von einigen ſtarken Stangen Eiſendraht entlang, damit man, bei etwaigem Ausglitſchen der Füße auf dem naſſen Deck, nicht gerade direct in's Meer fiele. Zu beiden Seiten der Cajütenluke waren zwei ſchmale Bänke angebracht, auf deren einer ich, auf der andern gegenüber ein anderer Paſſagier ſaß, die wir die ganze Dauer der Reiſe, um der dem Schiffchen nöthigen Balance willen, zu behaupten hatten; die ausgeſtreckten Füße ragten über Bord, woraus man ſehr wohl auf die Breite des Fahrzeuges ſchließen kann.

Trotzdem lief das kleine Ding ausgezeichnet und hüpfte mit ungemeiner Leichtigkeit und Sicherheit über die, von der ſteifen Briſe ein wenig aufgeregten Wellen; nur bisweilen tauchte die untere Raa mit einem Theile des Segels in die azurblaue Fluth und ſchöpfte eine Menge flüſſigen Silbers aus derſelben, die von der Briſe erfaßt, in tauſend kriſtallene Regentropfen zerſtäubt, über das Fahrzeug dahinflog. Bei dem heftigem Schlingern des Schiffes wurde ich an meine Jugendzeit und zwar an das Schaukeln auf einem, über einen höheren Gegenſtand mit ſeiner Mitte gelegten, Balken erinnert, an deſſen Enden ſitzend ich mit einem andern Kameraden auf- und niederſchwebte. So auch hier. Während mein vis-à-vis plötzlich mit der Leeſeite, an der er ſaß, tief niedertauchte und ſich in gleicher Linie mit dem Niveau des Meeres befand, fuhr ich hoch empor und mußte mich an die Bank feſthalten, um nicht hinterrücks über die niedrige Cajütenluke geſchleudert zu werden. An ein Unglück mit dem Fahrzeuge war, ſelbſt bei ſqualligem Wetter, nicht ſo leicht zu denken, die Balandra war in beſtem Stande, gut geladen und hatte in ſeiner Curaçaomannſchaft die beſten Führer. Es giebt nicht leicht ſicherere Seeleute als die Curaçaoneger, die ganz beſonders das Fahrwaſſer zwiſchen den Antillen auf's Genaueſte kennen

und bei aller Verwegenheit faſt nie das geringſte Unglück mit ihren Fahrzeugen haben.

Einige ſtarke Regenſchauer, die ich wegen der ſteifen Briſe, ohne Regenſchirm, nur in die Cobija gehüllt, auf dem Deck aushalten mußte, trugen nicht gerade zu meiner Behaglichkeit bei und die Nacht war vollends geeignet, mich die Fahrt auf dem allzu kleinen Schiffe verwünſchen zu laſſen. Das ſchmale, ſtets naſſe Deck ohne Schanze machte das Schlafen auf demſelben ſehr riskant und faſt unmöglich, da man beim heftigen Schlingern des Schiffes leicht in's Meer rollen konnte.

Unter dem Balanciren bei drückender Hitze und kühlen Regenſchauern ſtrich langſam der andere Tag in dem kleinen Fahrzeuge dahin, bis mich bei Sonnenuntergang der Capitain auf einen ſchmalen ſchwarzen, von weißem Schaum umgebenen Streif am Horizont aufmerkſam machte.

Es war die kleine Inſel Curaçao chico, die unweit der ſüdweſtlichſten Spitze von Curaçao, draußen im Meere liegt und die wir bei Einbruch der Nacht erreichten. So gern und leicht wir noch bis Curaçao gekommen wären, ließ der Capitain den Miniatur-Anker in unmittelbarer Nähe der Inſel fallen, da bei Nacht die Einfahrt in den Hafen von Willemſtad, der Hauptſtadt der Inſel, geſperrt iſt.

Im Dunkel der Nacht konnte ich an einem Ende der kleinen Inſel zwei Gebäude, wovon das höhere ein Leuchtfeuer unterhielt, erblicken, ſonſt war die kleine, nur gering über das Meer hervorragende, aus gewaltigen Madreporenſtöcken beſtehende Inſel, die nicht viel mehr als ein bloßer Corallenriff iſt, gänzlich unbewohnt. Mit weißem dickem Schaume bedeckt, rollte die anſteigende Fluth unter eintönigem, ſtarken Rauſchen zwiſchen den gewaltigen Blöcken hindurch und bildete große Lachen, in denen das rothe Leuchtfeuer zitternd ſich ſpiegelte.

Die einsamen Bewohner der Insel mußten unsere Ankunft bemerkt haben, denn bald kamen zwei dunkle, halbnackte Gestalten, über die Felsblöcke kletternd und durch das seichte Wasser watend, an das Fahrzeug heran und unterhielten sich in holländischer Sprache mit der Mannschaft. Das Ende der Conversation war, daß der Capitain ihnen eine Traube Platanos schenkte, mit der sie zufrieden nach ihrer Barracke zurückkletterten.

Die Balandra lag hier sehr sicher, fast ohne die mindeste Bewegung, so daß die Nacht, bei der rauschenden Melodie der Fluth, in ungestörtem Schlafe hingebracht wurde.

Noch vor Sonnenaufgang wurde der Anker gelichtet und direct nach der Küste von Curaçao gesteuert, die bis jetzt noch im grauen Wolkennebel verborgen, bei Sonnenaufgang aber, wie die im Osten liegende Insel Buen Ayre, deutlich zu erblicken war

Es war die südwestlichste Spitze von Curaçao, die ich zuerst erblickte, deren flache Formen, nur von einzelnen dahinter liegenden Bergspitzen überragt, wenig über das Meer sich erhoben.

Bei der günstigen Brise kam das Schiff bald näher an die Insel, klärte die Südostspitze und fuhr an der weit dahin sich ziehenden südlichen Küste entlang. Diese bot einen überaus öden Anblick dar; in weißer, gelber und röthlicher Färbung zeigte sich ihr aus dem Meer aufsteigendes Felsenufer, das nur selten einiges Gesträuch barg.

Die kalte Beleuchtung der, hinter grauen Regenwolken verborgenen Sonne, das eben dadurch bleifarben erscheinende Meer, das von dem heraneilenden Squall unter dumpfem, ängstlichem Brausen sich hoch aufzuthürmen begann, ließ die nahe Küste noch trauriger erscheinen.

Bald verhüllte der mit dem Squall daherjagende Regen jede Aussicht und machte unsere Lage in dem kleinen Fahrzeuge gefährlich, das nur mit einem kleinen Sturmsegel versehen, auf's Schrecklichste von den hohen Wellen hin und hergeworfen und

von der See förmlich überstürzt wurde. Ein Glück, daß die Luken fest verwahrt waren und die darüber sich brechende Fluth sofort wieder vom Deck abfloß; wir auf diesen paar Planken befindlichen, lebenden Wesen hatten wacker dagegen zu kämpfen, daß uns die oft recht schwere See nicht mit hinwegspülte.

Glücklicherweise dauert ein Squall nicht lange, in einer Viertelstunde war die wirkliche Gefahr vorüber und wenn auch das Meer nicht so schnell sich beruhigte, kamen doch keine Sturzseen mehr über das Fahrzeug und der Capitän konnte die noch herrschende steife Brise auf's Beste zur Weiterfahrt benutzen.

Der Himmel heiterte sich auf, das Meer wurde schön blau und die Sonne schien so lieblich auf die nahe Küste herab und schuf auf ihr so schöne Farbentöne, daß ich jetzt eine ganz andere Insel vor mir zu sehen glaubte.

Der Squall hatte uns ein tüchtiges Stück weiter nach Westen gejagt und es zeigten sich bereits Spuren von Civilisation, Häuser, Ortschaften, Felder und Gebüsche auf der Insel, ja sogar ein stark befestigtes Fort nahe an der Küste, das Fort Beekenberg, mit seinen weißen Mauern und Bastionen. Gleich Pyramiden erhoben sich einige einzeln stehende Berge im Hintergrunde.

Immer angebauter und belebter, durch Häuser und Ortschaften, wurde die Gegend, einzelne von der Küste auslaufende Schiffe zeigten die Nähe einer Stadt an und bald sah ich auch diese, dicht an der Küste, im Glanze der Sonne vor mir liegen.

Es war ein wunderschöner Anblick, der einer größeren, nach europäischer Art erbauten Hafenstadt, wie man ihn in ganz Venezuela nicht findet.

Die in bunten Farben, meist hellgelb angestrichenen hohen Häuser, mit ihren ebenfalls purpurbraun und carmoisin gemalten Ziegeldächern, gaben der Stadt ein ungemein freundliches, nobles Ansehen und stachen gewaltig gegen die in schmuzigem Weiß, mit braungeschwärzten Dächern sich präsentirende, niedrige Häuser-

reihe ab, die man bei der Einfahrt in einen venezuelanischen Hafen zu erblicken gewohnt ist, in welcher ein Europäer schwerlich eine Seestadt erkennen würde.

Die vor mir liegende Stadt war die Hauptstadt der Insel, Willemstad, in deren Hafen wir durch das kolossale, von den gewaltigen Mauern des stark befestigten Forts Amsterdam gebildete Thor einfuhren. Die nicht allzu breite Einfahrt wird zu beiden Seiten auf eine weite Strecke vom Fort begrenzt, woran dann, auf beiden Seiten, die Häuser der Stadt, an der östlichen Seite zunächst der schöne, dem heißen Klima entsprechend gebaute Gouvernementspalast, stoßen. Zur Nachtzeit wird die Einfahrt des Hafens durch Ketten gesperrt.

Weithin, wohl gegen eine Meile in schnurgerader Richtung, geht der Hafen in die Insel hinein und ist wohl einer der geräumigsten und sichersten in ganz Westindien.

Dicht am Kai, neben dem Gouvernementspalast am östlichen Ufer, lag das große „Concordia-Hotel", in welches ich mich nach geschehener Landung sofort einquartierte, ein großes, dreistöckiges Gebäude, mit Glasfenstern und einer freien Außengallerie im zweiten Stockwerke, Alles Dinge, die man in Venezuela nicht zu sehen bekommt.

Ein großer Salon mit zahlreichen geschmackvollen Nebenpiecen war für den allgemeinen Verkehr bestimmt und es wimmelte von Kaufleuten und Seecapitainen, die hier ihre Geschäfte abmachten.

Ich erhielt, wegen Ueberfüllung des Hotels an Gästen, ein Zimmer im dritten Stockwerke, von wo ich eine schöne Aussicht auf eine der sehr belebten Hauptstraßen hatte. Bald nachdem ich mich umgekleidet und erfrischt, machte ich eine Tour durch die Stadt.

Die eigentliche, in die Mauern der Festung eingeschlossene, an der östlichen Seite des Hafens liegende Stadt, ist sehr dicht

zusammengebaut und die hohen Häuser ragen in den verschiedensten Größen über einander hinweg. Sie macht durch die engen Straßen, die oft nur sehr schmale Gäßchen sind, einen düstern Eindruck, der durch die Unmasse zerlumpten Negervolkes, das in ihnen umher sich treibt, nicht gewinnt. Die Gebäude in diesem Stadttheile sind meist hoch und gut gebaut, und wie überall in der Stadt, mit bunter, meist hellgelber, deren Ziegeldächer mit purpurbrauner oder carmoisiner Oelfarbe angestrichen, welcher Anstrich gesetzlich alle vier bis sechs Jahre wieder erneuert werden muß.

Bei weitem ausgedehnter und mit breiten Straßen, wenn auch nicht mit so hübschen Häusern besetzt, ist der auf der westlichen Seite des Hafens gelegene Stadttheil, nach welchem man auf dem, einem breiten Flusse ähnlichen, die Stadt durchziehenden Hafen, vermittelst eigener Boote, die zu diesem Dienst bestimmt und in großer Anzahl stets bereit liegen, übergesetzt wird. Hier sind hauptsächlich die Detailgeschäfte, Tavernen und andere für Seeleute angenehme Vergnügungsorte, in Unzahl vertreten und dieser Stadttheil ist daher von der gewöhnlichen Volksklasse ungemein besucht.

Durch die Thore der, den östlichen befestigten Stadttheil einschließenden Mauern, gelangt man über einen weiten wüsten Platz, nach dem fashionableren und schönsten Stadttheile, der am hohen Meeresufer weit sich hinzieht und eine Menge schöner Landhäuser der reichen Stadtbewohner aufweist. Im schönsten, elegantesten orientalischen Style sind mehre derselben aufgeführt und von herrlichen Gärten umgeben. Ueppige Dattelpalmen erheben ihre vielblättrigen Kronen über die Kuppeln der Villen und dunkelbelaubte Limonenbäume füllen die Luft mit dem Wohlgeruch ihrer Blüthen. Grünweiße, bimsteinähnliche Felsmassen gehen weiterhin zu Tage und mächtige Madreporenblöcke bilden die Ufer. Ueberhaupt ist die ganze Insel nur ein riesiger Fels-

koloß, der hin und wieder eine dünne Decke von leichtem Boden trägt und nur in den bewohnteren Gegenden iſt durch die grenzenloſe Bemühung der Holländer außerordentliches geleiſtet, indem ſie den nackten Felsgrund mit fruchtbarer Erde bedeckten und auf ihm ſchöne Plantagen ſchufen.

Doch hat der Feldbau auf der Inſel ſeine großen Schwierigkeiten durch den Mangel an fließendem ſüßem Waſſer und der großen Seltenheit des Regens. Oft reguet es auf Curaçao ein volles Jahr nicht im Geringſten, ja es ſollen einſt ſogar drei Jahre ohne jeglichen Regen verfloſſen ſein und die Bewohner ſind genöthigt, das wenige Regenwaſſer in Ciſternen zu ſammeln. Nur eine Quelle und ein ſehr kleiner, meiſt halbausgetrockneter Bach, ſind die einzigen Zeichen fließenden, ſüßen Waſſers auf der ganzen Inſel. Oefters ſogar tritt gänzlicher Waſſermangel ein und die Bewohner von Curaçao ſehen ſich genöthigt, nach der ungefähr 20 Seemeilen entfernten Küſte von Venezuela, dem Hafen von Coro, zu ſenden, um von da ſüßes Waſſes für den nöthigſten Bedarf zu erhalten.

Der herrliche Hafen von Curaçao iſt ungemein belebt und eine Menge großer und kleiner Schiffe der verſchiedenſten Nationen liegen zu beiden Seiten deſſelben dicht am Lande, ſo daß eine breite Waſſerſtraße in der Mitte für die Paſſage von Booten frei bleibt. Dadurch, daß er ein Freihafen iſt und durch den Schmuggelhandel nach dem Feſtlande von Venezuela und Neu-Granada, wie nach den anderen weſtindiſchen Inſeln, der jetzt freilich, gegen frühere Zeiten, bedeutend nachgelaſſen hat, iſt die ungemeine Frequenz deſſelben zu erklären. Weit hinein, nahe ſeinem nördlichen Ende, erhebt ſich auf ſteilem Felſenberge das Fort Naſſau und ſchließt in pittoresker Weiſe das große ruhige, mit den dunklen Rumpfen und ſchlanken Maſten der vielen Schiffe gefüllte Waſſerbaſſin.

Stets liegen hier einige holländiſche Kriegsſchiffe, diesmal

eine große Fregatte mit mehren Corvetten, die zur Lebhaftigkeit des Hafens nicht wenig beitragen.

Der Handel von Curaçao ist noch immer sehr bedeutend, obgleich der Besitz der Insel der holländischen Regierung nichts einbringt, ihr vielmehr jährlich große Summen kostet. Wie in Holland selbst und in dessen ausländischen Besitzungen, spielen auch hier die Juden als Kaufleute eine große Rolle und sind Eigner der bedeutendsten Handelsfirmen. Nächst ihnen sind wohl die wenigen Plantagenbesitzer die wohlhabendsten, sowie die Eigner von Tavernen, Shops und Küstenfahrern, von denen viele brillante Geschäfte machen und bedeutenden Reichthum erwerben.

Die unterste Klasse bilden die Neger, von denen Curaçao im wahren Sinne des Wortes wimmelt, die durch Verkauf von Früchten, Fischen und als Bootsleute ihren Erwerb suchen. Zur Zeit, als ich in Curaçao mich befand, hatte die Emancipation der Sklaven von Seiten Hollands noch nicht stattgefunden.

Die meisten der sich umhertreibenden Neger waren Sklaven, die zu Gunsten ihrer Eigner den täglichen Erwerb suchen mußten. Die zur Ueberfahrt im Hafen, von einem Stadttheile zum andern eigends bestimmten Boote, gehörten meist Sklaven, welche von ihrer täglichen Einnahme einen gewissen Betrag ihren Herren abzuliefern hatten.

Das Leben in Curaçao ist wenig reich an Vergnügungen und wird dem Reisenden bald sehr langweilig, da Stadt wie Insel wenig Interessantes bieten und der ohne Bekanntschaften hier weilende Fremde sich nur auf das Leben in den Hôtels und Tavernen angewiesen sieht, wo er in ersteren die Bekanntschaft von Kaufleuten und Seecapitainen, in letzteren die des holländischen Militairs und der Marine machen kann.

Auf einem Spaziergange, den ich den Tag nach meiner Ankunft nach dem schönen westlichen Stadttheile machte, holte mich ein Neger ein, der in einem leichten Gig auf der Straße

dahin kutſchirte und mich in ſeinem Kauderwelſch einlud, in dem Gefährt Platz zu nehmen. Anfangs ſeine Einladung abſchlagend, ließ ich mich doch endlich überreden und ſtieg in das Gig, um die Gegend kennen zu lernen. Der Neger fuhr nach der Plantage Zeelandia, um ſeinen Herrn, den Beſitzer derſelben, nach der Stadt zu holen und in ſchnellem Trabe ging es vorwärts auf der wohlerhaltenen Straße dahin. Freilich bot die Landſchaft wenig Intereſſantes und nur einzelne mit Tabak und Indigo, auch wohl mitunter mit einigem Mais bepflanzte Felder und niederes Gebüſch, zeigten ſich meinen Blicken. Einige kleine Ortſchaften mit niedlichen weißen Landhäuſern, von Mangos und Dattelpalmen umgeben, graugrüne Mimoſen am Wege, mit Gras bewachſene Hügel, auf denen Heerden von Schafen und Ziegen weideten, waren die Abwechſelung in der Scenerie. Ein furchtbarer Staub wirbelte auf der Straße empor und die Vegetation hatte dadurch eine todte, graugrüne Färbung angenommen. Nackt, in dunkelblauen und röthlichen Farbentönen, erhoben ſpitze, ſeltſam geformte Bergkuppen ſich über das flache Land, auf welchem wenige Spuren von Vegetation ſich zeigten. Als ich endlich bis an die Plantage gelangte und aus dem Gig ſtieg, bereute ich die ganze Fahrt ungemein, die mich ſo weit von der Stadt entfernt hatte, ohne daß mir von der Natur dafür etwas Schönes geboten worden und die damit endete, daß ich den weiten Weg nach der Stadt zurück, auf der ſchattenloſen ſtaubigen Straße zu Fuß, ohne irgend eine Erfriſchung, in der großten Sonnenhitze machen mußte.

In Folge des täglichen Beſuches einer an der weſtlichen Hafenſeite liegenden Taverne, die mich durch ihr gutes holländiſches Bier zu ſich zog, lernte ich den Beſitzer derſelben, einen Major van Leuwen kennen, der in dem Seetreffen bei Maracaibo, zwiſchen General Paëz und Taddeo Monagas, auf Seite des erſteren gefochten und einen Kriegsſchooner commandirt hatte.

Er beſaß außer der Taverne ein ſchönes Landhaus, la Glorieta, im Weſten der Inſel und ſtellte mir eines Sonntags eines ſeiner Pferde, nebſt einem Sklaven, zur Dispoſition, um ihn auf dem Lande zu beſuchen.

Der Ausflug dahin war intereſſanter als der frühere nach Zeelandia.

Durch die lange Hauptſtraße des weſtlichen Stadttheiles reitend, die ein ungemein belebtes Bild des Matroſenlebens am Lande und der Vergnügungen der Curaçaoneger darbot, gelangte ich endlich in's Freie, das viel mehr Ueppigkeit der Vegetation aufwies, als die öſtlich von der Stadt gelegene Gegend.

Die Straße zierten Pomeranzenbäume und Sauſes[689]) und freundliche Gehöfte lagen hin und wieder an derſelben, mit großen, mit Aloë[690]) bepflanzten Feldern, die auf der Inſel viel angebaut und deren Saft von hier in Menge nach Europa ausführt wird.

Links auf einer Anhöhe erhob ſich ein ſchönes großes Gebäude, das Hospital, mit einem herrlich angelegten Garten, der trotz aller auf der Inſel herrſchenden Dürre in aller Ueppigkeit des Pflanzenwuchſes prangte.

Bedeutende Schaf- und Ziegenheerden, deren Zucht ein Haupterwerbszweig der Bewohner der Inſel iſt, waren überall umher zu erblicken, dagegen weder Rindvieh noch Pferde. Ein Baum wuchs außerdem ſehr häufig hier, den ich auch in Venezuela beim See von Valencia, wie am linken Ufer des Orinoco bei la Soledad, in Menge angetroffen habe, der Dividivi[691]), deſſen runde, ſchwarzbraune Samenſchoten ungemein viel Gerbeſtoff beſitzen und ein wichtiger Exportartikel Venezuela's wie der Inſel Curaçao ſind.

In wenigen Stunden hatten wir la Glorieta erreicht, wo mich der liebenswürdige Eigenthümer auf's freundlichſte empfing und nach einer kurzen Erfriſchung einen Ritt nach einer am

Meere gelegenen Plantage und den, in der Nähe derſelben befindlichen Salinen mit mir machte.

Die Gegend wurde immer freundlicher und angebauter, kleine Wäldchen von Dattelpalmen, die auf der Inſel viel gezogen werden und deren Früchte die Cocos erſetzen müſſen, welche hier nicht gut fortkommt, zogen ſich am Wege hin und gaben mit ihren ſchuppigen Stämmen, den graugrünen ſteifen Wedeln und den großen gelbrothen Fruchttrauben, der Landſchaft einen orientaliſchen Charakter, wozu die zahlreich angepflanzten Pomeranzenbäume, deren Fruchtſchale zur Bereitung des berühmten Curaçaoliqueurs dient, ebenſo ſehr beitrugen, als die cypreſſenähnlichen Sauſes, die ihre ſpitzen Wipfel ſtolz in die Luft emporſtreckten.

In einer Stunde hatten wir die Plantage erreicht und ritten in einer Allee von Mangos nach dem großen, ſchönen Wohngebäude, das auf einem freien Platze ſtand. Leider war der Beſitzer nebſt ſeiner Familie verreiſt und ſo beſichtigten wir unter Begleitung des Mayordomo die große Baumwollenpflanzung, neben welcher noch eine nicht unanſehnliche Caffeepflanzung, eine Seltenheit auf der Inſel, angelegt war. Mangos und Erythrinas bildeten die Schattenbäume der letzteren und das Ganze ſtand in einem ſo üppigen Wachsthum, daß ich mich in Venezuela, und nicht auf der dürren Felſeninſel Curaçao, wähnte. Außerdem wurde hier ſehr ſchönes Gemüſe, amerikaniſches wie europäiſches, beſonders prachtvolle Melonen, in beſter Güte angebaut. Kurz das Ganze war ein vollendeter Garten, dem der ſchönſte Blumenflor um das Wohnhaus umher nicht fehlte.

Einen üblen Eindruck machte ein ſeitwärts gelegener, ſehr großer kreisförmiger Platz, der ringsum mit niedrigen runden, mit Palmenwedeln gedeckten Hütten umgeben war. An jede derſelben ſtieß ein kleiner, von Cactus oder Aloe rings umgebener, mit Yams, Bataten und Quimbombo bepflanzter, von krüppelig

ausſehenden Tutumos[692]) beſchatteter Garten. Dies waren die Wohnungen der zur Plantage gehörigen Negerſklaven.

In den holländiſchen Colonien iſt die Sorge für den Leib eine Hauptſache und ſo mußten wir uns denn, nach Beſichtigung aller Merkwürdigkeiten, in die in der Veranda des Wohnhauſes aufgeſchlungenen Hängematten ſetzen und ein tüchtiges holländiſches Frühſtück, von echtem Schiedamer und gutem Hochheimer begleitet, zu uns nehmen.

Dann erſt ging es nach den Salinen, dem Meere zu.

Die Gegend verflacht ſich dahin immer mehr und nimmt einen überaus öden Charakter an; ſparriges Gras und niedere Gebüſche bedecken den dürren, unfruchtbaren, ſalzigen Boden und nur da, wo große mit brackigem Waſſer gefüllte Gräben, von alten, nicht mehr benutzten Salinen herrührend, ſtehen, iſt eine dichte Rohr- und Schilfvegetation. Einige Strandläufer und Regenpfeifer rannten auf dem weißen, von Salz geſchwängerten Boden umher und einzelne Möven flogen, mit einander zankend, ab und zu und erfüllten die Luft mit ihrem gellenden Geſchrei.

Eine Menge großer, künſtlich gegrabener, viereckiger Teiche, nur durch ſchmale Dämme getrennt, befanden ſich längs der ganzen Küſte nebeneinander und konnten, durch mit Schleußen verſehene Gräben, von der See aus mit Meerwaſſer gefüllt werden.

Viele von ihnen waren noch damit angefüllt, in anderen war daſſelbe bereits zur Hälfte verdunſtet und der weißgraue ſalzige Niederſchlag zeigte ſich bereits am Boden, noch andere waren völlig ausgetrocknet und eine Menge Menſchen beſchäftigten ſich damit, die am Boden befindliche Salzſole auszuſtechen und fortzuſchaffen. Dicht an der Küſte ſtanden einige kleine Gebäude, Wohnhäuſer der Salinen-Inſpectoren und große, 80—100 Fuß hohe, umfangreiche Hügel großer und kleiner grauer Salzkryſtalle, erhoben ſich dicht am Meere, um von hier ſofort verſchifft zu werden.

Salz ist ein Hauptexportgegenstand von Curaçao und geht von hier überall hin, nach Westindien und dem Festlande von Amerika.

Die Hitze in der dürren, salzgeschwängerten Ebene, der nichts weniger als liebliche Geruch des brackigen Wassers in den großen Teichen, ließen uns nur so lange Zeit verweilen, als zur Anschauung der Salinen nöthig war.

Ein 7—800 Fuß hoher, seltsam geformter, spitz zulaufender Felskoloß erhob sich unmittelbar am Ufer und war einer von den Bergen, die durch ihre merkwürdige Form und steile Erhebung über das flache Felseneiland, bereits weit von der See aus schon bemerkt werden.

Auf seinem Gipfel befand sich in früheren Zeiten eine armirte Verschanzung, wovon noch jetzt Reste, wie auch eine alte Kanone, zu sehen sind.

An den braunen Granitblöcken, die in gewaltigen Massen an seinem Fuße liegen, kleben große Melonencactus, mit langen rothbraunen, sehr zierlich gestellten Stacheln, deren Art mir auf dem Festlande Süd-Amerika's nicht vorgekommen ist.

Nach der Plantage zurückgekommen, bestiegen wir die Pferde und jagten im vollen Galopp, trotz der großen Hitze, nach Glorieta zurück.

Ein ausgezeichnetes Frühstück erwartete uns in dem kühlen Raume des, aus Glaswänden bestehenden, großen Salons der schönen Villa und ich machte die Bekanntschaft der lieblichen, ungemein gebildeten Dame des Hauses, Mvfrouw van Leuwen. Da sie, wie ihr Gemahl, fertig spanisch sprach, so erfreute ich mich einer sehr angenehmen Unterhaltung.

Dann führte mich mein Freund in die große, rings von Venetian blinds geschlossene Veranda, in welcher wir uns auf feine ostindische, am Boden ausgebreitete Matten streckten und eine echte Habana rauchend, bald entschliefen.

Es war bereits zwei Uhr Nachmittags, als wir unſere Sieſta beendet und einen Spaziergang in die Umgegend unternahmen.

Kleine Dattelhaine, mit Hecken der Clavellina[693], oder des Cardon[694] eingefriedigte Indigo-, Aloë- und Maisfelder waren überall umher zu ſehen, dazwiſchen niedliche, reinlich gehaltene Wohnungen nach europäiſchem Style, nichts von venezuelaniſchem Schlendrian und Unreinlichkeit.

Am meiſten intereſſirte mich eine, der holländiſchen Regierung gehörige, ſehr bedeutende Opuntiapflanzung[695], auf welcher die Cochenilleſchildlaus[696] gezogen wird.

Die etwa 5 Fuß hohen, 6—8 Fuß von einander, in lange Reihen gepflanzten Cactuspflanzen werden, behufs dieſer Cultur, mit ungefähr 15 Weibchen der Cochenillelaus beſetzt, die nahe dem Eierlegen ſind. Die aus den Eiern gekrochenen weiblichen Thierchen ſetzen ſich für immer an einem Punkte der Pflanze feſt und erlangen nach 25 Tagen ihre Mannbarkeit, worauf die viel kleineren, leichteren, mit Flügeln verſehenen, an der Pflanze umherkriechenden Männchen ſie umflattern, befruchten und dann ſterben. Da ihre Lebensdauer nur auf 2 Monate ſich beſchränkt, ſo wird alle 2 Monate Ernte gehalten, indem man vermittelſt eines Meſſers die Inſekten von den Blättern ſtreift und ſie in ein, am Fuße der Pflanze befindliches Gefäß, fallen läßt. Die Einſammlung muß ſtets einige Tage bevor, ehe die Mutterinſekten ihre Eier legen, vorgenommen werden, damit die an Farbeſtoff reichen Eier nicht verloren gehen und die daraus ſich entwickelnden Thierchen nicht über eine Pflanze ſich verbreiten, die bereits erſchöpft iſt und nunmehr einige Monate zu ihrer Erholung bedarf.

Die Ernten geſchehen hauptſächlich vom October bis Mai, in welcher Zeit die Cochenille ſich am meiſten vermehrt, in den

anderen Monaten tritt darin ein Stillſtand ein, der zur Erholung der Pflanzen überaus nöthig iſt.

Da die Thierchen ungemein empfindlich gegen heftige Winde ſind, ſo leben ſie ſämmtlich nur auf der Seite der Pflanze, die ſie gegen den Wind ſchützt, ſo daß eine Opuntiapflanzung, von dieſer Seite betrachtet, weißlich ausſieht, während ſie von der andern, dem Winde ausgeſetzten Seite, ein ſaftig grünes Colorit hat. Wenig vortheilhaft fällt die Ernte aus, wenn eine zu große Menge Männchen aus den Eiern kriechen, die durch ihren frühzeitigen Tod bereits vor der Ernte verloren gehen und bei ihrer Kleinheit überhaupt wenig geachtet werden.

Die Pflanzung muß oft gejätet werden, wobei man ſich zu hüten hat, das Inſekt zu beunruhigen, da es die Veränderung des Wohnortes nicht verträgt.

Jeder mit der Opuntia bepflanzte Morgen liefert in einer Ernte gewöhnlich zwei Centner Cochenilleläuſe und da 70,000 getrockneter Inſekten ein Pfund Cochenille geben, ſo muß man über die ungeheure große und ſchnelle Vermehrung dieſer Thierchen erſtaunen und bewundern, daß eine Opuntiapflanzung nicht ſchon eher als nach ſechs Jahren zu Grunde geht, nach welcher Zeit ſie ſtets wieder neu angelegt werden muß

Die bei der Ernte geſammelten Cochenillen werden durch kochendes Waſſer getödtet und dann getrocknet, indem ſie einige Tage den Sonnenſtrahlen ausgeſetzt werden, wodurch ſie eine braunrothe Farbe erhalten. Weniger vortheilhaft für die Erhaltung der Farbe iſt das Dörren in Backöfen, nach welchem ſie eine graue, mit Purpuradern durchzogene Färbung annehmen.

Mynheer van Leuwen bemerkte mir, daß die Cultur der Cochenille auf der Inſel nicht günſtige Reſultate liefere und wahrſcheinlich ganz eingeſtellt werden würde.

Dagegen wird die Cultur des Indigo und der Baumwolle eifriger betrieben, obgleich die Boden- wie die Temperaturver-

hältniſſe von Curaçao nicht ſehr zum Anbau des erſteren geeignet ſind.

Die Indigopflanze[697]) verlangt ein fettes, ebenes und nicht zu trockenes, ſorgfältig gereinigtes Erdreich, in welches der Same, in zehn Zoll weit von einander entfernte Löcher, ein Dutzend Körner in jedes derſelben, geworfen wird, worauf er nach fünf Tagen aufgeht. Um ſoweit zu gelangen, um mit Vortheil abgeſchnitten zu werden, was noch vor ſeiner Blüthenentwickelung geſchehen muß, ſind zwei Monate erforderlich, während welcher Zeit er ſorgfältig gejätet wird.

Nach dem erſten, einige Zoll über der Erde erfolgten Abſchneiden, werden die neu ausſchlagenden Zweige von 7 zu 7 Wochen auf's neue abgeſchnitten, was ſtets nur während der Regenmonate geſchehen darf, da durch das öftere Abſchneiden während der trockenen Zeit die Pflanze abſterben würde.

Das abgeſchnittene Kraut der Indigopflanze wird zuerſt in große Bündel gebunden und in einen großen, mit Waſſer angefüllten Kaſten geworfen, in dem es mit Holz beſchwert, unter dem Waſſer gehalten wird, welches meiſt ſchon in 12 bis 15 Stunden in Gährung geräth. Alsdann wirft es Blaſen, wird trübe und nimmt eine blaue, in's Violet fallende Farbe an. Darauf wird das Waſſer durch einen, im Kaſten befindlichen Hahn, in einen zweiten Kaſten abgelaſſen, das übelriechend gewordene, ausgeſaugte Kraut jedoch weggeworfen.

Im zweiten Kaſten wird das Waſſer ſogleich mit Rudern geſchlagen oder mit Eimern umgerührt, bis die Farbenſubſtanz mit den darin enthaltenen Salzen ſich vereinigt und zu einem Körper aneinander gehängt hat. Dies genau abzupaſſen, dazu gehört lange Erfahrung und darin beſteht die Kunſt, dem Indigo ſein gehöriges Korn zu geben. Hat der Indigo dieſe Eigenſchaft erlangt, ſo wird mit dem Umrühren aufgehört, damit er ſich,

gleich Schlamm, zu Boden ſetzt, worauf das völlig klar gewordene Waſſer mit Eimern abgeſchöpft und weggegoſſen wird.

Der zu Boden geſunkene Farbeſtoff wird durch einen Hahn in den dritten Kaſten laufen gelaſſen, um ſich in dieſem noch mehr zu ſetzen. Sodann wird er, noch einigermaßen flüſſig, in kleine Säcke oder Filtrirbeutel gefüllt, um jede noch übrige Feuchtigkeit davon ablaufen zu laſſen.

Dann erſt wird er, in kleineren Kiſten, auseinander gebreitet und völlig in der Luft, vor jeder Einwirkung der Sonnenſtrahlen geſchützt, getrocknet.

Die beſte Sorte des Indigo muß leicht, rein, etwas hart, auf dem Waſſer ſchwimmend und entzündbar ſein und durch Feuer völlig verzehrt werden; ſeine Farbe iſt lebhaft, glänzend dunkelblau, in's Violete ſchillernd und im Bruch und auf dem Probirſtein kupferrother Bronce ähnlich.

In Venezuela und anderen Ländern des tropiſchen Amerika, wo die Cultur des Indigo in größter Ausdehnung betrieben wird, hat man zur Erlangung des Farbſtoffes beſſere Einrichtungen und das Stampfen der Flüſſigkeit wird durch Maſchinen bewerkſtelligt, in der Hauptſache jedoch iſt die ganze Procedur überall dieſelbe.

Die Indigo-Cultur in Curaçao wird wegen des Mangels an gutem Erdreich nie von großer Bedeutung werden, beſonders auch dadurch, daß die mehrjährige Benutzung deſſelben Terrains zum Anbau dieſer Pflanze, den Boden ungemein ausſaugt und ihn zu fernerer Anpflanzung untauglich macht.

Es wird Curaçao darin ähnliches Schickſal als Venezuela haben, wo die Cultur des Indigo gegen frühere Zeiten bedeutend abgenommen hat, obgleich Venezuela noch über ungeheure Strecken culturfähigen Landes zu disponiren hat, was bei Curaçao nicht der Fall iſt. In Venezuela iſt die Abnahme der Indigo Cultur

theils in der Indolenz der Bewohner, theils in den politiſchen Verhältniſſen zu ſuchen.

Außerdem werden in Curaçao auch Tabak, Caffee und Cacao, letztere beide Producte jedoch nur ſehr wenig, mehr aus Liebhaberei, angebaut.

Zuckerrohrpflanzungen exiſtiren einige wenige an der nördlichen Küſte, welche ſich gegen das Meer hin abflacht und das Seewaſſer muß größtentheils die dieſen Pflanzungen nöthige Bodenfeuchtigkeit bewirken. — —

Mynheer van Leuwen hatte bei ſeiner Villa einen ſchönen Garten der beſten Fruchtbäume der Tropen, deſſen Pflege ihm allerdings eine große Menge Auslagen und Mühe koſtete; er war jedoch geſegnet mit einer tiefen Ciſterne, in welcher meiſt das ganze Jahr hindurch Waſſer ſich anſammelte.

Außerdem war er ein tüchtiger Schafzüchter und Eigner mehrer ſchöner, nordamerikaniſcher Pferde, die wegen der Rarität des friſchen Futters auf der Inſel ſelten anzutreffen ſind.

Mit Einbruch der Nacht empfahl ich mich meinem freundlichen Wirthe und ſeiner liebenswürdigen Frau und ritt, von dem Sklaven begleitet, nach Willemſtad zurück.

Für den Botaniker iſt wenig Neues und Intereſſantes auf Curaçao zu finden, meiſt Alles, was an Bäumen und Gebüſchen ſich dort befindet, iſt durch Einführung angepflanzt und nur die auf dem ſüdamerikaniſchen Feſtlande ebenfalls häufige Asclepias curassavica fiel mir durch ihre Menge auf und intereſſirte mich inſofern, als ihr Artenname dieſe Inſel als Vaterland bezeichnet. Sie wird von den Engländern Bastard Ipecacuanha genannt und ihre Brechen und Purgiren erregende Wurzel mitunter von Negern und Farbigen, gleich der echten Medicinalpflanze, wie eine Abkochung der Blätter gegen Gonorrhöen, benutzt. — — —

Uebrigens muß ich den holländiſchen Bewohnern Curaçao's das Lob geben, daß ſie ungemein freundlich und zuvorkommend

gegen Fremde ſind; ohne irgend Bekannte oder Empfehlungen zu haben, hatte ich kurze Zeit nach meiner Ankunft auf Curaçao von erſteren eine hinreichende Zahl aus hoher und mittlerer Klaſſe, wodurch mir die vierzehn Tage meines Aufenthaltes ſehr ſchnell verſtrichen.

Das Fort Amſterdam, am Eingange des Hafens, iſt mit vielem Genie angelegt und in ſeiner Bauart und Armirung völlig geeignet, den Hafen gegen die größte Flotte zu vertheidigen. Die rieſigen Mauern ſind von einer unglaublichen Stärke und bilden das, zwei gigantiſchen Felswänden gleiche Thor, den einzigen Einlaß in den Hafen unmittelbar von der See aus, der bei ſeiner geringen Breite den feindlichen Schiffen leicht, durch in ihm kreuzweis ausgeſpannte Ketten, geſperrt werden kann.

Für Cigarrenraucher iſt Curaçao ein Eden, indem hier die beſten Cigarren Weſtindiens und des Feſtlandes von Süd-Amerika echt und zu ſehr billigen Preiſen zu kaufen ſind, da der Hafen Freihafen und in dieſer Weiſe von Tabaksſteuer nicht die Rede iſt. Die feinſten Habana und Santo Domingo-Cigarren, die an Güte erſteren ſehr wenig nachſtehend, die beſten Cigarren von Portorico und Martinique, Cumanacoa und Neu-Granada, dicke Guacharos und lange, dünne, breitgedrückte Bailadores, alle amerikaniſchen Sorten und ſogar die delicateſten Manilas kann man in Willemſtad zu billigen Preiſen kaufen, da ein großartiger Schmuggelhandel mit Tabak, beſonders in Cigarren, von hier nach Süd- und Nord-Amerika betrieben wird. Was außerdem noch für einen aus Venezuela, dem Lande des Rindfleiſches, kommenden Fremden in Curaçao angenehm iſt, das iſt der ſchöne Uebergang aus dem harten Rindfleiſch in das mollige Schöpſenfleiſch, das täglich drei Mal auf der Tafel erſcheint und deſſen Genuß wohl auch in zarter Weiſe auf Körper und Geiſt wirkt, die hier empfänglicher für den Umgang mit dem ſchönen Geſchlechte werden. Außerdem kann ich nicht genug die delicaten

Melonen, Erzeugnisse der Insel, rühmen, die von grüner, glatter Schale und sehr bedeutender Größe, durch ihr süßes, aromatisches, gleich dicker Sahne auf der Zunge zerschmelzendes Fleisch, zu dem Köstlichsten gehören, was der Süden an Früchten darbietet. —

In Curaçao habe ich sehr angenehme Tage verlebt; mit großem Vergnügne erinnere ich mich noch der schönen Bekanntschaften, die ich dort machte und mit Betrübniß betrat ich das Deck der spanischen Goleta „el Brillante", mit der ich nach Maracaibo zu segeln gedachte. Das Schiff kam von Cadix und ging nach Maracaibo, um dort Cacao zu laden; es war in jeder Beziehung ein schönes, als Schooner sehr großes Fahrzeug mit ausgezeichneter Cajüte und einem cavaliermäßigen Capitain, der auch in Bezug auf die Kost Alles aufbot, um mir das Leben am Bord so angenehm als möglich zu machen und nebenbei in Besitz eines ausgezeichneten Clarets war, dessen reichliche Benutzung er mir völlig überließ.

Früh am Morgen des 5. August brachte der Lootse das Schiff glücklich durch das Hafenthor von Willemstad, hinaus in die offene See und verließ es sodann. Alle Segel wurden bei der günstigen Brise beigesetzt und gleich einem ungeheuren Ballon flog die Goleta durch die azurnen Wogen des Meeres dem Westen zu.

Kurz vor Sonnenuntergang bekamen wir die gegen Nord liegende Insel Oruba in Sicht, ein ähnliches Felseneiland als Curaçao, jedoch von weit geringerem Umfange. Aehnliche pyramidenförmige Berge wie auf Curaçao, erheben sich auch hier über die flachen, spärlich mit Erde bedeckten Felsenmassen.

Die gering bevölkerte, den Holländern gehörige Insel ist nur wenig angebaut, dagegen aber der Aufenthalt zahlreicher Schaf- und Ziegenheerden, von derem Ertrage die Bewohner leben.

Gegen Süden erhob sich in duftigem Blau das venezuelanische Festland, die niedrige Küste der Halbinsel Paraguana,

über den breiten, ſchwarzblauen Saum des Meeres; einige den flachen Küſtenſtreif unterbrechende, höhere Wellenlinien zeugten vom Daſein einer niedrigen auf ihr befindlichen Hügelkette.

Die Halbinſel Paraguana hängt vermittelſt des ſchmalen Iſthmus von Medanos mit dem Feſtlande zuſammen und iſt gleich dieſem im höchſten Grade öde und unfruchtbar.

Bei der Vereinigung des Iſthmus mit dem Feſtlande, an ſeiner Weſtſeite, am Golfete de Coro, in einer dürren ſandigen Ebene liegt die älteſte Stadt Venezuela's, Coro, ein in früheren Zeiten durch Handel, beſonders durch Piraten- und Schmuggler-geſchäfte, berühmter und in großem Flor befindlicher, jetzt jedoch zur Unbedeutendheit herabgeſunkener Ort, von dem aus nur noch einiger Schmuggelhandel mit Curaçao betrieben wird.

Von dieſer Stadt, die früher Venezuela hieß, hat zur Zeit der Eintheilung des großen Staates Columbia in drei abge-ſonderte Republiken, im Jahre 1830, die Republik Venezuela ihren Namen erhalten.

Venezuela wurde im Jahre 1498 von Columbo Ojeda ent-deckt. Die Spanier machten jedoch geraume Zeit keinen andern Gebrauch von dieſer Entdeckung, als von der Küſte von Caracas Sklaven zum Bergbau nach der Inſel Santo Domingo weg-zuführen. Erſt im Jahre 1527 wurde in dieſem Lande von Juan de Ampuez, in Folge ſeines Berichtes an den ſpaniſchen Hof, daß daſſelbe reiche Goldminen enthielte, eine Colonie geſtiftet.

Da Kaiſer Karl V. bei ſeinen Unternehmungen oft in große Geldverlegenheiten kam, und, um dieſe zu beſeitigen, unter anderen auch von dem damals reichſten Handlungshauſe in ganz Europa, dem der Welſer in Augsburg, bedeutende Summen geliehen hatte, die er ſchwerlich zurückzuerſtatten im Stande war, ſo kam er mit dieſen Kaufleuten überein, ihnen zur Bezahlung ſeiner Schuld

das als goldreich gepriesene Venezuela als Lehn von Castilien zu überlassen.

Die reichen Welser dachten jedoch nicht daran, aus ihrer neuen Besitzung die köstlichen, ergiebigen Erzeugnisse des Bodens zu ziehen, sondern waren nur begierig, sich daselbst das dem Kaiser geliehene Capital mit reichen Prozenten schnell wieder zu verschaffen und sandten zur Aufsuchung und Gewinnung des Goldes vier- bis fünfhundert deutsche Landsknechte, unter Anführung von Alfinger und Sailler, dahin. Von diesen Leuten, dem Auswurfe deutscher Söldner, wurde, an eben derselben Stelle der heutigen Stadt „Coro", ein auf Pfählen und kleinen Inseln erbauter Ort gegründet und wegen der Aehnlichkeit seiner Lage mit Venedig „Venezuela" (klein Venedig) genannt.

Die rohen, an ein unordentliches Leben und Räubereien gewöhnten deutschen Landsknechte, streiften in verschiedenen Abtheilungen, unter Georg von Speyer, Nicolaus Federmann und Philipp von Hutten im Lande umher, um auf leichtere Art zu Golde zu kommen und die Indianer, die sie in Besitz desselben glaubten, durch Drohungen, Mißhandlungen und unerhörte Grausamkeiten zur Herausgabe der verborgenen Goldschätze zu zwingen. Sie erreichten natürlich in dieser Weise ihren Zweck nicht und entgingen ebensowenig der Bestrafung für die von ihnen verübten Greuelthaten.

Durch Hunger, Beschwerden und die vergifteten Pfeile der gegen sie sich zusammengeschaarten Indianer, kamen sie sämmtlich nach und nach um und da die Welser nach diesem unglücklichen Ausgange ihrer nach Venezuela gesandten Expedition um das Land nicht weiter sich kümmerten, nahmen die Spanier als ein verlassenes Gut dasselbe wieder in Besitz. — — —

Nach einer meist auf dem Verdeck verbrachten, prachtvollen Mondscheinnacht, sahen wir uns bei Tagesanbruch im Golfo de Maracaibo, gegen Westen die flache sandige Goajira-Küste, mit der

Punta de Espada in der Nähe. Einige niedrige Hügelreihen zogen am fernen Horizonte ſich dahin, ſonſt ſah das von den wilden Goajiros bewohnte Land im höchſten Grade öde und unwirthlich aus. Je weiter wir nach Süden ſteuerten, deſto ſchmaler wurde das Fahrwaſſer, indem das ſeichte Waſſer des Golfes von einer Unmaſſe immenſer Sandbänke durchzogen war. Der bald nach unſerer Einfahrt in den Golf am Bord gekommene Lootſe brachte das Schiff glücklich durch alle dieſe Fährlichkeiten und durch die ſchmale Paſſage der noch ſeichteren Barra, in die Einfahrt der Laguna von Maracaibo. Mehre große, beladene Schiffe, die nur zur Fluthzeit die Barra paſſiren konnten, lagen hier, die Fluth erwartend, vor Anker. Die Goleta warf ebenfalls Anker, um hier einen andern, für den See von Maracaibo beſtimmten Lootſen zu erwarten und dadurch wurde mir Gelegenheit, einem vor Anker liegenden deutſchen Schiffe, das mit Holz beladen nach der Heimath ſegelte, noch einige Zeilen dahin mitzugeben.

Lange noch ſchaute ich nach der deutſchen Brigg „Georg", als wir bereits in der Lagune dahinfahrend, uns dem Fort San Carlos näherten und ſandte ihr die beſten Wünſche einer glücklichen Fahrt nach.

Die Einfahrt in den See von Maracaibo wird durch mehre Forts, die ſogenannten Fortalezas de la Barra beherrſcht, von denen die von Payana, San Carlos mit dem gegenüberliegenden Zapara, die bedeutendſten ſind. Zwei große Inſeln verſperren die Einfahrt und laſſen nur eine Durchfahrt von geringer Breite frei, an welcher dieſe noch von den Spaniern auf's ſtärkſte erbauten und gut befeſtigten Forts liegen.

Beim Paſſiren des an der öſtlichſten Spitze einer Inſel niedrig gelegenen, aber mit rieſigen Mauern verſehenen Forts San Carlos, wurden wir angerufen; ein Boot ſtieß von da ab, um einen Zollbeamten und einen Soldaten an Bord zu bringen,

die uns die Ehre ihrer Begleitung bis nach Maracaibo erweisen mußten. Das Fort schien übrigens sehr wenig besetzt zu sein, denn außer einer, auf den Ramparts umherspazierenden Schildwache, erblickte ich nur einige auf den Mauern sitzende, schwarzbraune, sehr luftig gekleidete Frauenzimmer, wahrscheinlich Comadres[698]) der Schildwache.

Näher heran treten jetzt beide Ufer des großen Wasserbeckens und während das westliche noch öde und unbebaut liegt, zeigt sich das mit Ortschaften bedeckte, östliche Ufer im Zustande der Cultur; ein höherer Gebirgszug, der von Süd nach Nord, vom Rio Motatan nach Altagracia unweit der östlichen Küste hinläuft, verleiht dieser Gegend einen anmuthigen Charakter, der bald noch mehr durch das freundliche Aussehen des ziemlich bedeutenden Küstenortes Altagracia gehoben wird.

Immer dichter zusammen treten beide Küsten, als wollten sie zuletzt sich vereinigen, doch kurz bevor dies geschehen, stemmt die Wassermasse mit aller Gewalt sich dagegen, sie wird breiter und breiter, immer mehr und mehr treten die Ufer wieder zurück, bis sie zuletzt fast ganz verschwinden und der ungeheure Wasserspiegel des Sees vor den erstaunten Blicken des Reisenden sich ausbreitet.

So ist die eigentliche Einfahrt in den See von Maracaibo, und an dieser, und zwar an der westlichen Küste, liegt die schöne Stadt Maracaibo.

Es war bei Sonnenuntergang, als die Goleta „el Brillante" im Hafen, dicht an der Stadt, den Anker warf, leider für heute zu spät, um die Visite der Sanitäts-Polizei noch zu erhalten, so daß ich die Nacht über am Bord verweilen mußte.

Am andern Morgen um 7 Uhr waren alle zur Betretung des Ufers nöthigen Formalitäten beseitigt und mit großem Vergnügen mischte ich mich unter die an dem bequemen Landungsplatze versammelte Volksmenge.

Ein ungemein lebhaftes Treiben herrſchte auf dem großen Platze, der ſich weit ausdehnte und nahezu an drei Seiten von ziemlich bedeutenden Gebäuden beſetzt war. Verkäufer von allen nur möglichen, in den Tropengegenden vorkommenden und zum Leben nöthigen Dingen, hatten hier ihre Waaren in Butiken oder auf der bloßen Erde feil und Käufer und Gaffer drängten ſich um ſie herum. An einem freieren Theile des Platzes ſtanden eine Menge Pferde zum Verkauf, die durch ihr wildes Ausſehen und Benehmen meine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahmen.

Einige braune, ebenfalls wild ausſehende Kerls von kleiner Statur, aber derbem, muskulöſem Körperbau, ſuchten die wild ſich bäumenden, an ihren Stricken reißenden Pferde, ſo gut als es anging, zu beſänftigen: es waren Indios bravos vom Stamme der in der Nachbarſchaft lebenden Goajiros, die einige ihrer, gleich ihnen wilden, Pferde nach der Stadt gebracht hatten.

Die hier zum Verkauf ausgebotenen Goajiropferde waren klein, meiſt weiß oder iſabellenfarben, von edlen, den arabiſchen Pferden gleichkommenden Körperformen und feinem Gliederbau, ſchönen, wie von der Hand des Drechslers geformten Füßen, langem Halſe und kleinem Kopfe, mit wild über die Augen und am Nacken tief herabhängender Mähne und prächtig vollem, langem Schweife; an den derben Hinterſchenkeln trugen ſie das Zeichen der Goajiro-Indianer, eine lange, vermittelſt einer Pfeilſpitze eingeritzte Zickzacklinie.

Doch mein Begleiter, einer der Zollbeamten, der ſo freundlich war, mir in Aufſuchung eines Logis behilflich zu ſein, mahnte zum Weitergehen und ſo ſchritten wir über den weiten Platz, durch eine kleine Straße nach einem anderen großen, von ſchönen neuen Gebäuden begrenzten Platz, deſſen eine Seite eine, im ſpaniſchen Styl erbaute Kirche mit zwei niedrigen Thürmen einnahm. In der Nähe der Kirche befand ſich die beſte der zwei Poſadas der Stadt, in der ich ſo glücklich war, ein Logis

zu finden. In Maracaibo iſt noch weniger, als in irgend einer andern Hafenſtadt Venezuela's, für ein anſtändiges Logis für Fremde geſorgt; die beiden Häuſer, die kaum auf den Namen einer Poſada Anſpruch machen dürfen, ſind nichts weiter als Eßlocale, in denen der Fremde zur Noth ein Zimmer in einem obſcuren Winkel des Hauſes erhält, das er in den meiſten Fällen noch mit anderen Reiſenden theilen muß.

So war es leider hier; ich wurde im Hofe in einen großen dunklen Raum ohne Fenſter, zu dem das Licht nur durch die geöffnete Thür hereinfiel, einquartiert und hatte dieſen einige Tage mit mehren fremden Caballeros und Señoritas, ähnlich wie auf einem Schiffe, zu theilen. Im vorderen, von meinem Logis durch den Hof getrennten Theile des Hauſes war ſehr viel Leben; eine durch politiſche Anſichten zuſammengeworfene, recht bunte Geſellſchaft, aus Bewohnern der Stadt beſtehend, fand hier ihren Vertrieb und encouragirte ſich, in dem Eßſaale, dem weiten Hausflur und der Veranda umherſtehend oder ſitzend, durch feurige Reden und Toaſte auf General Paëz, deſſen Wohl und baldiges Erſcheinen in Venezuela ſehnlichſt gewünſcht und in einer unglaublichen Menge von Rum mit Waſſer getrunken wurde.

Der Anblick der Stadt Maracaibo von der Seeſeite macht einen angenehmen Eindruck durch die neuen, zum Theil ſchönen Gebäude, die an dem Muelle[699]), eine ſehr breite Straße bildend, entlang ſich ziehen, wie ebenfalls durch die zwei erwähnten größeren, mit ſchönen Häuſern beſetzten Plätze, die nach dem See zu ſich öffnen. Die völlig flache Ebene, in welcher die Stadt liegt, macht, daß die dahinter liegenden, im venezuelaniſchen Style gebauten, niedrigen Häuſer von den größeren, am Quai liegenden Gebäuden, verdeckt werden. Die Stadt hat außerdem noch einige Plätze aufzuweiſen, die jedoch von geringem Umfange und weniger Bedeutung ſind.

Ein reges Leben herrſcht in dem am See gelegenen Stadt-

theile, während die engen, winkeligen, nach der Ebene zu gelegenen Straßen, öde und verlassen sind.

Der Hafen jedoch ist von fremden Schiffen lange nicht so besucht als andere Hafenstädte Venezuela's, was dem geringeren Verkehr mit dem gebirgigen Innern und dem Mangel an guten Straßen, die aus dem Innern nach dem See führen, zuzuschreiben ist. Haciendas giebt es nur wenige in der Gegend umher und die größeren Städte des Innern, wie Merida, Trujillo, Barinas, sind nicht große Handelsplätze und senden ihre Produkte meist auf der großen Straße über Barquisimeto und Valencia nach der Küste.

Der Hauptexporthandel Maracaibo's besteht in Tabak, Indigo, Häuten, einigem Cacao, Caffee, Holz und Droguen, besonders Copaivabalsam und Sesamöl[700]; er ist, wie in allen Hafenstädten Venezuela's, in den Händen der Ausländer, besonders der Deutschen. Letztere Nation findet man jedoch als Professionisten, außer den unvermeidlichen Hutmachern, in Maracaibo weniger vertreten, als in anderen venezuelanischen Städten; sie werden dafür in reichlicher Zahl durch Italiener ersetzt, die als Handwerker, besonders als Klempner, hier, wie in der ganzen Provinz umher zerstreut, leben.

Das Leben der Ausländer in Maracaibo ist dem in den anderen Städten des Landes völlig ähnlich; es beschränkt sich nach Beendigung der täglichen Geschäfte auf das Zusammensein im Club oder einem Ritt nach den Haticos, den, eine kleine Ortschaft bildenden, am See gelegenen Landhäusern der Ausländer, vornehmlich der Deutschen. Der Weg nach den, etwa eine Stunde von der Stadt entfernten, Haticos führt in seiner Länge in einer, nach Osten streichenden Curve, am lieblichen Ufer des Sees hin und bietet durch seine verschiedenen netten Gebäude, die schönen tropischen Baumgruppen und die Massen der am Strande stehenden Cocospalmen, durch deren säulenartige graue

Stämme der tiefblaue See mit ſeinem, durch eine Menge der verſchiedenartigſten Fahrzeuge belebten, Waſſerſpiegel blickt, eine reiche Abwechſelung der Scenerie, deren Reiz durch den Anblick der ſchön gebauten Villas und ihrer liebenswürdigen Bewohnerinnen noch um Vieles erhöht wird.

Noch mit großem Vergnügen gedenke ich der herrlichen Abende, die ich in der angenehmen Geſellſchaft gebildeter, jovialer Landsleute, in welcher vor Allem die Damen durch Schönheit und Liebenswürdigkeit glänzten, in größter Heiterkeit in den Haticos verbracht habe. Die ſchön verlebten Abende endeten mit der Rückfahrt nach der Stadt auf dem ſchönen See und deutſche Lieder ertönten in ſtiller Nacht aus den ſanft dahingleitenden Booten, die eine, durch die ausgelaſſenſte Fröhlichkeit belebte Geſellſchaft, in ſich bargen. — — —

Der Marktplatz in Maracaibo bietet jeden Morgen eine reiche Auswahl an Fiſchen, Fleiſch, tropiſchen Früchten und Gemüſen, beſonders aber zeichnet er ſich durch zwei Gegenſtände aus, die in anderen venezuelaniſchen Städten, wie überhaupt in den Tropen, wohl ſelten zum Verkauf ausgeboten werden: den in dieſer Gegend vorkommenden Tauben und Haſen.

Die Tauben werden in großer Menge in der Ebene von Maracaibo gefangen und in Bündeln, bereits gerupft, zu Markte gebracht, ſo daß es mir nicht möglich war, ſie zu beſtimmen, ich vermuthe, daß es entweder Columba aurita Temm. oder Zenaida ruficauda Gray iſt, die in großen Völkern auf der Savane ſich findet.

Der Haſe iſt der Lepus brasiliensis Linn., beträchtlich kleiner als der europäiſche, der mehr das Anſehen eines Kaninchens hat, wozu die kurzen Ohren nicht wenig beitragen. Eigenthümlich iſt ſein Schwanz, ein ganz kurzer, wenig vom Rumpfkleide abgeſetzter Büſchel, der ſich mehr durch das Gefühl, als durch das Geſicht, als ſelbſtändiger Theil unterſcheiden läßt. Sein Pelz iſt ziem-

lich lang, dicht und zart; die Hauptfarbe desſelben an allen oberen Körpertheilen gelbbraun, an der Kehle, am Bauch und der Innenſeite der Beine rein weiß.

Er lebt in großer Menge auf den Savanen von Maracaibo und wird wöchentlich einige Mal in ziemlicher Anzahl zum Verkaufe nach der Stadt gebracht.

In der Nähe von Maracaibo, an der Weſtküſte des Golfs, bis in die Nähe des Rio la Hacha in Neu-Granada, lebt die wilde Nation der Goajiro-Indianer, die ſich von den anderen Indianern des tropiſchen Süd-Amerika dadurch auszeichnet, daß ſie in Beſitz ausgezeichneter Pferde und vollkommene Reiter ſind.

Sie ſind die entſchiedenſten Feinde jedes anderen Volkes und leben mit ihren Nachbarn, den Venezuelanern, in fortwährenden Streitigkeiten.

So oft aber auch die Venezuelaner verſucht haben, ſie zu unterjochen, iſt es ihnen doch nie gelungen und ſtets mit Erfolg haben ſie durch ihre große Anzahl, ihre Kühnheit und Wildheit, alle Angriffe gegen ſie zurückgeſchlagen und verüben noch jetzt, auf ihren Streifzügen in Venezuela und Neu-Granada, große Räubereien und Morde. Niemandem geſtatten ſie den Eintritt in ihr Land und tödten oder verſtümmeln auf das Abſcheulichſte Jeden, der es wagt, die Grenze ihres Gebietes zu überſchreiten; erſt kurz vor meiner Ankunft in Maracaibo hatten die Goajiros einem auf ihrem Terrain angetroffenen Venezuelaner beide Augen ausgeſtochen und ihm dann, ihn über ihre Grenze transportirend, die Freiheit gegeben.

Um ſich gegen ihre Einfälle zu ſichern, haben die Venezuelaner in der Nähe der Grenze dieſer wilden Nation zwei, durch ſumpfiges Terrain vor Ueberfällen geſchützte Forts, Sinamayca und Carabulla, angelegt, die mit einigen Kanonen armirt und von einer Abtheilung Soldaten beſetzt ſind.

Die ſüdliche Grenze des Goajiragebietes bildet ein niedriger

Höhenzug, la Teta de la Goajira, an welchem ihre Hauptniederlassung liegt, die zugleich der Sitz ihres Oberhauptes, der Kazikin Rosa ist, die, dem on dit zu Folge, dieses wilde Volk regieren soll.

Gleich den Comanchestämmen Neumexicos, den Araucanos und Pehuanches Chile's und den Guaycurus und Guaranis am Paraná, verbringen sie die meiste Zeit ihres Lebens auf ihren Pferden umherstreifend und jagend, sind aber dabei zugleich ausgezeichnete Schiffer und Fischer. In dem sehr kurzen Seekriege des General Paëz gegen den Präsidenten Monagas, leisteten sie auf den Schiffen des ersteren als Lootsen vortreffliche Dienste und würden als solche wegen ihrer Tüchtigkeit allgemein gebraucht werden, wenn sie nicht öfter schon das in sie gesetzte Vertrauen getäuscht und die ihnen anvertrauten Schiffe vorsätzlich in's Unglück gebracht hätten, um deren Mannschaft zu ermorden und sich in Besitz der Ladung zu setzen.

Ebenso treiben sie in der Nähe der, von ihnen bewohnten Küste, Piraterei und haben besonders in früheren Zeiten, durch falsche Signale die vorüberseglnden Küstenfahrer täuschend, sich derselben bemächtigt. Der Anblick der Goajira-Küste, von der Punta Espada zur Punta Gallinas, ist im höchsten Grade öde und traurig, flache Sandebenen, aus denen hier und da einige dünenartige Erhebungen auftauchen, in der Ferne ein niedriger, von fast aller Vegetation entblößter Höhenzug.

Rindvieh und Pferde bilden den Reichthum der Goajiros, vom Fleische der ersteren leben sie und die letzteren verhandeln sie an die Venezuelaner. In Maracaibo sind wöchentlich einigemal Goajiros anzutreffen, die außer einer Anzahl schöner Pferde, auch getrocknete Fische, schön geflochtene, lederne Pferdezügel, Sogas, u. s. w. zum Verkauf auf dem Marktplatze haben; sie dürfen jedoch nie in größerer Anzahl als etwa jedesmal 10 bis 12 Mann nach der Stadt kommen.

Ackerbau wird von ihnen, wegen der Unfruchtbarkeit ihres Gebietes, nur sehr wenig betrieben und er beschränkt sich nur auf das Anpflanzen von Yuca, Bataten, Bananen und Mais, welchen letzteren sie außerdem in großen Quantitäten von den Venezuelanern eintauschen.

Die Nahrung der Pferde, wie des Rindviehs, besteht außer in Gras, hauptsächlich in den fein gefiederten Blättern einer Mimose, die an der Westküste des Golfes von Maracaibo in ungeheurer Menge wächst und an welche die Pferde dermaßen gewöhnt sind, daß es in Maracaibo schwer hält, die erhandelten Thiere zum Fressen von Mais, Zuckerrohr oder Bananenblättern zu bringen und deshalb Anfangs stets die Blätter der Mimose unter das neue Futter vermischt werden müssen.

Bogen, Pfeile und Lanzen sind ihre Hauptwaffen, obwohl sie in neuerer Zeit die Feuerwaffen diesen vorziehen.

Wöchentlich einmal ist ihnen erlaubt, nach den Grenzforts der Venezuelaner zu kommen, um mit letzteren Tauschgeschäfte mit Pferden, Rindvieh, Fischen, schön geflochtenen Zügeln, Sogas und Honig gegen Rum, Mais, Bayetas (roth und wollenes plüschartiges Zeug für Cobijas), Messer, Glasperlen, u. s. w. zu machen. Der an sie verhandelte Rum unterliegt zuvor einer starken Versetzung mit Capsicum, auch wohl Opium, damit sie in gänzlicher Berauschung ihre Sachen zu Spottpreisen verschleudern.

Die Männer gehen halb nackt, mit Hemde und kurzer Hose angethan, die Frauen sind meist nur mit einem Guayuco[701]) oder einem leichten, kurzen Rock bekleidet und werden von den Männern nicht viel besser als Sklavinnen behandelt. Sie haben in ihren Tragkörben die von den ersteren eingehandelten, selbst die schwersten Gegenstände, unter deren Last sie nahezu erliegen, fortzuschaffen, während ihre Herren sich der Pferde bedienen. Eine solche Zusammenkunft im Fort endet nie ohne totale Berauschung der Goajiros, da eine Menge Pulperias in der nahen

Umgebung der Forts ſich befinden, die von den Indianern die meiſten ihrer Handelsartikel gegen Rum eintauſchen.

Die jungen Goajiromädchen, die von ſchöner Geſichts- und üppiger Körperform ſind, werden bisweilen von ihren Vätern an die Venezuelaner verhandelt und zu dieſem Zwecke von den Ihrigen beſonders gut verpflegt.

Trotzdem daß die Grenze der Goajiros nur zwei Tagereiſen von Maracaibo entfernt iſt, ſchwebt über dieſen wilden Indianern noch ein großes Dunkel, beſonders deshalb, weil ſie ſo überaus wild ſind, Niemanden in ihr Terrain eindringen laſſen und dabei zu Mittheilungen über ihren Stamm nicht zu bewegen ſind.

Sehr gern wäre ich in ihr Terrain gedrungen, kam jedoch nicht weiter als nach Sinamayca, wo mir auf's Entſchiedenſte davon abgerathen wurde und ich auch Niemanden auftreiben konnte, der mich dahin begleitet hätte, da Jeder die Grauſamkeit dieſer Wilden fürchtete.

Ich handelte für einen ſehr billigen Preis (einige Gallons Rum, wollene Decken, einige Säcke Mais und zwei Dutzend Dolche) zwei ſchöne Pferde von ihnen ein, was mich beſtimmte, vierzehn Tage in Maracaibo zu verweilen, damit ſie, Behufs der Weiterreiſe, zuvor an anderes Futter gewöhnt würden, da ihre Lieblingsmimoſe nur in der Gegend von Maracaibo wächſt.

VIII.

Reiſe nach Truſillo und zurück nach der Küſte.

Recht ungern verließ ich Maracaibo, wo ich in der angenehmen Geſellſchaft der dort anſäſſigen, gebildeten Deutſchen recht ſchöne Stunden verlebt hatte und ging an einem ſchönen Nachmittag an Bord einer Goleta, die mich an das ſüdöſtliche Ufer des Sees, nach la Ceiba, bringen ſollte.

Meine Pferde waren bereits zuvor eingeſchifft worden und der, in Brandy und Ale gefeierte Abſchied von einigen meiner deutſchen Freunde, ließ mich zu ſehr ſpäter Zeit an Bord kommen, worüber der Capitan, der bereits mit der Abfahrt auf mich gewartet hatte, ein ſehr unfreundliches Geſicht machte, während ich in der jovialſten Laune mich befand und mit großem Vergnügen meine Reiſegeſellſchaft, vier junge Creolinnen mit ihren zwei, ebenfalls jungen männlichen Begleitern, begrüßte.

Noch lange Zeit waren meine Blicke nach Maracaibo und los Haticos gerichtet, bis das Fahrzeug immer mehr und mehr von dem weſtlichen Ufer des Sees ſich entfernte und dieſes nur noch als ein niedriger, am Horizonte lang hinziehender Küſtenſtrich ſich zeigte. Dagegen tauchte im Süden die gewaltige hohe Kette der Cordilleren, mit den rieſigen ſchneebedeckten Gipfeln der Sierra Nevada von Merida, am fernen Horizont auf, ein erhabener Anblick, der beſonders in Tropenländern einzig in ſeiner Art iſt.

Wildnisse von Palmen, Orangen und Bananen, mit Myriaden von Blumen behangen und von Schlingpflanzen durchwoben, an der Küste des Sees und hoch darüber, im blauen durchsichtigen Aethermeere, gleich einer Masse gediegenen Silbers, die blendendweißen Schneegipfel! —

Trotzdem der See von Maracaibo mit dem Meer in Verbindung steht ist sein Wasser dennoch süß, was für die Bewohner seiner Küste eine große Wohlthat ist.

Die Brise war flau und das Schiff segelte nur langsam vorwärts, die hübschen Creolinnen hatten sich mit ihren Begleitern zum Kartenspiel vereinigt und ich zog es vor, aus langer Weile auf dem Deck mich schlafen zu legen. Beim Erwachen war die Sonne bereits dem Untergange nahe und die nahe Seeküste mit den niedrigen Höhenzügen von Motatan zeigte sich meinen Blicken.

Ich begann eine Unterhaltung mit meiner Reisegesellschaft und fand die Damen allerliebst, die beiden venezuelanischen Dandies, als welche die Herren gern figuriren wollten, jedoch ungemein hölzern; sie reisten sämmtlich nach Bocono, fast die nämliche Route, die ich im Sinne hatte, so daß ich mit Vergnügen als ihr Begleiter angenommen und bald so bekannt mit ihnen wurde, als ob ich ein alter Freund von ihnen wäre.

Nach dem Abendessen, welches durch einige Flaschen Ale gewürzt wurde, sang eine der Damen, zugleich eine sehr geläufige Guitarrespielerin, recht nette spanische Arien und so verging die halbe Nacht auf dem Verdeck unter Gesang und Spiel.

Am andern Morgen sprang eine ziemlich frische Brise auf und die Goleta durchschnitt rasch die azurne Fluth. Die schönen Schläferinnen hatten die Luken ihrer Kajüte noch fest geschlossen, die nächtlichen Spiele mochten sie etwas ermüdet haben, und es war bereits zehn Uhr, als das blasse Köpfchen der Jüngsten, mit den schönsten seidenen, rabenschwarzen Haaren geziert, aus der

Tiefe auftauchte und bald darauf die ganze niedliche Geſtalt auf das Deck hüpfte. Bedächtiger und vielleicht etwas verſchämt wegen des ſpäten Aufſtehens, folgten die Anderen.

Die Creolinnen haben einen ſeltenen, ſchwer zu beſchreibenden Teint, der ſich je nach der Tageszeit verändert. Am Morgen, kurz nachdem ſie aufgeſtanden ſind, iſt das Weiß deſſelben am Gelblichſten und die Augenränder wohl noch um zwei gelbliche Farbentöne tiefer; gegen Mittag hat das Gelb, das am Morgen gleich einem Pigment die weiße Haut überzog, eine Durchſichtigkeit gewonnen, welche die Haut dem Alabaſter gleich kommen läßt, ſo daß das weiße Fleiſch wie mit der zarteſten gelblichen Laſurfarbe überhaucht ſcheint; am Abend jedoch iſt der Teint das reinſte, durchſichtigſte Weiß, in welchem die großen feurigen, ſchwarzen Augen in feuchtem Glanze ſchwimmen, umrahmt von der üppigſten Fülle der ſchwärzeſten Seidenhaare.

In dieſem Zuſtande ſind ſie unvergleichlich und ſchwerlich dürfte das Blut eines Mannes bei ihrem Anblicke in der gewöhnlichen Temperatur bleiben. Wenn ich übrigens hier von gelblichem Teint rede, ſo meine ich damit nur den allerſchwächſten Uebergang von Weiß in Gelb, der ſelbſt dem beſten Farbenkenner ſchwer bemerkbar iſt.

Die Damen überraſchten uns bei der Mañana und wurden zur Strafe des Spätaufſtehens gezwungen, mit uns ein Gläschen mint-julep zu trinken, das ihren Wangen einen ſehr zarten Anflug von Röthe gab.

So ſaßen wir bald wieder ſcherzend beiſammen und kümmerten uns wenig um unſere Umgebung, als mit einemmale ein großer Lärm der Mannſchaft um uns her entſtand und ſämmtliche Segel auf's Schnellſte eingezogen wurden.

„Mira! una trompa marina!“ ſagte der Capitan zu mir und zeigte mit der Hand nach den Wolken.

Eine dichte ſchwarze Wolke hing in der Entfernung von einer

Meile tief herab über dem See ſenkte ſich immer tiefer und tiefer, verlängerte ſich, einem rieſigen Elephantenrüſſel gleich, und tauchte mit der Spitze nach der Oberfläche des Waſſers, aus der ſich eine ungeheure, zugeſpitzte Welle erhob und mit ihr verband und ſo wirbelte das Ungethüm über den See dahin und wühlte eine furchtbare Brandung in der von ihr berührten Waſſerfläche auf. Das Schiff hatte in größter Eile beigelegt, während die gewaltige Waſſerhoſe in der Entfernung von einer Viertelmeile unter dumpfem ängſtlichem Brauſen vorbeirauſchte und ſich bald nachher theilte; der gewaltige Rüſſel zog ſich ein und verſchwand in den Wolken, während die Rieſenwelle in den See zurückſtürzte und weit umher ſeine Oberfläche auf's gewaltigſte in Aufregung brachte.

Waſſerhoſen ſind im See von Maracaibo eine nicht ſeltene Erſcheinung und hier häufiger als im offenen Meere. —

Die Reiſe ging bei ſteifer Briſe raſch vorwärts und wir vertieften uns wieder in unſere Unterhaltung.

Gegen Mittag machte mich eine der Señoritas auf einen ſtarken Rauch, der gleich einer dunklen Wolke über der weſtlichen Küſte, der Gegend von Perija hing, aufmerkſam, der, wie ich vermuthete, von einem großen Feuer herrühren mußte, obgleich ich bei dem ungeheuren Rauch mich verwunderte, nicht die geringſte Spur von einer Flamme zu ſehen. Die Señorita antwortete auf mein „Que es esto?“ [702]) ſchalkhaft lachend nur ein kurzes „Vm. vera pronto!“ [703])

Der Rauch wurde immer dichter, die Wolke kam näher und näher und ſchwebte über dem See her, gerade auf das Schiff zu.

Der Capitan, der eben aus der Cajüte trat, rief beim Erblicken derſelben „Carajo, los mosquitos!“ und ſchrie dem Steuermann zu, ſchnell das Schiff zu wenden; der Jibbaum wurde nach der entgegengeſetzten Seite gebracht und das Schiff kreuzte nach

der westlichen Küste zu und wich dadurch der gefürchteten Begegnung mit dem riesigen Mosquitoschwarme zur knappen Noth aus. Diese ungeheuren Mosquitoschwärme, die in ihrer Ausdehnung wirklich an's Unglaubliche grenzen, entwickeln sich zur Regenzeit in den berüchtigten großen Sümpfen und Lagunen der Westküste des Sees und machen dieselbe an solchen Orten für Menschen unbewohnbar; bei starkem heftigem Westwinde nimmt der Wind die Legion der dort vorhandenen Mosquitos mit sich fort, und führt sie, gleich einer dichten Wolke zusammengehäuft, über den See dahin, in dem sie ihr Grab finden.

Die Fahrzeuge hüten sich wohl ihnen zu begegnen, da ihre Besatzung in diesem Falle kaum vor ihren Stichen sich retten kann.

Noch einigemale hatte ich an diesem Tage Gelegenheit, ähnliche Mosquitowolken, glücklicherweise aber in großer Entfernung vom Schiffe, über den See schweben zu sehen.

Es war bereits nach Sonnenuntergang, als die Goleta dicht an der südöstlichen Küste des Sees, bei la Ceiba, den Anker warf, leider zu spät, um an's Land zu fahren. Ueberdies hatten dunkle Wolken am Himmel ringsum sich aufgethürmt, bereits grollte der Donner dumpf von den am südlichen Ufer sich erhebenden hohen Gebirgen her und das grelle Leuchten von Blitzen erhellte von Zeit zu Zeit die mit dunklem Hochwald bedeckte Küste.

Ein furchtbarer Sturm erhob sich bald und schleuderte die Goleta auf den wild aufgeregten Wogen auf's Entsetzlichste hin und her, dem ein wolkenbruchähnlicher Platzregen folgte, der uns zwang, in die einzige Cajüte, welche die Señoritas für die Dauer der Reise in Beschlag hatten, zu flüchten. In solchem Falle konnten unmöglich große Schicklichkeitsrücksichten genommen werden, was auch die Damen die überhaupt durch die Seekrankheit, die sich durch das tolle Schlingern des Schiffes bei ihnen in größtem

Maße eingestellt, sehr passiv sich verhielten, wohl einzusehen schienen.

Durch den düstern Schein der Oellampe wurde der Anblick der Creolenwirthschaft, die in der Cajüte sich zeigte, in welcher petticoats, Wäsche und andere namenlose Dinge in bunter Unordnung durcheinander lagen, sehr gemildert. Bei aller Schönheit der Creolinnen ist es selten räthlich, seine Blicke in ihre geheimen Gemächer dringen zu lassen.

Die ganze Nacht hindurch dauerte das furchtbare Gewitter und wenn es auch mitunter auf eine Stunde pausirte, so brach es dann desto heftiger wieder los und das Krachen des Donners und der Blitze übertönte oft das schreckliche dumpfe Getöse der über das Deck stürzenden See.

Gegen Morgen ließ Alles dies nach, bis auf das heftige Werfen des Schiffes, das mich jedoch, bei der großen Müdigkeit, nicht vom Schlafen zurückhielt.

„Vengan arriba Vms. a ver la Ceiba!"[704]) rief die Stimme des alten guten Capitan zu uns herunter in die Cajüte und ließ mich dadurch erwachen. Durch die Luke schienen die goldenen Sonnenstrahlen und der heitere blaue Himmel herab in unser Verließ, in dem es vor Hitze und Dunst nicht länger zu ertragen war und so eilte ich mit den zwei jungen Freunden auf's Deck und überließ den unheimlichen Schauplatz den seekranken Damen.

Das Schiff tanzt munter auf der nur noch leicht bewegten blauen See, dicht an der Küste liegt ein großes, ziemlich roh aufgeführtes Gebäude, umgeben von einigen kleineren Hütten und rings um dieselben, über die angrenzenden Bananenpflanzungen, erhebt sich eine dichte, dunkle Waldung aus Riesenstämmen des Ceiba, Zamang, Noble, Flor amarilla, Caracoli[705]) und anderer tropischer Baumgiganten. Im Süden dringen die gewaltigen Bergkolosse der Cordilleren bis nahe zur Küste und über ihnen ragen

die dunklen Mauern des Paramo von Mucuchies und einzelne schneebedeckte Hörner der Sierra Nevada weit hinein in den blauen durchsichtigen Azur des Himmels; eine Gebirgslandschaft, ähnlich in ihren Massen und Formen der der südlichen Gestade des Vierwaldstädter Sees, aber an Färbung und Beleuchtung himmelweit davon unterschieden!

Die Mannschaft der Goleta war eben beschäftigt, die Pferde aus dem Kielraume auf's Deck zu winden, was nicht ohne Schwierigkeiten und entschiedene Gegenwehr von Seiten der am Meisten dabei Betheiligten ablief. Sobald nur eins der Thiere am Deck war, wurde es unter vereinter Gewalt der Mannschaft in den See gestürzt und ihm dort von einem nackten braunen Kerl, deren mehre am Schiffe umherschwammen, ein Strick um den Hals geworfen, an dem es schwimmend an's Ufer gebracht wurde. Es war dies die herrlichste lebhafteste Staffage zu der in ewiger Ruhe im Hintergrunde daliegenden, erhabenen Gebirgslandschaft.

Endlich kam auch an uns Passagiere die Reihe, nicht etwa in den See geworfen, sondern in einem Boot an's Land gebracht zu werden. Die Señoritas, die noch von Anfällen der Seekrankheit geplagt waren, blieben bis zuletzt am Bord.

Das große am Ufer stehende Gebäude war die Aduana, wohin wir zuerst geführt wurden. Die Zollbeamten waren jedoch hier so höflich, meine Sachen nicht zu untersuchen und so begab ich mich in das in demselben Hause zum Aufenthalte der Reisenden befindliche Schanklokal, um meine Reisegefährten zu erwarten und Anordnungen zur Weiterreise zu treffen.

Sehr bald erschienen auch die Señoritas, freilich in der traurigsten Verfassung und mit abgespannten, krankhaften Gesichtszügen.

Mit meiner Weiterreise sah es jedoch sehr schlimm aus, ich hatte zwar zwei Pferde, jedoch nicht das geringste Reitzeug dazu.

Wie in anderen Gegenden Venezuela's, ſo hatte ich auch hier gehofft, dies tourenweiſe geliehen zu erhalten, doch war hier davon nicht die Rede und mich auf den bloßen Rücken der wilden Goajirapferde zu ſetzen, war mehr als ich zu leiſten fähig war.

Eine große Menge Arrieros mit zahlreichen Mulas befanden ſich hier und kamen ſtündlich an, reiſten auch ſobald, als ſie ihre Ladung übergeben hatten, wieder ab. In la Ceiba münden nämlich alle Straßen der ganzen Gegend des Innern von Merida und Trujillo, ſo daß alle Reiſenden und Güter von da, hier zuſammenkommen, um dann über den See, nach Maracaibo weiter befördert zu werden.

Auf den Rath meiner Reiſegefährten wandte ich mich an einen Arriero, der am Nachmittage nach Trujillo zurückreiſte, um eine ſeiner Mulas als Reitthier benutzen und mein Gepäck auf den anderen Mulas fortbringen zu können und war ſehr erfreut, als er auf meinen Vorſchlag einging.

Leider war ich dadurch nicht im Stande, mit meinen Reiſegefährten vom Schiffe weiterzureiſen, da ich mich vom Arriero nicht trennen konnte; wir verſprachen uns aber gegenſeitig, dieſelben Nachtlager zu wählen und dann recht vergnügt zuſammen zu ſein. Ihre Pferde waren ſchnell geſattelt und ſie ritten bald hinweg, während ich auf den Arriero noch bis zum Nachmittag warten mußte. Sonderbar war die Reittracht der jungen Leute, die überhaupt in dieſen ſumpfigen Gegenden Mode zu ſein ſchien. Ueber den Beinkleidern trugen ſie nämlich weite Beinkleider von Tigerfell, die jedoch hinten völlig offen und nur unten durch Knöpfe zuſammengehalten, oben durch einen Gurt am Leibe befeſtigt waren; ſie ſind ungemein praktiſch und bewahren die eigentlichen Beinkleider vor dem gräßlichen Schmuz, der beim Reiten durch die ſumpfigen Gegenden bei jedem Tritte vom Pferde in die Höhe geſchleudert wird.

Gegen zwei Uhr war der Arriero zur Abreiſe fertig; ich beſtieg eine ſeiner Mulas und trabte bald mit dem ganzen Zuge der Laſtthiere im Wege dahin.

Es war freilich kein Vergnügungsritt, denn ich mußte ohne Sattel, nur auf der auf dem Rücken des Thieres gebundenen Cobija reiten und außerdem war die Mula aus alter Gewohnheit nicht zu bewegen, außer dem Zuge zu gehen, ſo daß alle meine Verſuche, mit ihr, ſeparirt von den anderen Thieren, luſtig dahin zu ſprengen, fruchtlos waren; ſie blieb in all' ihrer gewohnten Ruhe in der Mitte des Zuges und ich wurde von ihr gleich einer Ladung von Häuten oder Caffee betrachtet, die keinen eigenen Willen hat und den ganzen Tag über ruhig auf ihrem Rücken liegen muß. Ueberhaupt wäre vom Dahinſprengen, ſelbſt auf dem muthigſten Pferde, nicht die Rede geweſen, denn einen ſolchen Weg hatte ich in meinem Leben noch nie angetroffen. Er war dermaßen ſchlammig, daß die Maulthiere oft weite Strecken bis an die Knie im Schmuze waten mußten und nicht eine trockene Stelle während zweier Tage auf der ganzen Straße ſich zeigte; ich hätte es keineswegs als Wunder betrachtet, in dieſem Urſumpfe einem ganz gemüthlich einherwackelnden, 30 Fuß langen Ichthyoſaurus zu begegnen.

Dabei waren aber die Umgebungen im höchſten Grade ſchön und intereſſant und ich beobachtete verſchiedene, bisher noch nie geſehene Palmen, Aſtrocarium-, Bactris- und Oenocarpus-Arten, nur konnte ich bei dem unergründlichen Schmuz und der Manier zu reiſen, unmöglich nähere Notiz von dieſen Schönheiten nehmen.

Mitunter paſſirten wir ziemlich bedeutende Ortſchaften mit nett erbauten Häuſern, ohne jedoch weitere Notiz von ihnen zu nehmen und nur bei einer geſchah dies ausnahmsweiſe, weil der Koth in der durch ſie führenden Straße ſo arg war, daß meine Mula an der einen Stelle bis zum Bauch darin verſank und die untere Partie meines Ich's völlig in den breiartigen Schmuz zu ſtecken kam.

Der Arriero hatte die größte Mühe, das Thier wieder herauszubringen und konnte dies hauptsächlich nur durch Applicirung sehr heftiger, auf die Hinterpartie desselben ausgetheilter Hiebe, wobei ich auch nicht unberücksichtigt blieb und aus Versehen einige Proben dieser Ermunterungsversuche zu kosten bekam.

Der Name des Ortes, Polonia, wurde mir in dieser Weise förmlich eingebläut und ist der einzige, den ich vom Arriero zu hören bekam, der in der Topographie der Gegend sehr wenig bewandert war; ob der Ort eine Ansiedelung von Fremden sei, die ihm den für Süd-Amerika sonderbaren Namen gegeben, blieb mir unbekannt, der Schmuz in der Straße war allerdings echt polnisch, wenn auch die Häuser etwas civilisirter sich zeigten.

Fruchtbarkeit war übrigens der Gegend nicht abzusprechen und kaum habe ich in ganz Venezuela eine üppigere Vegetation gesehen als hier; die Mais- und Yucafelder boten durch ihre ungemeine Vegetationskraft einen überraschenden Anblick.

Es war schon spät, als wir in eine große am Wege stehende Posada einkehrten, in der ich mit vielem Vergnügen von meiner früheren Reisegesellschaft begrüßt wurde.

Ich war freilich nicht in der Verfassung, vor Damen mich zu präsentiren, denn mein halber Körper befand sich förmlich in eine dicke, pastetenähnliche Kruste von Schmuz eingehüllt; erst nachdem ich hinter einem am Hause stehenden Baume meine Umwandlung in reine Kleidung vorgenommen, begab ich mich in die Gesellschaft der Señoritas. Das große Gastzimmer im Hause war dermaßen mit Reisenden gefüllt, daß kaum noch ein Platz für mich zur Nachtruhe übrig blieb und so war ich froh, als meine Reisegefährten mich einluden, ein Zimmer, das sie durch ihre Bekanntschaft mit der Wirthin für die Nacht erhalten, mit ihnen zu theilen. Wir begaben uns dahin, ließen Nachtessen und spanischen Wein bringen und waren bald wieder herzlich vergnügt. Leider nur fühlte ich mich von der freilich nicht weiten, doch

ermüdenden Tour an einer gewiſſen Stelle des Körpers ſehr angegriffen und ſah mit trüben Gedanken der morgenden Weiterreiſe entgegen. Das Sitzen auf dem Rücken der Mula und zwar hauptſächlich auf den Stricken, mit denen die Cobija feſtgeſchnallt war, hatte nicht verfehlt, einen im höchſten Grad ungemüthlichen Eindruck auf den Körpertheil, der dabei ganz beſonders betheiligt iſt, zu machen, ſo daß mir ſowohl das Sitzen als auch das Gehen ſchwer wurden und ich, auf allerhand weichen Stoffen in der Hängematte ruhend, meinen Beitrag an der Luſtigkeit leider ſehr beſchränken mußte. Bis in die ſpäte Nacht blieben wir, ſingend und ſcherzend, auf, dann legte ſich jedes ermüdet in ſeine im Zimmer aufgeſchlungene Hängematte, in der mich freilich die Nähe der ſchönen Mädchen wenig ſchlafen ließ.

Zeitig des andern Morgens ſtand ich auf und begab mich, ſo weit es der Koth erlaubte, in's Freie.

Sehr bedauerte ich, nicht zu einer anderen Jahreszeit, unter anderen Reiſeverhältniſſen, mich hier zu befinden, denn die Gegend war für einen Pflanzenfreund ungemein intereſſant, beſonders einige Genera von Palmen in mehren Arten reichlich vertreten, die ich bisher noch nie in Venezuela erblickt hatte. Die ungemeine Feuchtigkeit des Bodens erlaubte jedoch eine botaniſche Excurſion in Kleidern nicht und im bloßen Hemde dieſelbe anzuſtellen, wäre ohngeachtet der Einfachheit ländlicher Sitten in Venezuela, am hellerlichten Tage in der Nähe von Damen doch nicht faſhionable geweſen.

So begab ich mich denn wieder nach der Poſada zurück und erwartete mit düſterer Bangigkeit den Augenblick, wo ich die Mula wieder beſteigen mußte. Und er kam. „Vamonos!“ rief der Arriero mir zu und gleich einem zum Galgen Verurtheilten wankte ich zu dem Thiere, ſah noch einmal nach den an der Thüre verſammelten Damen zurück und beſtieg den Rücken der Mula. Kaum aber hatte der leidende Theil meines Körpers den

Sitz berührt, ja noch bevor ein kurzer Schmerzenslaut unwillkürlich meinem Munde entfloh, rannte das Thier, gleich als ob es brennenden Schwamm unter dem Schwanze hätte, mit mir davon, ohne sich um seine Gefährten zu kümmern und jagte vom Wege ab, setzte gleich dem edelsten Araber über einen mehre Fuß hohen Zaun und galoppirte auf einer weiten, mit Bäumen besetzten Grasfläche dahin. Die Schmerzen, die das entschiedene Auftreten der Mula meinem Körper verursachte, waren dermaßen stark, daß ich glaubte, meine Sitztheile völlig verloren zu haben und alle Mühe hatte, bei diesem steeple-chase auf dem Rücken des Thieres mich zu erhalten.

Das Schauspiel, das ich wider Willen dem versammelten Publikum gab, erreichte jedoch schnell sein Ende. Im Carriere sauste die Mula gegen eine gewaltige Mimosa, die ihre niedrigen Aeste wagerecht weithin ausstreckte und gleich einem Schlagbaume den Weg, nicht für die Mula, wohl aber für mich, versperrte. Ich wäre auf die gefährlichste Art durch den Ast vom Thiere gerissen worden, wenn ich nicht, als die Mula darunter weg passirte, denselben mit Blitzesschnelle ergriffen und meinen Körper durch einen Ruck von der Mula befreit hätte.

Und da hing ich denn, gleich Absalom an der Eiche, glücklicherweise jedoch nicht mit den Haaren!

Es blieb mir nunmehr nichts übrig, als mich in den weichen Kothbrei unter mir herabfallen zu lassen, der, wenn auch nicht über mir zusammenschlug, mich doch in bemitleidenswerthen Zustand versetzte, der mich zum Gelächter der versammelten Menge machte. Beschämt kehrte ich nach der Posada zurück, um mich umzuziehen, dann bestieg ich zum zweitenmale die unterdeß wieder eingefangene Mula, die diesmal jedoch vom Arriero festgehalten wurde und trabte mit der Arrea auf der kothigen Straße weiter.

Die Gegend war von der gestern passirten wenig verschieden,

üppige Yuca- und Maisfelder, abwechſelnd mit hübſchen Wäldchen, in denen ſchöne Oenocarpus, Bactris und Attalea die Hauptrolle ſpielten.

Faſt fortwährend führte die Straße an einzelnen Häuſern und kleinen Ortſchaften vorüber und überall herrſchte reges Leben.

Auf der Straße ſind es die zahlreichen Arreas von Maulthieren und Eſeln, in den Orten die weilenden Reiſenden.

Meine Reiſegefährten von Maracaibo überholten mich bald und wir verſprachen uns ein Rendezvous zum Frühſtück in einer der nächſten Ortſchaften. Lange Zeit dauerte es jedoch, ehe es mir und den Laſtmulas gelang, bis dahin durch die Rothmaſſen ſich hindurch zu winden. Meine zwei Goajirapferde trabten frank und frei luſtig der Arrea voraus und machten ſo wilde Sprünge in dem ſchlammigen Wege, daß von ihrer eigenthümlichen Farbe wenig mehr zu ſehen war; eine dicke Kruſte von Schmuz überzog ihre Körper und nur die weißen Köpfe ragten in ihrer Reinheit daraus hervor, was ihnen das Anſehen von in Wolldecken gehüllten Rennern gab, die auf dem Wege nach einem race-course ſich befanden.

Endlich kamen wir in den zum Frühſtücksplatz beſtimmten Ort.

Meine Reiſegefährten waren bereits im Begriffe wieder aufzubrechen, da ich ſie ſo lange warten gelaſſen, entſchloſſen ſich jedoch, nun noch zu verweilen.

Es war eine geräumige Poſada, in der wir uns befanden, mit zwei großen Eßzimmern; da jedoch eine große Veranda vor dem Hauſe ſich befand, beſchloß ich, in derſelben zu frühſtücken.

Ein Haufe zerlumptes Volk ſtand umher, mehr oder minder durch Aguardiente animirt. Da ich einige Zeit auf mein Frühſtück zu warten hatte und meine früheren Reiſegefährten nicht ſo lange ſich aufhalten konnten, ſo ſchlug ich den Damen, bevor ſie ſchieden, ein Tänzchen vor und wir begaben uns zu dieſem Zweck in eins der Eßzimmer, wo eine der Señoritas auf ihrer Guitarre

einige ſpaniſche Tänze ſpielte, während ich mit den zwei Creolen wacker mit den anderen Damen umhertanzte. So hatten wir uns eine halbe Stunde beluſtigt, zu welcher Zeit das Eſſen bereit war.

Das zerlumpte Geſindel war Zuſchauer des Tanzes geweſen und machte ſeine oft ſo indecenten Bemerkungen dabei, daß ich mich genöthigt fand, ihnen mit Hinauswerfen zu drohen, was von ihnen natürlich im höchſten Grade übel aufgenommen wurde.

Meine Reiſegefährten empfahlen ſich nunmehr und ich ſetzte mich zu Tiſche.

Jetzt war mein Stand allerdings ſchwieriger, denn ich war allein und hatte nur den Arriero und Wirth auf meiner Seite, während die gemeine Bande aus ungefähr zwölf Mann beſtand.

Unter anderen Delicateſſen, die der Poſadero auf den Tiſch brachte, befand ſich eine ſchmale Glaskruke mit Cappern, eine Seltenheit, die ich bis jetzt noch nicht in Venezuela angetroffen hatte und die mich als Liebhaber derſelben ſo entzückte, daß ich ſie ganz für mich in Anſpruch nahm und mir vermittelſt Muſtard eine Sauce herſtellte, die meinen Gaumen auf's Höchſte kitzelte. Ich unterließ daher nicht, dem Poſadero die größten Lobſprüche über die Raritäten, die er beſaß, zu ſagen, der ſie augenſcheinlich mit größter Befriedigung entgegennahm. Nach Beendigung des Eſſens nahm ich einen Brandy mit Waſſer zu mir und ſagte dann dem Arriero, die Mulas zur Abreiſe bereit zu halten. Leider waren meine Goajirapferde in ein benachbartes Maisfeld eingedrungen und der Arriero genöthigt, hinweg zu gehen, um ſie wieder einzufangen. In dieſer Zeit frug ich den Poſadero nach meiner Schuld mit dem Bemerken, daß ich die noch übrigen Cappern mit mir nehmen wolle, erſtaunte aber nicht wenig, als er eine wahrhaft unverſchämte Forderung machte und für die kleine Glaskruke mit Cappern allein vier Peſos verlangte. Ich glaubte nicht recht gehört zu haben, er wiederholte

jedoch ganz deutlich dieſelbe Summe. Auf meine Bemerkung, daß ich die Cappern dann nicht wünſche, bemerkte er, daß ich für die bereits von mir genoſſenen drei Peſos zu zahlen habe. Jetzt ſtieg mir das Blut zu Kopfe und ich begann ihm meine derbſte Meinung zu ſagen und ihn zugleich mit einigen Ehrentiteln, wie Betrüger, u. ſ. w. zu beſchenken.

Die zerlumpte Bande hatte ſich vorher ſchon um uns gruppirt, jetzt ſchloß ſie mich völlig ein. Meine Situation war nichts weniger als angenehm, der Arriero nicht zugegen und ich ganz allein. Doch ließ ich mich nicht abſchrecken und als der Poſadero mich mit Schimpfworten zu tractiren begann, nahm ich das Glas mit Cappern und warf es ihm vor die Füße, daß die Scherben und Cappern gegen die nackten Beine der braunen Kerls flogen.

Dies war der Culminationspunkt und die Sache hätte jedenfalls ein ſchlechtes Ende für mich genommen, wenn nicht zu rechter Zeit der Deus ex machina in Geſtalt zweier Caballeros mit ihren Dienern erſchienen wäre, die von Maracaibo kamen und mich oberflächlich kannten.

In Folge deſſen trat ein Waffenſtillſtand ein, der zu Verhandlungen führte, die von den Caballeros, die ſofort meine Partei ergriffen, geleitet wurden, in Folge derer ich dem Poſadero den immer noch horriblen Preis von zwei Peſos für Cappern zahlte, mit den Friedensvermittlern noch einige Brandy mit Waſſer trank und mich dann mit meinem Arriero, der unterdeß die Pferde aufgefunden hatte, auf die Weiterreiſe begab.

Ich führe dieſen Vorfall hier deshalb an, um die Prellereien der Gaſtwirthe in den belebteren Gegenden Venezuela's zu erwähnen, die oft, wie in dieſem Falle, wahrhaft unverſchämt ſind; es herrſcht natürlich in Venezuela, wie in ganz Süd-Amerika, ein höherer Satz in den Preiſen aller Gegenſtände und ganz beſonders der Lebensmittel als in Europa, jedoch wird dieſer in den Poſadas

größerer Städte und sehr frequentirter Gegenden oft noch um das Dreifache überboten. Jedenfalls ist es am Besten für Reisende in der Provinz Maracaibo, wie überhaupt in ganz Venezuela, sich aus angeführten Gründen des Genusses der Cappern gänzlich zu enthalten.

Kaum daß wir den berüchtigten Ort im Rücken hatten, brach ein gräßliches Unwetter los; ein furchtbarer Platzregen fiel herab, der mich, noch bevor ich die Cobija unter meinem Sitze hervorgezogen hatte, dermaßen durchnäßte, daß ich sie nicht erst umhing und mich geduldig in das Wetter fügte, das leider mehre Stunden anhielt und die Straße noch grundloser machte. Mit nicht geringer Anstrengung durchwateten die Thiere den entsetzlichen Koth und schleppten sich bis zum Nachtquartiere, einer kleinen, an einem Flüßchen gelegenen Ortschaft.

Hier übernachteten wir bei einem Bekannten des Arriero in einer miserablen Hütte, wo es nichts zu essen gab, so daß ich nach der Pulperia gehen mußte, um meinen Magen zu befriedigen. Ich gedachte der Cappern des Frühstücks und beschränkte mich in meinen Ansprüchen auf das Geringste, was ich erlangen konnte, nämlich auf Eier.

Vor der Pulperia stand eine herrliche Alcoyurepalme[706]), die erste, die ich sah. Sie ist sicher eine der schönsten Stachelpalmen, durch den stolzen ihr eigenthümlichen Habitus. Ihr schwarzbrauner, dicker Stamm ist mit breiten Bändern dichtstehender, fußlanger schwarzer Stacheln umgeben und erhebt sich 60 bis 80 Fuß, bevor er die dichte Wedelkrone bildet.

Die steifen, etwas schräg abstehenden Blattstiele sind ebenfalls mit dichten Stacheln besetzt und von den langen graugrünen, unten silberweißen Fiederblättern in spiralförmiger Stellung umgeben. Die kolossale Blätterkrone hat etwas seltsam Steifes vermöge der fast senkrechten Wedelstellung und ebenso der gleich einem Thyrsus aus der Basis der Blattstiele aufrecht

ſich ſtreckende, mit eiförmigen, orangegelben Früchten gezierte Spadix.

Die Palme ſtand nur vereinzelt hier und ich habe wenige mehr in dieſer Gegend geſehen, wogegen ich ſie am Orinoco und in Britiſch Guyana in Unzahl antraf.

Am andern Morgen frühe überſchritten wir das Flüßchen und begannen das Erſteigen der dahinter liegenden, ſteilen Felswände, der erſten bedeutenden Erhebung des Terrains ſeit der Küſte.

Die Gegend wurde nunmehr äußerſt romantiſch; herrliche Wäldchen von Laurineen, Cäſalpinien, Mimoſen, untermiſcht mit Palmen, ſilberblättrigen Cecropias, Alles berankt mit Paſſifloren, großblüthigen Ariſtolochien und behängt mit kletterndem Bambus, Schneidegras, Dracontien, dazwiſchen wieder herabſtürzende Cascaden, rieſige Felsblöcke, niedergeſtürzte Baumſtämme mit üppiger Vegetation beladen und natürliche Brücken bildend; kurz, das maleriſcheſte Durcheinander tropiſcher Landſchaftsſcenerie!

Der Weg hindurch war beſchwerlich, bald ging es in einer engen Schlucht dahin, bald öffnete ſich dieſe und der den Weg verſperrende Fluß mußte paſſirt werden. Doch Alles dies war beſſer zu überwinden als der Schmuz der vorhergehenden Tage, da die Straße nunmehr felſigen Grund hatte und von Schmuz und Koth keine Spur mehr zu finden war.

Endlich hörte dies bunte Durcheinander auf und der nackte Felſenweg begann.

Steil ging die wenig breite Straße an hohen Felswänden hinan, in unzähligen Windungen höher und höher führend, an einer Seite tiefe Abgründe, an der anderen hohe Felsmauern. Das Schlimmſte dabei war, daß eine Unzahl beladener Mulas, Eſel, Fußgänger und Reiter uns entgegenkamen, was bei der ſchmalen Straße wirklich gefährlich war. Fortwährend ertönte der dumpfe hohle Ton der Muſchel, um die Entgegenkommenden zu warnen, da bei den unzähligen Windungen des Weges leicht gefährliche

Zuſammenſtöße ſtattfinden und das Hinabſtürzen irgend eines Individuums in den Abgrund herbeiführen konnten. Die Hinaufklimmenden mußten bei ſolchen Begegnungen ſtets ihre Thiere, dicht an die Felswand gedrückt, ruhig halten laſſen, was oft nicht geringe Schwierigkeiten verurſachte, während die Herabkommenden am äußerſten Felsrand vorbeipaſſirten. Heut, obgleich es Sonntag war, ſchien ſich Alles verſchworen zu haben, dieſen Weg hinab zu paſſiren, denn die Begegnungen nahmen kein Ende, ſo daß es Mittag wurde, bevor wir die Höhe der ſteilen Felsmauer erreicht hatten.

Ein herrliches, ungeheures Plateau dehnte ſich vor meinen Blicken aus.

Die üppigſte Grasdecke war weit und breit zu ſehen und nur von einzelnen kleinen Gebüſchen unterbrochen. Von kothigem Wege war keine Spur mehr zu finden und die ungemein breite Straße beſtand aus Kies und Sand.

Es iſt dies die erſte große Hochebene, die man von der Küſte aus nach der Sierra Nevada zu paſſirt.

Meine Goajirapferde wieherten einmal über das Andere vor Freude über die weite Grasfläche und ſchienen ſich in ihre Heimath verſetzt zu ſehen, was ſie dadurch ausdrückten, daß ſie plötzlich auf und davon liefen.

Ich wäre ihnen gern nachgeſetzt, da mir jedoch von dem dreitägigen Ritt ohne Sattel alle Rippen im Leibe wehe thaten, ſo mußte der Arriero dies thun, freilich nicht ohne zuvor ein „carajo, bestias malditas!“ über das andere ausgerufen zu haben.

Es währte eine ganze Stunde, ehe er wieder, die Pferde vor ſich hertreibend, zurückkam und wir die Reiſe fortſetzen konnten.

Noch eine kleine Stunde und wir erreichten den bedeutenden Ort Betijoque, deſſen Poſada ſofort aufgeſucht wurde.

Betijoque iſt eine niedliche Villa[107]) mit recht hübſchen

Häuſern, die zu beiden Seiten der breiten Straße weit ſich hinziehen; der Ort gefiel mir ungemein, beſonders durch ſeine ſchöne freie Lage auf der weiten Hochebene, mit der Ausſicht auf die hohe Cordillere, die hier in ihren kühnſten Formen ſich zeigt.

Bei dem Ritte nach der Poſada wurde ich von den ſchönen Señoritas aus Maracaibo, die im Hauſe des Padre[708]) ſich befanden, herzlich begrüßt; ſie waren bereits am Abend vorher eingetroffen.

Die Poſada zeugte von der großen Frequenz der Straße; ihr Inneres war ſehr nobel eingerichtet und im großen Salon jederzeit eine lange gedeckte Tafel, an der man à la carte ſpeiſen konnte.

Nach kurzer Raſt begab ich mich auf die Weiterreiſe, meine früheren Reiſegefährten in Betijoque zurücklaſſend, die erſt in einigen Tagen ihre Reiſe fortzuſetzen gedachten.

Die Gegend hinter Betijoque nimmt bald einen entſchieden hügeligen Charakter an und ihre Vegetation iſt die der Savane. All' die Lieblichkeit der Vegetation am See von Maracaibo iſt verſchwunden und ſtatt deren jetzt Oede und Verlaſſenheit vorherrſchend. Gewaltige Schluchten, oft von kleinen Flüſſen durchzogen, wechſeln mit ſpärlich mit Gras bedeckten Hügeln; Felsblöcke, ſchwarze Steinmaſſen liegen überall umher; der plötzliche Abſtand von der üppigen Vegetation der letzten Tage iſt auffallend.

Mein Körper war durch die unangenehme Art des Reitens, die ich durchzumachen hatte, dermaßen maltraitirt, daß ich, bald nachdem ich Betijoque verlaſſen, mich entſchied eine Strecke zu Fuß zu gehen; ich ſandte den Arriero mit den Mulas und meinen Pferden voraus, mit dem Bemerken, im nächſten Orte mich zu erwarten und hoffte, ihm bald nachzukommen, da bei dem felſigen, hügeligen Wege die Thiere ohnedies nicht ſchnell vorwärts kommen konnten. So ging ich denn einige Leguas allein, bis ich den Ort des Rendezvous vor mir ſah. Hier änderte ſich die Gegend

wieder und die ganze Lieblichkeit der Seelandſchaft tauchte noch einmal mit all' ihren Reizen auf. Hübſche Wäldchen, üppige Yuca- und Maisfelder, ſchöne Palmengruppen, all dies zeigte ſich wiederum und der kleine Ort ſelbſt lag reizend in einem Thale, mitten unter herrlichen Baumgruppen.

Als ich jedoch zur Pulperia gelangte, war von meinem Arriero und ſeinen Thieren nicht die geringſte Spur zu erblicken und auf meine Nachfrage nach ihm wurde mir die Antwort, daß er nicht vorbeipaſſirt ſei. Dies ſetzte mich in Verlegenheit, um ſo mehr, als ich unterweges einen Kreuzweg paſſirt und auf's Gerathewohl den nach dieſem Orte führenden Weg als den rechten eingeſchlagen hatte. Es blieb mir nichts weiter übrig, als zu Fuß weiter zu marſchiren, dem nächſten von Escuque gelegenen Orte zu, wohin ich eine Empfehlung von Maracaibo an einen der dort lebenden Kaufleute hatte. Der Weg wurde mir recht ſauer, denn es ging fortwährend bergan und die von dem Rückgrat der Mula meinem Körper verurſachten Wunden begannen durch die Erhitzung und Reibung beim Gehen heftig zu ſchmerzen.

Doch Alles hat ein Ende. Als ich in die hoch gelegene Villa gelangte, fand ich den Arriero mit ſeinen Thieren meiner harrend; er hatte im letzten Ort an einer andern Stelle als der, wo ich nach ihm geſucht, mich erwartet, war dann aber, deſſen überdrüſſig, weiter gereiſt.

Im Hauſe des Sr. T., Beſitzers einer Tienda[709]), wohin ich das erwähnte Empfehlungsſchreiben hatte, fand ich die liebevollſte Aufnahme und bedauerte nur, nicht länger mich hier aufhalten zu können; jedoch war meine Zeit gemeſſen, wenn ich heut noch Escuque erreichen wollte. Sr. T. lieh mir ſofort ſein Pferd zur Reiſe dahin, damit ich wenigſtens einige Erleichterung beim Reiten haben möchte und ſandte einen Peon zu Pferde mit, um das Thier wieder zu ihm zurückzubringen.

Die Sonne war bereits im Untergange begriffen, als ich von der Villa abritt und kaum war ich eine Viertelstunde unterweges, als die vorher schon drohenden dunklen Wolken einen ungemein starken Platzregen herabschütteten. Der Weg führte steil abwärts und bestand aus rothen Letten, die nunmehr erweicht, dermaßen schlüpfrig wurden, daß die Pferde nicht sicheren Fuß fassen konnten, sondern fortwährend ausglitten. So geschah es, daß ich zweimal mit meinem Pferde stürzte was aber kein weiteres Unglück zur Folge hatte, als daß mein Anzug total beschmuzt wurde. Bald wurde es Nacht und es war ein Glück, daß die Pferde den Weg kannten, denn bei der herrschenden Dunkelheit war ich unfähig, einige Schritte weit vor mir den geringsten Gegenstand zu erblicken. Stolpernd, ausgleitend, fortwährend in Gefahr, auf die empfindlichste Art vom Pferde geworfen zu werden, erblickte ich endlich nach zwei qualvollen Stunden die Lichter der Häuser von Escuque. Doch bevor ich nach der Stadt gelangte', war noch ein ziemlich breiter, vom Regen angeschwollener Fluß, vermittelst einer schmalen hölzernen Brücke ohne Geländer zu passiren. Daß dies bei der Dunkelheit glücklich geschah, hatte ich nur der Vorsicht meines Pferdes und dem Peon zu danken, der ersteres an den Zügeln ergriff und hinüber leitete.

Ich war sehr froh, als ich in den Straßen Escuque's dahinritt und total durchnäßt und beschmuzt in meinem Anzuge vor dem Hause des Sr. S. hielt, dem ich sofort, mit einem Empfehlungsbriefe von Maracaibo versehen, meine Aufwartung machte.

Der Mann war das völlige Gegentheil des Sr. T. in der letzten Villa, er empfing mich gegen alle Gewohnheit der Venezuelaner mit einer Kälte und einem offenbaren Widerwillen, daß ich am liebsten, ohne ihn weiter zu beachten, wieder weggegangen wäre, wenn es nicht schon zu spät gewesen und die meisten Einwohner bereits im Schlafe gelegen hätten. Dabei

bedachte ich, daß keine Posoda am Orte sei und hielt es am Räthlichsten, für heute gute Miene zum bösen Spiele zu machen.

Sr. S. bemerkte mir, daß in seinem Hause kein Raum wäre, mich aufzunehmen, ich aber in einem seiner Nebenhäuser die Nacht über bleiben könne und rief einem Peon, um mich dahin zu führen.

Ich wurde in eine Art Pferdestall, worin jedoch zur Zeit kein Thier befindlich war, einlogirt und mußte die Nacht hungrig und durstig in meiner Hängematte zubringen.

Des andern Morgens, nachdem ich ein caffeeähnliches Getränk mit einem Biscocho, gleich einem Gefangenen erhalten, begab ich mich zu meinem Wirthe, ihm bemerkend, daß ich bald wieder weiter reisen wolle und ihn ersuchend, mir einen Arriero mit Thieren zu besorgen, da der meine von hier nach Merida reise; mit größtem Eifer versprach er dies zu thun, froh, mich bald wieder los zu werden. So erhielt ich noch an demselben Tage einen Arriero mit Mulas, der mich nach Trujillo zu bringen versprach.

Escuque ist eine kleine Stadt, bestehend aus einigen hundert Häusern in der gewöhnlichen venezuelanischen Bauart, die von einigen geraden Straßen durchzogen sind, welche sämmtlich in eine große Plaza münden. Nicht das geringste Merkwürdige ist hier zu sehen und nur das einzig Schöne ist die Lage der Stadt auf einem erhabenen Gebirgsrücken, von dem aus man die herrlichste Aussicht auf die nahe liegende, höhere Bergkette der Cordillere genießt, die sich durch ihre kühnen Formen und ihr rauhes, ödes Aussehen auszeichnet. Es giebt nichts Interessanteres, als diese mächtigen Berge der Cordillere von Merida, mit ihren Felsgräten, dem den Paramos ähnlichen Charakter und der herrlichen dunkelultramarinblauen und warmrothen Färbung

Ich muß es den Bewohnern Escuque's zum Lobe nachsagen, daß sie ungemein zuvorkommend gegen Fremde sind; in irgend welches Haus ich eintrat, wurde ich, obgleich völlig fremd, von

den Bewohnern auf's liebevollste empfangen, die sich beeilten, mich mit irgend Etwas zu regaliren.

Der Besitzer einer Tienda, an dessen Haus ich vorbeiging, lud mich ein bei ihm einzutreten und machte mir, als er erfuhr, daß ich ein Naturalista sei, ein recht interessantes Geschenk mit einigen kleinen altindischen Götzen, die in der Höhle eines der Berge der Nachbarschaft gefunden worden waren. — Kurz, ich habe nie so angenehme, gastfreundschaftliche Leute kennen gelernt, als in diesem Städtchen; es schien, als wollten sie die schlechte Behandlung, die mir von Sr. S. zu Theil geworden, wieder gut machen und Alle bedauerten sehr, daß ich in die Hände eines so schäbigen Menschen gerathen sei.

Sogar am Abend, als ich in den Straßen promenirte, luden mich mehre an den Ventanas sitzende, anständige Señoritas ein, zu ihnen einzutreten und mit ihnen zu plaudern und bald hatte sich ein ganzer Kreis schöner Escuqueñas eingefunden, mit denen ich in Gesellschaft einiger junger Männer einen sehr angenehmen Abend mit Guitarrespiel und Tanz verlebte.

Natürlich ließ ich mich den Tag über bei Sr. S. nicht sehen, da ich anderswo vollauf zu essen und zu trinken gehabt hatte, so daß ich seiner nicht bedurfte; erst in der Nacht kehrte ich in den Pferdestall zurück und reiste andern Morgens zeitig nach Trujillo ab, ohne von meinem geizigen Wirthe fernere Notiz zu nehmen.

Steil ging der Weg von hier bergan in eine wahre Alpenlandschaft, zuerst durch schöne Wäldchen von der üppigsten Tropen-Vegetation, dann durch rauhe, öde, felsige Gegenden. Hier und da stand, gleich einer Sennhütte ein Haus, dessen braune Bewohner mich neugierig angafften, da Reisende in dieser Gegend selten sind. Die Hauptstraße nach Merida geht von Escuque nach Mendoza, der Weg nach Trujillo wird sehr wenig bereist. Das Schönste bei alle diesem war die Fernsicht auf die Cor-

dillere, die mir fortwährend vor Augen blieb; der Vordergrund war weniger geeignet, durch Schönheit mich zu feſſeln.

Es mochte gegen 10 Uhr Morgens ſein, als ich in dem ziemlich bedeutenden Orte Valera ankam, der jedoch des Intereſſanten wenig bot. Hinter Valera wird die Gegend intereſſanter durch wunderſchönen Wald von herrlichen Laubbäumen, unter denen der rieſige Caracoli[710]) mit ſeinem großen, glänzenden Laube und den glänzendrothen, birnförmigen Früchten, die ungemein ſaftig und wohlſchmeckend ſind, eine Hauptzierde iſt. Mitunter überragte eine Chaguarrama[711]) die hohen Baumgipfel und ſchöne Gewinde von kletterndem Bambus und Echites hingen gleich grünen Vorhängen von den höchſten Bäumen herab.

Plötzlich ertönt ſtarkes, anhaltendes Rauſchen, das immer mehr und mehr zunimmt und bei einer Biegung des Weges ſchimmert es in ſilbernem Glanze durch das Dunkelgrün der Gebüſche; noch eine kleine Meile und das Ufer des Fluſſes Motatan iſt erreicht. Schäumend, ſprudelnd und heftig rauſchend ſtürzt er in eiligem Laufe über das Felsgeröll ſeines Bettes dahin. Eine kühne, ſehr hohe Brücke von Baumſtämmen, auf's beſte conſtruirt und trotz ihrer rohen Bauart alle Achtung vor dem Erbauer einflößend, führt über den ziemlich breiten Fluß. Dieſe luftige Brücke mit ihrer ſchönen landſchaftlichen Umgebung, dem herrlichen Hintergrunde der Cordillere, wäre, von der Hand eines tüchtigen Malers aufgefaßt, ein herrliches Landſchaftsbild geweſen; ich fand es wenigſtens über alle Maßen ſchön und bedauerte nur, daß die Eile, in welcher der Arriero zur Weiterreiſe antrieb, mir nicht erlaubte, eine Skizze davon zu machen.

In dieſer Gegend befinden ſich ebenfalls warme Quellen (aguas calientes), ähnlich denen bei las Trincheras zwiſchen Puerto Cabello und Valencia und denen von Mariara in der Nähe des Sees von Valencia. Ihr Waſſer ſoll von gleicher Beſchaffenheit und Temperatur wie das der letzteren ſein.

Das jenseitige (rechte) Ufer des Motatan steigt hoch an, und höher und höher führt der Weg, etwa eine halbe Stunde aufwärts, bis man eine Hochebene erreicht, auf welcher die Straße sich weiter zieht.

Einzelne Häuser, meist Pulperias, stehen hier inmitten einer traurig aussehenden, öden Savane. Diese viele Leguas lange Savane zu durchreiten, war entsetzlich langweilig und erinnerte mich an die Llanos, das einzige Abwechselnde waren die fernen Berge im Hintergrunde, sonst war auch nicht ein Busch weit und breit umher zu sehen und nur spärliches Gras deckte den Boden. Ich war froh, als ich nach Verlauf von vier Stunden einen kleinen Wald und bald darauf eine Ortschaft erreichte, in der ich eine kurze Rast nahm. Von hier nahm die Gegend wieder einen interessanteren Charakter an; ich ritt lange Zeit am Ufer eines Flusses dahin, bald durch schönen Wald, bald durch langes Rohrdickicht; zur Abwechselung hatte ich einigemal den Fluß hinüber und dann wieder herüber zu passiren, bis endlich die Straße wieder dicht am Flusse hinführte. Um die Langeweile der Reise etwas zu verscheuchen, klemmte sich eine der Mulas mit meinen zwei Koffern zwischen zwei Bäumen dermaßen fest, daß sie trotz aller Prügel des Arriero nicht weiter konnte. Es war aber auch ein seltener Fall, der gewiß nur alle Säcula sich wiederholt. Trotz der breiten Straße mußte die eigensinnige Mula gerade durch zwei Baumstämme passiren, die ein wenig seitwärts des Weges standen und genau so weit von einander entfernt waren, als die Breite der beladenen Mula, die auf jeder Seite einen Koffer hatte, betrug, so daß, nachdem der eine Deckel des Koffers halb weggerissen wurde, das Thier feststaß. Es blieb weiter nichts übrig, als die Carga unter großen Schwierigkeiten abzuladen, wodurch das Thier aus der Klemme befreit wurde, den zerbrochenen Koffer mit Stricken zusammenzuschnüren und die Mula auf's Neue zu beladen, ein großer Zeitverlust,

da wir noch eine große Strecke Weges nach Trujillo zurückzulegen hatten. Nicht weit davon befand ſich eine kleine Ortſchaft, in deren Pulperia wir unſer Abendeſſen einnahmen und dann unſern Weg weiter fortſetzten.

Die Gegend wurde nunmehr ungemein romantiſch. Die hohen Gebirge, die bisher nur in der Entfernung geblieben waren, drängten mit Einemmale von beiden Seiten ſich eng zuſammen und ſchufen einen koloſſalen Engpaß, durch den der Fluß tobend dahin ſchoß.

Eine ſteinerne, noch von den Spaniern erbaute Brücke, führte nach dem linken Ufer des Fluſſes und der Weg zog ſich lange Zeit an einer gigantiſchen Felsmauer dahin. Die Rieſenſchlucht überbot ſich an maleriſcher Wirkung; zwiſchen gewaltigen Felsblöcken raſte der Fluß dahin und die röthlichgrauen Felswände thürmten ſich zu beiden Seiten deſſelben zu einer erſtaunlichen Höhe auf. Nur nach und nach traten die Felsabſtürze zurück und ließen den Blick auf die nahen Berge frei. In ſchwindelnder Höhe klebten, gleich Neſtern, auf den ſteilen felſigen Anhöhen die luftigen Hütten der Conuceros, die dicht daneben ihre Pflanzungen von Apio [712], Korn und Erbſen hatten, deren ſchönes Grün grell gegen die ſchwarzen, ſie begrenzenden Felswände abſtach. Ich fühlte mich hier in die Schweiz verſetzt, wo ähnliche Scenerie zu erblicken iſt, nur differirten allerdings die hieſigen Hütten bedeutend von denen der Schweizer Sennhütten und kaum vermochte ich es bei der ſorgfältigen Benutzung und Cultur des Bodens, wie ich ſie hier ſah, zu glauben, daß ich mich in Venezuela befände; jedenfalls machen die Bewohner der Provinzen Merida, Trujillo und Barinas in Bezug auf Arbeitſamkeit eine rühmliche Ausnahme von ihren übrigen Landsleuten.

Die Berge in der Nähe mochten wohl an 4 — 5000 Fuß hoch ſein und nur gegen ihre Gipfel hin war culturfähiges Erd-

reich, während die unteren Partien meiſt aus ſchroffen Granitwänden beſtanden.

Mehrmals mußte der Fluß durchkreuzt werden, was bei der felſigen Beſchaffenheit ſeines Bettes für die Mulas keine leichte Aufgabe war, die auf den glatten Felsblöcken leicht ausglitten; unerwarteterweiſe ging jedoch Alles glücklich ab. Schon oft hatte ich bei Paſſirung des Fluſſes bemerkt, daß der Arriero zuvor eine kleine Doſe aus ſeinem hohen Palmſombrero nahm, in der ſich eine ſchwarzbraune dicke Maſſe befand, von der er vermittelſt eines hölzernen Löffelchens, das er bei ſich führte, eine kleine Portion in den Mund ſchob, die er gleich einem Primchen längere Zeit in einer Seite der Backe behielt und dann wieder von ſich ſpritzte. Auf meine Frage, was dieſe Subſtanz ſei, entgegnete er: „Chimó“ und bemerkte mir, daß es ein ſehr gutes Mittel ſei, um Erkältungen vorzubeugen und überhaupt die Beſchwerden der Reiſe leichter ertragen zu können. Der Mo oder Chimo iſt eine Paſte aus verdicktem Tabaksſaft, unter den bisweilen auch etwas Opium gemiſcht iſt, und dem Salz Urao, das aus einem unweit Merida gelegenen See gewonnen wird.

Der Gebrauch des Chimo in den Provinzen Maracaibo, Merida, Trujillo, Barinas und Barquiſimeto iſt allgemein und bringt der Regierung, die dieſen Artikel hoch beſteuert hat, ſehr bedeutende Summen ein.

Jeder mit dieſem Artikel Handeltreibende hatte zur Zeit, als ich mich dort befand, dafür an Steuer vierteljährlich 15 Peſos zu zahlen, ein Beweis, wie ergiebig und bedeutend der Handel damit ſein muß. Dem Reiſenden auf der hohen Cordillere und den Paramos iſt Chimo, gleich der Coca der Weſtküſte, ungemein zu empfehlen, wegen ſeiner erwärmenden, den Hunger unterdrückenden und dabei aufregenden Eigenſchaften, welche die Entbehrungen einer ſo anſtrengenden Reiſe und die ſchädlichen Einwirkungen der, in dieſen Höhen von 15 bis 20000 Fuß herrſchenden, dünnen

Luft auf den menſchlichen Körper, bei Weitem leichter ertragen laſſen. Der Chimo iſt von nicotinähnlichem, dabei ſalzigem Geſchmack und für den, der ſich daran gewöhnt hat, unentbehrlich; ich habe, durch die Nothwendigkeit gezwungen, einen Verſuch gemacht, ihn zu gebrauchen, wie derſelbe jedoch geendet, werde ich ſpäter bemerken. —

Bei den verſchiedenen Kreuzungen des Fluſſes, die wir zu machen hatten, wurde es Abend und ſehr bald dermaßen dunkel, daß ich von der Gegend nicht eine Spur mehr ſah, als die hohen düſteren Berge, die ſich gegen den ein wenig helleren Himmel mit ihren ſchroffen Contouren dunkel abhoben. Meine Mula folgte der des Arriero, von meinen Goajirapferden, die ſtets voran getrieben wurden, ſah und hörte ich nichts mehr. In dieſer Art ritten wir einige Stunden fort, bald durch den Fluß, bald durch Ortſchaften, die ich nur aus den Lichtern erkennen konnte, welche durch die Ritzen der Wände ſchimmerten, bis endlich der Arriero ausrief: „Gracias a Dios, la otra banda!“ Den Namen „la otra banda“ führte der letzte Ort kurz vor Trujillo, eigentlich ſchon zur Stadt ſelbſt gehörig, nur daß er auf der andern Seite des Fluſſes liegt. Noch einmal wurde der Fluß paſſirt, ich konnte neben den Häuſern eine hohe Palma de vino[713]) gewahren, die mit ihren dunklen, himmelanſtrebenden Wedeln ſeltſam gegen das Grau des Nachthimmels ſich abzeichnete, dann befanden wir uns am linken Ufer des Fluſſes, kurz vor einer hohen über ein kleines Flüßchen führenden Steinbrücke, dem Eingange zur Stadt Trujillo. Um meine Geduld, die bereits im Ausreißen war, noch einmal auf eine harte Probe zu ſtellen, liefen meine Goajirapferde, ſtatt über die Brücke, zur rechten Seite ab, in einen dunklen Hohlweg hinein und verſchwanden im Dunkel der Nacht.

„Deja las bestias, no quiero mas a ellas!“[714]) rief ich voller Wuth dem Arriero zu, der von ſeiner Mula abſtieg, um

die Thiere zu verfolgen. Doch der Mann war geſcheidter als ich, er hörte nicht auf meine Ordre, ſondern lief hinter den Pferden her, um ſie trotz der herrſchenden Dunkelheit einzufangen. Ich ritt unterdeß mit den anderen Mulas in die Stadt hinein und blieb in der Straße halten, wo ich abſtieg, meine Mulas an das Gitter einer Ventana band und nach einem der wenigen noch offenen Häuſer ging, um ein Logis zu ſuchen, da ich für hier kein Empfehlungsſchreiben mit mir führte. Es glückte mir dies auch wider alle Erwartung gleich in dem erſten Hauſe, in das ich eintrat, in welchem ein Chimohändler wohnte, der ſich bereit erklärte, mich in Logis zu nehmen.

Erſt eine Stunde ſpäter kam der Arriero mit den Pferden, die er die größte Mühe gehabt hatte einzufangen, zurück und bald ruhte ich, nachdem die Mulas entladen waren, in der Hängematte von den heutigen Strapazen aus.

Trujillo iſt eine unbedeutende Stadt, die nur von einigen Straßen durchzogen wird, welche ziemlich in ihrem Mittelpunkte zu einer kleinen Plaza ſich vereinen. Kirchen giebt es, wie in allen venezuelaniſchen Städten, deren mehrere, die noch aus der Spanierzeit herſtammen, von denen die eine, am Oſtende der Stadt gelegene, von intereſſanter Bauart iſt. Der ziemlich breite Fluß gleiches Namens fließt hart an der Stadt vorbei und ſein mit Felsblöcken gefülltes Bett iſt von bedeutender Breite. Dicht rings um die Stadt ziehen ſich hohe Gebirge von 5000 bis 6000 Fuß, ſo daß die 2685 Fuß hoch gelegene Stadt in einem Thalkeſſel ſich befindet. Die Berge zeigen hier einen rauhen, öden Charakter und wenn auch auf ihnen nicht größere Felsmaſſen zu Tage gehen, ſo gewährt doch das rothe lehmige Erdreich, das faſt ohne eine Spur von Gras und nur mit Felsgeröll bedeckt iſt, einen nichts weniger als freundlichen Anblick; dennoch aber imponiren ſie durch ihre gewaltigen Formen und ihr rauhes Gepräge und üben auf den ſinnigen Beſchauer einen überwäl-

tigenden Eindruck aus. Sie harmoniren in ihrer Oede dermaßen mit dem Ganzen, der faſt baumleeren Landſchaft, der geräuſchloſen ſtillen Stadt, dem in ſeinem Felsbette dahinſchäumenden Fluſſe, der Abgeſchiedenheit der ganzen Gegend, daß es am unrechten Platze ſein würde, ſähen ſie anders aus und wären mit üppigem Baumwuchs bedeckt; es liegt in ihnen ſchon der Uebergang zu den Paramos. Nur auf ihren Gipfeln und zwar in den Quebradas iſt einiges Buſchwerk zu erblicken, ſonſt nichts als kahler rother Letten mit Felsgeröll.

Trujillo iſt ein ſehr ſtilles, einſames Städtchen, mit wenig Handel und Gewerbe, trotzdem habe ich mich die zehn Tage meines dortigen Aufenthaltes ſehr gut amüſirt; denn ſo lange mußte ich meiner Goajirapferde wegen dort bleiben, die ſich bei dem ungewohnten Marſche, auf hartem Erdreich und Felsboden die Hufe aufgeriſſen hatten, ſo daß ſie bedeutend hinkten und ich nicht weiter mit ihnen reiſen konnte. In ihrer Heimath gewohnt, nur auf Sandboden zu laufen, waren ihre Hufe weich und ich hatte nicht geringe Mühe, innerhalb zehn Tagen ſie wieder dahin zu bringen, daß ſie die Weiterreiſe unternehmen konnten.

Für den Orchideenſammler iſt die Gegend um Trujillo ein Paradies, denn ſie wimmelt im wahrſten Sinne des Wortes von den ſchönblühendſten Erdorchideen, die früher und jetzt, noch zu hohen Preiſen in Europa's Gärtnereien zu haben ſind; ich hatte während der Zeit meines Aufenthaltes eine ſolche Menge der verſchiedenſten Arten derſelben zuſammengebracht, daß ich mehre Mulas nöthig hatte, um ſie weiter zu transportiren. Die gewöhnlichſten davon waren la Flor de mariposa[715]), la Flor del mayo[716]), la Palomita[717]), la Bandera[718]) und Eſpiritu Santo[719]).

Ich unternahm mehre Ausflüge in das benachbarte Gebirge, in welchem ich, trotz ſeines öden Charakters, große Pflanzenſeltenheiten fand, mehr als ich je in dem dichteſten Urwalde

gefunden hatte. Die Gipfel der Berge sind bewohnt und zwar von einem recht freundlichen, zuvorkommenden Völkchen, das mir bei meinen Forschungen eifrig an die Hand ging. Seltsamerweise fand ich vor ihren Hütten die weiße Lilie, die sie Azucena nannten, in Unmasse angepflanzt, das erstemal, daß ich diese Pflanze in Venezuela sah.

Die Cattleya labiata überzog in dieser Höhe große Felsblöcke völlig und Tausende ihrer schönen großen rosavioleten Blüthen prangten auf einem einzigen dieser Blöcke, sowie das Oncidium papilio oft gänzlich die Stämme der Bäume eingehüllt hatte und ihre auf langen Stielen sitzende Schmetterlingsblüthen zu ganzen Büschen sich vereinten. Steil sind die Abhänge dieser Berge und es war große Vorsicht im Hinabklimmen nöthig, um nicht mit einemmale einen gefährlichen Sturz zu machen.

Von Reisenden wird man in Trujillo wenig gewahr und nur eine einzige Straße führt von hier nach Boconó und Carache, die jedoch wenig besucht ist.

Eine Menge Italiener leben hier und in der Gegend umher, die meist als Klempner sich etablirt haben und gute Geschäfte machen; von Deutschen traf ich nur einen Tischler hier an, in dessen Familie ich mich recht heimisch fühlte, der, unter Zuziehung einiger Landsleute aus der Nachbarschaft, einen kleinen Familienball gab, auf dem es sehr lustig zuging und dessen ich noch mit Vergnügen gedenke.

Es war zu dieser Zeit gerade wieder der Rumor, daß General Paëz nach Venezuela kommen würde und ich fand sämmtliche Bewohner der Stadt als getreue Anhänger desselben, die sich freuten, von mir die neuesten Nachrichten über den General, die mir in Maracaibo zu Ohren gekommen, zu hören. In dieser Art und als Anhänger des Generals, machte ich in Trujillo viel Bekanntschaft und wurde mehrfach von der Gentry zu deren tertulias geladen. Ebenso wohnte ich einer Sitzung des

jefe politico[720]) bei und fand das Ganze, beſonders den Sitzungsſaal noch in einem primitiven Zuſtande, indem ſtatt der Barriere, welche die Richter von dem Volke trennen ſollte, einfach ein Strick quer durch den Saal geſpannt war.

Es iſt ein gutes freundſchaftliches Volk, das von Trujillo, und mein junger Wirth, der Chimoverkäufer, that alles in ſeinen Kräften ſtehende, um mir den Aufenthalt ſo angenehm als möglich zu machen; täglich begleitete er mich auf meinen Ausflügen und gewann zuletzt eine große Vorliebe für Botanik, ſo daß nicht viel Zureden meinerſeits nöthig geweſen wäre, ihn zu vermögen, ſeinen Chimohandel aufzugeben und mit mir zu reiſen.

Die Goajirapferde waren ſo ziemlich geheilt und ſo engagirte ich einen Arriero aus Carache mit einigen Mulas von hier bis Valencia, eine ziemlich bedeutende Tour; außerdem war ich ſo glücklich, einen alten Sattel aufzutreiben, den ich einem meiner Pferde auflegen konnte, um dieſe große Tour in einer comfortableren Art als bisher machen zu können.

Und ſo beſtieg ich denn eines Morgens zeitig mein Pferd, das bis jetzt nur zweimal einen Sattel auf ſich liegen gehabt und ritt in Begleitung des Arriero und ſeiner Mulas, unter den wunderlichſten Capriolen von Seiten meines Pferdes, von Trujillo ab und zwar nicht ohne Bedauren, denn ich hatte in dieſer Stadt recht liebe Freunde und Bekannte erworben. Wir ritten über den Fluß, paſſirten „la otra banda" und waren bald in Erſteigung des hohen Gebirges begriffen. Hinaufzu ging es ſo ziemlich mit meinem Pferde, obgleich die Sonne heftig brannte und wir vier Stunden gebrauchten, bevor wir auf dem Gipfel angelangt waren. Die Straße führte einige Zeit auf dieſem fort und bot eine prachtvolle Ausſicht in das Thal von Trujillo wie auf die umherliegenden Gebirge.

Ein Ritt von ½ Stunde auf dem Kamm des Gebirges brachte uns nach dem kleinen Orte Santander, deſſen Bewohner

meiſt von Landbau leben und bedeutende Conucos von Korn, Erbſen, Apios, u. ſ. w. im hohen Gebirge beſitzen. Noch eine kurze Meile dauerte die Tour auf der Höhe des Gebirges, dann begann das Abwärtsklimmen. Dies wurde ſehr erſchwert durch die loſen Steine und Felstrümmer, mit denen der ſchmale Weg im wahren Sinne des Wortes überſät war. Weder Pferd noch Mula konnten hier feſten Fuß faſſen, bei jedem Schritte gab das Geröll nach und rollte die ſteilen Abhänge hinunter. Es war unmöglich, auf dem dieſe Wege ungewohnten Goajirapferde ferner ſitzen zu bleiben, da es fortwährend hinzuſtürzen und mich in die Abgründe zu werfen drohte. Ich mußte abſteigen und mich auf Anrathen des Arriero auf eine der Mulas ſetzen. Dieſe wußte beſſer Beſcheid, das Geröll zu paſſiren. Sie zog die Hinterfüße dicht an die Vorderfüße heran, duckte ſich nieder und rutſchte ſo die rollenden Abhänge hinab. Da wo es das Erdreich geſtattete, erhob ſie ſich wieder, that ſo viel ſichere Schritte als ihr möglich war, kauerte dann von Neuem nieder und rutſchte unter Begleitung einer Unzahl loſer Steine wieder vorwärts. In dieſer Abwechſelung blieben wir, bis wir nach einer Stunde, ſchneller als ich erwartete, im Thale anlangten, wo ich längere Zeit auf meine Pferde zu warten hatte, die dieſen Weg nur ſehr langſam und vorſichtig machen konnten.

Der Weg zog ſich nunmehr ſtets im engen Thale, das durch die hohen Gebirgsketten gebildet wurde, dahin; er war voller Felsgeröll und wurde dadurch ganz beſonders unangenehm, daß jeden Augenblick der Fluß von Carache den Weg kreuzte, der, wenn auch nicht tief, ſo doch durch die glatten Steine, die ſein Bett ausfüllten, ſchwierig zu paſſiren war. Ich zählte ſechsundzwanzigmal bis nahe dem Orte Carache, daß der Fluß an dieſem Tage von mir gekreuzt wurde, dermaßen häufig waren die Windungen des Weges, die durch die Felswände am Fuße des Gebirges verurſacht wurden.

Es war nahe gegen Abend und da mir der Ritt auf der ungesattelten Mula sehr lästig wurde und Carache, nach der Aussage des Arriero, nur noch zwei Leguas entfernt war, so beschloß ich den Rest des Weges zu Fuß zu machen, mich stets hinter der Arrea haltend. Die öftere Passirung des Flusses verursachte mir jedoch vielen Aufenthalt im Aus- und Anziehen der Schuhe und Strümpfe und so kam es, daß der Arriero mit den Thieren einen Vorsprung gewann und bald nicht mehr zu erblicken war. In der sichern Ueberzeugung, den Weg allein zu finden, achtete ich nicht darauf und ging unbesorgt weiter; bald aber zeigte es sich, daß der Weg, der über schwarzes Felsgeröll führte und sich wenig von diesem unterschied, doch schwer aufzufinden war und als nun gar die Dunkelheit einbrach, fand ich, daß alle meine Bemühungen, mich zurecht zu finden, fruchtlos waren. Ich hoffte, daß der Arriero zurückkehren würde, um mich aufzusuchen, doch vergeblich und so blieb mir die Aussicht, die Nacht im Freien zu campiren. Ehe ich jedoch dazu mich entschloß, erklomm ich den Fuß des Gebirges bis zu einer gewissen Höhe, um womöglich irgend etwas zu entdecken, das die Spur einer Wohnung anzeigte, in der ich die Nacht über zubringen konnte und war endlich so glücklich, in der Ferne ein Licht zu erblicken.

Freudig stolperte ich darauf zu, passirte den Fluß wiederum und befand mich nunmehr in der Nähe des Hoffnungsternes. Das Licht rührte von einem Feuer her, das durch eine dunkle Mauer vor mir schimmerte. Ich näherte mich der Mauer, mit den Händen nach einer Oeffnung suchend, fuhr aber plötzlich wie von einer Schlange gebissen davon zurück. Die Mauer war eine hohe dichte Cactushecke, an deren Stacheln ich mich beim Umhertappen empfindlich verwundet hatte. Nach langem Suchen fand ich endlich den schmalen Eingang und sah beim Scheine eines Feuers zwei Hütten in dem eingefriedigten Raume. Einige

Frauen waren unweit des Feuers geſchäftig, Yucawurzeln zu reiben und ſtießen einen lauten Angſtſchrei aus, als ich an ſie herantrat. Ich rief ihnen zu, ſich nicht zu fürchten und bat um ein Nachtquartier. Dies beruhigte ſie und ſie führten mich in eine der Hütten, in der ein Mulatte, in der Hängematte ſchlafend, ſich befand.

Aus dem Schlafe geweckt, ſtarrte er mich eine Zeitlang, verwundert über mein Erſcheinen an, wurde aber bald recht freundlich, als ich ihm die Urſache meines Eindringens in ſeine Wohnung erzählte. Alles, was er an Speiſe vorräthig hatte, ließ er herbeibringen und ich mußte tüchtig zulangen; dann überließ er mir ſeine Hängematte zum Schlafen und legte ſich ſelbſt auf eine in der Hütte befindliche Bank; ſelten habe ich in Venezuela einen gaſtfreundſchaftlicheren Mann kennen gelernt, als dieſen Mulatten. In aller Frühe ließ er ſogleich Caffee bereiten, beſchrieb mir dann genau den Weg nach Carache und mit dem größten Danke nahm ich von ihm Abſchied.

Kaum war ich eine halbe Stunde gegangen, als ich meinem Arriero begegnete, der mich zu ſuchen kam und mit der großen Müdigkeit ſeiner Thiere ſich entſchuldigte, daß er nicht geſtern bereits mich aufgeſucht habe.

In einer Stunde befand ich mich in Carache und nahm mein Logis im Hauſe des Arriero.

Carache iſt ein kleines Städtchen mit wenigen Straßen, aber einer großen Plaza, die von den beſtgebauten Häuſern gebildet wird, welche einige bedeutende Tiendas enthalten. Von hier führen zwei große Straßen, die eine über Tocuyo und Barquiſimeto nach der Küſte, die andere nach Bocono, wodurch einiger Handel und Wohlſtand im Städtchen herrſcht.

Gleich hinter Carache im Oſten erhebt ſich das Gebirge recht ſteil und ſteigt allmählich zur Region der Paramos an; der Ort ſelbſt hat eine ſchöne, kühle Temperatur und zeichnet ſich durch

zwei Früchte aus, die hauptsächlich nur in dieser Gegend zur größten Vollkommenheit gelangen, die Sapota Mamey[721]) und Cherimoya[722]). Beide sind jedenfalls die herrlichsten Früchte der Tropen und an feinem Wohlgeschmack und Aroma der Ananas vorzuziehen. Auf meiner Reise habe ich sie sonst nirgend anderswo angetroffen, jedoch sollen sie auch bei Merida sehr gut gedeihen. Ich verbrachte den Tag in Carache, so gut es ging, in Gesellschaft zweier Italiener aus Boconó, während der Arriero das Sattelzeug für seine Mulas zur weiten Tour nach Valencia in Ordnung brachte.

Am nächsten Morgen 4 Uhr brachen wir von Carache auf und begannen das im Osten der Stadt sich erhebende hohe Gebirge zu ersteigen. Trotz der noch herrschenden Dunkelheit ließ das klare Licht der Sterne den Weg sehr gut unterscheiden. Der Morgen war sehr kühl und wurde es noch mehr, je mehr wir in die Höhe gelangten. Alles athmete die größte Ruhe, nur das Geklingel der Leitmula störte einzig und allein die Stille der Nacht.

Als der Morgen anbrach, hatten wir bereits ein gutes Stück Weges zurückgelegt und eine herrliche Aussicht bot sich hier dar. Wir befanden uns auf dem Kamm eines Berges, den ein reizendes Gebirgspanorama umschloß.

Tief unten konnte ich noch das Thal von Carache erblicken, doch um mich herum zeigte sich das Gebirge in all seiner Großartigkeit! Die Häupter der 12000 Fuß hohen Berge von Boconó, las Rosas, und Niquitao in ihren kühnen Formen, erhoben sich in der Ferne über die niedriger gelegenen Berge und zeigten in ihrem zerklüfteten, jeglicher Vegetation baarem Wesen, all die Oede und Verlassenheit der Paramos. Selbst das Gebirge, auf dem ich mich befand, war ohne alle höhere Vegetation; Gras, große Strecken rother lehmiger Erde, mit schwarzen Felsblöcken übersät, das war der Charakter desselben. Mehre Stunden ging es so fort, immer höher hinauf, bis endlich der Scheitel desselben

erreicht war und wir in ein weites tiefes, aber fruchtbares Thal niederstiegen, in welchem Wäldchen und einzelne Ortschaften lagen. Uns hier erquickend, begannen wir auf der anderen Thalseite wieder in die Höhe zu steigen, immer höher und höher, bis die Vegetation krüppelhaft wurde und für einige Zeit ganz aufhörte. Wir mochten in dieser Weise einige Stunden geklettert sein, und wohl in der Höhe von 8000 Fuß uns befinden, als wir ein aus Felsblöcken roh erbautes Haus erreichten, in welchem wir eine kurze Rast nahmen. Das hier verzehrte Frühstück bestand aus Weizenbrod, Erbsen und gutem, hier fabricirten Käse, das ein ausgezeichnetes Dulce de Membrillo[723] beschloß; alles Sachen, die hier an Ort und Stelle gezogen und gefertigt wurden.

Die Kinder des Wirthes, die von ziemlich weißer Farbe waren, zeigten die schöne Wangenröthe, die man im tropischen Süd-Amerika so sehr vermißt; das kühle Klima des hohen Gebirges hatte diese geschaffen.

Nach kurzer Rast ging es wieder und zwar sehr steil aufwärts. Noch eine weitere Stunde des Emporklimmens und eine andere Vegetation zeigte sich jetzt. Dichte Gebüsche herrlicher, mit rosa und gelb leuchtenden Blüthen überstäter Befarien, den Alpenrosen Süd-Amerikas, dunkelcarminrother, großblüthiger Tibouchina und Grischowia, überragt von den, mit silberglänzenden, seidenfilzigen Blättern gezierten, Gesträuchen des Frailejon[724] und den mit schöngenervten, wie mit zartem rothem Sammet überzogenen Blättern prangenden Rhexien und Melastomaceen, stehen in großen Gruppen umher und aus ihnen ragen die Stämme der stolzen Wachspalme (Palma de cera[725]) der Anden, auf hohen Stelzenwurzeln empor.

Die silbergrauen Stämme erglänzen, von den Strahlen der Sonne getroffen, durch das ihnen ausschwitzende Wachs, wie polirt und über dem glatten grünen Aufsatz strecken sich die großen graugrünen, auf ihrer unteren Seite rostfarbenen Wedel

kühn in die rauhe Luft, von der sie oft in der rohesten Weise behandelt und heftig zuckend hin und her gepeitscht werden.

Die Palme hat ungemeine Aehnlichkeit mit den Iriarteen, kommt jedoch nur in der Höhe von 8—10000 Fuß vor, besonders in den an den Abhängen der hohen Gebirge sich hinziehenden, mit Waldung bedeckten Quebradas; das aus ihrem Stamme schwitzende Wachs wird zur Lichtfabrikation benutzt, jedoch zu wenig gesammelt, als daß es einen Handelsartikel ausmachen würde.

Immer höher ging es, bis wir endlich in eine den Paramos ähnliche Region gelangten. Die Vegetation hörte hier bis auf die Gräser gänzlich auf und die Kälte begann so empfindlich zu werden, daß ich die Cobija überhängen mußte. Dabei begann ein so entsetzlicher Wind zu wehen, daß, als wir lange Zeit auf dem höchsten schmalen, felsigen Kamme hinreiten mußten, ich, sowie der Arriero, es für gerathen fanden, von den Mulas zu steigen und zu Fuß zu gehen, um nicht vom Sturme, der sich in den Cobijas verfing, in den Abgrund geweht zu werden. Der Arriero nahm fleißig seinen Chimo zu sich, dessen schlimme Eigenschaften für mich, als einen daran nicht Gewöhnten, ich jedoch fürchtete und gern diesen Genuß entbehrte.

Die Höhe, in der wir uns befanden, mochte wohl 11 bis 12000 Fuß betragen und bot die herrlichste Aussicht auf die anderen umherliegenden, hohen Gipfel der Sierra Nigitao.[726])

Endlich nach einigen Stunden Weges begann das Abwärtssteigen, das weniger steil, mich nach und nach wieder in die Region der Befaria und des Frailejon brachte; die Gegend wimmelte von diesem Gesträuch, das mit seinen Tausenden schöner Blüthen den angenehmsten Eindruck machte. Je mehr ich abwärts kam, desto mehr fand sich wieder eine höhere Vegetation gewaltiger Laubbäume mit Chaguarramapalmen und kletterndem Bambus ein. Die Palma de cera kam nur noch vereinzelt

vor und verſchwand zuletzt, je tiefer wir hinabkamen, gänzlich. Das Gebirge nahm einen anderen Charakter an, hohe Waldung deckte es, anſtatt der früheren Grasvegetation und Felsblöcke und herrliche Palmengruppen, ſilberglänzende Cecropien und großblättrige Scitamineen nahmen jetzt deren Stelle ein. So ging es bis zum Abend ſtets abwärts, auf ſchönem bequemen Wege, inmitten der herrlichſten Vegetation, bis ich in das reizende Thal von Santa Ana gelangte, in welchem einige Häuſer lagen, in deren einem ich mein Nachtquartier nahm. Ein klarer kalter Gebirgsbach durchſtrömte das liebliche Thal, das ringsum von hohen bewaldeten Gebirgen umgeben war. In dem Hauſe, wo ich logirte, ſah ich mehre Felle des Andenbäres[727]), die von bedeutender Größe, dem ſchwarzen Bären gleich waren. Er ſoll in dieſen Gebirgen, beſonders dem von Santa Ana, häufig ſein und zeichnet ſich durch die weißen Streifen am Kopfe und Geſicht ganz beſonders vor den anderen Bärenarten aus, ſowie es überhaupt der einzige ſüdamerikaniſche Bär iſt, der nirgends anders in Venezuela als hier angetroffen wird.

Zeitig am andern Morgen begann die Fortſetzung der Reiſe und auf's Neue ging es wieder das hohe Gebirge hinan, das jedoch von dem öden Charakter der Berge bei Trujillo und Carache keine Spur mehr zeigte, vielmehr auf's üppigſte bewaldet war.

Wie geſtern ging es fortwährend ſteil aufwärts, doch bei völlig veränderter Scenerie, denn der Weg führte bald abwechſelnd durch die herrlichſte Waldung und üppigſte Savanenvegetation und gewährte die intereſſanteſten Blicke auf die nahe liegenden hohen Berge, die oft nur aus puren Felsmaſſen beſtanden.

Eine Menge klarer Bäche kreuzten den Weg und das Ganze ähnelte dem ſchönſten, künſtleriſch angelegten Park. Die Temperatur war trotz der heftig ſcheinenden Sonne eine ſehr

angenehm kühle, kurz, die Gegend ließ für den Menschen nichts zu wünschen übrig. Ich wunderte mich daher auch nicht, als ich gegen Mittag eine recht nette Ortschaft, Huimucuru alto erreichte, deren Bewohner in dieser Höhe bedeutenden Landbau treiben und Weizen, Erbsen, Apios und andere Früchte der kühleren Zone bauen. Nach kurzer Rast setzte ich meine Reise in der paradiesischen Gegend weiter fort. Von hier ging der Weg wieder höher hinan und die Vegetation wurde krüppelhafter. Gegenüber von hier, gegen Nord, erhob sich eine ungeheuer lange, wohl an 7000 Fuß hohe, steil abstürzende Felsmasse, die durch ihre Oede, ihr wahrhaft gigantisches Aussehen, einen imponirenden, fast unheimlichen Eindruck auf mich machte. Wohl einige Stunden ging der Weg parallel mit dieser Felsmauer, dann bog er gegen Süden ab und führte höher und höher, bis ich wieder aus dem Bereiche der Vegetation gelangte. Gegen Abend nahm ich mein Nachtquartier in der sehr simplen Hütte eines Conucero, der hier inmitten seiner Weizen- und Erbsenfelder wohnte. Der Mann erwies mir und meiner Begleitung alle Freundschaft und war erfreut, Jemanden bei sich zu sehen, von dem er einige Neuigkeiten aus der niederen Welt erfahren konnte.

Am andern Morgen zeitig verließ ich meinen freundlichen, einsam lebenden Wirth und hatte nicht lange zu reiten, als das Abwärtssteigen begann. Bald befand ich mich wieder in der Waldregion, in der ich immer mehr und mehr abwärts stieg, bis ich ein langes Thal erreichte, durch welches ein Fluß schäumend über ungeheure Felsblöcke sich stürzte.

Riesenhafte Bäume, Eugenien, Fruto de burro[728]), Jobo[729]), Copey's, über und über mit der Barba de palo[730]) beladen, standen am Ufer des Flusses zwischen riesigen Felsmassen und boten in ihrer seltsamen Umhüllung einen geisterhaften Anblick dar. Bald war das Thal hinter mir, noch eine geringe Steigerung abwärts

und ich befand mich in der weiten Ebene, die mit wenigen geringeren Erhebungen bis nach der Meeresküste sich zieht.

Ich hatte die hohe Cordillere verlassen und zwar mit großem Bedauren; meine Absicht, die 14970 Fuß hohe Sierra Nevada von Merida kennen zu lernen, hatte ich nicht erreicht; bereits im Begriff, von Escuque nach Merida zu reisen, traten Verhältnisse ein, die mich zwangen, meine Route nach Trujillo und von da zurück, nach der Küste zu nehmen. Die Vereitelung meines Reiseplanes machte mir die Rückreise wenig interessant, denn nur mit großem Widerwillen geschah es, daß ich die Ebene betrat. Sehnsüchtig blickte ich nach den kolossalen Gebirgen zurück, die ich hinter mir ließ und tiefer Gram, daß ich sie verlassen mußte, nagte während der ganzen Dauer der Rückreise an mir.

Es währte nicht lange, als ich Huimucuru bajo erreichte, einen recht netten Ort mit hübscher Kirche und niedlichen, mit Ziegeln gedeckten Häusern.

Ein einzeln stehender Bergriese, der 6035 Fuß hohe Sanare, erhebt sich mitten aus der Ebene, unweit des Ortes gegen Nordost und seine kühnen Formen, wie die nur mit Gras und großen Felsblöcken bedeckten steilen Abhänge, machen einen wahrhaft überraschenden Eindruck auf den Beschauer.

In Gesellschaft des Cura[731]) und einiger anderer Notabilitäten des Ortes nahm ich in einigen Flaschen Catalonier hier Abschied von der Cordillere und ritt dann, gleich einem Courier, auf meinem Goajirapferde dem Orte Tocuyo zu, den Arriero mit seinen Mulas weit hinter mir zurücklassend. Der Weg dahin führt theils über Savane, theils durch gut angebautes Land und einige nette kleine Ortschaften; wie gewöhnlich mußte ein Fluß, hier der Rio Tocuyo, mehremale passirt werden, bis ich endlich auf einer breiten Straße in die Stadt Tocuyo kam.

Tocuyo ist ein recht nettes, wiewohl kleines Städtchen mit hubscher Kirche, großer Plaza und sehr gesundem Klima, da die

Ebene, in der es liegt, immer noch 2065 Fuß über dem Meere sich befindet. Die Gegend ist insofern von botanischem Interesse, als bei einer Hacienda in der Nähe der Stadt eine echte Cinchona wild wächst.

Für mich hatte die Stadt außerdem das Interesse, daß in ihr ein Freund von mir, einer der vielen deutschen Hutmacher Venezuela's, die ich seit Maracaibo nicht mehr angetroffen, von jetzt an aber in jeder Stadt bis zur Küste wieder fand, wohnte, den ich sogleich bei meiner Ankunft aufsuchte.

Er war einer der vielen Deutschen, die sich eine eigene Sprache, die deutsch-spanische, gebildet haben, die nur von darin Eingeweihten zu verstehen ist.

Sehr erfreut mich zu sehen, begrüßte er mich in seiner kauderwälschen Sprache folgendermaßen:

„Ich bin so allegre, daß Ihr mich besucht, daß ich nicht sabe, wo mir der cabeza steht. Tomen wir die mañana und almorzirt mit mir, denn es ist gerade die rechte tiempo. Oft habe ich von Euch zu meinen amigos geditscht und ich möchte es gern etschen, daß Ihr mit ihnen hunto kommt, aber Ihr könnt bis zur tarde nicht aguardaren. Und nun kommt mit mir in den jardin und seht Euch meine fritscholes an; sonst ist nada darin, denn Alles andere haben die Waldschakers gekomt, was mich mucho bravo pongte.“[732])

Und so ging es in ähnlicher, mitunter so possierlicher Weise fort, daß ich nicht umhin konnte, einigemale laut aufzulachen, da ich seine seltsame Sprache seit langer Zeit nicht mehr gehört hatte. Es ist als ob die mittlere Klasse der Deutschen es ganz besonders schön fände, recht viele spanische Worte, verstümmelt und mit deutschen Endungen versehen, in ihre Muttersprache aufzunehmen, wenigstens habe ich dies sehr oft unter dieser Klasse der Deutschen in Venezuela angetroffen; noch gräßlicher klingt es aber, wenn dies von ausgewanderten Mecklenburgern

geſchieht, deren Plattdeutſch in entſetzlicher Weiſe zu den ſpaniſchen Worten contraſtirt.

Ich hielt mich nicht lange in Tocuyo auf, ſondern ſetzte meine Reiſe noch an demſelben Tage fort.

Die Gegend wurde ſehr anmuthig und zeigte theils angebaute Felder, theils ſchöne Waldungen, durchzogen von dem ziemlich breiten Rio Tocuyo. In einem kleinen Orte am Fluß, in einer Schlächterei, bei welcher zugleich eine Pulperia war, übernachtete ich auf's Beſte in einem wider Erwarten reinlichen Zimmer.

Den nächſten ganzen Tag über führte der Weg durch eine große Ebene, die theils bebaut, theils pure Savane war und dem Auge wenig Intereſſantes darbot. Nur allein die Fernſicht gen Südweſten, nach der himmelanſtrebenden Cordillere, deren ſchöne kühne Formen jetzt deutlicher, als früher aus der Nähe, geſehen und bewundert werden konnten, war erhaben zu nennen Es war am ſpäten Abend, als ich in der kleinen Stadt Quibor anlangte, in der ich, um den Mulas einige Raſt zu gönnen, einen Tag mich aufhalten mußte, der mir aber durch die Langeweile, die ich empfand, zur Woche wurde. In dem kleinen, nur von wenigen Straßen gebildeten Orte, war mir auch nicht der geringſte Zeitvertreib geboten und als ich aus Verzweiflung meine Künſte auf einem alten durchlöcherten Billard mit halbzerbrochenen Bällen, das in der Poſada des Ortes ſtand, erſchöpft hatte, waren meine Ideen, was ich den Tag über ferner beginnen ſolle, zu Ende. Ich ſchlenderte in den Straßen umher, beſuchte den Cura des Ortes, der jedoch nicht zu den Vergnüglingen gehörte, aß einige Delicateſſen in einer Bodega und legte mich dann, aus Mangel an etwas Beſſerem, in die Hängematte, in der ich den Reſt des Tages, wie die ganze Nacht, zubrachte.

Am andern Morgen ritt ich auf meinem Goajirapferde zeitig nach Barquiſimeto ab. Auf dem Wege dahin, dicht außerhalb

Quibor's, steht eine botanische Merkwürdigkeit, ein wahrhaft riesiger Ceiba[733]), der durch seinen immensen Stamm und die ungeheure Laubkrone sicher die Aufmerksamkeit jedes Vorüberziehenden fesselt. Von hier aus zieht sich die sehr breite und gerade Straße wohl vier Leguas weit durch nichts anderes, als ein unübersehbares, von der Natur gepflanztes Cactusfeld. Es ist ein Cereus[734]), der in einer Unmasse von 6 bis 8 Zoll dicken, starkstachligen Aesten, die Höhe von 35 bis 40 Fuß erreicht und dermaßen eng zusammensteht, daß man kaum zwischen den einzelnen Pflanzen hindurch sich drängen kann. Zahllose Aeste liegen theils vertrocknet, theils noch grün auf der Erde wie am Wege umher und erschweren die Passage durch ihre furchtbaren Stacheln im höchsten Grade. Nichts anderes, als hier und da einige Agaven, wächst zwischen dem Cactus und das Ganze zeigt eine so unendliche Monotonie, daß man bald nur den einzigen Wunsch hegt, recht schnell aus diesem traurigen graugrünen, stachligen Dornhaufen fortzukommen Doch dies war unter mehren Stunden nicht gethan und ich mußte zuvor noch in einer, in diesem entsetzlichen Gebüsche liegenden Pulperia, mein Frühstück einnehmen und dann noch eine Stunde weiter in dem traurigen Einerlei reiten, bevor ich daraus erlöst wurde. Wie aber ein Mensch in solcher Oede und in der Umgebung so gräulicher Pflanzen seinen Wohnort nehmen konnte, war schwer zu begreifen.

Die Gegend änderte sich, nachdem ich das traurige Cactusgebüsch verlassen, in sehr angenehmer Weise. Sie nahm einen bügeligen Charakter an und der Weg lief auf dem hohen Ufer des Rio Barquisimeto sehr romantisch dahin, bald von einem Wäldchen unterbrochen, bald mit der schönen Fernsicht auf die hohe Cordillere, während im Vordergrunde, tief unten, das gelbliche Wasser des Flusses über Felsblöcke dahinrauschte und die von Reitern und Lastthieren belebte breite Straße bald hoch anstieg, bald tief, fast zum Niveau des Flusses herab sich senkte. Es

war ein ſehr belebtes Bild, ganz das Gegenſtück zu der gräßlichen Monotonie des am Morgen durchreiſten Cactusgebüſches. Und ſo ging es in angenehmer Abwechslung fort, bis ich nach der Stadt Barquiſimeto gelangte, wo ich aus Mangel an einer Poſada, in einer Pulperia mein Logis nehmen mußte.

Barquiſimeto iſt nach Valencia die größte Stadt im Innern von Venezuela und ähnelt in der Bauart der Häuſer, den ſchlechten Straßen, den verfallenen Gebäuden, den verſchiedenen, in größter Unordnung gehaltenen Plazas, ungemein letzterer Stadt. Sie hat einige recht ſchöne, von den Spaniern erbaute Kirchen und einige ſehr hübſche Gebäude, jedoch die Anlage der Stadt ſtammt noch aus alter Zeit und die Straßen ſind krumm und winklig und Hütten und Häuſer bunt durch einander geworfen. Doch aber macht das Ganze, gegen die kleineren Städte, wie Quibor, Tocuyo, u. ſ. w. einen nicht unangenehmen Eindruck.

Der Handelsverkehr Barquiſimeto's iſt bedeutend, da von hier aus nach allen anderen Städten des Innern, Straßen führen und hier die Hauptſtraße von Puerto Cabello und Caracas mündet. Die Kaufleute von Barquiſimeto verſorgen ſelbſt viele Händler der kleineren Städte des Innern mit europäiſchen Artikeln, ſo daß in der Stadt ziemlicher Wohlſtand herrſcht.

Ich machte hier einige Beſuche bei mehren Landsleuten, worunter der nie fehlende Hutmacher und ein däniſcher Apotheker, den ich in dieſer Entfernung als halben Deutſchen betrachtete, gehörten und fand dieſelben ſehr gut ſituirt. Mit einigen von ihnen wohnte ich einem Stiergefecht bei, das in einer Plaza am Ende der Stadt abgehalten wurde. Nicht gering war mein Erſtaunen, als ich unter den Coleadores[735]) einen Padre im geiſtlichen Ornat erblickte, der mit den anderen Caballeros hinter dem Stiere hergaloppirte und dieſen zur Erde zu werfen trachtete. Ein rieſiger Neger zeichnete ſich dabei aus, der wiederholt einige Stiere, die auf ihn losgeſtürzt kamen, mit einem

einzigen Stiche seines langen Messers in deren Genick im Nu tödtete.

Eine grausame Belustigung, die, trotzdem oft Menschen und Thiere dabei verunglücken, nicht abgeschafft wird.

Barquisimeto bietet übrigens, wie alle venezuelanischen Städte, außer Caracas, dem Reisenden wenig Interessantes und so empfand ich denn, nachdem ich meine Besuche gemacht, die herzlichste Langeweile, so daß ich froh war, als der Arriero nach zwei Tagen Aufenthalt, die er seinen eigenen Geschäften gewidmet hatte, die Weiterreise anordnete.

Nicht weit von der Stadt, auf dem Wege nach Yaritagua steht, zum Andenken an die im Jahre 1854 an der Cholera Verstorbenen und zum ferneren Schutze gegen diese Krankheit errichtet, zur Linken ein schönes hohes, gußeisernes Denkmal in gothischem Styl, das für die Stadt eine Zierde wäre, aber in der öden Savane, inmitten hohen Cactusgesträuches, allen Effect verliert. Kaum eine Legua von Barquisimeto liegt ein größerer Ort mit einer Kirche, der sich durch seine nett gebauten Häuser auszeichnet, in welchem der Hauptrasteplatz aller Reisenden und Arrieros, die diese große Straße passiren, ist. Die Pulperias waren gefüllt mit Reisenden und die Straße wegen der Menge der vor den Häusern stehenden Lastthiere kaum zu passiren. Die Gegend umher ist ziemlich öde und kommt den Llanos sehr ähnlich, nur mitunter zeigt sich ein Wäldchen und in großen Entfernungen stehen einzelne Häuser, meist Pulperias, die für die Bedürfnisse der Reisenden Sorge tragen.

Es war gegen Mittag, als ich in dem ziemlich großen Ort Yaritagua anlangte, der den Wohlstand, in welchem er sich befindet, dem Tabak verdankt.

Der Tabaksbau dieser Gegend ist sehr bedeutend und die hier gezogenen, ungemein guten Blätter werden einzig und allein zu Cigarren verarbeitet.

Der Tabak von Yaritagua wird, nächſt dem von Cumanacoa und Upata, in Venezuela am meiſten geſchätzt und die davon fabrizirten Cigarren rivaliſiren mit denen der genannten Orte und den Guacharos. Jährlich werden eine Unmaſſe derſelben in ganz Venezuela abgeſetzt, und gehen in größeren Städten, in entſprechende Kiſten gepackt und mit dem nöthigen Brand verſehen, unter dem Namen „Habana". Nur ein großer Feinſchmecker in Tabak wird die beſten Yaritaguas von echten Habanas unterſcheiden, ſo wenig ſteht dieſer Tabak dem letzteren nach.

In der Poſada, in der ich logirte, waren eine Menge Mädchen beſchäftigt, Cigarren zu wickeln und ſie thaten dies mit einer Schnelligkeit, die in Erſtaunen ſetzte; das Hundert beſter Cigarren kaufte ich hier für einen Peſo.

Kaum hatte ich Yaritagua verlaſſen, als der Himmel mit Regenwolken ſich zu umziehen anfing und nicht lange darauf ein ſolcher Regen herabgoß, daß ich im Nu völlig durchnäßt war. Die Cobija überzuwerfen, war völlig überflüſſig, denn bereits troff Alles an mir. Lange Zeit, wohl an zwei Stunden, währte der Regen und als er zu Ende war, erhob ſich ein ſo kühler Wind, daß ich, durchnäßt wie ich mich befand, ſtark zu fröſteln anfing. Weit und breit umher ſtand nicht eine Pulperia, um durch einen Schluck Rum mich zu erwärmen und da mein Zähneklappern den Arriero erbarmte, bot er mir eine Doſis Chimo. Es war das Erſtemal, daß ich dieſes Zeug zu mir nahm, ich that es jedoch, um wo möglich Fieber oder eine ſchwere Erkältung zu verhüten. Ich glaube nicht, daß ich den Chimo länger als zehn Minuten im Munde hatte, als ich mich genöthigt ſah, ihn auszuſpucken, zugleich aber wurde mein Kopf dermaßen ſchwer und mein übriger Körper, beſonders die Beine, ſo ſchwach, daß ich mich kaum auf dem Pferde halten konnte. Ich ſchwankte auf dem Pferde hin und her, ſo daß es der Arriero gerathen fand, mich abſteigen und zu Fuß gehen zu laſſen, was jedoch

nur mit großen Schwierigkeiten bewerkſtelligt werden konnte. Es war ein Glück, daß wir bald in eine kleine Ortſchaft kamen, wo der Arriero, obgleich es noch hoch am Tage war, die Nacht zu bleiben beſchloß, mich, der ich faſt beſinnungslos mich befand, in die Hängematte legte, aus der ich mich am andern Morgen durch den Schlaf geſtärkt, jedoch unter furchtbarem Kopfweh, erhob.

Es war das Erſte und Letztemal, daß ich Chimo koſtete und es muß wahrlich eine große, nach und nach erlangte Gewöhnung dazu gehören, um ihn täglich in ſolchen Quantitäten zu ſich zu nehmen, als es von dem Volke in dieſer Gegend geſchieht.

Die Landſchaft wurde jetzt wieder gebirgiger und der Weg grundlos, dem am See von Maracaibo ähnlich.

Kaum daß die Mulas weiter konnten, dermaßen ſanken ſie auf der kothigen Straße ein; mein Pferd gerieth bis an den Bauch in den Moraſt und ich rettete mich mit einem kühnen Sprunge vom Sattel nach einer minder tiefen Stelle, während das arme Thier vergeblich kämpfte, ſich aus dem Schlamme herauszuarbeiten. Der Arriero ſah ſich genöthigt, aus einer benachbarten Hütte einige Leute herbei zu holen, mit deren Hilfe das Pferd endlich aus ſeiner ſchlimmen Situation befreit wurde. Wie zur Warnung lag nicht weit davon am Wege ein todtes Maulthier, von dem bei meiner Annäherung mehre Rey de Zamuros[736]) aufflogen und ſich auf die in der Nähe ſtehenden Mimoſen niederließen. Der Geierkönig iſt in Venezuela, ſowohl an der Küſte als im Innern, ziemlich häufig und wird, jung eingefangen, ungemein zahm. Daß er übrigens ſtets der Erſte beim Fraße gefallener Thiere iſt und ſo lange er damit beſchäftigt, keine der Cathartes-Arten dabei duldet, iſt eine Thatſache, von der ich ſelbſt öfters mich überzeugt habe.

Gegen elf Uhr gelangte ich nach der nicht unbedeutenden Villa Urachiche, und einige Stunden ſpäter nach Chivacoa, einem kleinen

Orte, der durch seine bedeutende Ziegenzucht berühmt ist. Die Ziegen von Chivacoa werden weit und breit, bis nach der Küste hin, in großen Heerden gesendet und der kleine Ort ist nicht ohne Wohlhabenheit. Durch Savane und Wald kam ich gegen Abend an das Ufer des Rio Yaracui, weit oberhalb San Felipe und passirte den hier bereits ziemlich breiten Fluß ohne große Schwierigkeit. Sein Bett war voll von Steingeröll und ein üppiger Wald von Bambus, Weinpalmen[737], Cecropien und Scitamineen breitete sich an seinen Ufern aus. Steil ging es am jenseitigen Ufer aufwärts, wohl an 1000 Fuß hoch, bis ich gegen Abend in einer einsamen Hütte, die in dieser Höhe stand, mein Nachtquartier nahm.

Am nächsten Tage befand ich mich wieder in gebirgiger Gegend, die Straße lief kühn über hohe Berge, an tiefen Abgründen und riesigen Felsabstürzen dahin, mehre nette Ortschaften, unter denen Palomera die bedeutendste war, zierten die wilde Gegend und ein kleiner Fluß rauschte schäumend in seinem tiefen Bette, zur Seite der Straße dahin. Immer höher und höher wand der Weg sich hinauf, schön bebaute Felder und zierliche Hütten lagen zur Rechten desselben, während zur Linken tiefe Abgründe gähnten. Wie ein gigantischer Thurm, in der seltsamsten Form, erhob sich vor mir, zur Rechten des Weges, der 5270 Fuß hohe Picacho de Nirgua, auch „el Torrito" genannt, den ich in der Höhe von 4000 Fuß passirte. Selten habe ich eine merkwürdigere Bergform gesehen, als die dieses Picacho; gleich einer alten, halbverfallenen Feste ragt sein Gipfel steil in die Höhe und endet in einer, ein wenig abgestumpften Spitze; Alles purer Fels, ohne die mindeste Vegetation. Als ich den dicht an ihm vorüberführenden Paß zurückgelegt hatte, befand ich mich auf einer kleinen Hochebene, inmitten der schönsten Savanenvegetation; doch sehr bald hörte diese auf und der Weg führte an dem langen Bergrücken, dicht an einer hohen Felswand,

weiter, während zur Linken der Berg nach der Ebene zu abstürzte und eine herrliche Aussicht in die weiteste Ferne, nach der Gegend von Nirgua und Montalvan darbot.

Mehre Stunden zog sich so die Straße an der Bergwand entlang, bis sie allmählich sich senkte und ich mit Anbruch der Dunkelheit in der Stadt Nirgua anlangte.

Nirgua ist ziemlich hoch gelegen, ein unbedeutendes Städtchen, das ohne allen Handel, nur den einzigen Vortheil hat, daß es an einer großen Straße liegt Die Stadt ist ohne alles Leben und besitzt eine große Plaza, in die einige wenige Straßen ausmünden. Der Weg von hier führt durch eine der fruchtbarsten Gegenden Venezuela's, in welcher Ortschaften und Caffeehaciendas mit einander wechseln. Die Straße ist sehr belebt und größere Posadas bieten dem Reisenden eine gute Unterkunft. Das Terrain ist gebirgig und der Weg steigt wieder höher an, bis zu dem in der Höhe von 2200 Fuß gelegenen Städtchen Montalvan, das ich gegen Mittag erreichte und das nur aus zwei langen Reihen Häusern besteht, durch welche die große breite Straße führt. Die Umgegend wimmelt von Caffeehaciendas, deren Product als ein vorzügliches, ungemein gesucht ist. Von Montalvan zieht sich der Weg anfänglich bergab, dann aber plötzlich wieder einen hohen Berg hinan, der einige Stunden zu seiner Besteigung erfordert. Auf der Höhe stehen zwei Häuser, Posadas, in denen es an Erfrischungen für den Reisenden nicht fehlt. Gegen Abend am jenseitigen Fuße des Berges angekommen, kam ich in den kleinen Ort Chirgua, dessen Posada zum Erdrücken voll von Reisenden, Arrieros und Lastthieren wimmelte. Ich war froh, noch ein kleines Plätzchen zu erhalten, wo ich meine Hängematte aufschlingen konnte, in der es mir jedoch, bei dem die ganze Nacht herrschenden Lärmen, nicht gelang, in Schlaf zu kommen. Frühzeitig des andern Morgens ritt ich hinweg.

Den Rio Chirgua paſſirend, gelangte ich noch einmal auf eine ziemliche Anhöhe, von der herab ich die weite Ebene von Valencia vor mir ausgebreitet ſah. Dieſe Anhöhe hinabreitend, nahte ich mich dem Ende meiner weiten Reiſe, denn ich befand mich in der Ebene von Valencia und drei Stunden ſpäter in dieſer Stadt ſelbſt.

Ich hielt mich in Valencia nur einen Tag auf, der jedoch dem einen meiner Goajirapferde zum Unheil gereichen ſollte. In dem Stalle, in welchem ich die Pferde ſtehen hatte, waren kurz zuvor einige Thiere an der Pferdepeſt geſtorben, in Folge deſſen leider das eine meiner Pferde von derſelben Krankheit inficirt wurde. Und ſo geſchah es denn, daß, als ich von Valencia nach der Cumbre del San Hilario ritt, das betreffende Goajirapferd, noch ehe ich den Cerro San Hilario beſtieg, plötzlich dermaßen erkrankte, daß ich es in dem Hauſe eines Bekannten zurücklaſſen mußte, wo es des andern Tages ſtarb. Es war das beſte und ſchönſte meiner Pferde und mir für daſſelbe unterweges, ja zuletzt noch in Valencia, 300 Peſos geboten worden, ohne daß ich in deſſen Verkauf gewilligt. Ich hatte viel Mühe gehabt, das Thier glücklich bis hierher zu bringen und war nun mit Einemmale davon befreit.

Doch dies war nicht das einzige Mißgeſchick am Ende meiner Reiſe.

Ein anderes betraf den Arriero.

Glücklich kam ich in meiner Wohnung auf der Cumbre del San Hilario an, wohin der Arriero mit ſeinen Mulas mich begleitete. Da er die Nacht dort abwarten und erſt am andern Morgen ſeine Rückreiſe antreten wollte, rieth ich ihm, aus Furcht vor dem Jaguar, ſeine Laſtthiere dicht am Hauſe über Nacht anzubinden, anſtatt, wie er es im Sinne hatte, ſie in der anſtoßenden Caffeepflanzung frei umher graſen zu laſſen. Er hörte jedoch nicht auf meine Warnung, die er wahrſcheinlich übertrieben

glaubte, und ließ wirklich die Thiere frei umherlaufen. Der andere Morgen fand meine Aengſtlichkeit, wie er es am Abend vorher nannte, gerechtfertigt. Seine beſte Mula, die er erſt kürzlich für 200 Peſos gekauft hatte, lag, vom Jaguar tödtlich verwundet, unweit des Hauſes in den letzten Zügen.

Der Jaguar war der Mula an den Kopf geſprungen und hatte ihr mit ſeinen Krallen zwei furchtbare Wunden hinter beiden Ohren beigebracht. Haut und Fleiſch waren an dieſen Stellen herabgeriſſen und zwei große tiefe Löcher ließen bis in's Innere ſchauen. Doch damit hatte ſich die wilde Beſtie begnügen müſſen, denn die Mula hatte mit Rieſenkräften jedem weitern Angriffe des Jaguars widerſtanden. Jetzt freilich lag ſie vom Blutverluſt zum Tode entkräftet da und einige Stunden ſpäter war ihr Leben entflohen.

Für mich war dieſer Vorfall ſehr unangenehm, um ſo mehr als der Arriero von mir Schadenerſatz für die getödtete Mula verlangte, ein Anſinnen, dem ich natürlich nicht entſprach, da er auf meine Warnung nicht gehört hatte. So kam es, daß ich von dem Manne, der mich durch ſein Benehmen während der ganzen Reiſe äußerſt zufrieden geſtellt und mit dem ich zuletzt nahezu auf freundſchaftlichem Fuße geſtanden hatte, in größtem Unfrieden ſchied.

Das Ende war der ganzen Reiſe, die für mich eine halb verfehlte war, entſprechend.

IX.

Am Orinoco.

Bereits mehre Monate verweilte ich in Ciudad Bolivar, als ich beſchloß, einen Ausflug nach dem Delta des Orinoco bis nahe an deſſen Mündung zu unternehmen. Ich war zwar bereits bei meiner zweiten Reiſe von Europa nach Süd-Amerika, die Mündung des Orinoco bis Ciudad Bolivar aufwärts gefahren, jedoch geſchah dies auf einem Segelſchiff, in welchem ſich wenig Gelegenheit darbot, die Ufer des großen gewa'tigen Stromes genauer, als es durch bloßes Vorüberfahren geſchehen kann, kennen zu lernen. Diesmal beſchloß ich in Gemeinſchaft mit einem Freunde, dem Photographen Z., dieſe Reiſe in einem kleinen Boote, ohne alle weitere Begleitung als die eines deutſchen Matroſen, zu machen, der vor Jahren von ſeinem Schiffe heimlich ſich entfernt hatte, und als Ruderer dienen ſollte, im Falle der Wind das Segeln nicht erlaubte.

Bevor ich jedoch die Erzählung dieſer Reiſe beginne, ſei mir vergönnt, einige wenige Bemerkungen über die Stadt Ciudad Bolivar, oder „Angoſtura", wie ſie früher hieß, zu machen.

Die 1764 gegründete Stadt Ciudad Bolivar iſt an dem Abhange eines kahlen Hügels von Hornblendeſchiefer erbaut und zeichnet ſich durch die Regelmäßigkeit ihrer Straßen, deren be-

deutendſte mit dem Strome parallel laufen und von kleineren, den Hügel anſteigenden, in rechtem Winkel durchſchnitten werden, aus. Die Straßen ſelbſt ſind, wie in allen Städten Venezuela's, ſchlecht unterhalten und, gleich denen in Valencia, nach ihren Enden zu voller Löcher, ja entbehren oft ſelbſt der Macadamiſirung.

Eine rühmliche Ausnahme hiervon macht die am Ufer des Orinoco ſich hinziehende Calle de coco, der Sitz der deutſchen Kaufleute, die durch ihre prächtigen Gebäude wie die ſchönen breiten Trottoirs, mit der eleganteſten Straße einer europäiſchen Stadt ſich meſſen kann. Die Bauart der Häuſer in Ciudad Bolivar iſt überhaupt angenehm und dem Klima ganz angemeſſen, ſie ſind hoch und ſämmtlich mit flachen Dächern, Azoteas, verſehen, auf denen die Einwohner den Abend zubringen, um die friſche Briſe, die um dieſe Zeit einzutreten pflegt, zu genießen. Dieſe Azoteas ſind meiſt durch Treppen, wo dies nöthig, mit einander verbunden, ſo daß man, mitunter eine ganze Straße lang, auf denſelben hinwandeln und nachbarliche Beſuche abſtatten kann. Auf der Höhe des Hügels ſteht, in der Mitte einer großen Plaza, die von den Spaniern erbaute Hauptkirche der Stadt, die ſich durch ihre ſchöne einfache Bauart auszeichnet. Der belebteſte Spaziergang am Abend iſt die mit der Calle de coco gleich laufende und von dieſer oſtwärts gelegene Alameda, die dicht am Fluſſe ſich hinzieht und auf der einen Seite mit ſchönen Häuſern, am Fluſſe hin jedoch mit Alleen von Almendron[738]) und rieſigen Ceibas[739]) geziert iſt. Weniger ſchön iſt die weſtwärts gelegene Vorſtadt, Perro ſeco, mit mehr Hütten als Häuſern, in welcher die niedere braune Bevölkerung der Stadt wohnt. Hier werden die unregelmäßigen Straßen oft durch rieſige ſchwarze Felsblöcke mit halbabgerundeten Gipfeln unterbrochen, dem Sitz unzähliger Zamuros[740]), die man hier zu jeder Tageszeit erblicken kann. Geſtrüpp von Cactus, Agaven und Fourcroyen überzieht große Plätze in dieſer Vorſtadt und

giebt ihr dadurch einen eigenthümlichen, sehr verwilderten Charakter, mit dem die Menschenrace, die hier lebt, vollkommen harmonirt; Perro seco zieht sich bis an den kleinen Fluß San Rafael, der in der Nähe in den Orinoco mündet, hin.

Die geringste Breite des Orinoco bei Ciudad Bolivar beträgt 2940 Fuß, weshalb die Stadt ihren früheren Namen Angostura[741] erhalten hatte, während, einige Leguas höher hinauf und weiter hinab, der Strom in einer Breite von 8—9000 Fuß dahinfließt. Gegenüber von Ciudad Bolivar liegt das Städtchen la Soledad, das bereits zur Provinz Barcelona gehört und aus einigen Reihen Häusern und einer großen Plaza besteht. Trotzdem herrscht viel Handel und Leben in la Soledad, da die von der Küste und aus den Llanos kommenden Arrieros ihre nach Ciudad Bolivar bestimmten Ladungen auf ihren Lastthieren nur bis hierher bringen, von wo aus sie auf Booten nach ihrem Bestimmungsorte abgehen. In der Mitte des Orinoco, zwischen Ciudad Bolivar und la Soledad liegt ein riesiger Granitfelsen, la piedra del medio, an dem man den Wasserstand des Stromes durch die markirten Linien, die das jedesmalige Hochwasser zurückgelassen, sehr bequem messen kann. Demzufolge ergiebt sich, daß bei Angostura zur Regenzeit der Orinoco im Durchschnitt nur 24 bis 25 Fuß über den gewöhnlichen Wasserstand steigt, während er im Delta ganz ungewöhnlich an 80 — 90 Fuß anschwillt.

Bei Hochwasser macht der ungeheure Strom einen beängstigenden Eindruck durch die rasende Strömung, in welcher er dahin rauscht, kleine Inseln, losgerissene Uferstrecken, auf denen sich hin und wieder noch Thiere aufhalten, Riesenbäume, kurz alles mit sich fortreißend, was seiner entfesselten Wuth im Wege steht, nicht selten, daß er bei Ciudad Bolivar die Quais überschwemmt und in die Nähe der Häuser dringt.

In dieser Zeit geschah es, daß, während meines Aufenthaltes,

eines Morgens ein großes Crocodil[742]) in der Alameda umherspazierte, das erst nach heftiger Gegenwehr getödtet wurde.

Die Luft von Ciudad Bolivar ist ganz besonders nach der Regenzeit sehr ungesund, wozu eine, im Südost der Stadt liegende, kleine Laguna[743]) von stehendem Wasser, wohl einen großen Beitrag liefert und intermittirende Fieber herrschen hier das ganze Jahr hindurch, dagegen erfreut sich der gegenüberliegende Ort la Soledad einer sehr gesunden Lage und bietet, während der Krankheitszeit in Ciudad Bolivar, vielen von dessen Bewohnern einen Zufluchtsort.

Der Exporthandel von Ciudad Bolivar ist bedeutend und meist in den Händen deutscher Kaufleute; er besteht hauptsächlich in Rinderhäuten, die vor der Verladung vergiftet werden, Jaguarfellen, die im Handel unter dem Namen „Pantherfelle" gehen und von denen jährlich mehre Tausend von hier nach Europa gesendet werden, Rehfellen, Tabak von Upáta und Barinas, Caffee, Tonkabohnen[744]), Angosturabittern, dessen Hauptingredienz die bittere Rinde des in der Gegend von Upata wachsenden Cuspare[745]) ist, Ochsenhörnern, Dividivi[746]) und einigen anderen geringfügigeren Gegenständen.

Die Umgebung von Ciudad Bolivar ist von hügeliger Beschaffenheit und trägt völlig den Charakter der Llanos. In der Nähe befinden sich viele Landhäuser der reicheren Einwohner der Stadt, die jedoch von diesen wenig bewohnt werden. Sie führen den Namen „Morichales" von der Palma Moriche[747]), die in dieser Gegend sehr häufig und besonders in der Nähe der Landhäuser zur Zierde angepflanzt, wächst. Außer dieser Palme kommt die ebenfalls den Llanos angehörige Palma de Cobija[748]), die ich bereits in dem VI. Capitel ausführlich beschrieben, hier vor.

Ein schöner Ausflug ist nach den Quellen des kleinen Flusses San Rafael hin, dessen Ufer sich in seinem oberen Theile, einige 100 Fuß hoch, steil erheben und durch die Farbenpracht der

Uferwände, die aus gelbem und rothem Ocker in den verschiedensten Farbennüancen bestehen, ungemein imponiren.

Schöne Gruppen der Moriche schmücken ihre Höhen und rauschend schäumt das klare Wasser des Flusses über Steingeröll, um sich weiter unten, in der Nähe seiner Mündung, halb im Sande zu verlieren.

Die, einige 100 Fuß hoch gelegenen, Quellen des San Rafael bilden mehre kleine tiefe Gruben, deren Wasser von verschiedener Temperatur ist; während die eine, ein dem Siedepunkte nahes, heißes, die andere laues Wasser enthält, ist die dritte mit völlig kaltem Wasser angefüllt; ihre Abflüsse vermischen sich jedoch bald darauf und nehmen die gewöhnliche Temperatur der Luft an. — — —

Es war am 26. März 1859, Morgens 7 Uhr, als ich mit meinem Freunde Z. das kleine, kaum 20 Fuß lange Boot bestieg, das uns nach dem Delta des Orinoco bringen sollte. Photographische Apparate, ein Ballen Trockenpapier für Pflanzen, Sammelkästen, Blechbüchsen für Spiritussachen, Proviant, u. s. w. nahmen das Boot zur Hälfte in Beschlag und als sich nun gar außer uns noch der deutsche Matrose hineinsetzte, zeigte es sich, daß die Nußschale fast überladen war und kaum einige Zoll über das Wasser emporragte. Dies ließ sich jedoch nicht ändern und wir wunschten nur, keinen Squall auf dem Orinoco zu erhalten, der sehr leicht unser Dasein geendet hätte. Das Segel wurde aufgezogen und so ging es bei dem ungünstigsten Winde, unter dem buen viaje einer Anzahl Neugieriger, die sich bei unserer Abfahrt versammelt hatten, quer über den Orinoco, da die unselige Brise nur das Kreuzen erlaubte. Vom linken Ufer zurücklavirend, kamen wir fast gerade auf dieselbe Stelle zurück, von der wir ausgelaufen waren, was allerdings eine sehr lange Reise bis zum Delta des Orinoco in Aussicht stellte. Noch einmal hinüber und herüber kreuzend, fanden wir uns diesmal bei der Alameda und

da dieſe Art des Vorwärtskommens doch gar zu langſam war, griffen wir zu den Rudern und legten tüchtig aus, um nur aus der Nähe von Ciudad Bolivar und der am Ufer ſtehenden Bewunderer unſerer nautiſchen Künſte zu kommen. In dieſer Weiſe gelang es uns, ein wenig vorwärts zu kommen und kaum war uns durch eine Biegung des Stromes der Anblick der Stadt entzogen, als wir unſere Kunſt im Segeln wiederum verſuchten. Die Briſe wurde günſtiger und raſch kreuzte das Boot den Strom und fuhr in aller Vehemenz mit der Proa[749]) auf einen großen Stein auf, der am linken Ufer dicht unter dem Waſſerſpiegel befindlich war. Unſre Fahrt hätte dadurch ein plötzliches Ende nehmen können, wären wir nicht alle zugleich aus dem Boote geſprungen, um es vor dem Kentern, das in einem Nu geſchehen wäre, zu behüten; nach langen Anſtrengungen brachten wir es ohne Schaden glücklich wieder von dem Steine ab, zogen das Segel ein und beſchränkten uns auf's Rudern.

Um 11 Uhr landeten wir am linken Ufer bei dem Rancho eines Zambo, der hier mit ſeiner Familie wohnte und ein kleines Feld mit Bananen und Yuca bepflanzt hatte. Der Mann war ſehr gefällig und ſetzte uns etwas Fleiſch, Yuca, Bananen und zugleich einen guten Caffee vor, was uns nach dem angeſtrengten Rudern ungemein mundete; er hielt an 20 Hunde verſchiedener Raçen, um damit die Jaguare abzuwehren, die, wie er ſagte, in dieſer Gegend ſehr häufig ſeien.

Ohne Verzug traten wir, ſobald wir die Mahlzeit beendet hatten, die Weiterreiſe an und ruderten und ſegelten abwechſelnd bis zum Abend, wo wir auf der kleinen, mit Gebüſch bewachſenen Inſel Tinea, bei einem Zambo übernachteten. Da die Hütte des Mannes voll von Menſchen, beſonders Kindern war, zogen wir es vor, unſere Chinchorros[750]) im Freien, nahe der Playa, aufzuhängen, wo wir leider die Nacht hindurch auf's Empfindlichſte von Mosquitos gepeinigt wurden.

Um dieſer Plage zu entgehen, gingen wir bereits Morgens 3 Uhr bei Mondſchein unter Segel und kreuzten bei geringer Briſe langſam hin und her. Bei Sonnenaufgang fuhren wir an einem nordamerikaniſchen Schooner, Minné-ha-ha, vorüber, der auf den Grund gelaufen war und die Fluthzeit abwarten mußte, um wieder flott zu werden. Die Briſe wurde gegen 10 Uhr ſtärker und gegen 11 Uhr dermaßen heftig, daß der Strom hohe Wellen warf, die dem Boote gefährlich zu werden drohten und öftere Male über demſelben ſich brachen. Um jedes Unglück zu verhüten, blieb uns nichts übrig, als ſo bald als möglich am rechten Ufer zu landen, wo wir eine Indianerfamilie antrafen, in deren Hütte wir uns vor dem Regen, der bald darauf erfolgte, bargen. Wir ließen uns hier einen Caffee machen, aßen dazu von unſerem mitgebrachten Proviant und verſuchten um 12 Uhr wiederum unſer Heil im Boote. Bereits zur Hälfte die Breite des Orinoco nach dem jenſeitigen Ufer kreuzend, artete die heftige Briſe in einen völligen Sturm aus, der unſer Segel erfaßte und das Boot dermaßen auf die Seite warf, daß ich nahe daran war, an jeder Rettung zu verzweifeln.

Das Segel wurde auf's Schnellſte eingezogen und aus Leibeskräften ruderten wir wieder zu der Indianerfamilie am rechten Ufer zurück, wo wir auch glücklich anlangten. Hier verweilten wir zwei Stunden, um das Unwetter vollkommen abzuwarten und da das Rudern nicht gerade zu unſeren Lieblingsbeſchäftigungen gehörte, mietheten wir zwei der Indianer, um uns bis Guayana vieja die Dienſte als Ruderer zu leiſten.

Der Strom war, obgleich der Wind ſich gelegt hatte, noch immer ſehr aufgeregt und wir kamen nur langſam mit dem Rudern vorwärts. Der nordamerikaniſche Schooner war in dieſer Zeit wieder flott geworden und paſſirte uns im Gefolge einer Flechera[751], die ihren Namen in der That rechtfertigte.

Lange Playas[752]) zogen am rechten Ufer des Stromes ſich hin, auf die wir einigemal aufliefen, jedoch ohne große Mühe wieder davon abkamen. Gegen Abend paſſirten wir den Ort Panapana, der meiſt von Caraiben bewohnt iſt und landeten bald darauf auf einer der Islitas[753]) von Panapana, die ohne jegliches Gebüſch, nur aus hohen Sandbänken beſtehen. Im Begriffe, mir am Ufer eine Lagerſtätte auf dem Sande auszuſuchen und zurecht zu machen, überſchritt ich einige durch den Wind hoch aufgeworfene Sandhaufen und befand mich plötzlich in unmittelbarer Nähe eines der großen, nahe an 20 Fuß langen Orinococrocodile[754]), das hier ſeine Ruhe hielt. Ich kann nicht behaupten, wer mehr erſchrocken war, ich oder das Thier, ich prallte unwillkürlich zurück und das lange Ungethüm rannte vorwärts und plumpte unter gewaltigem Lärmen in den Strom. Natürlich vermied ich es, mein Nachtlager nahe am Ufer zu nehmen, ſondern zog es vor, auf der höchſten Erhebung der ſandigen Inſel zu ſchlafen, wo ich ſicher vor den Beſuchen ſo gefährlicher Nachbaren war.

An Schlaf war unter dieſen Umſtänden wenig zu denken, da überdies der Wind in der Nacht gewaltig blies und die laute Muſik der Brandung am Ufer jeden Schlafanfall verſcheuchte. Als ich bei klarem Mondſchein um 3 Uhr Morgens aufſtand, um nach dem Boote zu ſehen, fand ich zu meinem Schrecken, daß das ſchlecht an's Ufer gezogene Boot von den Wellen dermaßen auf einen unter ihm befindlichen Fels aufgeſchlagen worden war, daß es einen Leck erhalten und faſt bis an den Rand mit Waſſer ſich gefüllt hatte, wodurch die Ladung völlig durchnäßt war. Nachdem der Leck aufgefunden, wurde er nothdürftig verſtopft, das Waſſer aus dem Boote gebracht und um 5 Uhr die Weiterreiſe angetreten.

Es war 9 Uhr Morgens, als wir bei der Piedra del Roſario ankamen, einem mitten im Strome befindlichen, ſonderbar

geſtalteten, von glatten, wie glaſirt ausſehenden Steinmaſſen, gebildeten Felſen. Der Strom bildet hier einen ſogenannten Raudal, indem er bei ſehr ſtarker Strömung eine heftige, durch die unter ſeiner Oberfläche befindlichen Felſen verurſachte Brandung entwickelt, die kleineren Fahrzeugen, bei der geringſten Fahrläſſigkeit, leicht ſehr gefährlich werden kann.

Der Piedra del Roſario gegenüber, an beiden Ufern, befinden ſich ähnliche hohe Granitmaſſen von Backofenform und ein wenig weiter unten am linken Ufer, eine völlig zuckerhutförmige Granitmaſſe, Conejo genannt, mit einem großen Cereus Moritzianus auf ihrer Spitze, der gegenüber, am rechten Ufer, wiederum ein ähnlicher Felſen, Piedra del Manati, hoch aus dem Strome emporragt. In dieſer Weiſe hat die Natur hier eine Symmetrie geſchaffen, deren Anblick den Menſchen in das größte Erſtaunen ſetzt.

Bei der Annäherung unſeres Bootes zum Raudal begann die Briſe wieder ungemein heftig zu werden, ſo daß der Strom hohe Wellen, gleich dem von friſcher Briſe bewegten Meere, warf. Fortwährend ſtürzten die Wellen über das kleine Boot hin, das, ſobald es in die Brandung gelangte, dermaßen hin und hergeworfen wurde, daß alle unſere vereinten Kräfte nöthig waren, es flott zu erhalten. Die furchtbare Strömung trieb es direct auf die Piedra del conejo zu, doch bevor es hier zerſchellte, erfaßte es eine andere Strömung, die es wieder mitten in die Brandung warf. Wir ſahen unſeren Untergang vor Augen, denn unmöglich konnten wir das Boot länger über dem Waſſer erhalten. Doch die Hilfe war nicht fern, denn mit vollen Segeln näherte ſich, den Strom kreuzend, ein Schiff, der oldenburgiſche Schooner „Lucia", unſere einzige Rettung!

Wie ſehnlich wünſchten wir es ganz nahe bei uns, bevor wir verſanken!

Und näher und näher kam es heran und noch hielten wir uns

über dem brauſenden Strudel; unverzüglich banden wir eine Nothflagge, ein rothes Taſchentuch, an einen Stock, den wir heftig hin und herſchwenkten und waren ſo glücklich, vom Schiff aus bemerkt zu werden. Der Capitain, ein ſehr biederer Mann, ließ unverzüglich ein Boot zu unſerer Rettung ausſetzen, das ſich uns ſchnell näherte, uns aufnahm und ſammt unſerem kleinen Boote zum Schooner brachte, an deſſen Bord wir unverzüglich kletterten, während unſer Boot vom Schooner in's Schlepptau genommen wurde. —

Auf das Gaſtfreundlichſte wurden wir am Bord empfangen und der wackere Capitain that Alles, um uns den Aufenthalt auf ſeinem Schiffe ſo angenehm als möglich zu machen.

Wir konnten von Glück ſagen, daß uns der Schooner begegnete, ſonſt wir ſicher unſeren Untergang im Raudal gefunden hätten, da die Briſe immer heftiger wurde und zuletzt in Sturm ausartete. Nachmittags 4 Uhr warf der Schooner bei der Mündung des Rio Mamo Anker, da die Fluth eintrat und der Sturm ſich gelegt hatte, ſo daß er nicht weiter vorwärts kommen konnte. Ich benutzte dieſen Aufenthalt, um mit meinem Freunde die, am linken Ufer der Mündung des Rio Mamo gelegene Niederlaſſung der Caraiben, Tagoachi, zu beſuchen. Die Niederlaſſung beſtand aus vier ganz offenen Hütten, von denen nur die eine eine Art höheres Stockwerk hatte, das mit einer Wand von Palmblättern verkleidet war.

Der Häuptling der Caraibenniederlaſſung war ein ſtämmiger Zambo, eine große Seltenheit unter den Indianern, die ſehr auf reine Abſtammung von ihrem Blute zu ſehen pflegen. In ſeiner Hütte, in der Hängematte liegend, nahm er bei unſerem Eintritte ſehr wenig Notiz von uns und dachte nicht daran, aus der Hängematte ſich zu erheben, ſondern wies nur durch eine Handbewegung uns an, in einer der leeren Hängematten Platz zu nehmen. Mehre nackte, nur mit dem Guayuco[755]) verſehene

Digitized by Google

Digitized by Google

Frauenzimmer waren geſchäftig, ſehr große irdene Gefäße zu fertigen, eine Hauptbeſchäftigung dieſes Stammes, worin ſie dermaßen excelliren, daß dieſe Gefäße in Ciudad Bolivar ungemein begehrt werden.

Die Männer gingen, bis auf ein um die Hüften geſchlungenes Stück Salempores, ebenfalls nackt oder hatten ihren Körper in ein ſehr langes, ſchmales Stück Salempores, in maleriſcher Weiſe gehüllt.

Die am Orinoco lebenden Caraiben ſind eine ſtolze und kriegeriſche Nation, die in fortwährendem Streit mit den benachbarten Guaraunos leben, deren Niederlaſſungen ſie öfter überfallen und Alles tödten, was ſie an Menſchen darin vorfinden. Den Getödteten ſchneiden ſie die Kopfhaare kurz am Schädel ab, ohne ſie zu ſkalpiren und flechten als Siegestrophäe die Lendengürtel für die Guayucos der Weiber daraus, die dieſelben als Liebesbeweiſe von ihren Anbetern oder Männern entgegennehmen. Die in Tagoachi befindlichen Frauenzimmer trugen ſämmtlich ſolche Gürtel von Menſchenhaaren, die an Dicke ungemein differirten, wollten aber um keinen Preis ſie veräußern, als ich ihnen dieſen Vorſchlag machte.

Die Caraiben ſollen in Venezuela noch in einer Anzahl von 10000 Seelen die Llanos der Provinz Barcelona, die Geſtade des Caroni und Cuyuni bewohnen und ein Theil derſelben diente zur Zeit, als ich dieſe Reiſe unternahm, als Söldner unter dem revolutionairen General Sotillo, der in Maturin gelandet, für den in Trinidad befindlichen General Monagas gegen die venezuelaniſche Regierung focht.

Ein muſikaliſcher Kunſtgenuß erwartete mich in der Niederlaſſung, dem ich gern aus den Wege gegangen wäre. Er wurde auf einer aus Schilfrohr oder Bambus gefertigten Flöte, von ſechs zuſammengebundenen Pfeifen, producirt, die wie an der Orgel ihrer Länge nach auf einander folgten und völlig der Pan-

oder Papagenoflöte ähnelte, die bei uns hier und da noch eine untergeordnete Rolle ſpielt. Es waren an 6 bis 8 Indianer, die dieſe, in richtigen, harmonirenden Accorden zuſammenſtimmenden, Flöten bliesen, da jedoch jeder derſelben ſtets nur ein und denſelben Accord hervorbrachte und die Künſtler bis zur Erſchöpfung dieſe einförmige Muſik zum Beſten gaben, ſo konnte mich das Anhören dieſes indianiſchen Kunſtgenuſſes ſehr bald der Verzweiflung nahe bringen, um ſo mehr, als die Muſiker auf Schritt und Tritt mir folgten.

Mein Freund, der ſehr gern eine Gruppe der Caraiben photographirt hätte, trug dem Häuptling ſeinen Wunſch vor, der ihm erklärte, daß er es nur unter der Bedingung thun dürfe, wenn er ihm zuvor zwei Peſos zahle, was Z. auch that.

Während wir uns hier aufhielten, landeten ſechs Curiaras mit Caraiben, die von Ciudad Bolivar kamen und nach einer großen Niederlaſſung am See Mamo gingen. Es waren ſchöne große Geſtalten unter ihnen, beſonders aber zeichnete ſich das jüngere weibliche Geſchlecht durch Schönheit und üppigen Körperbau aus, ganz das Gegentheil von den Caraiben in Britiſch Guyana und Surinam, die in Häßlichkeit excelliren[756]).

Es war am ſpäten Abend, als wir nach dem Schooner zurückkehrten, um bald darauf uns einem erquickenden Schlafe zu überlaſſen.

Um 5 Uhr Morgens wurde der Anker gelichtet und da das Fahrwaſſer ungemein ſchmal war, nahm die Schaluppe das Schiff in's Schlepptau und zog es wohl einige Stunden lang zwiſchen kleinen Inſeln und Sandbänken hin.

Aus dem Engpaſſe gekommen, ſprang eine friſche, aber ungünſtige Briſe auf und der Schooner hatte fortwährend hin und her zu kreuzen und mußte wenigſtens hundertmal wenden, bevor er in die Nähe der Inſel Fajardo kam.

Dieſe aus einem hohen Berge beſtehende Inſel liegt an der

Mündung des Rio Caroni in den Orinoco, in der Nähe des Ortes Puerto de tablas.

Es war 6 Uhr Abends, als wir Fajardo paſſirt hatten und bei Puerto de tablas Anker warfen. Die Nacht über blieb ich mit meinem Freunde noch am Bord des Schooners, den wir jedoch am anderen Morgen 6 Uhr, unter herzlichem Dank an den biederen Capitain verließen, der weiter nach Deutſchland unter Segel ging, während wir bei Puerto de tablas an's Land ſtiegen.

Der Ort iſt ſehr klein und verdient kaum den Namen einer Stadt; er beſteht nur aus einigen wenigen Straßen, die mit niedrigen Häuſern beſetzt ſind und einer großen Plaza, an der eine kleine, mit einem Glockenſtuhl verſehene, Kirche ſteht. Die Hauptſtraße mit den beſten Häuſern zieht ſich unweit des Stromufers entlang und hier befand ſich auch unſer Logis, das Haus eines deutſchen Kaufmanns, des Herrn Behrends, von dem wir auf's Zuvorkommendſte aufgenommen wurden. In Puerto de tablas herrſcht durch regen Handel einiger Wohlſtand, denn in dieſem Orte wird jährlich eine ſehr bedeutende Menge Rindvieh nach Britiſch Guyana, Surinam, Cayenne, Trinidad und anderen Inſeln der Antillen eingeſchifft, ſowie von hier die Hauptſtraße nach dem Goldlande von Tupuquen und dem Caratal, über Upata führt, die dermaßen frequentirt wird, daß zur Zeit meiner Anweſenheit in Puerto de tablas nicht eine einzige Mula aufzutreiben war, ſondern ſämmtliche Reit- und Laſtthiere unausgeſetzt auf dem Wege nach und von den Goldgräbereien beſchäftigt waren.

Die Gegend umher hat, wie die von Ciudad Bolivar bis hierher, völlig den Charakter der Llanos, ſie iſt hügelig, hauptſächlich mit Curatella- und Rhopala Arten beſetzt und hin und wieder mit ſchönen Wäldchen geziert.

Ein kleiner Fluß, der San Rafael, entſpringt ohnweit des

Ortes und mündet nach kurzem Laufe in den Orinoco. Seine Quelle liegt auf einer Anhöhe, recht romantisch inmitten hoher Barrancas, die über und über mit üppigen Farn[757]) und Lycopodien[758]) bedeckt sind. Hier wurde vor Zeiten Gold gefunden, jetzt scheint es jedoch mit dem Goldreichthum des Flüßchens vorbei zu sein, denn sonst hätte ich, bei den vielen Excursionen, die ich tagtäglich dessen Ufer entlang machte, sicher eine Spur davon gefunden.

Ich fing hier eine wunderschön gezeichnete, kleine Kröte[759]), deren blauschwarze Grundfarbe des Kopfes, Rückens und der Füße von einer Menge unregelmäßiger orangegelber Flecken unterbrochen wurde, von der ich, einige Jahre später, mehre Exemplare in der Nähe des Roraimagebirges in Britisch Guyana, an den Ufern eines halbausgetrockneten Gebirgsbaches, unter Felsgeröll wiederfand.

Der Fluß windet sich eine Zeit lang durch hügeliges Terrain und mündet dann in eine große Lagune, im Westen der Stadt, die einen Abfluß in den Orinoco hat. Die Ufer derselben sind voller Schilf und ihre Wasserfläche ist mit den purpurnen großen, ausgezackten Blättern zahlreicher Nymphäen[760]) bedeckt, zwischen denen tausende der schönen schneeweißen Blüthen prangen. Eine Menge entblätterter, halb abgestorbener Baumstämme standen längs des Ufers und Wäldchen einer kleinfrüchtigen Lecythis-Art und weißblüthiger Eugenien, verbunden durch die langen Ranken des stachligen Desmoncus, zogen sich weit hinein in den schönen See. Unweit desselben, auf einer Anhöhe, befanden sich die Wohnungen einiger Mulattenfamilien, welche hier Landbau betrieben, von denen ich ein Boot miethete, um täglich, in Begleitung des deutschen Matrosen, den See zu befahren und der Jagd wie der Botanik nachzugehen. Der See war der Aufenthalt einer Menge Wasservögel, Möven, rosenrother Löffelreiher, Kahnschnäbel, großer grauer Reiher, Riesenstörche

und Orinocogänse[761]) die hier am frühen Morgen und gegen Abend in großen Schaaren sich vorfanden. Von Säugethieren belebte eine lustige Gesellschaft der Perros de agua[762]), die durch ihre seltsamen Capriolen unwillkürlich zum Lachen reizte, aber viel zu vorsichtig war, um sich zum Ziele meiner Flinte herzugeben, den See. Ich habe selten ein regeres Thierleben gesehen, als auf diesem kleinen See und jeder Ausflug dahin zeigte mir täglich etwas Neues.

Zur Zeit meiner Anwesenheit sah es in Puerto de tablas sehr kriegerisch aus, denn es lag eine Tropa von einigen hundert Mann Soldaten aus Upata, die mit einer Cigarrensorte denselben Namen „la Flor de Upata“[763]) führte, unter dem Commandanten, Colonel Contasti, hier, um die revolutionaire Partei, die theilweise im Besitz des linken Orinocoufers war, von einem Uebergange über den Strom und der Besetzung von Puerto de tablas abzuhalten. Die Soldaten der Tropa, die theils in einigen Häusern an der Plaza, theils im Freien campirten, waren wenig disciplinirt und wohl nur die Hälfte derselben trug eine Uniform, darin jedoch waren alle gleich, daß sie barfuß gingen. Die Offiziere prangten in einer Phantasieuniform, die nach dem Stande der Finanzen eines Jeden bald mehr bald minder kostbar war. Bei alledem sind die venezuelanischen Soldaten, wenn es den Guerillakrieg gilt, weniger jedoch im offenen Felde, sehr tüchtige Krieger und in Ertragung von außergewöhnlichen Strapatzen bewundernswerth.

Von hier unternahm ich mit Freund Z., der es sich angelegen sein ließ, eine tüchtige Anzahl photographischer Ansichten der Orinocogegenden zu machen, einen Ausflug nach den Saltos[764]) des Rio Caroni. Es war Mittags 1 Uhr als wir von Puerto de tablas abfuhren und in anderthalb Stunden an die 2000 Fuß breite Mündung des Caroni gelangten, wo sich uns ein seltener Anblick zeigte. Das schwarzbraune Wasser des Caroni strömt

nämlich mit ſolcher Gewalt in den Orinoco, daß es zu einem rieſigen Bande zuſammengedrängt, noch eine Legua weit in dem hellgelben Waſſer des Letzteren zu ſehen iſt, bevor es ſich mit ihm vermiſcht. Die Ufer an der Mündung des Caroni ſind mit üppigem Graswuchſe bedeckt, aus dem ſich hier und da die dicken ſtachligen Stämme der Alcoyurepalme mit ihrer üppigen, graugrünen Wedelkrone erheben. Große Sandbänke und natürliche Steindämme ziehen dicht am Ufer, ſich weithin und weiter hinein in dem Fluß wimmelt es von kleinen Inſeln und gewaltigen Felsblöcken, welche die ſchnelle Fahrt ungemein erſchweren. Es war um 4 Uhr, als wir in einer Bucht am linken Ufer des Caroni landeten und von einem verlaſſenen Rancho Beſitz nahmen, das auf einer Anhöhe in der Nähe eines Wäldchens ſtand.

Schon an der Mündung des Caroni hört man das betäubende Getöſe der Saltos, das jedoch am Landungsplatze dermaßen ſtark war, daß wir uns nur ſchreiend unterhalten konnten. Kaum hatten wir unſere Sachen in's Rancho gebracht, als wir wieder in's Boot ſtiegen und nach dem nahen erſten Salto „Revaloſo" fuhren. Er iſt wohl an 300 Fuß breit und ſtürzt in einer Höhe von 70 Fuß in drei Abſätzen herab, an ſeinem Fuße in feine weiße Dunſtwolken zerſtiebend. Der Anblick dieſes Saltos macht einen überwältigenden Eindruck durch die ungeheure Waſſermaſſe, die gleich einem rieſigen Schleier die grauſchwarzen Felswände herabfällt, um ſodann, Nebelwolken gleich, vom Luftzuge weit hinweggeführt zu werden. Das felſige Ufer in ſeiner Nähe, auf dem wir ſtanden, erzitterte von dem ungeheuren Waſſerſturze und der Donner, der dieſen begleitete, ließ uns an keine Unterredung denken, ſo daß wir nur durch Geſten uns verſtändigen konnten.

Wie winzig erſchien mir der Rheinfall bei Schaffhauſen gegen dieſen und die anderen Saltos des Caroni! Wenn auch der

erstere eine größere Breite hat, so herrscht doch in der Scenerie der Saltos des Caroni ein so wilder, vereinsamter Charakter vor, daß selbst der für Naturschönheiten gleichgiltigste Mensch, wie unser deutscher Matrose, unwillkürlich tief davon ergriffen wird und beim Scheiden einen unauslöschlichen Eindruck mit sich hinwegnimmt. Kein Mensch, keine Hütte ist in dieser einsamen Gegend weit und breit zu erblicken, keine Spur von Anbau, nur die schöne wilde Natur, die seit Menschengedenken hier steht und immer und immer wieder auf's Neue sich ergänzt!

Von hier fuhren wir zum zweiten Falle „Bagre flaco", der wenn auch von gleicher Höhe als der Revaloso, doch nur an 200 Fuß Breite hat und an Großartigkeit dem letzteren bei weitem nachsteht. Der dritte Fall „Purguey" übertrifft den ersten an Großartigkeit, denn er stürzt in einem einzigen Absatze von der Höhe der Felsmauer herab.

Die anderen Saltos zu besuchen, erlaubte uns heute die Zeit nicht und es dunkelte bereits, als wir nach dem Rancho zurückkehrten. Die Erinnerung an die am Nachmittage bewunderte großartige Naturscenerie, das in der Stille der Nacht vermehrte betäubende Getöse der Saltos und das katzenähnliche Geschrei eines Jaguars, der um das Rancho schlich, ließen mich wenig Ruhe finden und es war noch vor dem Grauen des Morgens, als ich aus dem Chinchorro sprang und einen Spaziergang in die nächste Umgebung machte. Ich sammelte einige Orchideen[765]), die in Unmasse an den Baumstämmen wurzelten, einige nette Crinum-Arten[766]) und eine Menge schöner Savanepflanzen für's Herbarium. Sofort nach eingenommenem Caffee bestiegen wir das Boot und begaben uns wiederum zu den bereits gestern besuchten Saltos, von denen mein Freund Z. eine wohlgelungene Photographie nahm, während ich in der Nähe botanisirte.

Um ein gutes Bild des imposanten Saltos Purguey zu

haben, begaben wir uns nach dem rechten Ufer des Fluſſes, von wo aus ſich eine herrliche Anſicht deſſelben darbot. In unſerer Nähe ſtürzte eine kleine Cascade herab, auf deren vom Waſſer bedeckten Felsblöcken ich eine ſehr ſchöne Lacis[767]) mit mehren Fuß langen, durchſcheinenden, dem krauſen Kohl ähnlichen Blättern und einer langen, auf breitgedrückten Stengeln ſtehenden Riſpe prachtvoll roſafarbener Blüthen fand, die ich mehre Jahre ſpäter ebenfalls in den Waſſerfällen des Eſſequibo und Takutu in großer Menge antraf. Ein heftig anhaltender Regenſchauer am ſpäten Nachmittage machte unſeren Arbeiten ein Ende und völlig durchnäßt erreichten wir das Rancho, in welchem wir bei einem großen Feuer unſere Kleider trockneten, da wir in Hoffnung auf ſtetes gutes Wetter uns nicht mit Kleidern zum Wechſeln verſehen hatten. Die Nacht verging ähnlich wie die geſtrige, der Jaguar ſchien es auf uns abgeſehen zu haben, denn ſein nahes Geſchrei übertönte das Toben der Saltos, ſo daß wir, um nur Ruhe vor ihm zu haben, einige Schüſſe in das Dunkel der Nacht hinein abfeuerten, worauf ſeine Stimme nicht mehr gehört wurde. Ebenſowenig ließen uns die Mosquitos ſchlafen, die in dieſer Nacht, in der nicht die geringſte Briſe wehte, im höchſten Grade frech waren.

In aller Frühe des anderen Morgens befanden wir uns bereits wieder im Boote und fuhren den höher im Fluſſe hinauf gelegenen Saltos zu.

Mit größter Mühe und Anſtrengung ruderten wir das Boot durch die heftigen Wirbel und Strudel, welche der bedeutende Salto „Curapacai" im Fluſſe verurſachte, fuhren an dem kleineren Salto „Lure" vorüber und bogen dann in einen Nebenarm des Fluſſes ein, der von dem größten und impoſanteſten der Saltos des Caroni, dem „Macagua", gebildet wird. Hier legten wir, da die durch den Salto verurſachte, raſende Strömung es uns nicht erlaubte, weiter vorwärts zu dringen, an dem hohen,

von zerklüfteten glatten Felsen gebildeten Ufer an, erstiegen dasselbe nicht ohne Schwierigkeit und wanderten eine Stunde auf den riesigen Felsblöcken fort, bis wir in die Nähe des Salto kamen.

Er stürzt, in einer Wassermasse von 300 Fuß Breite, eine Felsmauer von 80 Fuß unter donnerähnlichem Getöse herab; hohe Nebelwolken, die von seinem Fuße aufsteigen, hüllen ihn in ihren durchsichtigen Schleier und wohl eine halbe Meile weit ist in dem mit großen Felsblöcken angefüllten Flußbette nichts weiter zu sehen, als dicker, weißgelber Schaum, der brausend und zischend an dem hohen felsigen Ufer emporspritzt.

Colossale Bäume stehen an dem felsigen Ufer dieses Nebenarmes des Flusses, da, wo in den Vertiefungen der Felsen einiger Humus sich gesammelt hat. Die hohe Felsmauer, von welcher der Salto herabstürzt, birgt, außer einigen Palmen, die durch die Gewalt des Windes niedergedrückt, in schräger Richtung über dem Abgrunde hängen, keine Vegetation.

Außer den vielen Arten des Copey[768]), des Castaño[769]), der Vismia[770]) und anderen Bäumen der Uferwaldung fand ich hier auch den Cereipe[771]), dessen mit aromatischem Balsam gefüllte Samen die Pulperos in den Rum werfen, um ihm einen pikanten Geschmack zu geben. Eine Menge Orchideen[772]) prangten an den Stämmen und der stachlige Desmoncus, sowie kletternder Bambus, schlangen sich von Baum zu Baum und machten den Wald nahezu undurchdringlich.

Pfeilschnell schoß nach gethaner Arbeit das Boot in der rasenden Strömung dahin, zurück nach dem Salto Curapacai, auf dessem gegenüberliegenden rechten Ufer wir landeten.

Hier lag auf einem Hügel die Ruine des von den catalonischen Capuzinern gegen das Ende des 18. Jahrhunderts erbauten Castillo[773]) „San Joaquin". Ueppiges hohes Gras, Agaven und Fourcroyen mit riesigen Blüthenstengeln, silberblättrige Ce-

cropien, kleinfrüchtige Guayabos[774]), lindenblättrige Majagua[775]), überwucherten den Ort, wo einſt die ſpaniſchen Mönche ein Leben der Entſagung führten, um Religion und Cultur unter den wilden Stämmen zu verbreiten, die früher in dieſer Gegend hauſten. Beide Theile ſind längſt verſchwunden, die erſteren ſind in ihre Heimat, die letzteren tief in die Wildniß zurückgekehrt, ohne weder die ihnen aufgedrungene, fremde Religion, noch die ihnen verhaßte Civiliſation mit dahin zu nehmen.

Um irgend eine Spur von dem alten Caſtillo zu ſehen, ſteckten wir das bereits dürre Gras des Hügels in Brand und bald loderte eine gewaltige Feuer- und Rauchſäule hoch empor und bezeugte das Daſein von Menſchen an den einſamen ſtillen Ufern des Caroni.

Als das Feuer vorüber und die Vegetation zum größten Theile niedergebrannt war, zeigten ſich die Reſte der vier dicken Mauern des Caſtillo, das, nach dieſen zu ſchließen, ungemein klein geweſen ſein mußte und dies war Alles, was von San Joaquin noch übrig war! Da es bereits Mittag war und wir Hunger verſpürten, kochten wir uns auf der alten Ruine der Capuziner einen Caffee, wozu wir geröſtetes carne seca und Caſſave aßen und fuhren dann nach unſerem Rancho zurück. Um 1 Uhr ſaßen wir wieder im Boot und verließen den Caroni, um nach Puerto de tablas zurückzukehren. Zu den Orinoco gelangt, erhob ſich ein ſo heftiger Wind, daß der Strom hohe Wellen warf und unſer Boot in die größte Gefahr brachte. Wir hielten uns ſo dicht wie möglich am Lande, um im Fall eines Unglücks wenigſtens das Leben zu retten und ruderten aus Leibeskräften gegen die hohen, über das Boot ſchlagenden Wellen an. Glücklich kamen wir, auf's Höchſte vom angeſtrengten Rudern erſchöpft, um 5 Uhr in Puerto de tablas an, wo ſofort von Seiten der daſigen Freunde für die nöthige Stärkung geſorgt wurde.

Die Saltos des Caroni hatten einen großartigen unvergeß-

Digitized by Google

lichen Eindruck auf mich gemacht und noch tagelang tönte mir das donnerähnliche Toben derſelben in den Ohren.

A. v. Humboldt macht im vierten Theil ſeiner Reiſen die Bemerkung, daß der große Salto des Caroni, der Macagua (nicht „Aguacagua", wie er ſchreibt), nur 15 bis 20 Fuß hoch ſein ſoll, was jedoch unrichtig iſt. Der berühmte Reiſende hat die Saltos des Caroni nicht beſucht und ſeine Bemerkung nur nach den Angaben Anderer mitgetheilt. Ich habe mit Freund Z den Salto Macagua, wie den Revaloſo, gemeſſen und gefunden, daß erſterer eine Höhe von 80 Fuß, letzterer von 70 Fuß, herabſtürzt. —

Ich ahnte damals noch nicht, daß ich einige Jahre ſpäter auch die Quellen des Caroni, auf dem an der Grenze zwiſchen Britiſch-Guyana und Venezuela gelegenen Roraimagebirge, durch eigene Anſchauung genauer kennen lernen ſollte.

Einige Tage ſpäter unternahm ich mit meinem Freunde Z. und dem Clerk des Herrn Behrends, ebenfalls einem Deutſchen, einen Ausflug nach den Ruinen der von den cataloniſchen Capuzinern erbauten, am rechten Ufer des Caroni gelegenen, Miſſion Caroni. Wir ritten Morgens um ½4 Uhr von Puerto de tablas auf Eſeln ab, da Pferde oder Mulas, aus bereits angeführten Gründen, im Orte nicht zu bekommen waren. Der Eſel, den ich ritt, zeichnete ſich durch ſeine entſetzliche Faulheit aus und war trotz aller ihm applicirten Schläge nicht vorwärts zu bringen, ſo daß meine Begleiter bald weit voraus waren und ich die Ausſicht hatte, ſie und ſomit auch den Weg, aus den Augen zu verlieren. Meine Geduld war völlig erſchöpft und ich ſprang vom Thiere herab, brachte ihm noch einige Kernhiebe auf ſeine hintere Partie bei, die ihn einen gewaltigen Satz in die Höhe machen und dann im Carriere davon rennen ließen und lief zu Fuß hinter meinen Begleitern her, die ich in dieſer Weiſe bald einholte. Mein Eſel trabte jetzt, ohne Reiter, allen übrigen voran,

ich mochte ihn jedoch nicht mehr beſteigen, da ich wohl wußte, daß ich dann wieder auf ihm weit hinter den Anderen zurückbleiben würde und überließ ihm gern das Vergnügen, auf eigene Fauſt ſeine Tour nach der Miſſion zu machen.

Der Weg führte durch hügeliges, völlig dem Charakter der Llanos ähnliches Terrain, das außer einem kleinen, in der Entfernung liegenden Hato, Algarrobo, gänzlich unbewohnt war. Es war $^1/_2$9 Uhr als wir bei der Miſſion Caroni, von der nur noch die ſehr große Kirche ſtand, anlangten. Sie lag in einem dichten Walde, deſſen Baum-Arten[776]) anzeigten, daß er erſt neueren Urſprungs war und früher hier befindliche freie Plätze und Gärten bedeckte, von denen noch jetzt einige Fruchtbäume, wie Citrus-Arten, Mamey[777]), Lechoſas[778]) und Brodfruchtbäume[779]) inmitten des Dickichts ſtanden.

Die Kirche iſt ein ſehr langes, hohes Gebäude mit ungemein ſtarken Steinmauern und von Außen noch ſehr wohl erhalten, bis auf das Dach, das an zwei Stellen eingeſtürzt iſt. Eben auch im beſten Zuſtande befindet ſich der hohe, der nördlichen Seite der Kirche angebaute Glockenthurm, von deſſen Höhe herab man eine herrliche Ausſicht über die ganze Gegend bis in die weiteſte Ferne genießt. Das Innere der Kirche, wie des Glockenthurmes, iſt freilich ſehr verwüſtet Große Schutthaufen vom herabgeſtürzten Dache, wie einem Theile der inneren Seitenmauern, liegen in ihrer Mitte; die Rahmen der Fenſter, die Verzierungen der großen Altäre ſind theils zerbrochen, theils geſtohlen und die Mauern, wie der Grund der Kirche, an vielen Stellen tief durchwühlt von Goldſuchern, da die Sage geht, daß die früher hier wohnenden Mönche ihre Schätze beim Abzuge nach Spanien in der Kirche zurückgelaſſen und vergraben hätten. Außer den Frescomalereien der Wände, die jetzt noch in ihren Farben wohl erhalten ſind, verunzieren eine Menge Namen von Beſuchern, theilweiſe mit indecenten Bemerkungen verſehen, das

Innere der Kirche, das allerdings nur den Gräuel der Verwüſtung aufweiſt. Ebenſo verfallen im Inneren iſt der Glockenthurm, deſſen hölzerne Treppen dermaßen morſch und von Würmern zerfreſſen ſind, daß man ſie nur mit der größten Vorſicht beſteigen kann und trotzdem bei jedem Schritt riskirt, mit ihnen in die Tiefe hinabzubrechen. Die früher hier befindliche Glocke iſt natürlich längſt ſchon mit allen anderen Artikeln, die irgend noch brauchbar waren, verſchwunden.

Ein zahlloſes Heer von Fledermäuſen bewohnte jetzt die Kirche und war die Zeit unſeres Aufenthaltes darin nicht zur Ruhe zu bringen; die Thiere flogen uns in's Geſicht und an den Hut und ihr Hin- und Herflattern machte ein ſeltſames, unheimliches Geräuſch in dem öden, verlaſſenen Raume; ich machte hier eine ganz intereſſante Sammlung verſchiedener Arten derſelben.

Nachdem wir uns gehörig in den Ruinen umgeſehen, gingen wir daran, mit den mitgebrachten Aexten und Machetes, die die Front der Kirche verdeckenden Bäume umzuhauen, damit Freund Z. ein gutes Photograph derſelben machen konnte und als dies geſchehen und Z. ſeinen Apparat in Ordnung gebracht hatte, ſetzten wir uns auf unſere Eſel, ſtellten uns in waghalſiger Attitude, die an den Circus Renz erinnerte, vor der Kirche auf und wurden in dieſer Weiſe der photographiſchen Anſicht der alten Miſſionskirche von Caroni mit einverleibt.

Nach ſolcher That überfiel uns alle ein gewaltiger Hunger, den wir auf dem Schutthaufen in der Kirche durch einige gebratene Hühner und dem in dieſer unwirthlichen Gegend ſeltenen Weißbrode ſtillten, worauf wir auf das Wohl der früher hier hauſenden, zum Theil vielleicht noch lebenden Mönche eine Flaſche Champagner tranken, die leere Flaſche, enthaltend unſere auf Papier geſchriebenen Namen, an einen an der Wand befindlichen Nagel hingen und nach dieſem Liebeswerke die Kirche verließen.

So gern Z. die innere Anſicht der Kirche aufgenommen

hätte, war dies bei der trüben Beleuchtung des Inneren, die durch das den Tag über herrſchende Regenwetter verurſacht wurde, nicht möglich.

Obgleich wir überall in der Umgegend darnach ſuchten, war nicht die geringſte Spur anderer, früher hier befindlicher Wohnungen, mehr aufzufinden, ſie waren jedenfalls weniger ſolid gebaut geweſen als die mit wahren Rieſenmauern verſehene Kirche und die Zeit, die in den Tropen ſo ſchnell jedes Andenken an den Menſchen durch die, ihr in höherem und reichlicherem Maße zu Gebote ſtehenden Mittel, die Elemente und die üppige Vegetationskraft zu zerſtören ſucht, hatte auch hier ihr Werk auf's Beſte vollendet. Die Ruinen der Miſſion Caroni liegen übrigens weit ab vom Fluſſe, obgleich man das gewaltige Brauſen ſeiner Saltos auf's Deutlichſte vernehmen kann.

Es war ½6 Uhr Abends als wir uns auf den Nachhauſeweg begaben und um ſchneller vorwärts zu kommen, da um 6 Uhr bereits die Dunkelheit eintrat, ein Wettrennen auf den Eſeln anſtellten. So war es denn ganz natürlich, daß ich ſehr bald meine Begleiter aus dem Geſichte verlor und mit meinem ganz entſetzlich trägen Thiere weit zurückblieb. Schläge fruchteten nichts mehr bei dieſem Eſel und ſo ſtieg ich denn, als ich in die Nähe des vorerwähnten Hato gekommen war, von dem Thiere ab und ging zu Fuß hinter ihm her, ihn am Schwanze faſſend und ihn ſo, in der nunmehr herrſchenden Dunkelheit, in der ich nicht das Geringſte vom Wege erblicken konnte, als Führer nach Puerto de tablas benutzend. Im höchſten Grade ermüdet von der Fußtour im tiefen Sande, langte ich mit meinem lebendigen Wegweiſer um ½10 Uhr in Puerto de tablas an, mit tiefem, inneren Grimm über meine Begleiter, die mich beim Wettrennen zurückgelaſſen und bereits eine Stunde früher hier angekommen waren. Sie wußten mich jedoch durch eine gute Collation und einige Gläſer

beſten Eierpunſches zu beſänftigen und wir blieben noch bis in die ſpäte Nacht vergnügt zuſammen.

Noch einige Tage hielten wir uns in Puerto de tablas auf, dann ſetzten wir unſere Reiſe, den Orinoco abwärts, fort. Am Nachmittage landeten wir an einer Playa des linken Ufers, bereiteten unſer Frühſtück und legten uns nach dem Eſſen in die Chinchorros, um etwas auszuruhen und dann die Reiſe weiter fortzuſetzen. Vom angeſtrengten Rudern erſchöpft, ſchliefen wir mehre Stunden und fanden beim Erwachen zu unſerer Beſtürzung, daß das Boot auf dem bloßen Sande feſtſaß und der Strom, bei der unterdeß eingetretenen Ebbe, ſich weit nach ſeiner Mitte zurückgezogen hatte. An ein Loskommen des Bootes von der großen Sandbank war nicht zu denken, trotzdem wir alle möglichen Verſuche deshalb anſtellten und ſo blieb uns nichts übrig, als bis zum anderen Morgen hier zu verweilen; eine ſehr unerfreuliche Ausſicht, da die öde Savanengegend auch nicht das mindeſte Intereſſante darbot und überdies, bei Einbruch der Nacht, von Mosquitos wimmelte.

Erſt des andern Morgens mit der Fluth wurden wir wieder flott und ruderten auf's Tüchtigſte bis gegen Mittag, wo wir am rechten Ufer landeten, um uns durch eine Mahlzeit zu ſtärken. Diesmal waren wir vorſichtiger und überließen uns nicht der Ruhe, ſondern fuhren nach dem Eſſen ſogleich weiter. Die am ſpäten Nachmittage wiederkehrende Fluth ſetzte unſerem ſchnellen Vorwärtskommen große Hinderniſſe entgegen und es war in ſpäter Nacht, als wir bei Guayana vieja landeten. In den wenigen Häuſern, aus denen dieſer Ort beſteht, lag bereits Alles in tiefem Schlaf und da wir hier durchaus nicht bekannt waren, zogen wir es vor, im Boote zu ſchlafen, da am Strande nicht der geringſte Baum ſich befand, an den wir unſere Chinchorros knüpfen konnten. Die Nacht wurde ſo in der unbequemſten Weiſe hingebracht und ich war froh, als der Tag zu

grauen begann und einen Spaziergang am Ufer erlaubte, um den fröſtelnden, von der unbequemen Lage ganz fatiguirten Körper zu erwärmen, und in ſeine gewohnte Form zu ſtrecken. Unweit des Strandes lag ein von Lehmwänden erbautes, mit Palmdach verſehenes, Haus, in das wir uns einige Zeit ſpäter begaben und den Beſitzer, einen Mulatten, der ſich uns als der Alcalde des Ortes präſentirte, um ein Logis in ſeinem Hauſe erſuchten, was er uns mit der größten Bereitwilligkeit geſtattete. Er räumte uns ein kleines Zimmer ein, das wir ſofort bezogen und beeiferte ſich mit der größten Gaſtfreundſchaft, uns Alles, was ihm zu Gebote ſtand, anzubieten.

Guayana vieja, im Jahre 1591 von Antonio de Berrio gegründet, die damalige Hauptſtadt der Provinz Guayana, liegt etwa zwölf Meilen öſtlich von der Mündung des Caroni und iſt jetzt ein ganz unbedeutender, nur aus wenigen Häuſern beſtehender Ort.

Von der alten Stadt, die früher bereits theilweiſe und zuletzt in dem Unabhangigkeitskriege gegen die Spanier, faſt ganz zerſtört wurde, finden ſich nur noch einzelne Mauerreſte.

Die Lage des Ortes iſt dadurch ſehr ungeſund, daß bei der Anſchwellung des Orinoco das Waſſer die Ufer überſchwemmt und die Häuſer rings umgiebt.

Noch jetzt befanden ſich von der letzten Ueberſchwemmung mehre große Teiche ſtehenden Waſſers in der Nähe des Ortes, die wahrlich nicht zur Salubrität der Gegend beitrugen.

Aus den früheren Zeiten erheben ſich in unmittelbarer Nähe der Stadt, auf zwei hohen bewaldeten Hügeln, zwei noch wohlerhaltene Caſtillos, von denen das ſüdlich gelegene San Diego, das öſtlich gelegene San Francisco, noch jetzt in Revolutionszeiten benutzt wird. Beide ſind von den Spaniern in ungemeiner Stärke erbaut, eine rieſige hohe Mauer, die man vermittelſt halbzerbrochener Leitern erſteigt und auf der ſich das im Quadrat

gebaute, mit einem großen bombenfeſten Raume verſehene Caſtell erhebt, umgiebt beide und nur die ungemein ſtarke Bauart hat ſie vor dem Verfall geſchützt, da für ihre Erhaltung von Seiten der venezuelaniſchen Regierung nicht das Mindeſte gethan wird. Das mühſame Erklettern beider Caſtelle wird durch eine prachtvolle Ausſicht belohnt, die man von ihnen herab über die nicht unintereſſante, mit vielen einzelſtehenden, ſonderbar geformten Bergen, unter denen ſich el Carpintero, el Cerro de hache, der am linken Ufer gegenüberliegende Zorrondo, die weiter abwärts am Orinoco befindlichen el Cerro de tigrito, el Veilen, ganz beſonders auszeichnen. Auf dem Zorrondo, deſſen Fuß aus einer, wie künſtlich aufgehäuften, hohen Mauer loſer Baſaltſteine beſteht, hatten die Spanier ebenfalls ein Caſtell erbaut, mit welchem im Verein mit denen von San Francisco und San Diego, ſie früher die Schifffahrt auf dem Orinoco beherrſchten; jetzt iſt jedoch vom Caſtell des Zorrondo nicht eine Spur mehr zu ſehen.

Noch iſt in der Umgegend von Guayana vieja und dem gegenüberliegenden Ufer, der Charakter der Llanos vorherrſchend, miſcht ſich jedoch bereits hin und wieder mit größeren Urwaldſtrecken.

Der Orinoco hat hier nur eine Breite von 3900 Fuß und iſt mit einer Menge felſiger Eilande, wie großer, abgerundeter Felsblöcke, angefüllt.

Während unſerer Anweſenheit landeten zwei große, mit Soldaten überfüllte Cañoneras[780], die von der Inſel Margarita kamen und nach Ciudad Bolivar fuhren. Die Ankunft dieſer Bande brachte Beſtürzung unter die Bewohner des Ortes, welche die wenigen Lebensmittel, die ſie beſaßen, auf die ungeſtümen Forderungen der Tropa[781] hergeben mußten, ohne irgend das geringſte Aequivalent dafür zu erhalten. Das venezuelaniſche Militär benimmt ſich auf dem Marſche meiſt dermaßen roh, daß man froh iſt, von ſeiner Gegenwart verſchont zu bleiben; über-

dies ist bei ihnen von Subordination kaum die Rede und die Officiere vermögen dieses bunt zusammengewürfelte, alle erdenklichen Hautfarben repräsentirende Volk, kaum im Zaume zu halten.

Um dessen Spöttereien und Insulten, die besonders gegen Weiße gerichtet sind, zu entgehen, begaben wir uns, bei der Ankunft der Cañoneras, aus unserem Logis nach einem in der Nähe gelegenen Wäldchen und kehrten nicht eher zurück, bis sie abgefahren waren. —

Ich lernte hier die, der Sapota Achras an Form und Wohlgeschmack ähnliche, Frucht eines Urwaldbaumes, Purgua[782]) kennen, die von den Bewohnern des Ortes in Unmasse in den nahen Wäldern gesammelt wird und zur Zeit ihrer Reife eine Hauptnahrung derselben ausmacht. Die größte Aermlichkeit herrscht in Guayana vieja und ich konnte hier auch nicht das mindeste Zeichen des geringsten Wohlstandes erblicken; die Einwohner leben vom Fischfang und etwas Landbau und kaum war es mir möglich, ein wenig carne seca im Orte aufzutreiben.

Um einige Hilfe beim Rudern zu haben, engagirten wir bis nach dem Orte Zacupana einen hier wohnenden Farbigen, Juan, empfahlen uns nach zwei Tagen Aufenthaltes von unserem Wirthe, dem wir ein gutes Geschenk an Geld zurückließen und traten unsere Weiterreise nach Barrancas an. Wir passirten die größere Insel Cabrian und landeten gegen Mittag an einer Playa des linken Ufers, wo uns das nämliche Malheur widerfuhr, als am Tage unserer Abfahrt von Puerto de tablas. Kaum hatten wir gefrühstückt, als wir, um ein Stündchen Mittagsruhe zu halten, uns in die Cinchorros legten und beim Erwachen, bei eingetretener Ebbe, das Boot auf der puren Sandbank fanden, von der es nicht loskommen konnte. Wir waren gezwungen, die Nacht an dem Orte zu bleiben und als wir am Morgen aufstanden, um abzufahren, war wiederum die Ebbe eingetreten und das Boot saß eben so fest, wie am gestrigen Nachmittage.

Um nicht gezwungen mehre Stunden hier verweilen zu müſſen, blieb uns nichts übrig, als alle unſere Kräfte aufzubieten, das Boot nach dem Fahrwaſſer zu ſchieben. So verging eine Stunde unter den größten Anſtrengungen, nach der wir endlich, halb im Sande, halb im Waſſer watend, das Boot über die lange Playa geſchoben und es frei gemacht hatten, worauf wir ohne Zögern hineinſprangen und mit aller Macht ſtromabwärts ruderten. Es war am ſpäten Nachmittage, als wir in dem an hohem Lettenufer gelegenen Orte „San Rafael de Barrancas" anlangten.

Hier ſah es ein wenig kriegeriſch aus, denn nahe bei dem Orte lagen ein venezuelaniſcher Kriegsſchooner und fünf Cañoneras, die mit den bei ſich führenden Geſchützen die zwei Hauptſtraßen, aus denen Barrancas beſteht, beſtrichen. Beim Vorüberfahren an der Goleta, auf welcher der Commandant ſich befand, wurden wir angerufen, an Bord zu kommen, um uns zu legitimiren, welchem Befehle wir ſofort nachkamen. Der Commandant erwies ſich als ein guter Bekannter aus Ciudad Bolivar und anſtatt der ſtrengen, für unſere Legitimation nöthigen Kreuz- und Querfragen, wurden wir von ihm zu einem feinen Mittageſſen geladen, bei welchem Wein und Brandy nicht geſpart wurden. Es war Abend, als wir nach dem Landungsplatz von Barrancas fuhren, wo wir in einem der zunächſt gelegenen Häuſer ein Quartier erhielten.

Barrancas, am linken Ufer des Orinoco gelegen, beſteht aus zwei langen, mit netten Häuſern beſetzten Straßen, die in eine große Plaza, an welcher die Kirche ſteht, ausmünden, hinter welcher ſich, nach der Savane zu, ein Gemiſch von niedrigen Hütten zieht, die von der niederſten Klaſſe der Einwohner bewohnt werden.

Der Ort war in dieſer Zeit von den meiſten ſeiner Bewohner verlaſſen und der größte Theil der Häuſer ſtand leer, nur noch Ausländer, wie Engländer von Trinidad und Franzoſen von

den Antillen, wohnten noch hier, alle Venezuelaner waren nach dem nahen, abwärts am Orinoco liegenden Orte Yaya, besonders aber nach dem, am rechten Ufer, Barrancas fast gegenüberliegenden Pueblo „Piacoa" geflohen. Eine Abtheilung der Facciosos[783]) unter Coronel Lira stand nämlich in der nächsten Nähe von Barrancas und drohte jeden Augenblick, des Ortes sich zu bemächtigen, was längst geschehen wäre, wenn nicht die fatalen Kriegs-Fahrzeuge der Regierung dicht dabei gelegen und ihn mit ihren Kanonen beschützt hätten.

Auf den Rath eines hier wohnenden englischen Doctors von Trinidad, eines wissenschaftlich gebildeten Mannes, fertigte ich eine preußische Flagge an, die, gleich den anderen Flaggen der hier wohnenden Ausländer, am Hause aufgehängt wurde, um bei einem etwaigen Ueberfall der Facciosos vor Raub und Gewaltthat gesichert zu sein.

Am Tage nach unserer Ankunft begab ich mich mit einem Selador der Aduana[784]) nach einigen in der Nähe liegenden Lagunen auf die Jagd. Der Weg dahin führte, sobald wir den Ort passirt waren, durch dichtes strauchartiges Gebüsch, aus dem nur mitunter einige höhere Stämme sich erhoben, die nebst dem anderen Gebüsch, nicht den geringsten tropischen Charakter an sich trugen. Nach Verlauf einer Stunde kamen wir aus dem Gebüsch in eine ebene offene Gegend, die, außer wenigem Gras, nicht die geringste Vegetation aufwies und einer großen Sandebene ähnelte, welche jedoch von zwei ziemlich bedeutenden Lagunen unterbrochen war. Außer vielen Bavas[785]), die mit ihren über dem Wasserspiegel hervorragenden, hechtähnlichen Köpfen, die Lagune langsam durchkreuzten, waren ganze Schaaren der verschiedensten Wasservögel hier zu erblicken. Corocoros[786]), Cocos[787]), Patos cucharras[788]), Garzas[789]), Arucos[790]), Kahnschnäbel[791]), Viriri-Enten[792]) und Guiras[793]) standen, jede Art streng von einander abgesondert, am Rande des Wassers oder

fischten in demselben umher und erhoben sich bei unserer Ankunft, trotzdem diese so vorsichtig als nur möglich geschah, gleich einer dichten Wolke bunt durcheinander wirbelnd, so daß einige unter sie gethane Schüsse eine Anzahl derselben herabbrachten. Noch einigemale kam die Masse der Vögel aus der luftigen Region herab und stellte sich an dem Ufer auf, doch mehre fernere erfolgreiche Schüsse ließen dieselbe bald wieder in die Höhe steigen und für heute von dem tumultreichen Schauplatze verschwinden.

Das Resultat der Jagd war ein recht günstiges, denn ich brachte einige Löffelreiher, rothe Ibis, einen Kahnschnabel, Aruco und mehre Kibitze heim.

Als ich am andern Morgen mit Freund Z. die Lagunen nochmals besuchen wollte und wir in die Nähe der Plaza kamen, wurden wir durch ein gewaltiges Pferdegetrappel in unserer Nähe aufgescheucht und nicht eine Minute dauerte es, als eine große Reiterschaar aus dem Gebüsche auf die Plaza gesprengt kam. Es waren Lanceros[794]) der Facciosos, die unter Anführung des Coronel Lira des Ortes sich bemächtigen wollten. Für uns, die wir uns in der großen Straße befanden, war die Sache sehr fatal, da wir jeden Augenblick einige von den Schiffen durch die Straße gesandte Kanonenkugeln erwarten konnten und es blieb uns weiter nichts übrig, als, so schnell uns die Füße tragen konnten, dicht an den Häusern hin, nach unserer Wohnung zurückzulaufen.

Kaum aber war dies geschehen, als der Kanonendonner von der Goleta und den Cañoneras ertönte und mehre Kugeln durch die Straßen, nach der von den feindlichen Lanceros besetzten Plaza flogen, in Folge deren Letztere es für räthlich hielten, ihren Ueberfall aufzugeben und so schnell als möglich hinwegzureiten, doch nicht ohne dabei sämmtliche Pferde und Rindvieh der Bewohner des Ortes, die sich auf der nahen Savane befanden,

mit ſich zu nehmen. Obgleich die Thiere meiſt Ausländern gehörten, die dieſe vom Befehlshaber der Facciosos reclamirten, wurden ſie doch nie wieder zurückgegeben.

Während der kurzen Zeit der Anweſenheit der Facciosos in Barrancas, hatten ſämmtliche Bewohner natürlich feſt in ihre Häuſer ſich verſchloſſen; ſobald jedoch die einer Räuberbande ähnlichen Lanceros abgeritten waren, öffneten ſich ſchnell die Hausthüren und die ganze Einwohnerſchaft ſtrömte dem Landungsplatze am Ufer zu, wo ein gewaltiges Bramarbaſiren von den Thaten begann, die alle geſchehen ſein würden, wenn die Facciosos bis in die Straße gedrungen wären; es erreichte ſeine größte Höhe, als ein Parlamentair der Facciosos, ein vom Coronel Lira geſandter Lancero, unter der Menge erſchien.

Trotz des weißen Tuches, das er als Parlamentairzeichen trug und womit er nach dem Kriegsſchooner wehte, um an Bord deſſelben, zum Commandanten, gebracht zu werden, wurde er von dem verſammelten Volke auf die unbarmherzigſte Weiſe vom Pferde geriſſen und, da er ohne Waffen ſich befand, mit Trabuco- und Piſtolenſchüſſen bedroht, ſodann gebunden, gewaltſam in ein Boot geſchleppt und nach dem Kriegsſchooner gebracht, wo ihn der Commandant, ein ſehr menſchenfreundlicher Mann, nach Anhörung ſeiner Mittheilung, ſofort freigab und an's Land bringen ließ. Nunmehr beſtieg er ungehindert ſein hier angebundenes Pferd und ritt ohne jede weitere Beläſtigung hinweg.

Noch einige Tage blieben wir in Barrancas, machten öftere Ausflüge nach den Lagunen, von denen jedoch zuletzt die Waſſervögel durch unſer Schießen völlig verſcheucht wurden und fuhren eines Morgens früh 6 Uhr von hier ab nach dem nahen Pueblito Yaya, wo wir um 9 Uhr anlangten.

Der kleine Ort Yaya zeigt bereits ein indianiſches Gepräge; er beſteht aus Lehmhütten mit Palmdächern, die in einer Reihe mit dem Strome parallel laufen; ſeine Lage iſt durch den

ſchönen, mit Palmen gezierten Urwald, der nunmehr den Orinoco bis zu ſeiner Mündung begleitet, äußerſt anmuthig. Eine Menge Flüchtlige aus Barrancas, meiſt weiblichen Geſchlechts, befanden ſich hier, die durch den faſt undurchdringlichen ungeheuren Urwald, der hinter dem Orte tief in das Land hinein ſich erſtreckt, vor jedem Ueberfalle der Facciosos geſichert waren. Es wurde uns ſchwer, bei der Menge hier lebender Menſchen, ein Unterkommen zu finden, bis wir hinter dem Orte, dem Urwalde zu, ein halb verfallenes Rancho antrafen, in welches wir uns einquartierten.

Wenige Leguas unterhalb Yaya beginnt das Delta des Orinoco, indem ſich am linken Ufer der große Caño Manamo, der einige Leguas weiter abwärts in den Caño Macareo ſich theilt, nach Norden zu vom Hauptſtrome abzweigt; letzterer bildet die Fahrſtraße der von Ciudad Bolivar nach Trinidad ſegelnden Schiffe. An der Mündung des Caño Manamo in den Orinoco befindet ſich der Malpaſo von Yaya, eine Stelle des Orinoco, die durch ihre Seichtheit bereits mehren Schiffen den Untergang gebracht hat. Das Fahrwaſſer iſt hier ungemein ſchmal und verändert ſich ſo oft, daß ſchon deshalb allein der Orinoco nur mit Hilfe eines ſichern Lootſen befahren werden muß. Zur Zeit, als ich den Malpaſo das erſtemal paſſirte, ragten noch die Maſtſpitzen einer Bremer Brigg, die ein Jahr zuvor an dieſer Stelle ihren Untergang gefunden, aus dem Waſſerſpiegel hervor. Das linke Ufer dieſer Gegend des Orinoco iſt hoch und bietet einen wilden Anblick, durch die gewaltigen Maſſen der von der ſtarken Strömung herabgeſtürzten Uferſtrecken, mit all' ihren darauf befindlichen, halb im Waſſer liegenden Bäumen, dar. Eine Menge Treibholz hat außerdem an dieſem Chaos von Stämmen ſich aufgeſtaut und der Strom tobt raſend an dieſen Hinderniſſen vorüber, ſo daß das Ganze ein getreues Bild grauſiger Verwüſtung darbietet.

Nachdem Freund Z. eine nette photographische Ansicht von Yaya zu Stande gebracht, reisten wir zeitig am andern Morgen von diesem Orte ab, an Barrancas vorüber, längs des nördlichen Theiles der sehr großen Insel Tortola hin, deren westlichste Spitze wir umfuhren und in den Caño Piacoa, der von der südlichen Seite der Insel Tortola und dem rechten Orinocoufer gebildet wird, einliefen.

Die Insel Tortola ist von Farbigen und Indianern, die dem Stamme der Guaraunos angehören, bewohnt; sie zeichnet sich durch die ungemeine Fruchtbarkeit ihres Bodens aus und große Conucos, in denen hauptsächlich Patillas[795], Bananen und Lechosas[796] gezogen werden, ziehen längs der Ufer sich hin, weit in das Land hinein.

An der Einfahrt in den Caño, auf der Insel Tortola, befand sich eine kleine Niederlassung der Guaraunos, in welcher auch zwei Schwarze wohnten, von denen wir einige Trauben Bananen erhandelten. Die Leute leben hier recht glücklich, denn ohne große Mühe liefert ihnen der Boden in reichlichem Maße ihre vegetabilische Nahrung, während der Strom seinen Fischreichthum darbietet; Kummer und Sorgen, sowie höhere Ansprüche an das Leben kennen sie nicht und sind völlig zufrieden mit dem, was die Natur ihnen in reichlichem Maße ertheilt.

Ein wenig unterhalb der Niederlassung hatten wir im Caño einen kleinen Raudal zu passiren, den wir glücklich durchfuhren und um 5 Uhr an der Playa des Ortes Piacoa landeten.

Ein winziges Flüßchen, der Rio Piacoa, mündet hier in den Caño, in welches wir unser Boot brachten, es am Gesträuch befestigten und dann behufs einer Recognoscirung des Terrains zu Fuße, am Ufer des Flüßchens entlang, weiter gingen.

Der durch Gebüsch führende Weg brachte uns nach einer ziemlich großen Lagune, aus welcher das Flüßchen entspringt, von wo wir auf einer Anhöhe den Ort Piacoa vor uns liegen

ſahen. Eine Menge Waſſervögel belebten den See und bei unſerer Jagdluſt konnten wir uns nicht enthalten, einige Schüſſe nach ihnen zu thun, ohne zu ahnen, welche Angſt wir den Bewohnern von Piacoa dadurch einflößten. Der deutſche Matroſe, nebſt dem in Guayana vieja gemietheten Mulatten, der ſich Don Juan nennen ließ, obgleich er durchaus nicht die Schönheit ſeines Mozart'ſchen Namensvetters beſaß, befanden ſich in unſerer Begleitung und wir waren ſämmtlich mit Flinten bewaffnet, als wir die Anhöhe von Piacoa hinaufſtiegen und die erſten Häuſer des Ortes erreichten.

Keine menſchliche Seele zeigte ſich hier und bei dem Verſuche, in ein Haus zu treten, fanden wir die Thüre deſſelben verſchloſſen; gleicherweiſe bei anderen Häuſern, die wir paſſirten, bis wir endlich an einem Hauſe vorüberkamen, an deſſen einer Ventana eine ſchöne junge Dame ſaß, die, uns einige Zeit mit ihren Blicken muſternd, freudig in die Worte ausbrach: „Gracias a Dios, son Vms., Don Carlos y Don Alberto! Nosotros pensabamos son facciosos que estaban tirando!“[797]) und dabei ſchnell die Hausthüre öffnend, bat ſie uns einzutreten. Es war eine junge Dame aus Barrancas, die mit einer Menge anderer Flüchtlinge aus ebendemſelben Orte, zur Zeit hier wohnte und die wir von unſerem früheren Aufenthalte in Barrancas ſehr gut kannten. Jetzt löſte ſich das Räthſel wegen der verſchloſſenen Hausthüren; durch unſere Schüſſe aufmerkſam gemacht, hatten einige Bewohner Piacoa's uns mit Flinten Bewaffnete gegen den Ort ankommen ſehen und in uns die gefürchteten Facciosos erblickt, hinter denen ſie eine bedeutende Tropa vermutheten; ſogleich hatten ſie Alarm im Orte gemacht, in Folge deſſen die Bewohner in ihren Häuſern ſich verſchloſſen hatten.

Als ſie uns jetzt aber mit der Dame plaudern und in's Haus eintreten ſahen, verſchwand jede Furcht: die Häuſer öffneten ſich, eine große Menſchenmenge umgab uns bald und beſtürmte

uns mit Fragen über die Facciosos und den Zustand von Barrancas, deren Beantwortung von uns nicht ohne Beihilfe einer sehr wilden Phantasie geschah, wodurch wir noch am späten Abend die Löwen des Tages wurden.

Die Menge der, alle Häuser Piacoa's füllenden Flüchtlinge, ließ uns keinen Platz im Orte finden und es blieb uns nichts übrig, als unser Lager unter einigen hohen Bäumen am See aufzuschlagen.

Am andern Morgen brachten wir das Boot das kleine Flüßchen Piacoa aufwärts bis nach der Laguna und banden es in der Nähe unseres Lagers am Ufergesträuch an, dann begaben wir uns nach dem Orte, um frisches Fleisch zu kaufen, das uns, bei dem großen Begehr desselben von Seiten der Flüchtlinge, nur auf vieles Bitten und zu dem theuersten Preise abgelassen wurde.

Piacoa besteht fast einzig und allein aus einem großen viereckigen Platze, an welchem die ziemlich gut gebauten Häuser liegen, die sich nach Nord und Süd in zwei unbedeutende Straßen verlängern; die kleine Kirche liegt in der Mitte des Platzes.

Im Süden des Ortes erstreckt sich eine große ebene Savane viele Leguas weit in das Land hinein, bis zu dem hohen unermeßlich großen Urwalde, der von da an das Innere bedeckt. Am Nachmittage ging ich nach dieser Savane botanisiren und fand außer vielen interessanten Savanenpflanzen eine Bactris-Art, die Cubaro, die ich bis jetzt noch nicht gesehen hatte. Ihr dünner Stamm wird nicht über 15—20 Fuß hoch und trägt einige wenige zierlich gefiederte Wedel und kleine Trauben dunkelblauer, runder Früchte: der Stamm wie die Blattstiele starren von langen spitzen Stacheln, die, da die Palme getrennten Geschlechtes ist, bei den männlichen Exemplaren von schwarzer, bei den weiblichen dagegen von weißer Farbe sind. In der Nähe unseres Lagers fand ich einen andern interessanten Baum, die Couroupita

guianensis Aubl., an deſſen Zweigenden, zugleich mit den in Büſcheln ſtehenden großen, Lecythis-ähnlichen Blüthen, die kopfgroßen runden, mit einer Menge Samen gefüllten Früchte ſitzen. Ueberhaupt bot die Vegetation bei Piacoa die größte Mannigfaltigkeit und eine Menge neuer Erſcheinungen aus der Pflanzenwelt dar.

Als wir gegen Abend uns nach dem Orte begaben, um in einer Pulperia einige nöthige Gegenſtände einzukaufen, lud uns deren Beſitzer, Sr. Ramon Montiel, ein, bei ihm zu wohnen, was wir mit Freuden annahmen und noch an demſelben Abend unſern Umzug zu ihm bewerkſtelligten.

Zeitig des andern Morgens machten wir, in Begleitung eines Führers, einen Ausflug nach dem in der Nähe liegenden Cerro de Piacoa, den uns Sr. Montiel als den Herd eines Vulkans geſchildert hatte. Durch dichtes, hinter dem Ort befindliches Gebüſch, traten wir hinaus in die offene Savane und wanderten einer Gruppe Alcoyurepalmen[798]) zu, die in der grasbewachſenen Ebene ſich erhob und in ihrer dunklen Färbung ſcharf gegen den klaren Horizont ſich abzeichnete. Im Schatten der Palmen liegt der mit Gras und Cardo ſanto[799]), ſowie einigen gelbfrüchtigen Solaneen bewachſene, durch kleine aufgeworfene Hügel bezeichnete, von Rhopala- und Mimoſengebüſch umgebene Campo ſanto[800]) des Ortes; ſonſt erblickt das Auge gegen Süden einzig und allein eine endloſe Steppe hohen Graſes, während gegen Weſten ein nackter, mit ſchwarzem Felsgeröll und braunrothem Conglomerat bedeckter Hügel, der Cerro de Piacoa, ſich erhebt.

Eine gute halbe Stunde hatten wir vom Campo ſanto zu gehen, bevor wir nach dem Cerro gelangten, an deſſen Fuße ein Flüßchen ſich hinſchlängelte, an dem ein kleines von der üppigſten Tropenvegetation gebildetes Wäldchen lag.

Wir paſſirten oberhalb des Wäldchens den Fluß, durch-

ſchritten ein dichtes Guayabal[801]) und erſtiegen den nicht über 600 Fuß hohen, mit wenigem Gras, großen Melocactus[802]) und einer Unmaſſe von Steingeröll bedeckten Hügel. Unweit des Gipfels zeigte mir der Führer eine, einen Fuß im Durchmeſſer haltende Oeffnung, die in das tiefſte Innere des Hügels zu führen ſchien. Ein dünner Rauch und eine faſt erſtickende, mit ſtarkem Schwefelgeruch geſchwängerte Atmoſphäre drang aus derſelben und ein ſeltſames unterirdiſches Getöſe, wie durch mächtiges Feuer verurſacht, war bei der Annäherung des Ohres zur Oeffnung deutlich hörbar.

Unſere Bemühungen, die Oeffnung zu erweitern, um das ſeltſame Phänomen näher zu unterſuchen, waren fruchtlos, da ungeheure Felsblöcke rings um dieſelbe lagen, eben ſo wenig glückten die Verſuche, vermittelſt einer langen Stange in die Tiefe hinabzuſtoßen, um vielleicht dadurch einiges von der im Innern des Hügels kochenden Maſſe an's Tageslicht zu fördern. Die Stange ſtieß weit unten an die im Loche befindlichen Felsſtücke auf und der Verſuch hatte kein anderes Reſultat, als daß er eine darin befindliche Fledermaus mit hellbraunrothem Körper aus ihrem Schlafe erweckte, die, in Geſellſchaft einer Kröte[803]), aus ihrer heißen Wohnung in beſter Geſundheit hervor kam.

Ohne die geringſte Aufklärung über das im Innern des Hügels herrſchende Getöſe erlangt zu haben, begaben wir uns nach längerem Verweilen von hier hinweg, Freund Z. zurück nach Piacoa, um eine Anſicht des Ortes zu nehmen und ich nach dem, am Fuße des Hügels vom Fluſſe durchſtrömten, ſchönen Wäldchen, das eine Menge intereſſanter, von mir bis jetzt noch nicht geſehener Pflanzen zu bergen ſchien. Den Führer, der bereits in aller Frühe eine ſtarke Doſis Rum zu ſich genommen haben mußte und uns bisher durch eine reiche Auswahl Geſpenſtergeſchichten und miraculöſer Erzählungen aus dem Leben einiger

Heiligen gelangweilt hatte, ſandte ich ebenfalls hinweg, um durch ihn nicht in meiner Bewunderung der intereſſanten Pflanzenwelt geſtört zu werden.

Eine wahre tropiſche Vegetationspracht trat mir hier entgegen.

Dichtes Gebüſch hoher feinwedeliger Baumfarn[804]) prangte am Fluſſe, über welches Gruppen der Palma Corozo[805]) und einzelne Stämme der Iriarteen-gleichen Deckeria Corneto ſich erhoben. Eine Menge Rieſenbäume des Tacamajaca[806]), Curucai[807]), Cedro[808]), Algarrobo[809]) und vieler anderer Giganten des Urwaldes bildeten mit ihren in einander verwobenen Gipfeln ein undurchdringliches Laubdach und ihre Stämme waren dicht beſetzt mit ſchönen Aroideen, großwedeligen Schlingfarn und Büſchen von Orchideen. Was mir jedoch den größten Genuß des Anſchauens gewährte, war die in ziemlicher Menge in dem Wäldchen ſtehende, rieſige Cucuritopalme[810]), die ich hier zum erſtenmale erblickte.

Stolz ſteigen aus dem dicken grauen, riſſigen Stamme, in ſtreng ſpiralförmiger Stellung, die 30 bis 35 Fuß langen Rieſenwedel mit ihren großen, rings um den Blattſtiel geſtellten, gegen die Spitzen zu herabhängenden Fiederblättern auf, die in ſolcher Weiſe einen überraſchend ſchönen Anblick darbieten, der durch die majeſtatiſche Haltung der an ihrem Ende herabnickenden Wedel noch imponirender wird. Mit einigen Tauſenden von Früchten beladen, hängt der lange Fruchtkolben, überragt von der großen tiefgewölbten Spatha, von der Baſis der koloſſalen Blattſtiele herab, in Gemeinſchaft mit dem, von unzähligen wachsgelben, Honig duftenden Blüthen beladenen Spadix, den Tauſende von Bienen umſchwärmen. Alte vertrocknete Blattſtrünke ſtarren rings um die Stämme und aus den durch ſie gebildeten, mit vegetabiliſchem Humus gefüllten Vertiefungen, dem Aufenthalte von

Scorpionen, Tauſendfüßen und großen Buſchſpinnen, hängen herrliche Farn[811]) herab.

Außerdem ſah ich hier eine andere Palme, die ich früher bereits an der Nordküſte bei Puerto Cabello und den Hügeln von Goaiguaza angetroffen hatte, die Tucumapalme[812]).

Sie iſt mit langen, federbuſchartigen, mit feinen Fiederblättchen beſetzten Wedeln geziert, die dem leiſeſten Luftzuge nachgeben; das herrliche friſche Grün ihrer Blattkrone, die weißen ſtachligen, in der Mitte dick aufgeſchwollenen Stämme und die unentwickelten, in die Höhe ſtarrenden braunen Blüthenkolben, bilden in ihrem Farbenſchmuck einen ſchroffen Gegenſatz zu der dicken, dunkelgrünen, auf ſtarren Aeſten ſitzenden Belaubung der ſie umgebenden Urwaldbäume.

Noch eine andere Palme, die Seje[813]), von der ich weiter unten ausführlicher reden werde, kam hier vor, die mit ihren großen herabhängenden Wedeln hier und da das Wäldchen überragte.

In ſo reichlicher üppiger Fülle, als die Palmen und Farn, waren die Scitamineen hier vertreten, die langen Piſangblätter der Heliconia, die bunten Cannablätter der Maranta, die auf langen Rohrſchaften ſtehenden, nach zwei Seiten ausgebreiteten lederartigen, glänzenden Blätter der Calathea, große, mit der Spitze aufwärts gerichtete Pfeilblätter des baumartigen Arum ſtanden hier am Ufer des Flüßchens über und durcheinander und daraus hervor ſich drängende Fächer- und Fiederwedel junger Moriche- und Cucuritopalmen ſenkten ſich auf langen Blattſtielen in graciöſen Schwingungen, vom zarten Lufthauche leiſe erzitternd, über die klare ruhige Oberfläche des Waſſers.

Große glänzend blaue Schmetterlinge, der blendende Menelaus, der ſtahlblau angehauchte Eurilochus, die prachtvollen Helenor und Achilles ſchwebten, in langſamem Fluge auf und ab tanzend, über das Waſſer dahin, während der grün und gold-

geſtreifte Leilus in größter Eile den ſtillen Ort auf ſeiner weiten Reiſe paſſirte.

Purpurrothe, ultramarinblaue, ſchwarz und weißgefleckte Libellen jagten einander in neckiſchem Spiele über den Fluß hin und her oder ſchwebten, feſt gebannt auf einem Fleck, darüber, das Ende des gekrümmten dünnen Leibes in ſchneller Wiederholung in die Waſſerfläche tauchend, um ihre Eier darein fallen zu laſſen und noch andere hingen mit ausgebreiteten Flügeln an den Blüthenriſpen der Piſanggewächſe oder den langen Stengeln der Cypergräſer.

An einer ſandigen Stelle des Ufers ſonnte ſich ein Pärchen der prachtvollen Sonnenreiher[814], das Männchen auf einem ſeiner zierlichen Beine, mit eingezogenem Hals und Kopf und ausgeſpreizten Flügeln ſinnend daſtehend, das Weibchen ihre herrlich gefärbten Flügel zur Erde geſenkt, langſam vorwärts ſchreitend und pfeilſchnell nach den golden glitzernden, am Waſſer hin und her fahrenden, Feuerfliegen haſchend.

Es war eine echt tropiſche Scenerie, wie man ſie in ihrer größten Pracht im Delta des Orinoco findet.

Mittags 1 Uhr wanderte ich nach Piacoa zurück, um einige Stunden auszuruhen und begab mich dann nach der im Oſten von Piacoa gelegenen Gegend.

Hier traf ich auf eine, von der heut Morgen bewunderten, völlig verſchiedene Landſchaftsſcenerie.

Zahlreiche ungeheure Felsblöcke in wunderlichen Formen lagen in einer kleinen Thalſenkung wild durcheinander, überwuchert von großen Büſchen Cataſetum, Cattleya und Cyrtopodium[815], grauen candelaberförmigen Cereus, behängt mit Guirlanden orangeblüthiger Cucurbitaceen[816], zartfächerblättriger Lycopodien[817] und gefingerter kammblättriger Mertenſien[817] und auf der Oberfläche des zu ihren Füßen befindlichen Sumpfes ſchwimmen, einem bunten Teppich ähnlich, die röthlichen aus-

gezackten Blätter weißblüthiger Nymphäen[819]), die azurblauen Blüthen der Eichhornia[820]), gemiſcht mit den gelben der Hydrocleis[821]). Von Palmen finden ſich nur zwei Repräſentanten hier, die Carata[822]) und Cubaro[823]), von denen letztere in großen Gruppen auf trockneren grasbewachſenen Stellen, erſtere hingegen vereinzelt an den Sumpfrändern wächſt.

Am Charfreitagmorgen 4 Uhr, den 22. April, fuhren wir von Piacoa weg, den Caño abwärts und landeten um $^1/_2$11 Uhr am rechten Ufer, bei dem kleinen Orte San José de Guacara. Der Landungsplatz war mit einer Menge großer hoher Felsblöcke bedeckt, die durch ihre ſeltſamen Formen einen außergewöhnlichen Anblick darboten. Sie waren auf ihrer Oberfläche, wie die bei Piacoa, mit Orchideen, Cereus, Schlingfarn und Aroideen völlig überzogen und ein Dickicht hoher Bäume, aus, mit einer Fülle großer Blüthen bedeckter Coco de mono und der Couroupita[824]) beſtehend, ſchloß ſie auf der Landſeite ein.

Der Ort beſteht aus nur wenigen Hütten, die von Halbindianern bewohnt werden, welche den fruchtbaren Boden ſorgfältig bebauen und bedeutende Conucos von Mais, Yuca, Name[825]), Patillas und Bananen beſitzen. Die Bewohner der Niederlaſſung waren ſehr freundlich zu uns und ein Sr. Jacinto Diaz lud uns ein, in ſeiner Hütte unſere Wohnung zu nehmen. Die Hütte war ſehr groß und an der Frontſeite völlig offen, das zierliche Dach auf das Sorgfältigſte mit den Wedeln der Sejepalme gedeckt und ein roh gezimmerter Tiſch wie einige dazu harmonirende Stühle, machten die Möbels des Hauſes aus. Die zuſammengebundene, getrocknete Spadix der Palma Manaque[826]) wurde als Beſen gebraucht und leiſtete in dieſer Eigenſchaft treffliche Dienſte, da die braune muntere Hauswirthin während des Tages verſchiedene Male das Haus damit fegte.

Nachdem wir uns durch ein gutes Mahl von friſchen Fiſchen, gekochter Yuca und Name geſtärkt, unternahmen wir einen Aus-

flug in die Umgegend. Aus den weitläuftigen Conucos traten wir in den hohen Urwald ein, der viele neue Bäume, die ich weiter unten ausführlicher beſprechen werde, aufwies, von denen der mir Intereſſanteſte, den ich weiter abwärts am Orinoco nicht mehr antraf, der wilde Cacao[827]) war. Er unterſcheidet ſich von dem angebauten Cacao[828]) durch die kleineren, goldgelben Fruchtſchoten, deren Samen ebenfalls an Größe dem letzteren nachſtehen, während der Habitus beider vollkommen ſich ähnelt. An einem freien, mit großen Felsblöcken bedeckten Platze des Urwaldes erhoben ſich eine Menge rieſiger Cucuritopalmen, deren graue riſſige Stämme über und über mit ſchönen Farn behängt waren.

Der Boden umher glich dem ſchönſten grünen Sammetteppich, dermaßen dicht ſtanden die hellgrünen zarten, fein ausgezackten Blätter der zierlichſten Selaginellen. Außer der Cucurito- und Manaque-Palme fand ich nur noch eine Bactris-Art hier, die in großen Gruppen am Flußufer ſtand und der Bactris setosa Mart. ungemein ähnelte.

Mit dem Beginn der Urwaldvegetation an den Ufern des Orinoco fand ſich jetzt eine neue Plage für Menſchen und Thiere, in einer zu den Tabaniden gehörigen kleinen Bremſenart, der Golofa[829]), ein, die in großer Menge, den ganzen Tag über, dieſelben auf das Schlimmſte peinigte und eine der größten Plagen für die Bewohner des Delta des Orinoco ſowie der ganzen Meeresküſte vom Orinoco bis zum Eſſequibo hin iſt, die fortwährend ihre Hände in Bewegung ſetzen müſſen, um ſich vor den empfindlichen Stichen dieſer Blutſauger zu ſchützen.

Sie verfolgen den Menſchen überall hin, ſetzen ſich an die in Hütten aufgehängten Hängematten und laſſen dem darin Liegenden ihre Stiche, die durch die Hängematte und etwaige Bekleidung hindurch dringen, auf das Schmerzhafteſte fühlen,

verfolgen ſogar die auf dem Strome in der Curiara dahin Fahrenden.

Nachdem wir uns mit einigen großen Trauben Bananen und einem Korb Name verproviantirt hatten, fuhren wir Abends 5 Uhr von San José de Guacara, hinweg, den Caño abwärts und langten um 12 Uhr Nachts in dem Guaraunoorte Santa Catalina an, wo wir in einem am Ufer erbauten Rancho übernachteten und eine ſchlafloſe Nacht, in Folge der großen Menge uns peinigender Zancudos, verbrachten.

Endlich ſchliefen wir, ermüdet von der Reiſe und dem nächtlichen Rudern, gegen Morgen ein und fanden uns beim ſpäten Erwachen von einer Anzahl Guarauno-Indianer umgeben, die von uns Rum verlangten. Unſer Vorrath davon war glücklicherweiſe ſchon ſeit mehren Tagen zu Ende gegangen, ſonſt wären wir ihn hier als Geſchenk ſchnell los geworden. Um ſo mehr wunderte ich mich über das Verlangen der Leute, als ich auf einem, unter dem Dache des Rancho befindlichen Bret, den Namen des Rancho „Poſada al peregrino" mit der Bemerkung angeſchrieben fand, daß jeder hier Einkehrende erſucht wird, weder Rum noch andere ſtarke Getränke an's Land zu bringen, überhaupt nicht in der Poſada al peregrino bei ſich zu führen.

Dieſe Ordre war von einem hier wohnenden Meſtizen, Sr. Francisco Silva, dem Rey de los Guaraunos[831]) wie er genannt wurde und Beſitzer der Gegend von Santa Catalina, gegeben.

Bald, nachdem wir unſeren Caffee getrunken und das Gepäck im Rancho untergebracht hatten, erſchien, mit mehren Guaraunos als Gefolge, Sr. Silva in eigener Perſon, ein alter abgemagerter Mann in den ſiebenziger Jahren, mit eingefallenem Geſicht und von jüdiſchem Typus, der einzig und allein mit einem ſchmuzigen, geſtreiften Hemde und Palmenſombrero bekleidet und von ziemlich heller Hautfarbe war.

Er zeigte uns eine ſehr ſchlimme Krankheit an ſeinem Körper,

und fragte, ob wir ihn curiren könnten, was wir leider verneinen mußten, da wir für eine derartige Krankheit nicht Medicin mit uns führten. Unsere abschlägige Antwort schien er als bösen Willen unsererseits zu betrachten und begab sich bald, nach einigen wenigen Bemerkungen, mit seinem Hofstaate hinweg.

Noch mehr schien er in seiner üblen Meinung über uns bestärkt zu werden, als er bald darauf uns ein Geschenk an reifen Pisangfrüchten sandte, mit der Bitte, ihm etwas Biscocho[831]) zukommen zu lassen, den wir leider seit mehren Tagen aufgezehrt hatten, so daß wir ihm auch diese Bitte abschlagen mußten.

Francisco Silva war in seinem besten Mannesalter unter die Guaraunos nach Santa Catalina gekommen, hatte sich hier mit einer Indianerin verheirathet und nach und nach ein bedeutendes Ansehen und so große Macht über den ganzen Stamm der Guaraunos erlangt, daß er nicht mit Unrecht deren „König" genannt wurde. Er besaß eine Tienda im Orte, in welcher er die für Indianer nöthigen Artikel führte, die er ihnen zu hohen Preisen verhandelte, wofür sie für ihn so gut wie umsonst arbeiten mußten.

Außerdem besaß er eine bedeutende Caffee- und Cacao-Plantage, die weit am Ufer des Stromes sich hinzog und trieb bedeutenden Handel nach Ciudad Bolivar und Demerara mit dem seltenen theuren Aceite de Sassafras[832]), Copaivabalsam und anderen werthvollen Droguen des Urwaldes am Orinoco, so daß er zu großer Wohlhabenheit gelangte und nunmehr die Guaraunos völlig beherrschte[833]).

In geringer Entfernung vom Ufer auf einer Anhöhe befand sich die von den Indianern bewohnte Niederlassung Santa Catalina, einige zwanzig, mit den Wedeln der Timiche[834]) gedeckte Lehmhütten, die zur Zeit nur zur Hälfte bewohnt waren, da die

meiſten der Bewohner des Ortes am Caño Aragua ſich befanden, um Curiaras[835]) zu fertigen.

Eine Anzahl ſchöner Cucuritopalmen, von denen die Indianer die große kahnförmige Spatha zur Aufbewahrung von allerlei Gegenſtänden benutzen, ſowie das die Samenkerne umhüllende ſüße Fleiſch der Früchte ſehr gern eſſen, ſtanden um die Hütten umher, deren Bewohner aus Furcht vor uns entflohen.

Wieder in unſer Rancho zurückgekehrt, landeten gegen Abend in unſerer Nähe einige Curiaras mit Guaraunos, von einem ihrer größten Häuptlinge, Luciano, angeführt.

Nachdem ſie ſich gebadet und mit Onoto das Geſicht und den nackten Körper, deſſen einzige Kleidung bei beiden Geſchlechtern nur aus einem Guayuco[836]) beſtand, bemalt hatten, ordnete ſich der Zug zu einer langen Reihe, voran ein junger Indianer mit den Inſignien des Häuptlings, einem kleinen Blechkaſten, in welchem das von der venezuelaniſchen Regierung ausgeſtellte Häuptlingspatent ſich befand; hinterher ein anderer Indianer mit einer langen Bambusſtange, auf welcher ein großes, hellpolirtes Stück Blech prangte und dann der Häuptling ſelbſt, dem ſich die anderen männlichen Guaraunos, einer hinter dem andern gehend, anſchloſſen. Darauf erſt kamen die Weiber, jungen Mädchen und Kinder, die mit Glasperlen um Arme und Beine, wie über der Bruſt, geſchmückt waren.

Unter den jungen, etwa elf- bis zwölfjährigen, vollkommen ausgebildeten Mädchen, ſah ich einige mit kurz abgeſchnittenen Haaren, ein Zeichen, daß ſie in das Alter der Mannbarkeit getreten waren.

Am ſpäten Nachmittage machten wir Sr. Francisco Silva unſere Gegenviſite. Sein Haus war im venezuelaniſchen Styl erbaut, mit einer nach dem Hofraum zu führenden Veranda, einer aus Brettern gefertigten Thür und mehren durch Holz-

gitter verwahrten Fensteröffnungen. Der ziemlich bedeutende Hofraum war ringsum eingezäunt und in ihm gab der „Rey" den eben angekommenen Guaraunos, die auf Schildkrötenschalen Steinen und Baumklötzen in einem Halbkreise umhersaßen, Audienz, die durch unsere Ankunft unterbrochen wurde.

Nachdem wir ihm einige Geschenke an Lebensmitteln, von denen wir noch Vorrath hatten, übergeben, wurden wir der Familie, die aus seiner alten Frau, mehren kräftig gebauten Söhnen in den zwanziger Jahren und zwei wunderschönen, 14 bis 16 Jahr alten, üppig gebauten Töchtern bestand, vorgestellt. Sie waren sämmtlich in der Kleidung der Venezuelaner mittlerer Klasse und den Mädchen stand ihr schön anliegender, den Körper vortheilhaft hervorhebender Anzug von buntem Calico allerliebst.

Francisco Silva besaß nicht geringe wissenschaftliche, besonders botanische Kenntnisse und gab mir wichtige Aufschlüsse uber mehre medicinisch interessante Pflanzen und deren Standorte in den Wäldern des Orinocodeltas; er zeigte mir zugleich ein von ihm gefertigtes voluminöses Manuscript der Sprache der Guaraunos in spanischer Uebertragung. Bei unserm Abschiede begleiteten uns die, der spanischen Sprache mächtigen Söhne nach dem Rancho, wo wir uns lange mit ihnen unterhielten und ihnen einige kleine Geschenke machten.

Etwas später kamen die fremden Guaraunos in Begleitung Fr. Silva's ebenfalls zum Rancho und Freund Z. ordnete sie in eine malerische Gruppe, die von ihm photographirt wurde.

Gegen Abend erschienen die schönen Töchter Don Francisco's am Ufer, in der Nähe des Rancho, warfen ihre Kleider ab und badeten sich sans gêne vor unseren Augen im Flusse; es gewährte einen eigenen Reiz, ihre anmuthigen Körper mit den üppigen langen Haaren in dem ruhigen Wasser des Orinoco mit der Behendigkeit eines Fisches umherschwimmen zu sehen. Ländlich!

ſittlich! Die wirklich noch unſchuldigen Mädchen waren es ſo gewöhnt, denn Frivolität war ihnen völlig fremd; alle Guaraunomädchen badeten in dieſer Weiſe und deshalb auch ſie.

In der Nacht peinigten mich die Zancudos dermaßen, daß ich nicht länger in der Hängematte bleiben konnte, ich begab mich in eine der am Ufer liegenden Curiaras der Guaraunos, ruderte eine kleine Strecke in den Caño hinaus, band ſie an einen aus dem Waſſer hervorragenden Baumſtamm und ſchlief, von den Zancudos befreit, die Nacht über auf's Angenehmſte in ihr.

Am andern Morgen ging ich mit einem der Söhne Don Francisco's in den nahen Urwald, um zu botaniſiren. Ich ſah auf dieſem Ausfluge mehre intereſſante Pflanzen, unter denen die Carapa, die Copaifera und der Baum, welcher das Aceite de Saſſafras[437]) liefert, meine Aufmerkſamkeit am meiſten in Anſpruch nahmen.

Die Carapa guianensis Aubl. iſt ein hoher Baum mit großen ſchönen Blättern, deſſen Holz ein ausgezeichnetes Möbelholz giebt, im Alter eine ſehr dunkelbraune Färbung annimmt und dann dem Mahagoni ungemein ähnelt.

Die braunen Früchte des Baumes, deren Pericarpium ziemlich hart iſt, ſind von Kindskopfgröße und enthalten eine Menge großer drei- und viereckiger, am untern Ende abgerundeter Samen, die ein vorzügliches bitteres Oel liefern, das beſonders in Britiſch Guyana allgemein als das beſte und feinſte Haaröl angewendet wird und ſogar Haarwuchs erzeugend iſt

Außerdem wird der Same von den Indianern zum Fange von Fiſchen, beſonders der wohlſchmeckenden Morocotos[438]), benutzt, indem ſie an den Stellen, wo dieſe häufig ſind, kleine Stücke deſſelben in's Waſſer werfen und die ſich zahlreich darum Verſammelnden durch Pfeilſchüſſe tödten.

Die Copaifera guianensis Desf. iſt ebenfalls ein ſehr großer Urwaldbaum mit ungemein dickem Stamme, deſſen Balſam durch

in den Stamm gehauene Löcher und Einſchnitte in reicher Quantität gewonnen wird und der bereits in vollkommen rein und klarem Zuſtande daraus abfließt.

Ebenſo der rieſige Baum, Oreodaphne opifera Nees, der das Aceite de Saſſafras liefert, das aus den in den Stamm gehauenen Löchern ebenfalls in reinſtem Zuſtande und reichlichſter Quantität herausſtrömt: dieſes Oel hat einen ſtreng terpentinartigen Geruch und wird beſonders in Britiſch Guyana mediciniſch für Verwundungen und zu Einreibungen angewendet: es iſt hoch im Preiſe und die Flaſche davon wird an Ort und Stelle zu zwei Dollars[339]) verkauft.

Von Palmen traf ich viele Gruppen der bereits bei San José de Guacara vorkommenden Bactris-Art, wie einige Arten des Oenocarpus: die Seje[340]) und Manaque[341]) an. Aus den dunkelvioleten, pflaumenähnlichen Früchten der erſteren bereiten die Eingeborenen durch Kochen ein ſehr wohlſchmeckendes, erfriſchendes Getränk, das in Britiſch Guyana unter dem Namen Wild-Chocolate ſehr beliebt iſt. Die Epidermis der getrockneten Baſis der Blattſtiele beider Oenocarpus-Arten benutzen die Guaraunos unter dem Namen „Guina" als Deckblätter für ihre Cigarren und die noch unentwickelten, in dem, von der Blattſtielbaſis gebildeten grünen Stammaufſatz befindlichen Blätter geben als Palmenkohl ein gutes Gemüſe.

Unweit eines inmitten der Uferwaldung gelegenen Conucos fand ich mehre Gehäuſe der großen Ampullaria urceus Fér., die von den Indianern gegeſſen wird; es gelang mir jedoch hier nicht, lebende Exemplare zu finden.

Als ich am Nachmittage nach der Poſada el peregrino zurückkam, fand ich ſämmtliche Guaraunos der Niederlaſſung hier verſammelt, die von Freund Z. in großen Gruppen photographirt wurden. Ich hielt mich nur kurze Zeit auf, um meinen Magen zu ſtärken und begab mich dann wieder in den mir ſehr intereſſant

gewordenen Urwald, um zu botaniſiren und einige Zwiebeln der hier vorkommenden Crinum-Arten[842]) zu ſammeln.

Am Abend hatte Fr. Silva einen großen Tanz der Guaraunos veranſtaltet, zu dem ich mit Z. eingeladen war.

Die Inſtrumente, die denſelben accompagnirten, beſtanden in einigen Violinen und der Maracca. Dieſe Violinen, die ſie nicht ſelbſt fertigen, ſondern in den nächſten civiliſirten Ortſchaften gegen Hängematten, Droguen, getrocknete Fiſche, u. ſ. w. eintauſchen, ſind faſt um die Hälfte kleiner als die in civiliſirten Ländern gebräuchlichen und an Größe denen gleich, die man in Deutſchland als Kinderſpielzeug zu kaufen bekommt. Sie ſind jedoch von bei weitem beſſerer Qualität, dauerhafter als letztere conſtruirt und im Tone wenig von den größeren abweichend, da ſie gewölbt gebaut und mit guten Saiten bezogen ſind.

Die Guaraunos wiſſen dies Inſtrument ziemlich geſchickt zu handhaben, nur iſt leider die Auswahl ihrer muſikaliſchen Piecen eine ſehr beſchränkte.

Das andere Inſtrument, die Maracca, die überall in Venezuela bei Tänzen ihre Anwendung findet, beſteht in der ausgehöhlten kürbisähnlichen Frucht der Crescentia cujete, die mit einer Anzahl Maiskörner oder Steinchen gefüllt und unten mit einem hölzernen Griffe verſehen iſt. Das Inſtrument wird an dieſem Griffe mit der Hand gefaßt und nach dem Takte der Muſik hin und her geſchüttelt, was einen, unſeren Kinderklappern ähnlichen Ton, obwohl in verſtärktem Maße, hervorbringt. Gewöhnlich wird in jeder Hand eine dieſer großen Klappern geſchwungen und ein geübter Maraccaſpieler weiß, ſtreng nach dem Tacte der Muſik, die beiden Inſtrumente in mannigfaltigen Variationen mit ſolcher Fertigkeit zu ſchütteln, daß die dadurch hervorgebrachten Töne ſelbſt muſikaliſche Ohren nicht unangenehm berühren.

Der Tanz fand in einer von allen Seiten offenen, nur von

ſechs Pfählen geſtützten Hütte, die mit einem Palmendache gedeckt war, ſtatt.

Die daran theilnehmenden Männer, Weiber und Kinder waren bis auf den Guayuco[443]) völlig nackt, ihre Haare mit Onoto[444] oder Chica[445]) und ihre Geſichter, Schenkel und Waden mit drei- und viereckigen, in einander verſchlungenen Figuren und großen Punkten von eben dieſen Farben, ſowie ihre Arme mit ähnlichen blauſchwarzen Zeichnungen von Caruto[446]) bemalt.

Die Weiber, verheirathete und unverheirathete, ſtellten ſich, zwei lange Reihen bildend, in Front dem Muſikchor gegenüber, indem eine die andere unterhalb der Bruſt mit den Armen umfaßte, ebenſo die Kinder weiblichen Geſchlechts, die an den Enden jeder Reihe gruppirt, die Weiber an den Beinen umſchlungen hielten. Hinter dieſer Gruppe ſchöner und häßlicher, weiblicher Geſichter und Körperformen ſtanden einige Reihen Männer, die eine ähnliche Kette bildeten.

Nach dem Tacte der Muſik bewegten ſich nun die in Reihe und Glied aufgeſtellten nackten Geſtalten, indem ſie abwechſelnd einen Schritt vorwärts und dann einen Schritt rückwärts ſprangen, ſo daß ſie ſtets auf ein und demſelben Flecke blieben.

Dieſer Tanz, der im Anfange durch den Reiz der Neuheit intereſſirte, währte wenigſtens eine Stunde und ich war zuletzt herzlich froh, als die Muſik wie die Tanzenden, beide Theile von Schweiß triefend, das monotone Schauſpiel beendeten.

Nach einer Pauſe, in welcher von Männern und Weibern der Chicha[447]) eifrig zugeſprochen wurde, begann eine wilde Muſik und ein anderer Tanz, der an Decenz vieles zu wünſchen übrig ließ und nicht wohl beſchrieben werden kann.

Nachdem ich zur Genüge den ſeltſamen wilden Sprüngen der Geſellſchaft zugeſchaut und meine Ohren zur Ueberſättigung durch die grellen Töne der tollen Muſik gepeinigt worden waren, ſchlich ich mich unbemerkt aus dem Rancho, begab mich in dunkler

Nacht nach der einſamen Hütte am Ufer des Orinoco und ſchlief, von den Zancudos gepeinigt, auch dieſe Nacht in einer der Curiaras der Guaraunos.

Des anderen Morgens zeitig empfahlen wir uns von Fr. Silva und ſeiner Familie, ruderten den Caño Piacoa abwärts, umſchifften die weſtliche Spitze der Inſel Tortola, paſſirten die kleinen Inſeln las Portugueſas und landeten am Nachmittage unweit des Caño Araguao, wo wir in der Hütte eines Zambo unſer Quartier nahmen.

Unſere Abſicht war, am anderen Tage eine in der Nähe befindliche Rancheria der Guaraunos zu beſuchen, von denen ſich ſeit zwei Monaten eine Menge hier aufhielten, um große Curiaras zu fertigen.

Wir engagirten für dieſen Beſuch bei den Indianern einen Mulatten, Toribio, welcher der Sprache der Guaraunos mächtig war und unternahmen ſodann einen Ausflug in den nahen Wald, der aber wenig Neues bot und von Palmen nur die bei Santa Catalina geſehenen Arten aufwies.

Abends 5 Uhr paſſirten eine Menge Guaraunos in fünf großen Curiaras, von denen die eine landete, die Hütte des Zambo. Die Indianer brachten Fiſche und mehre Terekayſchildkröten[548]) zum Verkauf, die wir ſämmtlich für einen geringen Preis erhandelten.

Am nächſten Morgen fuhren wir nach der Rancheria der Guaraunos am Caño Araguao, nachdem wir den Dolmetſcher Toribio, um uns anzumelden, dahin vorausgeſandt hatten, damit die furchtſamen Guaraunos durch unſer plötzliches Erſcheinen nicht beſtürzt werden und entfliehen möchten.

Einige Hundert nackter, nur mit dem Guayuco bekleideter Guaraunos beiderlei Geſchlechts ſtanden bei unſerer Ankunft am Ufer und ſtimmten ein wildes entſetzliches Geheul an. Der uns erwartende Toribio brachte uns nun ſogleich zu dem der

Menge voranſtehenden Häuptling Francisco, mit dem wir in eine lange Unterhaltung geriethen, indem er uns über unſere Abſichten, den Zweck der Reiſe, u. ſ. w. auf's Genaueſte ausfrug, worauf er uns einlud, ihm in die Rancheria zu folgen.

Der Weg dahin führte über umgehauene, wild durch einander geworfene Bäume, die alle unſere Geſchicklichkeit im Klettern in Anſpruch nahmen, worauf wir nach einem freieren Platze gelangten, auf welchem ein rieſiges, wohl an 200 Fuß langes Rancho ſtand, in dem es von dicht über und durcheinander gehangten Chinchorros[84] wimmelte. Wir mußten uns in einige Chinchorros ſetzen und wurden mit Chicha und Yarumakuchen tractirt. Dieſe runden dünnen Kuchen, aus dem geriebenen Marke der Morichepalme, von den Guaraunos „Yaruma" genannt, bereitet, werden, mit dem Fett dicker Käferlarven gemiſcht, geröſtet, und haben einen, den Früchten, wie dem Marke eigenthümlichen fauligen Geruch, der ſie dem Europäer ungenießbar macht. Einige davon genoſſene Biſſen verurſachten mir großen Ekel und ich praktizirte den Reſt des Kuchens verſtohlener Weiſe zu dem des Dolmetſchers, der, ohne etwas davon zu merken, alle beide mit großem Wohlbehagen verzehrte.

Während wir das leckere Mal einnahmen, kamen mehre Weiber mit aus den Stengeln der Calathea geflochtenen Körben voller Lebensmittel, die ſie im Walde geſucht, nach dem Rancho und brachten dem Häuptling ihre Schätze zur Vertheilung. Letztere beſtanden in den ſchuppigen Früchten der Mauritia; in dicken langen Stücken des Markes derſelben Palme, zur Bereitung der Yarumakuchen; in den grünen, den Palmenkohl enthaltenden cylinderförmigen Blattſcheiden der Manaque; Calabaſſen, gefüllt mit dicken Käferlarven von Paſſalus, Prionus und Calandra, geröſtet eine große Delicateſſe der Guaraunos, und mehrer anderer eßbarer Früchte von Urwaldbäumen.

Nach dem Eſſen begaben wir uns nach dem Orte, wo die

Curiaras gefertigt wurden, einem großen, wohl gelichteten Platze, der dicht an einem kleinen Caño war.

Hier lagen in horizontaler Richtung, auf einem, mehre Fuß hohen Gerüste, dicke ausgehöhlte, 35 bis 40 Fuß lange Stämme des Cedro[850]) und Ceiba[851]), unter denen mehre Feuer brannten; eine Anzahl Guaraunos war geschäftig, den Stämmen von außen eine passende Form zu geben. An den breiten Seiten wurde die Curiara durch in sie gesteckte starke Stangen auseinander gehalten, und die Feuer dienten dazu, ihr die nöthige muldenförmige Biegung an beiden Enden zu geben, wobei große Vorsicht erforderlich ist, da bei der geringsten Vernachlässigung das Holz leicht springt.

Die Stämme der zur Fertigung der Curiaras bestimmten Bäume werden, nachdem sie gefällt, in der erforderlichen Länge durchhauen, ausgehöhlt und einige Tage in's Wasser geworfen; sobald sie davon gehörig durchzogen, werden sie auf Gerüste über Feuer gebracht und in der oben angegebenen Weise behandelt.

Nach dem Rancho zurückgekehrt, photographirte Z. mehre Gruppen der Guaraunos, was lange Zeit hinwegnahm, da er erst nach mehren mißlungenen Versuchen ein gutes Bild erhielt; die abergläubischen Indianer sahen in dem aufgestellten photographischen Apparat ein Werk der Zauberei und waren während der Sitzung vor Angst nicht in Ruhe zu erhalten.

Unweit des Rancho sah ich mehre kleine runde, nur aus langen in die Erde gesteckten, an den Enden zusammengebundenen Palmwedeln bestehende Hütten und erfuhr auf meine Nachfrage, daß diese von den, ihre Regeln habenden, weiblichen Individuen des Stammes, die während dieser Zeit als unrein gelten und mit Niemandem in Berührung kommen dürfen, bewohnt würden; sie erhalten von ihren Verwandten die Lebensmittel, die sie sich selbst zubereiten müssen.

Auf mein Begehren fertigten einige Indianerinnen ein

Guayuco von der Rinde einer sehr großen, beim Rancho stehenden Ficus-Art, die sie durch heftiges Klopfen geschmeidig machten. Ein solcher, einen Fuß breiter weiblicher Schamschurz, Masikara genannt, biegt sich am oberen Ende um eine, über den Hüften um den Leib befestigte Schnur, das untere Ende läuft immer schmäler bis zur Daumenbreite zu und wird zwischen den Beinen hindurch gezogen und an der Schnur auf dem Rücken befestigt.

Gegen Abend kam der Häuptling Luciano in seiner großen mit fünfundzwanzig Guaraunos beiderlei Geschlechts besetzten, Curiara von Santa Catalina hier an, hielt sich aber nur kurze Zeit in der Rancheria auf und fuhr dann wieder ab. Wir empfahlen uns ebenfalls dem Häuptling Francisco und seinen Guaraunos, stiegen in unser Boot und fuhren unter dem Abschiedsgeheul sämmtlicher am Ufer stehenden Indianer dicht hinter der Curiara Luciano's her.

Es war bei einbrechender Dunkelheit, als wir an der kleinen, unweit des Ortes Zacupana liegenden Insel Socoroco landeten, um unser Nachtessen zu kochen, da wir seit dem Genuß der paar Bissen Yarumakuchen, die uns den Appetit verdorben, nichts mehr zu uns genommen hatten. Sobald wir jedoch nur einige Minuten auf der Insel uns befanden, eilten wir wieder dem Boote zu und ruderten schnell hinweg, da sie im wahren Sinne des Wortes von Mosquitos wimmelte, die auf's Unverschämteste auf unsere Gesichter und Hände sich setzten, in die Nasenlöcher drangen und uns sogar beim Sprechen in den Mund flogen. Eine so ungeheure Menge dieser Plagegeister hatte ich, mit Ausnahme der im See von Maracaibo dahin ziehenden Schwärme, bisher nirgends beobachtet. In später Nacht landeten wir bei dem am rechten Orinocoufer gelegenen Orte Zacupana und Luciano ging mit seinen Guaraunos nach dem auf einer Anhöhe liegenden Orte, während wir am Ufer unsere Chinchorros aufhingen und zu schlafen versuchten, was uns jedoch durch die Menge der auch hier

befindlichen Mosquitos unmöglich gemacht wurde. Es blieb uns nichts übrig, als uns in's Boot zu begeben, daſſelbe in den Strom hinaus zu rudern und an einem alten, aus dem Waſſer hervorragenden Stamme zu befeſtigen, wo wir vor den Quälgeiſtern Ruhe hatten und bald einſchliefen.

Am andern Morgen nach dem Ufer zurückfahrend, wurden wir hier von einem ziemlich wohlgekleideten Zambo begrüßt, der ſich uns als Sr. Martin Rodriguez vorſtellte und uns nach einigen, über unſere Perſönlichkeit und den Zweck unſerer Reiſe gethanen Fragen einlud, in ſeiner Wohnung zu logiren, was wir auf's Dankbarſte annahmen und ihm mit unſeren, das Gepäck tragenden Begleitern, nach dem nahen Orte folgten.

Zacupana liegt auf einer Anhöhe, die hoch genug iſt, um den Ort vor der Springfluth und dem Anſchwellen des Orinoco zur Regenzeit zu ſichern und beſteht aus etwa zwanzig, zum Theil halbverfallenen Lehmhäuſern mit Palmdächern, die einen großen viereckigen Platz bilden. Einige wenige Häuſer, in denen einige farbige Familien wohnen, ſind in venezuelaniſcher Faſhion gebaut, mit vergitterten Ventanas, geweißten Mauern und Ziegeldächern verſehen. Die anderen ſchlechten Gebäude aber ſind nur von Guaraunos eingenommen Unſer Wirth wohnte in einem der beſſeren Häuſer und befand ſich im Beſitze einer allerliebſten Frau, einer Meſtizin, die von faſt ganz weißer Hautfarbe war. Er war Eigner einer netten am Ufer ankernden Balandra[852]), in welcher er getrocknete Fiſche (Morocotos), Wedel der Timichepalme[853]), die an allen Orten am Orinoco zur Hausbedeckung ungemein geſucht und das Hundert davon mit 1 bis 2 Peſos bezahlt werden, Caſſave und Bananen, monatlich einige Male nach Ciudad Bolivar brachte und dadurch ſich ziemlich viel Geld verdiente.

Nicht lange nach unſerer Ankunft im Hauſe des Sr. Rodriguez erſchien der Häuptling Luciano, in Begleitung des

hieſigen Häuptlings der Guaraunos, Celeſtino, eines Zambo, der eine Guarauna zur Frau hatte und ſich durch ſeine Wildheit und Stärke zur Häuptlingswürde emporgeſchwungen hatte. Er verſicherte uns ſeines Schutzes und bat dann um ein Glas Rum, das Lieblingsgetränk der Guaraunos. Auf unſere Entgegnung, daß wir ſpirituöſes Getränk nicht mit uns führten, bemerkte er, daß wir dieſes bei unſerm Wirthe haben könnten, von dem wir alsbald zwei Flaſchen Aguardiente kauften und den beiden Häuptlingen zum Geſchenk machten. Wir gingen darauf mit ihnen nach der Wohnung Celeſtino's, der das beſte und größte der Lehmhäuſer bezogen hatte, in welchem er mit ſeiner Frau und zwei ſehr hübſchen Töchtern, von denen die älteſte vierzehnjährige, mit einem Guarauno verheirathete, bereits einige Kinder hatte, die andere elfjährige in das mannbare Alter eingetreten und in ihren Körperformen völlig ausgebildet war.

Unſer Geſchenk an die beiden Häuptlinge wurde ſogleich unter Zuziehung einiger Guaraunos bis auf den letzten Tropfen geleert, worauf die kleine Verſammlung in indianiſcher Manier ſo luſtig wurde, daß wir es vorzogen, uns zu empfehlen.

Dicht hinter dem Orte lagen die ſorgfältig bebauten Conucos der Indianer, die mit Caſſave, Name, Bataten, Waſſermelonen, Mais, Zuckerrohr und ſpaniſchem Pfeffer bepflanzt und mit großfrüchtigen Ananas und Melonenbäumen eingefriedigt waren. Schaaren blauer Araras[554]) mit goldgelber Bruſt, orangegelber Kuvaſeh[555]) mit grunen Flügeln und hochrothen Backen waren geſchäftig, die Indianer eines Theiles ihrer Maisernte zu berauben. Auf den Bäumen umher ſaßen buntgefiederte Piapocs[556]), niedliche ſchöngefärbte Periquitos[557]) und große caimanähnliche Mato-Eidechſen[558]) ſchlichen über den Fußpfad in das dichte Gebüſch der Capſicumſträucher, um von hier aus die Pipra- und Tanagra-Arten, die auf dem Boden an den reifen herabgefallenen Früchten der Papaya pickten, zu überfallen.

Es iſt ſeltſam, gerade hier in der Nähe der Orinocomündung, Vögel anzutreffen, die an keinem anderen Orte Venezuela's vorkommen und die, wie die vorerwähnten vier, ich in ſpäteren Jahren nur im Inneren Süd-Amerika's, an der Grenze von Britiſch Guyana und Braſilien, an den Flüſſen Takutu, Mahu und Rio branco wieder erblickte.

Die Conucos zogen ſich bis zum hohen Urwalde hin, deſſen Saum von Reihen herrlicher Cucuritopalmen gebildet wurde. Weiter hinein in dem mit rieſigen Bäumen beſtandenen Walde, befanden ſich zwei ſchöne, weit ſich ausdehnende Lagunen, deren Ufer in vielen Schlangenkrümmungen hin und her ſich wanden und deren Oberfläche von großblättrigen weißblüthigen Nymphäen und den großen ultramarinblauen, rispenſtändigen Blüthen der Heteranthera reniformis mit lederartigen nierenförmigen Blättern bedeckt war.

Rothbraune, an den gelben Flügeln geſpornte, kleine Gallitos[359]) laufen, mit einander zankend, ſchnell auf den großen Nymphäenblättern umher und ein Pärchen großer, mit dünnem aufſteigendem Horn auf dem Oberkopf und ſtarken Sporen an den Flügelrändern verſehenen Arucos[360]), ſitzen auf dem Ufergebüſch und laſſen ihren tiefen Ruf weit hinein in den Urwald ertönen.

Eine Anzahl Guaraunoweiber, mit Körben der Früchte der Purgua[361]) beladen, begegneten uns hier und ſtaunten uns lange Zeit verwundert nach. —

Meinen Zweck, in der Gegend umher Früchte und junge Pflanzen der Timiche[362]) zu erlangen, konnte ich hier nicht erreichen, da ich durch Sr. Rodriguez erfuhr, daß dieſe intereſſante Palme erſt eine gute Tagereiſe von hier, weiter abwärts im Orinoco, in der Nähe ſeiner Mündung vorkommt. Da wir den in Guayana vieja gemietheten Mulatten, Don Juan, der ſich durch eine übernatürliche Trägheit auszeichnete, hier aus unſeren Dienſten ent-

ließen, mietheten wir drei junge Guaraunos als Ruderer und fuhren noch an demſelben Tage, Nachmittags, von Zacupana weg, den Orinoco weiter abwärts.

Einige Leguas unterhalb Zacupana theilt ſich der Hauptſtrom (Caño grande) des Orinoco in zwei Arme, von denen der ſüdliche unter dem Namen des Caño Imataca, der nördliche unter dem des Caño Zacupana bekannt iſt; beide ſind von der gleichen Breite von 12000 Fuß und vereinigen ſich, nach einer 14 Meilen langen Trennung, 10 Meilen weſtlich vom Cap Barima, die 20 Seemeilen breite Hauptmündung des Orinoco, die Boca de Navios, bildend, die jedoch, ſobald man von der See aus kommend, die Punta Barima umſegelt hat und in das Bett des Orinoco eingelaufen iſt, ſich ſehr verengt und nur 18000 Fuß breit iſt. Die beiden Caños, der Zacupana und Imataca, in welchem letzteren die fremden nach Ciudad Bolivar beſtimmten Schiffe aufwärts fahren, ſchließen mehre Inſeln, von denen la Paloma, Curiapo und Junco-Junco die größten ſind, ein.

Den Caño Imataca abwärts fahrend, landeten wir am ſpäten Abend an einer Playa[863]), die dermaßen von Mosquitos wimmelte, daß an Schlaf nicht zu denken war. Zeitig des anderen Morgens traten wir die Weiterreiſe an und landeten um 11 Uhr bei einer am linken Ufer gelegenen Rancheria der Aruacas.

Dieſe Indianer gehören unter die intelligenteſten der wilden, am Orinoco lebenden Stämme; ſie treiben bedeutenden Landbau und fertigen ſehr nette, mit ſchönen Deſſins verzierte, dauerhafte Flechtarbeiten aus Palmblättern und den Stengeln der Calathea. Die Niederlaſſung beſtand aus vier offenen Hütten und war nur von wenigen Männern, aber deſto mehr Frauen und jungen Mädchen, bewohnt, die bis auf den Guayuco völlig nackt gingen. Die meiſten der Männer waren auf dem Krabbenfang nach der, an der Mündung des Orinoco gelegenen, Inſel

Cangrejo und der Punta Barima gefahren. Die Männer waren im Geſicht und am Körper roth bemalt, während die üppigen Körper der Weiber mit ſtreng ſymmetriſchen, zierlichen, mit dem Safte des Caruto ausgeführten Zeichnungen, den ſorgfältigſten Tättowirungen gleich, geziert waren.

Ein junges Mädchen brachte uns auf Verlangen ein Stück gedörrten Morocoto, Caſſave und etwas Zuckerrohr, welches letztere wir in Indianermanier, durch Schlagen und Zuſammendrehen auspreßten, um mit dem Safte, anſtatt des mangelnden Zuckers, den Caffee zu verſüßen.

Noch eine Zeit lang im Caño Imataca abwärts fahrend, bogen wir gegen 4 Uhr Nachmittags in einen kleinen Caño des rechten Ufers ein und landeten gegen Abend bei einem von Indianern verlaſſenen Rancho. Ein aufgegebener Conuco zog ſich in bedeutender Breite am Ufer entlang, war aber bereits mit Solaneen, Cecropien, Majagua, Pteris und ähnlichem Unkraut bedeckt und nur noch einige Melonenbäume, deren große goldgelbe Früchte uns großes Labſal gewährten, erhoben ſich zur Erinnerung an die frühere Cultur über das wilde Gebüſch.

Die Gegend umher war, ſeltenerweiſe in dem Delta, ungemein hügelig und mußte früher einer bedeutenden Indianermenge als Niederlaſſung gedient haben, da der Wald weit umher aus ſolchen Baumarten beſtand, die einzig und allein nur auf früher in Cultur befindlich geweſenem Boden gedeihen.

Wir waren ſo glücklich, daß am ſpäten Abend noch unſer Aufenthaltsort von einem mit Caſſave und Fiſchen beladenen, nach Ciudad Bolivar fahrenden Bongo[864]) paſſirt wurde, deſſen Eigner, ein Farbiger, uns eine Quantität Caſſave, deren wir ſehr bedürftig waren, käuflich abließ. Der Mann hatte, in chineſiſcher Manier, mit ſeiner ganzen Familie keine andere Wohnung als das Bongo, mit dem er fortwährend zwiſchen den an der Mündung des Orinoco gelegenen Indianer-Niederlaſſungen und

Ciudad Bolivar, an welchem Platze er kaufte und verkaufte, umherfuhr; er gedachte noch die ganze Nacht hindurch zu fahren, worum ich ihn nicht beneidete und mich in mein Chinchorro legte, in dem ich, trotz der Plage der Mosquitos, durch die Entbehrung des Schlafes während mehrer Nächte abgespannt, sehr bald einschlief.

In aller Frühe abfahrend, erreichten wir um 9 Uhr Morgens das erste Timichal[865]) und fanden nicht ohne Schwierigkeit endlich an dem sumpfigen Ufer einen passenden Landungsplatz.

Der Weg in den Wald hinein, nach dem etwa eine halbe Stunde vom Ufer befindlichen Timichal war dermaßen sumpfig, daß an ein Vorwärtsschreiten in dem tiefen Schlammboden nicht zu denken war; die Guaraunos der Gegend, die hier ihren Bedarf an Timicheblättern holten, hatten, um dies zu ermöglichen, Stangen in doppelter und dreifacher Reihe an den Boden bis zum Timichal gelegt, auf denen entlang man gehen mußte, um zu diesem vorzudringen. Wehe dem, der mit einem Fuße davon abglitt, er trat sicher nahe bis an die Hüften in den Sumpf!

Die Indianer liefen behende die Stangen entlang, uns aber in den nassen Stiefeln passirte auf den von der Feuchtigkeit schlüpfrigen Stangen einige Male das Unglück, mit einem Fuße davon abzugleiten und damit den Schlammboden zu untersuchen; es kostete ein geübtes Balanciren, um zum Timichal zu gelangen, wo der Boden, durch die Menge abgehauener und vertrocknet umherliegender Wedel, besser zu betreten war.

Aus dem sumpfigen, schlammigen Boden erheben sich die gerade aufsteigenden braunen, von alten verdorrten Blattstielen starrenden Stämme der Manicaria saccifera, mit der dichten Krone 20 bis 25 Fuß langer, ungetheilter Riesenblätter, deren jüngste Wedel aus dem Dunkel des Urwaldes, von den Sonnenstrahlen getroffen, in goldener Farbenpracht erglänzen, während andere im düsteren Schatten mit einem bronzerothen Hauche über-

gossen sind. Lange zugespitzte, in braune netzartige Hüllen geschloßene Blüthenrispen und Kolben runder höckeriger Früchte, schauen zwischen den Blattstielen hervor und eine Palme wäre zu einer der schönsten zu zählen, wenn nicht die Unzahl alter vertrockneter Wedel und Fruchtrispen an ihrem wenig hohen Stamme herabhinge, der überdies voller Schmuz und Schlamm starrt und einen wenig einladenden Anblick darbietet.

Es ist von der Natur recht weise gemacht, daß der unschöne Stamm meist durch dichtes Gebüsch verborgen ist und nur die prächtige Blattkrone daraus hervorragt, da die Palme die senkrecht herabfallenden Sonnenstrahlen nicht vertragen kann und deshalb stets im dichten hohen Urwalde des Ufers steht, von dessen grünem Laube sie beschattet wird, während ihr Fuß durch die im Schlamme üppig wuchernden Blätter der Scitamineen, Aroideen, Farn und Crinum-Arten verdeckt ist.

Die Wedel der Manicaria sind, wie bereits angeführt, ein in Venezuela, wie in Britisch Guyana als Hausbedachung sehr gesuchter Handelsartikel; die faserige, netzartige Blüthenscheide wird von den Guaraunos und Farbigen dortiger Gegend ein wenig auseinander gezogen, als Kopfbedeckung benutzt und ähnelt einer Zipfelmütze.

Von der Mündung des Orinoco an, die ganze Ostküste Süd-Amerika's hinunter bis Cayenne, ist diese Palme, jedoch nur in der Nähe des Meeres, sehr häufig, im Innern des Landes kommt sie nicht vor, da zu ihrem Gedeihen ein von Seesalz durchzogener Boden erforderlich ist.

Unweit des Timichals befand sich ein kleiner seichter Teich, in welchem zwei, sechs Fuß lange, dunkelolivengrüne, am unteren Theil des Kopfes gelbrothe, aalartige Fische sich umherwälzten; es waren Tembladores[506], die am unteren Orinoco und den angrenzenden Sümpfen häufig sind. Meine Guaraunos schnitten sofort einige lange Stöcke von einer nahestehenden Lecythis, deren

einen sie gleich einem Pfeil scharf zuspitzten und während einer von ihnen mit seinem Stocke die Oberfläche des Wassers leicht bewegte, so daß die Fische neugierig diesem Orte sich näherten, warf der andere den zugespitzten Stock gleich einer Harpune nach ihnen und durchbohrte damit nach einander beide der elektrischen Aale.

So appetitlich die Tembladores aussahen, mochten die Guaraunos sie doch nicht essen und weder am Orinoco, noch in Britisch Guyana, wo sie in den meisten Gewässern in großer Menge vorkommen, habe ich beobachtet, daß sie den Eingeborenen zur Nahrung dienen. Sie sind im Orinoco bei Ciudad Bolivar besonders häufig, jedoch konnte ich sie niemals von den dasigen Fischern, denen ich öfters Auftrag gegeben, mir einige derselben zu bringen, erhalten, da das Volk vor ihrem Fange sich ungemein scheut und die Tembladores ebenso fürchtet, als den Jaguar; nunmehr war ich im Besitz zweier schöner Exemplare, es fehlte mir aber leider der Spiritus, um sie aufbewahren zu können. So geht es jedoch dem Naturaliensammler oft auf seinen Reisen in wilden uncultivirten Gegenden!

Um nicht noch einmal den bodenlosen Weg nach dem Ufer zurückmachen zu müssen, hatten wir unser Frühstück, einzig und allein in trocknem hartem, wie Sägemehl schmeckendem Cassavebrod bestehend, nach dem Timichal mitgenommen und verspeisten es mit so großem Appetite, als wäre es die feinste Nußtorte gewesen; dann sammelten wir eine ziemlich bedeutende Anzahl reifer Früchte und junger Pflanzen der Manicara und ich begab mich, um zu botanisiren, mit einem der Guaraunos tiefer in den Wald, während Z. nach dem Boote zurückkehrte. Auf meinem Ausfluge fand ich, außer einer schönen scharlachrothen Passionsblume[567]) und einer prächtigen großblüthigen Stanhopea[568], wenig Neues und begab mich am späten Nachmittage nach dem Boote zurück.

Da wir, außer einigen Cassavebroden, jeglicher Lebensmittel

en tbehrten, da in Zacupana auch nicht der mindeſte Proviant aufzutreiben geweſen war, ſandten wir die Guaraunos auf den Fiſchfang, um allerwenigſtens eine Kleinigkeit zum Abendeſſen zu haben. Es war auch wirklich nur eine Kleinigkeit, die ſie einige Stunden darauf zurückbrachten und in einem winzigen Morocoto[869]) und einem Stechrochen[870]), dem ſie den langen peitſchenförmigen, mit einem ſpitzen, ſchmerzliche Wunden verurſachenden Stachel verſehenen Schwanz abgehauen hatten, beſtand. Die Rochen verzehrten die Indianer, während wir mit dem kleinen Morocoto vorlieb nahmen.

Wider Erwarten wurden wir in der Nacht nur ſehr wenig von Mosquitos beläſtigt und ſchliefen bis zum ſpäten Morgen. So gern wir noch einen Tag länger an dem intereſſanten Orte geblieben wären, um eine Tour zur Mündung des Orinoco zu unternehmen, wurde uns dies durch den gänzlichen Mangel an Lebensmitteln unmöglich gemacht. Das Caſſavebrod, unſere einzige Rettung, nahte ſeinem Ende und konnte für ſechs Mann nur noch einen Tag reichen; es blieb uns daher nichts übrig, als unverzüglich nach Zacupana zurückzufahren, welchen Entſchluß wir denn auch um 9 Uhr Morgens in Ausführung brachten.

Die Ufer der Caños des Orinoco bieten unſtreitig die üppigſten Bilder tropiſcher Pflanzenwelt dar.

Ungeheure, brettartig auslaufende oder ſchlangenartig gewundene Rieſenwurzeln, nach allen Seiten umher ſich windend, gigantiſche, ſeltſam geformte graue Stämme, halb in den Fluß geſtürzte Bäume, über das Waſſer hervorragende ſtachlige Palmenkronen, auf dem Waſſer ſchwimmende, runde, ausgezackte Purpurblätter großer Nymphäen, azurblaue Blüthenriſpen der Heteranthera reniformis, blaſig aufgetriebene Stengel der Pistia stratiotes mit ſalatähnlichen Blättern, eine lange Reihe palliſadengleich ſich hinziehender brauner Stengel, mit graciös

aufrecht ſtehenden Pfeilblättern des Mucumucu[871]), Alles dies, verwoben von dichten Guirlanden ſcharlachroth, gelb und weiß blühender Bignonien, Bauhinien, Paullinien, Paſſifloren und einer Menge unbekannter anderer, ſchönblühender Schlingpflanzen, bildet den Untergrund des Urwaldes an den Caños unweit der Orinocomündung.

Darüber erheben ſich die rieſigen Urwaldbäume mit großen, lederartigen glänzenden Blättern, eine dichte coloſſale, dunkelgrüne Pflanzenmauer bildend, die nur hier und da von den ungeheuren, ſchirmartigen Kronen des, durch den dicken, in der Mitte tonnenartig aufgeſchwollenen Stamm ſich auszeichnenden Ceiba[872]), wie von der hohen, Alles überragenden pyramidenförmigen Krone der Santa Maria[873]), die über und über mit prachtvoll dunkelcarminrothen, Fliederblüthen ähnlichen, Blüthenriſpen und langen Blättern geſchmückt iſt, unterbrochen wird.

Aus dem dichten Urwaldgebüſch ragen die 20 Fuß langen ungetheilten Wedel der Timichepalme und ihre jungen, in leuchtend gelber und blaßroſa Färbung prangenden Rieſenblätter, ſtehen in ſtrengem Contraſte zu dem dunklen Grün ihrer Umgebung.

Hoch darüber ſtreckt die Sejepalme[874]) ihre breiten glänzenden, die Sonnenſtrahlen auf's blendendſte reflectirenden Wedelkronen empor, während ihre Verwandte, die zierliche, auf dünnem ſchlanken Stamme ſich erhebende Manaque[875]) für ihre graciös geſtellten, herabhängenden Wedel mit einem beſcheideneren, nur etwa 20 Fuß über dem Waſſerſpiegel erhabenen Plätzchen, vorlieb nimmt.

Den eigenthümlichſten Anblick bieten die auf 100 bis 120 Fuß hohen, grauen glatten Stämmen prangenden koloſſalen Blätterkronen der Moriche[876]), die ihre umfangreichen, auf dicken langen, an der Spitze nach unten gekrümmten Blattſtielen ſitzenden Fächerblätter nach allen Richtungen hin ausbreiten. Ihr 5 bis 6 Fuß

langer Spadix, mit Tausend dunkelrother schuppiger Früchte besetzt, ragt horizontal ausgestreckt, jedoch mit herabhängenden Zweigen, unterhalb der Krone aus der Basis der Blattstiele hervor und eine Lage vertrockneter, braunrother Wedel hängt steif am Stamme herab, von dem leisesten Lufthauche spielend hin und her getrieben. Die saftgrünen glänzenden Blätter reflectiren in blendendem Glanze die darauf fallenden Sonnenstrahlen und bilden einen überaus herrlichen Farbencontrast zu den weißgrauen Stämmen und braunrothen Färbung der Früchte und vertrockneten Wedel.

Die Moriche ist den Indianern der Orinocogegenden, wie des Innern von Guyana, einer der nützlichsten Bäume.

Die Guaraunos im Delta des Orinoco drehen aus der dünnen seidenartigen Epidermis der unentwickelten Blätter dauerhafte Schnüre, womit sie ihre netzartigen Hängematten[877]) fertigen, das innere schwammige, sagoartige Mark des Stammes (Yaruma) wird gerieben und runde flache Kuchen daraus gebacken, welche die Stelle des Brodes vertreten und ihre tägliche Nahrung ausmachen.

Die Wedel dienen ihnen zur Dachbedeckung und zum Flechten von Tragkörben, wie die in die Länge gespaltenen Stämme als Planken für eine Art Platform, auf der sie während der Ueberschwemmungen des Orinoco wohnen.

Durch Anhauen der unentwickelten Spatha gewinnen sie eine Art Palmwein und das dunkelorangegelbe breiartige, die Samen umgebende Fleisch der Früchte ist eine ihrer Lieblingsspeisen. Außerdem liefern ihnen die absterbenden Stämme der Moriche ihre größte Delicatesse, die langen dicken Käferlarven der Calandra, Passalus und mehrer Prionus- und Cerambyx-Arten.

In den südlichen Theilen der Llanos von Venezuela, jedoch nur da, wo das ganze Jahr hindurch Wasser sich vorfindet, kommt die Moriche häufig in großen Gruppen (sogenannten Morichales) vor; ihre eigentliche Bedeutung in der Pflanzen-

physiognomie erlangt sie jedoch erst weiter südlicher, in den ungeheuer ausgedehnten Savanen von Britisch Guyana und Brasilien, worüber ich im zweiten Bande dieses Werkes ausführlicher sprechen werde.

Das Thierleben der Caños des Orinoco bietet dem eifrigen Beobachter ungemein viel des Interessanten; Heerden von Araguatos[878]) und Monos[879]) beleben die Gipfel der Urwaldbäume, Schaaren großer und kleiner Fledermäuse hängen an den aus dem Wasser ragenden abgestorbenen Baumstämmen, umflattern, durch die Annäherung des Bootes aufgeschreckt, vom Sonnenlicht geblendet, mehremale ängstlich ihre Schlafstelle und hängen nach dem Vorüberpassiren der Curiara sich wieder mit den Hinterfüßen am rissigen Stamme auf.

An den sandigen Stellen des Ufers erscheint, am Tage nur dann, wenn er vom Durst geplagt wird, der große gefleckte Jaguar[880], sein vom Tageslicht getrübtes Sehvermögen läßt ihn dennoch die Heerde der Chiguires[881]) erblicken, die so eben den Strom kreuzt und sich unverzüglich in das Wasser stürzend, schwimmt er, den dicken Kopf und langen Schwanz über die Oberfläche des Wassers erhoben, den Wasserschweinen nach, die in stürmischer Flucht das jenseitige Ufer zu erreichen suchen.

In stiller Nacht, beim Rauschen der Strömung des Orinoco und dem sanften Säuseln der am Ufer emporragenden Palmengipfel, hört der einsame Reisende oft das Gebrüll oder katzenähnliche Geschrei des Jaguars in seiner Nähe, denn es ist die Zeit, wo das gewaltige Raubthier, vom Tagesschlummer erwacht, auf seinen Raub ausgeht und durch seine gefürchtete Stimme die friedlichen Thiere des Urwaldes unter Zittern aus ihrem Schlafe weckt.

Braune seidenglänzende Fischottern[882]) (perros de agua oder nutrias) durchziehen unter eigenthümlichem Gebell und Schnarchen, mit halbem Körper aus dem Wasser hervortauchend und

die poſſierlichſten Capriolen machend, die Caños; der ſpitzſchnäuzige, langgeſchwänzte Guachi[883]) erklettert in größter Schnelle die Stämme der hohen Bäume, um in deren Laubdache Vogelneſter aufzuſuchen und die darin befindlichen Eier oder Jungen zu verzehren und das dreikrallige Faulthier läßt ſeinen kläglichen monotonen Ruf in den hohen Cecropien der Uferwaldung hören.

In mehren Paaren tauchen große, 7 bis 8 Fuß lange Delfine[884]) an der Oberfläche des Waſſers auf, erheben ihre ſpitze Schnauze und den größten Theil ihres Körpers über daſſelbe und kugeln ſich unter ſchnaubendem Geräuſch rundum, längere Zeit dies Spiel wiederholend, bis ſie, ſo plötzlich als ſie gekommen, verſchwinden.

Am ſpäten Abend ſtreckt dicht am Ufer der Manati[885]) den Kopf und einen Theil ſeines unförmlichen Körpers aus dem Waſſer und beginnt ſeine Mahlzeit, aus den Blättern des Philodendron arborescens und den Halmen des Cypergraſes beſtehend, zu halten, nach deren Beendigung er mit dumpfem Geſchnaube wieder unter das Waſſer ſinkt.

Unter den Vögeln ſind die Waſſervögel und Papageien im Orinoco-Delta am zahlreichſten vertreten und meiſt dieſelben, die ich bereits als am Yaracui, an den Sümpfen der Llanos und weiter oben im Orinoco vorkommend, angeführt habe.

Ein ſeltener, nur allein hier, ſonſt aber in ganz Venezuela nicht vorkommender Vogel, iſt der Huacharaca de agua[886]), der in Heerden von Hunderten auf den Uferſträuchern unter lautem Geſchrei gegenſeitig ſich jagend von Aſt zu Aſt fliegt oder auf dem Erdboden umherläuft. Er lebt von den Samen des Mucumucu und anderen Beeren und iſt einzig und allein am Orinocoufer nur von Zacupana bis Puerto de tablas, jedoch nicht allzu häufig, anzutreffen. Ich fand dieſen Vogel ebenfalls in Britiſch Guyana und Braſilien, in dem Canje-Creek

des Berbice-river und im Innern, am Takutu und Rio Branco, jedoch nur an einigen Stellen, wieder.

Crocodile und Caimans sind im Delta des Orinoco, wegen des vielen Schlammes und Morastes der Ufer, weniger häufig als höher hinauf von Yaya nach Ciudad Bolivar, wo die vom Urwald freien Ufer meist sandig und das Wasser des Stromes nicht mehr so salzig ist, als nahe bei seiner Mündung.

Auf unserer Rückfahrt nach Zacupana hieben wir unweit des Timichales, am Ufer des Caños, einen hohen, mit einer Unzahl der langen beutelförmigen Nester des Arendajo[887]) am Ende seiner Zweige beladenen, über und über blühenden Triplaris americana um; leider fiel der Baum, mit den Nestern nach unten, in's Wasser, so daß wir nur zwei derselben erlangen konnten, von denen das eine vier bläulich weiße, braungetüpfelte, ziemlich kugelige Eier, das andere jedoch eine Menge langer schwarzer Ameisen enthielt, die bei der Berührung ihrer eroberten Wohnung im Sturmschritt auf unsere Körper marschirten und in die entblößten Stellen desselben mit ihren großen Zangen dermaßen einbissen, daß sie nicht ohne große Schmerzen losgerissen werden konnten; die gerechte Strafe für den an den Arendajonestern verübten Frevel!

Sobald wir wieder in den Caño Imataca einliefen, erhob sich eine günstige Brise, so daß wir Segel setzen und schneller vorwärts kommen konnten.

Gegen Abend landeten wir bei der Rancheria der Aruacas, in welcher wir die vom Krabbenfange zurückgekehrte männliche Bevölkerung antrafen. Eine Menge großer, von Calatheenfiengeln geflochtener, Körbe enthielten wohl einige Tausende mittelmäßig großer Krabben[888], die eine Lieblingsspeise der Indianer sind. Wir kauften mit großer Freude zwei, mit diesen Thieren gefüllte, Körbe und aßen bei unserem gewaltigen Hunger den Inhalt des einen, der wohl an 400 Krabben enthielt, noch

an demſelben Abend auf; der Hunger ließ uns deren etwas bitteren Geſchmack, der ſich erſt im Juli bis September, der eigentlichen Zeit des Krabbenfanges, in welcher ſie äußerſt wohlſchmeckend ſind, verliert, nicht empfinden.

Von Mosquitos gepeinigt, brachten wir eine ſehr unruhige Nacht in der Niederlaſſung der Aruacas zu und ſegelten am frühen Morgen, bei ſteifer günſtiger Briſe aus Oſt, von da ab. Der Strom warf hohe Wellen, die jedoch unſer Fahrzeug, das vor dem Winde lief, nicht genirten.

Um 10 Uhr Vormittags landeten wir glücklich in Zacupana.

Nachdem wir uns im Hauſe des Sr. Rodriguez einige Stunden ausgeruht, begaben wir uns mit Flinten bewaffnet, nach den Conucos und ſchoſſen zur Befriedigung der leeren Magen eine gehörige Anzahl blauer und gelber Araras[859]). Dieſe Vögel ließen ſich durch unſere Schüſſe wenig beunruhigen und obgleich ſie nach jedesmaligem Schuſſe aufflogen und in die Kronen der in einiger Entfernung ſtehenden Palmen flüchteten, kehrten ſie doch von dort bald nach den Feldern zurück, um an den reifen Maiskolben ſich zu delectiren.

Die Mosquitos peinigten uns am Abend in unſerer Wohnung dermaßen, daß wir dieſe verließen und die Chinchorros an der Playa aufhingen, wodurch wir jedoch aus dem Regen in die Traufe kamen, da dieſe Peiniger hier noch ärger als im Orte ſelbſt hauſten.

Es blieb uns nichts übrig, als die Chinchorros wieder von den Bäumen loszuknüpfen, eine Curiara zu beſteigen und nach dem Wrack einer im Strome liegenden, halb mit Waſſer gefüllten, jedoch einige Fuß über den Flußſpiegel ragenden Balandra zu fahren, um darin eine Schlafſtelle zu ſuchen. Hier waren wir zwar von den Mosquitos befreit, hatten jedoch ein anderes Erlebniß, das uns um den Schlaf brachte. Ich war noch

nicht lange eingeſchlafen, als ich einen gewaltigen Schlag an der Seite der Balandra, an der ich lag, vernahm und im Nu mit einer Menge Waſſer übergoſſen wurde, worauf, kaum daß ich mich in die Höhe gerichtet hatte, ein zweiter noch ärgerer Schlag erfolgte, mit dem zugleich ich einen langen rieſigen, über die Schiffswand hervorragenden Körper in meiner unmittelbaren Nähe erblickte, der eine Fluth von Waſſer auf mich ſchüttete, wodurch ich im Nu aufzuſpringen veranlaßt wurde. Jetzt konnte ich auch den aus dem Waſſer hervorragenden Kopf des Thieres, das meinen Schlaf auf ſo unangenehme Weiſe geſtört, erblicken: es war ein ſehr großes Crocodil[890], das durch unſere Anweſenheit in der Balandra angelockt, verſucht hatte, einen von uns durch ſeine Schläge mit dem Schwanze in's Waſſer zu ſchleudern. Dieſe Warnung ließ uns vorſichtiger ſein und uns in die Mitte des Fahrzeuges niederlegen, worauf wir bald wieder einſchliefen. So mochten wohl vier Stunden vergangen ſein, als wir Beide faſt zu gleicher Zeit durch eine empfindliche Näſſe aus dem Schlafe geſtört wurden und die Balandra bis zu unſerer Schlafſtelle hin, völlig mit Waſſer gefüllt ſahen.

Die Fluth war eingetreten und hatte bereits die Höhe der Schanze, über die das Waſſer von allen Seiten in die Balandra ſtrömte, erreicht. Es war ein Glück, daß wir die Curiara, in der wir hierher gekommen, ſicher an das Schiff gebunden hatten, ſonſt wäre unſere Rettung wohl nicht ſo leicht möglich geweſen, da bald darauf die Fluth viele Fuß über die Balandra ſich erhob; in aller Eile ſtiegen wir in die Curiara und ruderten nach dem Ufer, wo wir an Schlaf nicht mehr dachten, ſondern ein großes Feuer anzündeten und uns, indianiſche Cigarren rauchend, bis zum Tagesanbruch die Zeit durch Rückerinnerungen an Deutſchland vertrieben.

Noch einige Tage verweilten wir in Zacupana, die wir uns,

ich durch Jagd und Botaniſiren, Freund Z. mit Photographiren von Anſichten und Indianergruppen, vertrieben und verließen erſt am 4. Mai dieſen Ort, um nach Ciudad Bolivar zurückzukehren, wo wir, nach mancherlei Erlebniſſen, am 30. Mai glücklich wieder eintrafen.

X.

Zacupana.

Ein Erlebniß am Orinoco.

Hunderte von Stimmen in den verſchiedenartigſten Tönen weckten mich aus dem Schlummer und die durch die Thüröffnung und die gewaltigen Riſſe in der Wand in das Innere der Hütte fallenden Strahlen der Morgenſonne mahnten daran, die ſchaukelnde Hängematte zu verlaſſen.

Das ſeltſame Concert rührte von einer Unzahl gefiederter Sänger her, welche die um die Hütte ſtehenden, mit Blüthen beladenen Bananen, Heliconien, Maranten und Uranien umſchwirrten oder auf den Zweigen der nahen Baumwollſtauden, Papayas, Ceibas, Cocospalmen und Dnetos, umherhüpften und ihr luſtiges Morgenlied zum Preiſe der, vor ihnen in aller Pracht der Tropen ausgebreitet daliegenden Schöpfung, anſtimmten.

Und wahrhaft prächtig war dieſe Schöpfung, davon überzeugten ſich meine Augen, als ich aus der Hütte trat.

Im Hintergrunde zog der düſtere ſchwarzgrüne Urwald an den Ufern des gewaltigen Orinoco, gleich einer ungeheuren Mauer, nur hier und da überragt von einzelnen fächerblättrigen Morichepalmen, ſich dahin. Die an dem rechten Ufer, bei Anlegung der Niederlaſſung Zacupana, in der ich mich

befand, gemachte Lichtung des Urwaldes, ließ den riesigen Strom erblicken, dessen gelbbraune Wasser in langen flachen Wellen seiner Mündung sich zuwälzten.

Den Mittelgrund bildete ein mit hohem Gras und schön blühenden Gebüschen bewachsener Abhang, der ziemlich steil nach dem Strome zu abfiel und durch sein frisches Saftgrün, das da wo die Sonne ihre Strahlen darauf sandte, in herrlichstem Goldgelb prangte, auf's Prächtigste gegen das dunkle Blaugrün des dahinter in weiter Ferne auftauchenden Urwaldes abstach.

Die Häuser und Hütten des auf der Anhöhe gelegenen, indianischen Ortes Zacupana, die von drei Seiten einen weiten freien Platz umschlossen, der nur nach dem Orinoco zu offen war, nahmen den Vordergrund ein; Häuser mit weißgetünchten Lehmwänden und braunrothen Ziegeldächern und Hütten mit Wänden von Flechtwerk oder Bambus und Palmdächern. Sämmtliche, einst von der früheren spanischen Bevölkerung erbaute Wohnungen, deren Wände unzählige weitklaffende Risse, ihre Ziegeldächer große nothdürftig mit Palmwedeln verstopfte Oeffnungen zeigten, waren längst dem Verfall preisgegeben.

Indianer vom Stamme der Guaraunos hatten von den Ruinen, die ihnen im Vergleich zu ihren Waldhütten, selbst noch im Verfall, Paläste dünken mochten, Besitz genommen.

Je kläglicher und ruinenhafter aber die von Menschenhänden geschaffenen Werke anzuschauen waren, desto üppiger und großartiger entfalteten sich die Schöpfungen der Natur in dieser Gegend.

Hinter den Wohnungen und an deren Seiten erhoben sich die edelsten Gewächse der Tropen, die stolzen Palmen, deren auf schlanken Stämmen schwebende, gefiederte Kronen in der Morgenbrise sanft hin und her schaukelten: die hohe Cocos mit ihren steifen Riesenwedeln, deren elfenbeinartige, wachsgelbe Fiederblättchen, vom Luftzuge spielend aneinandergerieben, eigenthümliche Töne hören ließen, die schlanke Parapi[1] mit den Strauß-

federn ähnlichen zarten Wedeln, die undulirend auf und niederſchwankten und die ſtolze Mapora[892]), mit deren langen, ſpiralförmig um den Blattſtiel ſtehenden, Fiedern der ſanfte Zephyr tändelte, bald ſie kammartig in die Höhe treibend, bald in ſchönen Curven ſeitwärts jagend.

Die langen breiten, theilweiſe vom Winde zerriſſenen, atlasartigen, ſaftgrünen, mit zartem röthlichen Hauch überflogenen Blätter hoher Bananen- und Piſangſtauden verdeckten den unteren Theil der grauen Palmenſtämme und verwirrten ſich im Luftzuge mit den fächerförmig ſtehenden Schilfblättern des Zuckerrohres, über welche dünne Cecropienſtämme, ihre ſtarren Aeſte mit großen ſilberglänzenden, gefingerten Blättern geſchmückt, ſich erhoben. Letzteren zur Seite und ihnen im Habitus nicht unähnlich, ſtanden ſchlanke Papayas, mit einer Fülle großer melonenähnlicher, theilweiſe orangegelber Früchte beladen, üppig belaubte Baumwollſtauden, mit einer Unmaſſe reifer aufgeplatzter, mit Wollbällchen verſehener Fruchtkapſeln und großer gelber Blüthen geziert, vereinten ſich mit umfangreichen, mit roth und gelben Früchten in der mannigfachſten Form beladenen Capſicumſträuchern zu einem dichten Untergebüſch, das von gewaltigen Büſchen goldfrüchtiger Ananas, buntblättriger Caladien und glänzendblättriger Marantas[893] eingefaßt war. Ueber das ganze amphitheatraliſch aufſteigende Laubgewirr hin, zogen ſich lange Ranken der Yams, Bataten und des Melonenkürbis und verbanden durch ihre tauſendfachen Umſchlingungen die prächtigen Pflanzengruppen zu einem gewaltigen Ganzen.

Gleich Rubinen, Topaſen, Saphiren, Goldtropfen und Feuerfunken ſchwirrten ſummend um die geöffneten Blüthen winzige Kolibris, verſchwanden urplötzlich, um an einer anderen Stelle gedankengleich wieder aufzutauchen, während Hunderte von Papageien unter widrigem Gekreiſch über den Ort wegzogen, um in den am jenſeitigen Ufer des Orinoco gelegenen Urwald einzufallen.

Lange Zeit stand ich, in Bewunderung der herrlichen Scenerie versunken, da und war wenig erfreut, als ich in meiner Betrachtung durch einen Trupp Indianerinnen, Weiber und Mädchen, gestört wurde, welche mit großen, an Stirnbändern vom Baste der Lecythis auf ihre Rücken herabhängenden, Tragekörben in die Hütte traten, um die Befehle des Häuptlings Celestino, der mit seiner Familie in der nach hinten gelegenen Veranda logirte, entgegenzunehmen.

Ihre heutige Aufgabe bestand darin, im Urwalde eine tüchtige Quantität der jetzt gerade reifen Purgua[894]) zu sammeln, die eine Lieblingsspeise der Guaraunos ist. Ich nahm die sich mir darbietende Gelegenheit wahr, den diese Früchte producirenden Baum kennen zu lernen und beschloß, die Indianerinnen auf ihrer Tour zu begleiten.

Mein noch in der Hängematte liegender, weniger für Naturschönheit empfänglicher Reisegefährte, fand die indianische Weise, den Tag über in dem Chinchorro[895]) zu verträumen, viel zu angenehm, als daß er sich entschließen konnte, mir auf meinem Ausfluge Gesellschaft zu leisten.

Mit einem kleinen Vorrath Cassavebrod und getrocknetem Fisch ausgerüstet, das Manuel, der Sohn des Häuptlings, der die Weibergesellschaft als Ehrenwächter begleitete, in einem kleinen Korbe trug, trat ich mit der fröhlichen, plauderhaften Gesellschaft meinen Spaziergang an.

Die Weiber der Guaraunos, wie die der meisten anderen Indianerstämme, sind in Gegenwart von Fremden scheu und ungemein ernst, unter sich aber, besonders die jungen Mädchen, im höchsten Grade lustig und ausgelassen, was sie auch stets in meiner Gesellschaft, da sie mich seit langer Zeit kannten und gleichsam als einen der Ihrigen betrachteten, waren.

Durch die in bester Ordnung gehaltenen Provisionsfelder

der Indianer ſchreitend, aus denen bei unſerer Annäherung zahlreiche Pärchen der herrlichen blau und gelben Araraunas[896], welche an reifenden Maiskolben und Früchten der Papaya naſchten, und Schaaren kleiner Sperlingspapageien unter heiſerem Gekrächz und durchdringendem Geſchrei aufflogen, gelangte ich bald in den düſteren hohen Urwald, deſſen Saum mit dichten Gruppen prächtiger Cucurito-[897] und Manaquepalmen[898] eingefaßt war.

Stumm vor Entzücken ſtand ich hier und betrachtete die gewaltigen Rieſenbäume, die Jahrhunderte hatten dahin ſchwinden ſehen und dennoch mit ungeſchwächter Lebenskraft ihre gigantiſchen Stämme emportrieben und die ungeheuren Aeſte weit umher nach allen Richtungen ausſandten.

Von weitrankenden Lianen, die wie Schiffstaue ſich durchkreuzten, in wilder Unordnung mit einander verbunden, ſtanden hier die Baumgiganten des Urwaldes: mächtige Lecythis mit ungeheuren brettartigen Wurzeln; große Hymenaea Courbaril, deren mächtige Stämme theilweiſe von dicken Maſſen des ihnen ausſchwitzenden Animébarzes überzogen waren; die durch ihre erſtaunliche Höhe vor allen anderen Bäumen ſich auszeichnende Carapa guianensis, mit kindskopfgroßen ovalen Früchten, deren dreieckige Samen das bei den Creolinnen beliebte Haaröl enthalten; die gigantiſche Sapota Milleri Micq., deren Stamm und Aeſten eine zähe Milch entſtrömt, die an der Luft verhärtet, dem Gutta percha gleicht und in dieſer Weiſe als „Balata" in Britiſch Guyana ein Ausfuhrartikel geworden iſt, und noch unzählige andere Waldrieſen, bekannte oder unbekannte, die den, die Urwälder des Orinoco zum erſtenmale Betretenden, in unbegrenztes Erſtaunen ſetzen.

Lange konnten jedoch meine Betrachtungen nicht dauern, da meine Begleiter dieſelben durchaus nicht theilten, ſondern rückſichtslos vorwärts ſchritten, wodurch ich aus Unkenntniß des Weges,

um ſie nicht aus den Augen zu verlieren, gezwungen war, ihnen dicht auf dem Fuße zu folgen.

Farnkräuter, Aroideen, Crinums, Scitamineen, Marantaceen, und Muſaceen bedeckten den Boden, und hohe Baum- und Strauchfarn, langblättrige Theophraſten, glänzend dickblättrige Cluſien, rothfrüchtige Malpighien, nebſt einer Unmaſſe anderer wenig bekannter, nur höchſt ſelten in Blüthe ſtehender Sträucher, bildeten, untermiſcht mit niedrigen Palmen der Bactris-, Geonoma-, Leopoldinia- und Euterpe-Arten, das Unterholz.

Gegen dieſes friſche, glühende Leben der Natur erſcheinen alle Bilder, welche der Pinſel des Malers von der Urwaldvegetation ſchafft, todt und ausdruckslos!

Meine Begleiterinnen waren ſeit dem Eintreten in den Wald ernſter geworden und ſchritten lautlos in dem kaum erkennbaren ſchmalen Pfade vorwärts, während Manuel ſeine Blicke überall in dem dichten Laubgewölbe nach einer Jagdbeute umherſchweifen ließ.

Doch die Stille des Waldes wurde durch keine Thierſtimme unterbrochen, denn nur am frühen Morgen und ſpäten Nachmittag iſt es lebhaft in dieſer Einſamkeit. Dann ertönt der klagende tremulirende Pfiff des Crypturus, das tiefe Brummen des Pauji, der pfeifende Schrei der Penelope, das tigerähnliche Geheul der Tigriſoma, die ſeltſamen Töne der Eurypyga, der laute eigenthümliche Ruf der Palamedea, dem ſich das ſchauerliche Geheul der Brüllaffen und die grellen Stimmen wandernder Heerden kleiner Winſelaffen anſchließen, die nur dann verſtummen, wenn der raubgierige Jaguar unter katzenähnlichem Geſchrei ſeine Jagdrunde macht.

Wohl mehre Stunden wanderten wir bereits in der düſteren Wildniß, als ſie plötzlich ſich öffnete und der glatte kryſtallklare Spiegel eines kleinen Sees vor uns lag.

Vermorſchten Baumſtämmen gleich, lagen vorſündfluthlich

aussehende, 16 bis 20 Fuß lange Crocodile[899]) sich sonnend, am sandigen Uferrande und plumpten bei unserem Erscheinen schwerfällig in die blaue Fluth, die in einem Silberregen um sie her hoch aufspritzte.

Ein Pärchen gehörnter Arucos[900]) saß auf den über das Wasser hängenden Gebüschen der Hirtella americana und braun und gelb gefärbte, am Handgelenk der Flügel gespornte Gallitos[901]) liefen behende auf den großen, die Wasserfläche bedeckenden Blättern der Nymphäen, eifrig mit dem Fange von Insecten beschäftigt, umher.

Herrliche azurblaue Blüthenrispen der Heteranthera reniformis streckten sich über das Wasser, auf dem die großen schneeweißen Blumen der Nymphaea ampla schwammen und die prächtigsten Farbencontraste zu der ultramarinblauen Fluth schufen.

Meine Begleiterinnen gingen rasch vorwärts, das Ufer des Sees entlang, während Manuel mit einem Pfeilschuß einen der schwerfällig fliegenden Arucos tödtete, welchen er mir, da der Vogel von Indianern nicht gegessen wird, übergab und den ich, um ihn auf der Rückkunft mit mir zu nehmen, einstweilen an einen Baumast aufhing.

Dann eilte ich den Indianerinnen nach.

Die Ufer des Sees verlassend, drangen wir wiederum in den Wald ein, in welchem jetzt nicht mehr von einem Pfade die Rede war und die am meisten von Unterholz und Schlingpflanzen befreiten Stellen zum Gehen benutzt wurden, wobei der Stand der Sonne zur Richtung des einzuschlagenden Weges dienen mußte.

Noch eine Stunde anstrengenden Marsches und meine Begleiterinnen zeigten nach mehren vor uns stehenden riesigen Baumstämmen mit dem Ausrufe: „Purgua! Purgua!“

Es war der von mir längst ersehnte Platz, auf welchem die

erwünſchten Früchte in ihrer Reife bereits von den Bäumen gefallen, in großen Haufen zu Tauſenden umherlagen.

Die Weiber nahmen ihre Tragekörbe von den Schultern und ſetzten ſich inmitten der Früchte hin, um ſich zu allererſt an derem Genuſſe zu ſättigen. Im höchſten Grade hungrig, verzehrte ich die mitgebrachten Lebensmittel, während Manuel, nachdem er einige der Purguafrüchte genoſſen, ſeiner Leidenſchaft, der Jagd, nachging und bald im Dickicht meinen Blicken entſchwunden war.

Nach eingenommenem Frühſtück beſchloß ich, in der Nähe umher zu botaniſiren, ließ meine Flinte an einen Stamm gelehnt ſtehen und drang, nur mit einem Machete bewaffnet, etwas tiefer in den Wald ein. Die Indianerinnen waren beim Einſammeln der Früchte dermaßen geſprächig und laut, daß ich nicht zu fürchten hatte, wenn ich nicht gar zu weit mich entfernte, zum Platze mich nicht wieder zurückzufinden.

Langſam im Dickicht vorwärts ſchreitend, mit dem Kopfe zur Erde gebückt und nach intereſſanten Pflanzen ausſpähend, mochte ich eine geraume Weile gegangen ſein, als ich ein prächtiges fächerblättriges Farn, die Schizaea elegans, erblickte, die ich mit Vergnügen meiner Sammlung einverleibte.

Wo eine ſeltene Pflanzenart ſteht, da müſſen auch mehre in der Umgegend zu finden ſein! ſo denkend ſchritt ich weiter vorwärts.

Noch hörte ich, obgleich in großer Entfernung, die fröhlichen Stimmen und das ſchallende Gelächter der Indianerinnen und glaubte mich völlig der Richtung des ſpäter einzuſchlagenden Rückweges ſicher.

Unbekümmert drang ich weiter in den Wald ein und war ſo glücklich, meine Anſtrengung, durch das Dickicht zu dringen, bald belohnt zu ſehen, ich fand eine zweite Schizäa, dann eine dritte und zuletzt, nachdem ich eine fernere halbe Stunde im

Buſche vorgedrungen war, eine größere Anzahl dieſes Farns beiſammenſtehen.

Damit beſchäftigt, die beſten Exemplare der Pflanzen in das mitgenommene Trockenpapier zu legen und eben wieder mit der Hand nach dem, den Boden bedeckenden Pflanzengewirr greifend, ſchnellte ſich plötzlich aus demſelben der große dreieckige Kopf einer Schlange, die wahrſcheinlich ſchlafend unter dem dichten Pflanzenhaufen, der an einem vermorſcht daliegenden Baumſtamm in üppigſter Fülle wucherte, gelegen und durch meine geräuſchvolle Annäherung geweckt worden war.

Entſetzt prallte ich zurück und war ſo glücklich, dem mir beſtimmten Biſſe des gereizten Thieres zu entgehen, das übrigens durch meine Erſcheinung ebenſo in Furcht geſetzt zu ſein ſchien, als ich es im erſten Augenblick vor ihm war. Denn ſobald ihr erſter Angriff mißlungen war, wand ſich der lange dicke Leib der Schlange vollends unter dem Baumſtamme hervor und ſie ergriff in einer Eile, die mich in Erſtaunen ſetzte, die Flucht in entgegengeſetzter Richtung als der, von der ich gekommen war.

Meinem ſteten Vorſatze, jede mir in den Weg kommende Schlange zu tödten, getreu, rannte ich in aller Haſt hinter ihr her, die geſammelten Pflanzen, wie den Machete, am Orte zurücklaſſend und dafür einen am Boden liegenden Baumaſt ergreifend, mit dem ich ſie am ſicherſten zu tödten gedachte.

Die Schlange war aber ſchneller als ich es wegen des mir im Wege ſtehenden Geſtrüppes ſein konnte und glitt pfeilſchnell auf der Erde dahin, bis endlich ein breiter, mit Waſſer angefüllter Graben ihrer Flucht ein Ziel ſetzte.

Wenn auch die meiſten Giftſchlangen das Waſſer nicht ſcheuen und ſogar geſchickte Schwimmer ſind, vermeiden ſie es doch, wenn ſie irgend können und dies war auch bei dieſer Schlange der Fall.

Als ich faſt athemlos zu ihr herangerannt kam, lag ſie zuſammengerollt am Rande des Waſſers und erwartete, den Kopf

in der Mitte der Rolle, gleich einer Pfeilspitze emporgestreckt, meine Annäherung. Ihr so nahe tretend, als es die Länge des in meinen beiden Händen schwingenden Knüttels erlaubte, ließ ich diesen in dem Moment auf sie herabfallen, als sie mit weit geöffnetem Rachen und aufgerichteten langen Giftzähnen eben im Begriffe war, ihren Kopf nach mir zu schnellen. Der mit größter Vehemenz ausgeführte Schlag zerschmetterte ihren Kopf und ein zweiter, schnell nachfolgender den Rückgrat, so daß sie in Todeszuckungen sich gewaltig umherwand und der kurze Schwanz heftig zitternd und krümmend durch die Luft fuhr.

Bald darauf lag sie vollkommen leblos da und gestattete mir jede nähere Besichtigung.

Es war eine 10 Fuß lange Lachesis rhombeata, die gefährlichste Giftschlange Süd-Amerika's, derem Bisse ich mit knapper Noth entgangen war.

Vermittels des Knittels warf ich sie in das Wasser und dann erst sah ich mich in meiner Umgebung um.

Wild genug sah sie aus; dichtes Gestrüpp, Gewirr tausender von Schlingpflanzen, Gruppen von Stachelpalmen, morsche am Boden liegende Baumstämme, Alles in schönster Unordnung um mich herum; vor mir der mit braunem schmuzigem Wasser angefüllte Graben, irgend eine lange schmale, stehende Lache, wie sie zur Regenzeit im Urwald oft anzutreffen ist, und jenseits des Wassers eine andere Pièce Urwald in demselben Genre als der Vordergrund.

Doch dies war nichts Ungewöhnliches und Schlimmes und machte mich nicht plötzlich so ernst und nachdenkend; das was dies bewirkte, war der Gedanke, daß ich mich gänzlich verirrt und nicht wußte, wo ich mich befand und in welcher Richtung hin ich meinen Rückweg zu den Indianerinnen zu nehmen hatte.

Die in die Kreuz und Quer geschehene, langdauernde Verfolgung der Schlange hatte mich gänzlich vom Wege abgebracht

und irre geführt, und rathlos ſtand ich einen Augenblick da, ohne zu wiſſen, wohin ich mich zu wenden habe.

Doch nur einen Augenblick; dann begann ich aus vollem Halſe zu ſchreien, um wo möglich von Manuel oder den Indianerinnen gehört zu werden.

Kein antwortender Ruf erfolgte.

Dann ſchrie ich nochmals und ſchrie immer ſtärker und häufiger, doch ohne irgend Antwort zu erhalten.

Das ſchon oft und längſt Gefürchtete, mich im Urwalde zu verirren, war endlich einmal eingetroffen und zwar in gründlichſter Weiſe, da ich auch nicht den mindeſten Anhaltspunkt hatte, wohin ich meine Richtung nehmen ſollte, um nach Zacupana, überhaupt nach dem Orinoco, zurückzukommen. Meinen Taſchencompaß hatte ich unbedachtſamer Weiſe zu Hauſe gelaſſen und nach dem Stande der Sonne konnte ich mich nicht richten, da ſie von dunklen grauen Regenwolken verdeckt war, ich überhaupt mich nie um die richtige Lage der Niederlaſſung gekümmert hatte und nur ſo viel wußte, daß ich nach Norden mich zu wenden habe.

Aber in welcher Richtung lag Norden?

Die durch Wolken und dichtes Laubgewölbe verhüllte Sonne gab mir keinen Fingerzeig.

An dem Orte, wo ich die Schlange getödtet, konnte ich nicht bleiben, jeder andere Ort war eben ſo gut als dieſer, um im Nothfalle die Nacht zuzubringen und ſo verſuchte ich, die Richtung nach dem Orte einzuſchlagen, an dem ich die Schlange entdeckt und das Pflanzenpapier, wie den Machete, zurückgelaſſen hatte. Er konnte unmöglich weiter als eine halbe Stunde entfernt ſein; aber ihn aufzufinden, war die Schwierigkeit, da ich bei der haſtigen Verfolgung der Schlange nicht im Mindeſten auf die Bäume und anderen Pflanzen geachtet hatte, an denen ich vorbeigerannt war.

Wohl eine Stunde lief ich in der Irre umher, ohne den

geſuchten Platz wieder zu finden, dann noch eine Stunde und zuletzt viele Stunden, ohne irgend einen Pfad oder die geringſte Spur eines von Menſchen beſuchten Ortes anzutreffen.

Im Walde begann es dunkler zu werden, denn der Abend nahte heran.

Meine Schritte wurden immer haſtiger; ich lief nicht mehr, ich rannte athemlos über die vermodert an der Erde liegenden Baumſtämme, ſtürzte über die in Unzahl unter dem Pflanzenteppich verborgenen Baumwurzeln, verwirrte mich in die durch einander gerankten Schlingpflanzen, ſank knietief in ſtellenweis ſumpfigen Boden, nichts hielt mich in meinem wilden Laufe auf; wieder raffte ich mich auf, brach wie ein verfolgter Hirſch durch das Gewirr der Schlingpflanzen, zog mit Rieſenkraft meine Füße aus dem tiefen Schlammbett — nur immer vorwärts! vorwärts zum Orinoco oder nach Zacupana!

Dies war der Ruf, der mir unausgeſetzt in den Ohren tönte, der mir die gewaltige Kraft gab, wie ein Verzweifelter das dichteſte dornigſte Geſtrüpp zu durchbrechen und dahin zu raſen.

Wohin? wußte ich nicht mehr; wilde Stimmen, Menſchengeſchrei tönten in meinen Ohren, ich glaubte mich verfolgt und immer ſchneller und ſchneller ſtürzte ich vorwärts!

Dann blieb ich ſtehen. — — —

Laut pochte das Herz, als wolle es zerſpringen; der einzige Ton in der grauſigen Wildniß! Keine andere Stimme war zu hören, alle anderen nur Trug, Zeichen des beginnenden Wahnſinns!

Und wieder ſtürzte ich fort und ſprang gleich dem gehetzten Reh über alle entgegenſtehenden Hinderniſſe

Immer dunkler und dunkler wurde es um mich her, der Abend und bald darauf die Nacht traten ein und immer noch rannte ich gleich dem wilden Jäger im Urwalde dahin!

Ein gewaltiger im Wege liegender Baumſtamm ſetzte meinem

Rennen ein Ziel. Ueber ihn hinwegspringend, stieß mein Fuß an einen seiner Aeste und ich stürzte mit dem Kopfe dermaßen heftig gegen einen anderen Stamm, daß ich besinnungslos zu Boden fiel.

Mehre Stunden mußte ich so dagelegen haben, denn als ich wieder zur Besinnung kam, umgab mich die tiefste Finsterniß

Mit der einen Hand nach dem heftig schmerzenden Kopf fühlend, fand ich denselben feucht und klebrig, die Haare völlig zusammengeklebt und zwar, wie ich an dem Geruche merkte, von Blut, das sich reichlich aus einer großen Stirnwunde ergossen hatte.

Die Nacht war empfindlich kühl und leichter Frost durchbebte meine Glieder; ich richtete mich auf und setzte mich auf den Baumstamm.

Mein Kopf war durch den starken Blutverlust leichter, meine Gedanken geregelter geworden.

An Schlaf war nicht zu denken, dazu ließen Kälte und Aufregung mich nicht kommen und so versank ich denn in tiefes Nachdenken, was ich nunmehr beginnen solle.

Der Hunger begann bereits mich zu quälen und ungeduldig erwartete ich den Anbruch des Tages, um nach irgend einem eßbaren Gegenstande umher zu suchen, nach welchem? wußte ich freilich selbst nicht.

Hätte ich meine Flinte oder den Machete bei mir gehabt, dann konnte ich ein Wild schießen und zugleich Feuer anmachen, sowie mit dem Machete eine der Manaanepalmen umhauen, um deren Palmenkohl zu genießen; beide aber hatte ich unvorsichtigerweise am Wege zurückgelassen und nicht einen Gegenstand bei mir, mit dessen Hilfe ich mir Nahrung verschaffen konnte.

Ich fühlte mich tief niedergedrückt und verwünschte die Schlange, die mich in's Unglück gebracht, in eben dem Maße, als es Adam nach dem Sündenfalle gethan haben mochte.

Nach langer, langer Zeit, die mir eine Ewigkeit däuchte, begann das Dunkel im Walde zu ſchwinden und in ein helleres Grau überzugehen, gegen welches die rieſigen Baumſtämme in ihrem tiefen Braunſchwarz effectreich ſich abhoben.

Bald aber verſchwamm Alles wieder in eine einfache weißgraue Maſſe, in dem dicken Nebel, der dem feuchten Boden entſtieg.

Mir war Alles gleich, Nebel oder Sonnenſchein, denn ich wußte doch nicht, wo ich mich befand.

Wiederum begann ich meinen Lauf im Walde, diesmal aber ruhiger und überlegter, als am geſtrigen Tage; nur nutzte leider alle Ueberlegung in meinen augenblicklichen Verhältniſſen nichts und mechaniſch ſchritt ich vorwärts, gleichviel wohin.

Mein Intereſſe für Botanik war gänzlich in den Hintergrund getreten und ſelbſt wenn die Bäume, gleich dem Zaubergarten in „Aladdin", goldene Früchte getragen, hätte ich ihnen doch einen Baum mit reifen Purguafrüchten vorgezogen. Ein ſolcher aber wollte nicht erſcheinen und mein Magen verlangte immer dringender nach Nahrung.

So verſtrich der Vormittag und immer noch befand ich mich auf meiner raſtloſen Wanderung, ohne die geringſte Hoffnung, mich je wieder zurecht zu finden.

Trotzdem ich im höchſten Grade durch Anſtrengung und Hunger erſchöpft war, beſaß ich nicht die Ruhe, mich einige Zeit niederzuſetzen und weiter und weiter trieb es mich in dem entſetzlichen Walde fort.

Und wiederum ſank die Sonne gen Weſten hinab und noch keine Rettung, noch keine Nahrung!

Meine Kräfte drohten mich zu verlaſſen, denn der Hunger begann in mir zu wüthen. Unmöglich konnte ich die Nacht wieder ohne jegliche Nahrung zubringen, ich hätte des andern Morgens

vor Schwäche nicht weiter gehen können und so blieb mir nichts übrig, als zum Aeußerſten zu greifen.

Am Boden lag ein halbvermorſchter Stamm, deſſen von Würmern durchnagtes Holz ſich vermittelſt eines abgebrochenen Aſtſtückes leicht auseinander reißen ließ, aus dem ich, mit den Händen in dem mulmigen Innern wühlend, bald eine Anzahl großer fetter Käferlarven hervorzog, die zu meiner Nahrung dienen mußten.

Oft hatte ich die Guaraunos ſolche Käferlarven, jedoch geröſtet, mit größtem Appetit verzehren ſehen und dabei ſtets einen gewaltigen Ekel empfunden und nun war ich gezwungen, ſelbſt dieſe widerlich ausſehenden Würmer zu eſſen.

Jedoch Noth kennt kein Gebot und der peinigende Hunger überwog jede Bedenklichkeit, obgleich ich dieſe Art Nahrung freilich lieber geröſtet, als roh genoſſen hätte.

Mit einem Stückchen Holz drückte ich den Larven den Kopf ein, riß ihn vom Körper los und würgte letzteren, gleich einer gewaltigen widerlichen Pille, die Speiſeröhre hinab, ſicher zur größten Verwunderung meines Magens, dem bisher noch nie derartige Koſt geboten worden war.

Ein Dutzend der überaus fetten Larven ſchienen ihn beruhigt zu haben und froh darüber, daß er gegen dieſes Gericht nichts einzuwenden hatte, ſetzte ich meine Entdeckungsreiſe weiter fort. Sie fiel leider ebenſo ungünſtig aus, als am vergangenen Tage und die Nacht brach herein, ohne daß es mir irgend klar geworden war, welche Richtung, dem Orinoco zu, ich einzuſchlagen habe.

Dieſe Nacht beſchloß ich, auf einem Baume zu kampiren, da meine Beſinnung heut mich nicht verlaſſen und ich bereits in vergangener Nacht manche Thierſtimmen um mich her gehört hatte, deren Eigner ich nicht gern in meiner unmittelbaren Nachbarſchaft wünſchte. Es war der nach Beute ſuchende Jaguar

geweſen, der durch ſein Geſchrei mich geſtört, ſowie einige Crocodile, Bewohner der meinem Schlafplatz nahen Lache, die durch ihr gewaltiges Brüllen ungemüthliche Gefühle in mir geweckt hatten.

So kletterte ich denn auf einen gewaltigen Baum, deſſen botaniſche Unterſuchung ich in den jetzigen Umſtänden gern unterließ und ſetzte mich in einer Verzweigung deſſelben zur Ruhe, ohne mich jedoch, gleich Robinſon Cruſoe mit Strumpfbändern oder Hoſenträgern, die im Urwalde zu den größten Luxusartikeln gehören, an die Aeſte anzubinden.

Bei meiner gewaltigen Aufregung war an feſten Schlaf nicht zu denken, ich verfiel aber in ein Mittelding zwiſchen Schlaf und Wachen, in welchem mir die herrlichſten gaſtronomiſchen Genüſſe vorſchwebten; reichlich mit Speiſe und Trank beladene Tafeln, die ſchönſten Früchte und zuletzt Thee mit Sandwiches, bei deren Genuß ich, aus Aerger daß der Schinken, anſtatt gekocht zu ſein, roh war und ſein Fett den vorher genoſſenen Käferlarven ähnlich ſah, wieder in völlig wachen Zuſtand zurück verſetzt wurde.

Leider war mein Magen dabei völlig leer geblieben und mahnte mich bereits wieder auf's Dringendſte um Beſchäftigung.

Bisweilen ertönte durch die Stille der Nacht weithin hörbar laut röchelndes, von katzenähnlichem Geſchrei begleitetes Geheul, die Töne des Jaguars und ſeiner Jungen und weckte die ſchlafende Thierwelt, die ihre furchtſamen Stimmen mit denen der Raubthiere vermiſchten.

Ein Entſetzen einflößendes Concert, das im tiefen Nachtdunkel des wilden einſamen Urwaldes dem Verirrten wirklichen Schauder verurſacht!

Das ängſtliche Geheul der Brüllaffen, das winſelnde Angſtgeſchrei der Monos, das wilde Grunzen und Zähnklappen einer vom Jaguar aufgeſcheuchten Heerde Peccaris, das Zerren und

Zerreißen der auf den Boden herabhängenden Schlingpflanzen durch einen verfolgten Hirsch, die grellen Schreie der Paujis und Pavas del Monte, das tiefe Brummen einer flüchtigen Heerde Trompetenvögel: dieser ganze Aufruhr, in Folge des beutegierig umherschleichenden Raubthieres, kann selbst auf den damit seit langer Zeit Vertrauten furchteinflößend wirken.

So schnell als der Lärm entstanden, ebenso bald ist er verstummt und tiefe grabesähnliche Ruhe herrscht wiederum in dem Dunkel des Waldes.

Mehrmals wiederholten sich diese Auftritte und unterbrachen, allerdings in wenig angenehmer Weise, die schreckliche Einförmigkeit der entsetzlich langen Nacht.

Endlich begann es zu tagen, doch dicker grauer Nebel hüllte Alles umher in einen undurchdringlichen Schleier.

Fröstelnd und im höchsten Grade ermattet stieg ich vom Baume herab und schleppte meinen Körper weiter fort und fort durch den schaurigen, nebelumflorten Wald.

Merklich fühlte ich meine Kräfte mehr und mehr abnehmen und begann zu verzweifeln.

Da war es mir, als ob ich in der Ferne leises Rauschen hörte! — — —

War es Regen oder Wind, der die Gipfel der Urwaldbäume durchstrich?

Ich konnte es nicht unterscheiden und die letzten Kräfte aufbietend, ging ich der Richtung, woher das Geräusch ertönte, zu.

Das Rauschen wurde stärker und stärker, je weiter ich vorwärts drang; es konnte unmöglich Regen sein, da ich nicht das mindeste Herabtropfen desselben aus dem Laubdach über mir verspürte.

Und schneller und schneller, von freudiger Ahnung bewegt, wurde mein Lauf.

Da begann der Nebel ſich allmählich vom Boden zu erheben und wie er langſam, gleich dem Vorhange einer Bühne, in die Höhe ſtieg, wurde es heller und heller dahinter und die ſchönſte, erfreulichſte Scenerie zeigte ſich meinen ſehnſüchtigen Blicken.

Ich befand mich in der Nähe des Orinoco.

Zwiſchen den Stämmen der Uferbäume hindurch, ſah ich den gewaltigen Strom in voller Majeſtät ſich dahin wälzen, hoch angeſchwollen ſeine Ufer überfluthend und tief in den Urwald eindringend.

Rieſige, durch die Gewalt der Strömung losgeriſſene Bäume, mit weißen Reihern beſetzt; losgeriſſene Uferſtrecken, Inſeln gleich, mit Crocodilen oder einer gewaltigen Schlange als ihre Bewohner, tanzten, ein Spiel der langen flachen Wellen, auf den braungelben Fluthen, welche ihre Beute weit in's Meer hinaus führten.

Und in weiter Ferne, drüben am jenſeitigen Ufer, zeigte ſich die volle Pracht der tropiſchen Vegetation.

Gleich Palliſaden zogen die grauen hohen Stengel des baumartigen Arum, des Mucu-mucu, mit ihren großen glänzenden, mit der Spitze nach oben gerichteten Blättern und der ſchneeweißen Blüthendute, ſich entlang, überragt von den rieſigen ungetheilten Wedeln der Timichepalme[902]), zwiſchen denen einzelne gigantiſche Baumſtämme hervor ſich drängten und mit ihren Wurzeln tief in den Strom hinab ſich ſenkten. Gleich einem großen grünen Hügel breitete der gewaltige Ceiba ſein ſchönes ſchirmartiges Laubdach über die, des Schattens bedürfenden, Palmenkronen der Timiche, während die hohe Santa Maria[903]) mit ihrem pyramidenförmigen Gipfel weit über ihren koloſſalen Nachbar hinausragte und mit den langen dunkelcarminrothen Blüthenriſpen die beſcheidenen ſanftvioleten Blumentrauben der Bignonia beſchämte, deren lange, unzählige Ranken die Ufer-

bäume völlig überzogen. Nur die prächtig ſcharlachrothen großen Blüthenriſpen der Norantea und Cacoutia, wie die ſcharlachnen Bürſtchen des Combretum konnten mit der Blüthenpracht des Santa Mariabaumes wetteifern.

Dergleichen botaniſche Betrachtungen ſtellte ich allerdings in dem Augenblicke, als ich in höchſter Verzweiflung plötzlich durch den Anblick des Orinoco überraſcht wurde, nicht an; ſie fielen mir erſt ſpäter ein.

Vorläufig war ich überglücklich, den Strom vor mir zu ſehen und dankte Gott, der mich an ihn geführt hatte. Dann mußte ich vor Allem nach Nahrung ſuchen.

Aber wie und wo?

Dicht bis an den Rand des in den Wald getretenen Waſſers ſchreitend, erblickte ich in demſelben eine Anzahl großer Sumpfſchnecken, der Ampullaria urceus, die von den Indianern geröſtet gegeſſen werden und mußte nothgedrungen nun wieder zu einem indianiſchen Leckerbiſſen greifen, nur mit dem Unterſchiede, daß das, was die Indianer geröſtet eſſen, von mir aus Mangel an Feuer roh genoſſen werden mußte.

Die Schneckengehäuſe zerbrechend, verſchluckte ich einige Dutzend der ſchleimigen Thiere, deren Geſchmack, im Vergleich zu Auſtern, viel zu wünſchen übrig ließ. Mein Magen begnügte ſich jedoch, in Erwägung meiner traurigen Lage, auch mit dieſem ſimplen Nahrungsmittel und hätte zuletzt, gleich dem der Ottomacos, ſogar mit Erdklumpen vorlieb genommen.

Mit dem glücklichen Erreichen des Orinoco hatte ſich meine traurige Lage allerdings nicht ſehr verbeſſert, da oft Wochen vergehen, daß in der Nähe von deſſen Delta eine Curiara mit Indianern den Strom kreuzt; jedoch war wenigſtens die Möglichkeit vorhanden, daß dies ebenſo gut auch bald der Fall ſein könne. Ueberdies war durch die Nähe des Stromes bei Weitem mehr Leben in meine Umgebung gekommen, die bisher durch ihre ein-

tönige Scenerie und Todesſtille mein Gemüth tief niedergedrückt hatte.

Daß ich wenigſtens eine Tagereiſe unterhalb Zacupana mich befand, konnte ich aus dem Auftreten der Timichepalme, die erſt in dieſer Entfernung von Zacupana ſtromabwärts vorkommt, ſehr wohl ſchließen; ich hatte demnach in den anderthalb Tagen meines Verirrtſeins einen tüchtigen Marſch gemacht.

Den Strom gedachte ich jetzt nicht mehr zu verlaſſen und ihn aufwärts zu verfolgen, um wo möglich Zacupana oder eine andere Indianerniederlaſſung zu erreichen.

An Waſſermangel hatte ich im feuchten, ſtellenweiſe ſumpfigen Urwalde bis jetzt noch nicht gelitten und daß dieſer nie eintreten konnte, dafür ſorgte nunmehr der Orinoco, der ebenfalls durch ſeine Schnecken für meine Nahrung bedacht war.

Einige Stunden rubete ich, um Kräfte zu ſammeln, auf einem am Waſſer liegenden Baumſtamm aus, dann begann ich meine beſchwerliche Weiterreiſe.

Und beſchwerlich genug war ſie, denn die Ueberfluthungen des Stromes traten oft weit in den Urwald hinein und zwangen mich zu großen Umwegen.

Doch alle Hinderniſſe waren jetzt für mich ſo gut wie nicht vorhanden und der Gedanke, eine menſchliche Wohnung oder eine Curiara mit Guaraunos anzutreffen, beſeelte und kräftigte mich.

Zum drittenmale auf meiner Irrfahrt ſank die Sonne gen Weſten hinab, als ich die Mündung eines weit oberhalb ſich abzweigenden, ziemlich breiten Flußarmes, eines ſogenannten Caño, erreichte, zu deſſen Durchſchwimmen mir jedoch die Kräfte fehlten.

Ich war dadurch genöthigt, an ihm entlang aufwärts zu gehen, um wo möglich eine günſtige Stelle an das jenſeitige Ufer zu gelangen, anzutreffen.

Wer beſchreibt mein freudiges Erſtaunen, als ich in geringer Entfernung oberhalb des Caño eine indianiſche Hütte erblickte,

die in einer kleinen Lichtung auf einer erhöhten Stelle des Flußufers lag!

Mit beflügelten Schritten eilte ich darauf zu und trat in dieselbe ein. Sie war leer, doch drei darin hängende Chinchorros, einige ärmliche Geräthschaften, wie ein Bündel Pfeile, belehrten mich, daß sie bewohnt sei, aber mehr noch erfreute es mich, am Boden einige große, noch glimmende Holzstücke zu erblicken, ein Anzeichen, daß ihre Bewohner noch diesen Morgen sich hier befunden hatten und wahrscheinlich mit Einbruch der Nacht zurückkommen würden.

Begierig suchte ich überall nach Lebensmitteln, konnte jedoch nicht das Geringste auffinden.

Zum Tode erschöpft, wie ich mich befand, legte ich mich in eines der Chinchorros und schlief bald ein.

Ich mochte wohl einige Stunden geschlafen haben, als ich durch ein Geräusch vor der Hütte geweckt wurde. Eiligst sprang ich aus dem Chinchorro und trat hinaus in's Freie.

Als meine Augen mit dem draußen herrschenden Dunkel der Nacht sich vertraut gemacht hatten, unterschied ich deutlich eine am Ufer anlegende Curiara, in der sich drei Indianergestalten befanden, von denen die eine mit dem Befestigen derselben an einen Baumstamm, die beiden anderen mit dem Ausladen sich beschäftigten.

Bald war ihre Arbeit beendet und sie kamen auf die Hütte zugeschritten.

An der Thür angekommen, erblickten sie mich, stutzten ein wenig, gingen aber trotzdem an mir vorüber und in die Hütte, mein „buenas noches“ völlig unbeachtet lassend.

Es waren ein alter und junger Mann, denen ein Indianermädchen folgte.

Ich trat ebenfalls in die bescheidene Wohnung.

Einige Worte in seiner Sprache murmelnd, beschäftigte der

Alte ſich damit, einige kleine Holzſtücke zu den noch glimmenden Blöcken zu legen, letztere aneinander zu rücken und das Feuer anzufachen.

Dichter Rauch entſtieg den Stöcken und füllte bald die Hütte zum Erſticken, dann ſchlug plötzlich die helle Flamme hoch empor und ließ mich die Geſtalten meiner Wirthe deutlich erblicken.

Sie waren ſämmtlich Guaraunos, die beiden Männer von abſtoßenden Geſichtszügen, jedoch, beſonders der Jüngere, von kräftigem Körperbau; das Mädchen dagegen von wirklicher Schönheit, die man bei jungen Indianerinnen ſehr oft findet bei einem wahrhaft üppigen, tadellos ſchönen Körperbau, obgleich ſie kaum vierzehn Jahre zählen mochte.

Alle drei gingen bis auf den Schamſchurz, gleich allen Guaraunos, völlig nackt, der Schurz des Mädchens beſtand, ein Zeichen ihrer Armuth, einzig und allein aus einem ſchmalen flexiblen Streifen Baumrinde, der ſogenannten Maſikara.

Trotzdem aber trug ſie Schnüre von Glasperlen quer über dem vollen Buſen hängend, wie an den Oberarmen und über den Waden ähnliche ſolche Schnüre, welche dieſe Theile feſt umſchlangen. Ihre rabenſchwarzen Haare hingen lang auf den Rücken herab und in ihren pechſchwarzen Augen ſpiegelte ſich der grelle Schein der Flammen gleich heftig zuckenden Blitzen.

Der Alte hockte am Feuer und muſterte mich auf's Schärfſte mit ſeinen Blicken, während der junge Mann und das Mädchen die aus der Curiara gebrachten Fiſche, die Ausbeute des heutigen Fanges, zum Röſten zubereiteten und nur bisweilen mit ihren Falkenaugen mich fixirten.

Ich unterbrach das tiefe in der Hütte herrſchende Schweigen, indem ich, mich an den Alten wendend, ihm in ſpaniſcher Sprache die Urſache meines Hierſeins erklärte und ihn dringend bat, mich am andern Morgen in ſeiner Curiara nach Zacupana zurück zu bringen, wo ich ihn für ſeine Dienſte gut belohnen würde.

gleich erſuchte ich ihn, mir etwas zu eſſen zu geben, um meinen gewaltigen Hunger befriedigen zu können.

Ob mich der Mann verſtanden hatte, konnte ich nicht bemerken, da er mir jede Antwort ſchuldig blieb, daß jedoch der Jüngere des Spaniſchen mächtig war, bewies er dadurch, daß er mir von einem der bereits zum Röſten am Feuer liegenden Fiſche, den Morocotos, ein gewaltiges Stück abbrach und zureichte.

Mit gieriger Haſt verzehrte ich es und ſetzte mich alsdann, der Ruhe bedürftig, auf eine am Boden liegende Schildkrötenſchale.

In murmelnder Weiſe wechſelte der Alte mit dem Jüngeren einige mir unverſtändliche guaraniſche Worte, dann trat das frühere Schweigen wieder ein.

Sobald ſämmtliche Fiſche zum Röſten an Stöcken über dem Feuer hingen, eilte das Mädchen aus der Hütte, kam aber bald mit einem gewaltigen Bananenblatt, das ſie am Boden ausbreitete, wieder herein. Darauf zog ſie aus dem Palmendache der Hütte einige gewaltige Stücke Yarumabrod[905] hervor, legte ſie nebſt einigen geröſteten Fiſchen auf das Bananenblatt und lud die Ihrigen, ſowie auch mich, ein, zuzulangen.

Gern benutzte ich die dargebotene Gelegenheit, meine Kräfte ſo viel als möglich zu ſtärken und langte wacker zu.

Nach dem Eſſen gingen alle drei aus der Hütte und ließen mich allein.

Ich hörte ſie draußen längere Zeit mit einander, mitunter in heftiger Weiſe, disputiren, beſonders wurde die Stimme des Mädchens einigemale ſehr laut und klang ſogar drohend.

Sie war es auch, die zuerſt wieder in die Hütte trat, ſich mir ſchnell näherte und die Worte zuflüſterte: „Tenga cuidado, blanco!“[906] Dann ſetzte ſie ſich in eines der Chinchorros und begann ſich zu ſchaukeln.

Sie verſtand alſo Spaniſch und daß dies bei den Männern

auch der Fall war, konnte ich daraus, wie aus dem Vorhergegangenen, vermuthen.

Eine Weile darauf traten die zwei Indianer wieder ein und legten sich, ihre Guina[9107]) rauchend, in die noch leeren Chinchorros.

Ohne irgend eine Schlafstätte, schob ich die große Schildkrötenschale zum Feuer, setzte mich auf dieselbe, legte einige große Holzstücke auf das im Erlöschen begriffene Feuer und überließ mich meinen keineswegs erfreulichen Gedanken.

Die Worte der jungen Indianerin, mich in Acht zu nehmen, mußten sich auf die beiden Guaraunos beziehen, die mir in irgend einer Weise Schaden zuzufügen die Absicht haben mußten.

Ihre Beweggründe dafür konnte ich allerdings nicht errathen, da ich auch nicht die mindesten, Indianern wünschenswerthen, Gegenstände bei mir führte und meine Kleider, die von gar keinem Interesse für sie sein konnten, überdies durch das tagelange Umherirren im Walde total zerrissen waren.

Mein fester Vorsatz war, die ganze Nacht hindurch wachend zuzubringen und obgleich ich von den gehabten Anstrengungen und den zwei schlaflos zugebrachten Nächten ungemein erschöpft und ermüdet war, kämpfte ich einige Stunden glücklich gegen jede Anwandlung des Schlafes.

Von Zeit zu Zeit frisches Holz zur Erhaltung des Feuers nachlegend, ließ ich die Ereignisse der letzten Tage in meinem Gedächtniß an mir vorüberziehen und fand, daß ich mich in dieser Nacht gewiß wohler im einsamen Walde befunden hätte, als in der Gesellschaft bösartiger Menschen hier in der erbärmlichen Hütte; es schien mir, als ob ich aus dem Regen in die Traufe gekommen sei.

Die drei indianischen Gestalten lagen bewegungslos in den Chinchorros und schienen in tiefen Schlaf versunken, nur kam es mir bei aufmerksamer Beobachtung vor, als ob durch die weiten

Maſchen der netzartigen Hängematte des jüngeren Indianers, deſſen funkelnde Augen unausgeſetzt nach mir ſchauten.

Es mochte wohl auch Täuſchung ſein, denn meine Phantaſie war durch die letzten Erlebniſſe im Walde allerdings auf's Höchſte aufgeregt.

Immer mehr und mehr begann der Schlaf mich zu umſtricken, immer heftiger wurden ſeine Anfälle, bis ich endlich ihm nicht länger widerſtehen konnte und gänzlich von ihm übermannt wurde. Wie lange ich in ſeinen Feſſeln lag, kann ich unmöglich ſagen, nur der gelle durchdringende Schrei, der mich erweckte, tönt bei der Erinnerung daran noch jetzt in meinen Ohren wieder.

Es war der Schrei des jungen Mädchens, die mit vor Angſt entſtellten Zügen aus ihrem Chinchorro ſprang und aus der Hütte ſtürzte.

Im Nu war ich erwacht und die dabei noch halb ſchlafend von mir ausgeführte Bewegung ließ mich von der Schildkrötenſchale herab, rückwärts zur Erde ſtürzen.

Dies war meine Rettung!

Dicht vor mir ſtand die kräftige Geſtalt des jungen Indianers, in der aufgehobenen Rechten eine Kriegskeule haltend, die er mit aller Kraft auf mich niederfallen ließ. Der gewaltige Schlag, der meinen Kopf zerſchmettert haben würde, wenn nicht mein Fall ihn dieſem Schickſal entzogen hätte, traf die Schildkrötenſchale und bohrte ein weites Loch in dieſelbe.

Mit Blitzesſchnelle aufſpringend, erfaßte ich in größter Haſt eines der langen brennenden Holzſtücke und ſchlug es mit ſolcher Gewalt meinem überraſchten Angreifer in's Geſicht, daß er augenblicklich zu Boden ſtürzte.

Dem ihm zu Hilfe kommenden Alten gab ich einen heftigen Stoß, der ihn in das brennende Feuer ſtürzte und rannte ſodann aus der Hütte, dem Ufer zu.

Hier ſtand das ängſtlich zitternde Indianermädchen, die bei

meinem Erſcheinen auf's Eiligſte die an einen Stamm gebundene Curiara löſte und mir ein Zeichen gab, ſchnell in dieſe zu ſpringen und in ihr zu entfliehen.

„Vaya, vaya, ligero, que no te matan!“ raunte ſie mir zu und lief nach der Hütte zurück.

Ohne das geringſte Zögern folgte ich ihrer Weiſung, ergriff das im Fahrzeuge liegende Ruder und befand mich bald am Ausfluſſe des Caño in den Orinoco, eine gute Strecke weit von der Mörderhütte.

Vergebens aber ſtrengte ich, in den gewaltigen Strom gelangt, alle meine Kräfte an, um gegen denſelben anzufahren, es war mir unmöglich.

Die ungeheure Strömung des angeſchwollenen Orinoco erlaubte einer einzelnen, in einer Curiara befindlichen Perſon nicht, ſie zu überwinden; dies ſah ich ſehr bald ein und um nicht die mir jetzt gerade ſo koſtbare Zeit zu verlieren, da jeder Verzug die mich ſicher verfolgenden Mörder in meine Nähe bringen konnte, trieb ich das Fahrzeug nach dem jenſeitigen Ufer des Caño, ſprang an's Land und ſtieß es dann mit dem Fuß in den Strom hinaus, der es ſchnell mit ſich fortführte.

Ich aber begann wiederum meinen Lauf am waldigen Ufer des Orinoco aufwärts und zwar in ſolcher Eile, als es in dunkler Nacht bei all' den, durch die Vegetation mir entgegengeſtellten Hinderniſſen, geſchehen konnte.

Wie ich den ganzen Tag über auf's Neue unter unſäglichen Beſchwerden, gebrochen an Geiſt und Körper, meine Tour in der Irre fortſetzte, will ich nicht weiter beſchreiben, ſie ähnelte in der Hauptſache der in den letztvergangenen Tagen, nur daß ich jetzt noch riskirte, von den zwei mordgierigen Indianern eingeholt und getödtet zu werden.

Zu meinem Glück jedoch unterließen ſie meine Verfolgung, woran ſie wahrſcheinlich durch die ihnen durch mich verurſachten

Brandwunden verhindert wurden, die ihnen jedenfalls lange Zeit zu schaffen machten. —

Ein in so großem Maße noch nie gefühltes, freudiges Entzücken übermannte mich, als ich gegen Abend aus dem düstern Urwald in eine weite, weite Lichtung trat, in der ich in der Ferne die Hütten von Zacupana erblickte und vor überschwänglicher Freude warf ich mich zur Erde nieder und dankte Gott für meine glückliche Rettung. Dann aber erhob ich mich und rannte athemlos nach dem so überaus sehnlich erwünschten Orte.

Gleich einem Wahnsinnigen stürzte ich in mein Wohnhaus und warf mich total entkräftet und besinnungslos in meine vor vier Tagen verlassene Hängematte.

Als ich wieder zu mir kam, standen eine Menge Indianer nebst dem Häuptling Celestino um mich herum, mich mit Fragen über meine Rettung bestürmend und mir zugleich Essen und Paiwari reichend. Nachdem ich mich durch einige Nahrung gekräftigt hatte, erzählte ich ihnen meine Abenteuer, die ihnen trotz ihrer gewohnten steifen Ruhe doch öftere Ausrufe des Erstaunens und der Bewunderung abzwangen.

Auf meine Frage nach meinem Reisegefährten Z. entgegnete Celestino, daß dieser mit Manuel und einer Anzahl Guaraunos bereits am nächsten Tage nach meinem Ausbleiben in den Urwald gegangen sei, um mich aufzusuchen und bis jetzt noch nicht zurückgekehrt wäre. Zugleich erzählte er mir, daß Manuel und die Indianerweiber an dem Tage, an welchem ich mit ihnen in den Wald gegangen, bis zum Einbruch der Dunkelheit an dem Orte, wo sie die Früchte der Purgua gesammelt, auf meine Rückkunft zu ihnen gewartet, daß sie lange Zeit nach mir im Walde unter öfterem lautem Geschrei umhergesucht und daß Manuel mehre Signalschüsse aus meiner zurückgelassenen Flinte gethan.

Die große Entfernung, in der ich mich von den Leuten befand, wie die dicke, feuchte Luft des Urwaldes, hatten ver-

hindert, daß der Schall der Stimmen, wie der Schüſſe, meine Ohren erreichten.

Wegen meines in der letzten Nacht gehabten Abenteuers mit den Indianern am Caño, erzählte mir Celeſtino, daß dieſe Familie, Vater, Sohn und Tochter, die zu dem wilden Zweigſtamm der Guaraunos, den Chaguanes, gehörten, als von ihren Landsleuten Ausgeſtoßene betrachtet würden, da die beiden Männer, früher auf der Inſel Tortola unter Venezuelanern lebend, von denen ſie auch die Kenntniß der ſpaniſchen Sprache erlangt hätten, ſich mehrfacher Diebereien, ſogar des Mordes eines der Ihrigen ſchuldig gemacht hätten und jetzt, gemieden von allen Anderen, in der elenden Hütte an dem Ufer des Caño lebten. Die Tochter jedoch ſollte nicht Mitſchuld an den Verbrechen ihrer Verwandten haben; ihre große Jugend, wie die ihr innwohnende Herzensgüte, die ſie auch gegen mich gezeigt, hatten ſie davor behütet.

In ſpäter Nacht erweckten mich Freund Z. und Manuel, die ſoeben von ihrer, natürlich erfolgloſen, Nachforſchung nach mir zurückkehrten und hoch erfreut über meine unverhoffte Rettung waren.

Einige Tage ſpäter, als ich mich wieder bei Kräften fühlte, unternahm ich mit Celeſtino und einigen Guaraunos eine Tour nach der Mörderhütte am Caño, um wo möglich die zwei ſchurkiſchen Indianer in unſere Gewalt zu bekommen.

Wir fanden die Hütte niedergebrannt und deren Bewohner entflohen. —

XI.

Vom Orinoco nach Georgetown am Demerara.[908])

Es war Ende Auguſt 1859, als ich mich wiederum im Delta des Orinoco und zwar auf der, von den Caños Imataca und Zacupana eingeſchloſſenen Inſel Curiapo, in dem an deren ſüdlichen Seite gelegenen Orte gleiches Namens befand[909]).

Curiapo iſt ein kleiner, unweit der Mündung des Orinoco gelegener, nur aus etwa zwölf Lehmhütten beſtehender Ort, deſſen farbige Bevölkerung einzig und allein vom Fange, Einſalzen und Trocknen des hier im Strome ungemein häufigen Morocoto[910]), eines $2^1/_2$ Fuß langen und 1 Fuß breiten, ſehr wohlſchmeckenden Fiſches, lebt, der von hier in bedeutender Menge nach Ciudad Bolivar und Georgetown ausgeführt wird.

Trotzdem der Ort im höchſten Grade ärmlich ausſieht, herrſcht doch durch dieſe ergiebige Nahrungsquelle einiger Wohlſtand unter deſſen Bevölkerung.

Beim Anſchwellen des Orinoco bietet Curiapo einen kläglichen Anblick dar: das etwas erhöht liegende Terrain, auf dem der Ort ſich befindet, iſt vom ausgetretenen Strome völlig überſchwemmt, ſo daß man von Haus zu Haus auf brückenähnlich gelegten Baumſtämmen gehen oder in der Curiara fahren muß. Daß es unter ſolchen Umſtänden hier von Mosquitos wimmelt, iſt

leicht erklärlich und ich verbrachte mit meinem Reisebegleiter S., einem jungen Kaufmanne aus der Schweiz, zwei schreckliche schlaflose Nächte in diesem Orte. Fieber und Dysenterie, die mich bereits seit Wochen peinigten, machten es mir zur Pflicht, die Hilfe eines Arztes in Anspruch zu nehmen, die ich freilich nicht eher als in Georgetown erlangen konnte. Außerdem wünschte ich in gehörige Entfernung von den Guaraunos in Zacupana zu kommen, die mich nebst meinen Begleitern nicht von sich gelassen hatten und denen wir nur durch List entflohen waren. Wir mietheten das größere Boot eines Farbigen mit der nöthigen Bemannung bis nach Morucca, dem ersten Orte von Britisch Guyana, für den Preis von 50 Pesos und waren glücklich, als wir an einem herrlichen Morgen um 6 Uhr den erbärmlichen Ort Curiapo verließen.

Einige Zeit fuhren wir in dem Caño Imataca abwärts und lenkten dann in einen der kleinen Caños des rechten Ufers ein. Der Strom befand sich in der Höhe seiner Anschwellung und raste mit ungeheurer Schnelligkeit der Mündung zu, so daß von Ebbe und Fluth wenig zu gewahren war. Die Ufer waren tief unter Wasser und die daran stehenden Urwaldbäume ragten oft nur mit den Gipfeln daraus hervor. Es war ein großartiger, zugleich aber grausiger Anblick, das entfesselte Element in langen gelbbraunen Stromwellen dahinrauschen und jegliche sich ihm entgegenstellende Hindernisse mit unwiderstehlicher Gewalt überwinden zu sehen.

Wir fuhren den ganzen Tag über im Caño abwärts, da die überschwemmten Ufer eine Landung nicht gestatteten und erst gegen Abend erreichten wir die Wohnung einer Guaraunofamilie, die auf etwas höher gelegenem Terrain lag.

Sie bestand aus einer mit den gespaltenen Stämmen der Moriche bedeckten Platform, die auf einem Rost hoher abgehauener Baumstamme sich erhob und die größte Höhe des Wasser-

ſtandes des Stromes einige Fuß überragte. Ein Theil derſelben war mit den Wedeln der Manicaria überdeckt, der andere jedoch frei und auf ihr lebten die Indianer während der Ueberſchwemmung des Orinoco

Daß aber die Guaraunos zur Zeit der Orinocoüberſchwemmung in ihren mit Lehm ausgeſchmierten Hängematten, in denen ſie ſogar Feuer unterhalten ſollen, leben, beruht auf einem Irrthum. Der große Reiſende, A. v. Humboldt, der ſelbſt nie das Delta des Orinoco bereiſte, hat dieſe Bemerkung den fabelhaften Berichten des Sir Walter Raleigh nacherzählt. Ich habe mehr als $1^1/_2$ Jahre während der trockenen und naſſen Jahreszeit unter den Guaraunos des Orinocodelta und denen an der Oſtküſte Süd-Amerika's, vom Cap Sabinetta bis zum Cap Naſſau an der Mündung des Pomeroon river in Britiſch Guyana, gelebt, aber nie eine derartig beſchriebene luftige Wohnung erblickt.

Mosquitos gab es in unſerem Nachtquartier auf der Platform, in der Nacht, zu Tauſenden, ſo daß an Schlaf nicht zu denken war und wir froh waren, als der Morgen graute und wir weiter fahren konnten. Bereits um 7 Uhr gelangten wir wieder in den Caño Imataca und ſteuerten nunmehr direct der an dem Ausfluſſe des Orinoco gelegenen Punta de Barima zu. Es war ein Glück für uns, daß das Wetter überaus günſtig und die Oberfläche des gewaltigen Stromes ruhig war, da der Orinoco bei der Boca de Navios zu der ungeheuren Breite von zwanzig Seemeilen ſich ausdehnt und dem Meere gleicht. Kaum daß man in ſeiner Mitte die jenſeitigen Ufer, wie die größeren Inſeln Cangrejo und Anima erblickt. An der ſüdlichen Seite der kleinen Inſel Burro vorüberfahrend, gelangten wir in ſechs Stunden zur Punta de Barima, dem öſtlichen Ufer des Orinoco, deſſen Arme an ſeiner Mündung, von Punta de Barima bis zur am weiteſten nach Weſten gelegenen Boca chica, 47 Seemeilen auseinander weichen

Drei kleine, dicht an der im Osten gelegenen Küste sich erhebende Hügel bezeichnen das Cap Sabinetta, die Landmarke für die in die Boca de Navios einlaufenden Schiffe.

Wir sahen an der Punta de Barima, deren niedrig gelegenes Terrain halb unter Wasser lag, mehre Curiaras von, mit dem Krabbenfang beschäftigten Guaraunos und beschlossen, da unser Proviant nicht bedeutend war, an's Ufer zu gehen, um einige Körbe Krabben einzuhandeln. Da das seichte, eine ungeheure Sandbank überfluthende Wasser, auf dem unser Boot sich befand, eine größere Annäherung an das Ufer nicht erlaubte, war Freund S., als der erste, eben im Begriff, in das nur fußtiefe Wasser zu springen, als ihn einer der Ruderer mit aller Gewalt in's Boot zurückstieß und sodann sein Ruder in größter Heftigkeit auf den Sandgrund stampfte. Gleich einer langen Peitsche schlug der Pfeilschwanz eines Stechrochen[911]) aus dem Wasser in die Höhe, traf jedoch nur den Stiel des Ruders und jetzt erst sahen wir, welcher großen Gefahr wir uns ausgesetzt, wären wir hier an's Land gewatet. Der sandige Grund lag voll der großen Stachelrochen, die uns durch die gefährlichen Verwundungen ihres Schwanzstachels getödtet hätten.

Gern gaben wir bei so drohender Gefahr unsere Absicht auf, nach dem Lande zu gehen, schrieen den Indianern zu, in ihren kleinen Curiaras zu uns zu kommen und fuhren, da sie von uns nicht die geringste Notiz nahmen, in den Rio Barima ein. Der Barima ist ein ziemlich ansehnlicher Fluß, der, bei einer Tiefe von 18 bis 25 Fuß, eine Breite von mindestens 700 Fuß hat. Seine niedrigen und sumpfigen Ufer waren jetzt weit hinein in den Wald überschwemmt und die eintretende Fluth, die unmittelbar an der Mündung des Orinoco trotz dessen Anschwellung immer noch ziemlich bedeutend ist, ließ uns den Barima schnell aufwärts kommen.

Die Ufer desselben sind mit lang sich hinziehenden Wäldchen

der herrlichsten Palmen[912]) geziert und dichte Festons der schönsten Schlingpflanzen[913]) überziehen völlig die Uferbäume, auf deren Aesten herrliche Orchideen[914]) sitzen. Ein breiter Streif des baumartigen Mucumucu[915]), wie verschiedener mit weißen wohlriechenden Blüthen geschmückter Crinum-Arten, von herrlich gelb und scharlachroth blühenden Gesträuchen[916]) überragt, ziehen am Ufer sich entlang.

Wir fuhren den ganzen Tag bis zum späten Abend, ohne eine menschliche Wohnung oder einen Landungsplatz zu entdecken und erst bei Einbruch der Nacht waren wir so glücklich, einen über die Wasserfläche emporragenden kleinen Platz am Ufer zu finden, auf dem wir übernachten konnten. An Schlaf war freilich wegen der Legion uns peinigender Mosquitos, deren Stiche wir in aller Geduld und Ruhe ertragen mußten, nicht zu denken und von den vielen Nachtwachen auf's höchste abgespannt, fuhren wir am andern Morgen weiter. Nicht lange nachher holten wir das große, mit einem langen Palmendache (Carossa) versehene Boot eines Portugiesen ein, der mit 500 in Curiapo erhandelten getrockneten Morocotos nach Georgetown fuhr, um sie dort, pro Stück mit drei Sixpence, zu verkaufen. So sehr wir den Mann baten, uns ein Dutzend dieser getrockneten Fische zu demselben Preise, sowie eine Flasche Genever, von dem er einen Demijohn[917]) am Bord hatte, abzulassen, war er doch so ungefällig, unsere Bitte abzuschlagen.

Im Barima sah ich das Einzigemal, daß einige Guaraunos ihre Hängematten in den Baumgipfeln, freilich nur momentan, aufgeschlungen hatten; sie waren unweit des höher gelegenen Ufers beim Fischfange durch die Fluth, die das Ufer weit über Mannshöhe überschwemmte, überrascht worden und hatten sich gezwungen gesehen, in die Wipfel der Bäume zu retiriren, wo sie ihre Chinchorros befestigt hatten, um die Ebbe abzuwarten.

Gegen Mittag erreichten wir den Caño Mora, der einen

natürlichen Verbindungscanal des Barima mit dem Waini bildet und, bei einer Breite von 46 Fuß, eine Tiefe von 16 Fuß hat.

Seine Ufer sind ausgezeichnet schön und bestehen zum größten Theil aus Palmen der bereits angeführten Arten. Bei der Einfahrt in diesen Caño war die Ebbe eingetreten, die das Wasser desselben mit wahrhaft reißender Gewalt der Mündung des Waini zuführte, so daß der Steuermann all' seine Geschicklichkeit und Kraft aufbieten mußte, um das Boot durch die kurzen Windungen des Caño glücklich zu bringen, ohne es an der Menge der aus dem Wasser emporstarrenden Baumstämme zerschellen zu lassen.

Pfeilschnell schoß das Corial dahin und in der kurzen Zeit von einer kleinen Stunde befanden wir uns in der seeähnlichen Ausbreitung der Mündung des Waini. Das Boot des Portugiesen, das uns stets vorangefahren war, steuerte in die große Bucht ein, um den Waini aufwärts zu fahren, während wir an einer erhöhten Uferstelle derselben landeten, um etwas zu uns zu nehmen.

Theils mit den Zubereitungen zum Essen beschäftigt, theils in den Chinchorros ausruhend, achteten wir nicht weiter auf unsere Umgebung und bereits mochte eine gute Viertelstunde vergangen sein, als wir durch ein furchtbares, von der Bucht her tönendes Hilfegeschrei, aus unserer Ruhe aufgeschreckt wurden. Unverzüglich wendeten sich unsere Blicke dahin.

Von dem Boote des Portugiesen war nichts mehr als die über die Wasserfläche hervorragende Mastspitze zu erblicken, an welcher sich einige Menschen, die ihre Köpfe aus dem Wasser streckend, zu uns herüber um Hilfe schrieen, angeklammert hatten, während einige andere menschliche Gestalten durch Schwimmen sich über dem Wasser erhielten.

Ohne Verzug sprangen wir in unser Boot und ruderten in

größter Haſt nach dem eine Viertelſtunde von uns entfernten verunglückten Fahrzeuge.

Es waren der Portugieſe und ſein Steuermann, die an der Maſtſpitze ſich anklammerten, während ſeine vier guarauniſchen Ruderer im Waſſer umherſchwammen, die wir ſämmtlich in unſer Boot einnahmen.

Ein ſeltener Unfall hatte das Fahrzeug getroffen; in aller Ruhe dahinfahrend, hatte plötzlich die lange, ſcharfſchneidende, ſpießartige Verlängerung des Kopfes eines großen Schwertfiſches[218]) den Boden des Bootes mit aller Gewalt durchbrochen und einen ſolchen Leck darein gemacht, daß daſſelbe augenblicklich ſank. Wahrſcheinlich hatte der Fiſch gedacht, einen ſeiner Gegner vor ſich zu haben, dem er ohne Umſtände ſeinen Spieß durch den vermeintlichen Bauch gerannt hatte.

Um zu verſuchen, ob noch einiges von der Ladung des Bootes zu retten war, ließ der Portugieſe ſeine Guaraunos nach dem am Grunde liegenden Boote tauchen und kam dadurch wieder in Beſitz von etwa 50 Morocotos; die Indianer weigerten ſich jedoch nach Heraufbringung derſelben, ferner zu tauchen und ſo waren dieſe Fiſche das Einzige, was er von der Ladung des Bootes gerettet hatte. Alles, was in demſelben unbefeſtigt umhergelegen, war von den Wellen hinweggeführt worden, mit dieſem auch aller Proviant und der Demijohn Genever. Es war dem Portugieſen eine harte Züchtigung für ſeine frühere Ungefälligkeit gegen uns.

Lange hatten wir uns an der Stelle des Unfalls verweilt und die Fluth war bereits wieder eingetreten, als wir der etwa zwei Seemeilen von hier entfernten, weit in's Meer hinaus ſich ziehenden, weſtlichen Spitze der Bucht des Waini zufuhren, auf der einige Hütten ſtanden, zu denen der Portugieſe uns ihn zu bringen bat.

Eine heftige Briſe aus Nordoſt hatte ſich erhoben und

thürmte, im Verein mit der Fluth, das Waſſer zu hohen Wellen; das Boot ging durch die aufgenommene Mannſchaft des verunglückten Fahrzeuges, wie der 50 Morocotos, ſehr tief und bald ſtürzte eine See nach der andern über uns hin, ſo daß wir uns in großer Gefahr befanden und nur dadurch halten konnten, daß die vier Guaraunos unausgeſetzt das Waſſer aus dem Boote ſchöpfen mußten.

Glücklich fühlten wir uns, als wir nach zwei Stunden des angeſtrengteſten Ruderns bei den Hütten an der Landſpitze anlangten.

Hier bot ſich uns ein ungemein ſeltſamer Anblick dar.

Es waren zwei große, an allen Seiten völlig offene Hütten, die hier ſtanden, durch welche hindurch die Brandung des Meeres tobte.

In großen breiten Curiaras ſaßen die farbigen Bewohner derſelben unter dem Palmendache und beſchäftigten ſich mit der Präparation von Seefiſchen behufs des Trocknens, wobei ſie von den ſtürmiſchen Wellen hin und her geworfen wurden. Auf einer, neben den Ranchos errichteten hohen Platform, lagen die zum Trocknen beſtimmten Fiſche ausgebreitet und einige ungeheure, dicht davor liegende, gegen das Meer zu ſich auftürmende Felsblöcke, verminderten nur wenig den gewaltigen Wogenandrang.

Jahraus und jahrein führten die hier wohnenden Leute dieſes ſchreckliche Leben, zur Ebbe auf dem durchnäßten Boden des Rancho's, zur Fluthzeit in den von den hohen Wellen heftig geſchaukelten Curiaras wohnend und ihr Leben nur durch ſehr kümmerlichen Erwerb, den Verkauf getrockneter Seefiſche, friſtend.

Nachdem wir den Portugieſen mit ſeiner Mannſchaft und den 50 Morocotos, der, in der ſchäbigen Weiſe aller ſeiner aus Madeira ſtammenden Landsleute, dem Padron unſeres Bootes, dem er hauptſächlich ſeine Rettung verdankte, nicht einmal einen

Morocoto zum Geschenk machte, hier untergebracht, kreuzten wir wieder unter größter Gefahr, bei der heftigen Brise und den hohen Wellen, die Bucht des Waini und fuhren in seine Mündung ein, die wir bei Einbruch der Dunkelheit erreichten. Erst nach langem Umhersuchen waren wir so glücklich, einen über den Wasserspiegel sich erhebenden Landungsplatz zum Uebernachten zu finden.

Wie gewöhnlich versuchten die hier hausenden Mosquitoschaaren unsern Schlaf zu stören, was ihnen aber diesmal nicht gelang, da wir, durch mehre schlaflose Nächte erschöpft, bald in tiefen Schlaf fielen und mit zerstochenem Gesicht und Händen erst am späten Morgen erwachten.

Die Ufer des Waini ähneln denen des Barima, sie sind niedrig, zur Regenzeit völlig überschwemmt und mit dichtem Urwald, in welchem die Palmen eine Hauptrolle spielen, bewachsen.

Zwei Tage gebrauchten wir den Waini aufwärts, bis zu einem Itabbo[919]), der den Waini mit dem kleinen Flusse Moruca[920]), verbindet.

In den kaum 8 bis 10 Fuß breiten Itabbo einfahrend, veränderte sich plötzlich die Landschaft. Der Urwald trat weit zurück und eine ungeheure breite, von üppigem saftigen Grün bedeckte Sumpffläche, durch die sich der glatte schmale Wasserspiegel des Itabbo in mannigfachen Krümmungen wand, lag vor uns.

Tausende der glänzend weißen Blüthen der Crinums und der schönen Rosablumen der Tibouchina aspera, ragten aus der mit Gras und Farn[921]) dicht überzogenen Sumpfsavane hervor und ein dichtes Gewebe runder, ausgezackter Nymphäenblätter, das auf der Wasserfläche des Itabbo lag, erschwerte das Vordringen des Bootes ungemein.

Gruppen der Mauritia, wie einiger Laubhölzer, erhoben sich inselgleich über die trügerische grüne Matte, welche da, wo sie den Itabbo begrenzte, durch den vom dahinfahrenden Boote verursachten Andrang des Wassers auf und niedergeschaukelt wurde.

Einige Stunden im Itabbo entlang fahrend, kamen wir in einen schönen Palmenwald, der sich eine Zeit lang am Ufer dahinzog, bis er sich wieder öffnete und eine neue Sumpfsavane uns aufnahm. Es war am späten Nachmittag, als wir die Mündung des Itabbo in den Morucca-river, dessen Ufer ein gleiches Landschaftsbild mit denen des Itabbo aufwies, erreichten. Rasch ging es denselben abwärts und kurz vor Sonnenuntergang erreichten wir das erste Haus der bereits zu Britisch Guyana gehörenden Mission Warramuri.

Das von Holz erbaute, mit Schindeln gedeckte Haus zeigte bereits Spuren größerer Civilisation und wurde von einem englischen Bootzimmermann bewohnt, der uns herzlich bewillkommte und in seine Wohnung einzutreten bat. Er versorgte uns mit Cavendishtabak und setzte uns Salzfisch und Plantains[922]) vor, eine Kost, die wir lange nicht gehabt und die uns köstlich mundete.

Bis hierher war der Padron unseres in Curiapo gemietheten Bootes engagirt und wir mußten nunmehr nach einem anderen Boote uns umthun, um von hier an die sogenannte Arabien- oder Capoye-Coast, die am linken Ufer der Mündung des Essequibo gegen Norden sich hinzieht, zu gelangen.

Der Zimmermann versprach uns hierin behilflich zu sein und sandte einen seiner Leute im kleinen Corial nach dem eine Stunde entfernten Missionsorte, um ein Boot und Mannschaft für uns aufzutreiben.

Es war völlig dunkel, als dieser mit einem Farbigen zurückkam, der uns nach der, an der Arabien-Coast gelegenen Plantage Anna Regina unter der fatalen Bedingung zu bringen versprach, daß, da er nicht einen einzigen Ruderer im Orte auftreiben konnte, wir selbst die Ruderer spielen müßten. Dies war allerdings eine sehr schlimme Aussicht, besonders für mich, der ich durch meine Krankheit ungemein erschöpft war; da jedoch im ganzen Orte kein anderes Boot zur Reise erlangt werden

konnte, mußten wir gute Miene zum böſen Spiele machen und erklärten uns damit einverſtanden.

Wir luden unſer Gepäck aus dem großen Boot in das kleine Corial, das der Farbige mitgebracht hatte, ſetzten uns in die Nußſchale und fort ging es in der Dunkelheit, der Wohnung des Farbigen zu. Das Sitzen in der kleinen indianiſchen Curiara oder Corial, wie es in Britiſch Guyana heißt, iſt im höchſten Grade unbequem und erfordert große Aufmerkſamkeit und fortwährendes Balanciren des Körpers, damit das Fahrzeug nicht umwirft. Bei der geringſten Bewegung nach einer Seite zu, droht es zu kentern und wir konnten es als ein Wunder betrachten, daß wir in dieſer Nacht glücklich die Miſſion erreichten. Einigemal fuhr das Corial auf im Fluſſe befindliche Baumſtümpfe auf und drohte umzuſtürzen, doch immer, trotz der augenſcheinlichſten Gefahr, wußte der Farbige die Balance wieder herzuſtellen.

Wir dankten Gott, als wir die auf einem Hügel liegende Hütte des Mannes erreicht hatten, in der wir uns ſofort zur Ruhe begaben, obgleich wegen der vielen Mosquitos an Schlaf nicht zu denken war.

Am frühen Morgen ſtiegen wir in das größere Boot des Farbigen und ruderten den Fluß abwärts.

Der Miſſionsort Warramuri beſteht aus vielen großen Hütten, die, ebenſo wie die aus Holz erbaute kleine katholiſche Kirche und die noch kleinere engliſche Chapel, vereinzelt auf den das Ufer begrenzenden Anhöhen liegen. Weder der katholiſche noch proteſtantiſche Geiſtliche wohnen in der Miſſion, ſondern kommen nur von Zeit zu Zeit zur Verrichtung des Gottesdienſtes von ihren entfernteren Stationen hierher, zu welcher Zeit ſich dann die getauften Warrau-, Arawaak- und Accawais-Indianer von weit und breit umher hier einfinden, um ihre Andacht zu verrichten.

Warramuri wird, außer von einigen Farbigen, nur von

Warraus (Guaraunos) bewohnt, die sämmtlich seit längerer Zeit schon zum Christenthum sich bekennen.

Ehe wir den Ort verließen, landeten wir bei der Wohnung des Häuptlings. Eine herrliche, an 80 Fuß hohe, umfangreiche Bambusgruppe, deren feingefiederte Spitzen nach allen Seiten zu graciös herabnickten, stand am Landungsplatze und ein von schönen Fruchtbäumen besetzter Weg führte nach dem sehr großen, von Brettern aufgeführten und auf's Zierlichste mit Manicariawedeln gedeckten Hause, in dem uns der, der spanischen und englischen Sprache mächtige Häuptling Calistro, ein dicker untersetzter, mit Hemd und Beinkleid bekleideter Mann, freundlich empfing. Eine Menge Warraus beiderlei Geschlechts waren hier versammelt, von denen eine junge schöne, überaus üppig gebaute Warrau meinem Freunde S. dermaßen gefiel, daß er sich im Nu in sie verliebte und sie durchaus mit sich nach Georgetown nehmen wollte.

Aus ihrem Cokettiren, ihrer Kleidung, wie der Fertigkeit, mit der sie englisch sprach, konnte ich entnehmen, daß sie unter Europäern bereits sich aufgehalten hatte und erfuhr später auch von unserem Bootsmann, daß sie viele Monate in Georgetown als Hausmädchen gedient und dort, wie es leider bei den mit Europäern zusammenlebenden Indianern in der Regel geschieht, die Untugenden der ersteren, unter denen die Sittenlosigkeit eine der vorherrschendsten ist, angenommen habe.

Das Mädchen schien sehr gern auf den Vorschlag meines Freundes einzugehen, wahrscheinlich um ihren unmoralischen Lebenswandel in der Colonieſtadt wieder aufnehmen zu können, ich trat jedoch entschieden gegen eine solche Begleitung auf, die unsern Charakter in Georgetown in ein sehr zweideutiges Licht gestellt hätte und bestand fest auf augenblicklicher Abfahrt, die dann auch sofort, ohne auf die Lamentationen S.'s zu hören, geschah.

Die Erinnerung an das Mädchen ließ ihm den ganzen Tag über keine Ruhe und mehrfach bestürmte er mich vergebens mit der Bitte, umzukehren und das Mädchen abzuholen.

Die Landschaft an den Ufern des Morucca blieb lange Zeit dieselbe wie gestern, nur mit der Ausnahme, daß das ebene Terrain nicht sumpfig, sondern aus festem, mit Savanenvegetation bedecktem, Erdreich bestand und mitunter von größeren Hügeln und kleinen lieblichen Wäldern unterbrochen war. Eine Menge von der Mündung des Pomeroon vom Krabbenfang zurückkehrender Corials mit Indianern, Warraus und Accawais, begegneten uns während der Fahrt und schauten den weißen, im Boote sitzenden fremden Männern verwundert nach.

Gegen Abend zeigte die veränderte Vegetation von hohem Mangle[923]), daß wir uns der Küste näherten und bereits konnten wir durch einzelne Oeffnungen in den Laubmassen das blaugrüne Meer erblicken. Bei hoher Fluth gelangten wir aus der Mündung des Morucca in die große Meeresbucht, welche am westlichen Ufer den Morucca, am östlichen den Pomeroon-river in sich aufnimmt und landeten unweit der Moruccamündung bei einem, in englischer Fashion erbauten Hause.

Das Haus war von Brettern erbaut und stand auf einem, von dicken Stämmen des Green-heart[924]) getragenen, so hohen Gerüste, daß es von der höchsten Fluthhöhe nicht erreicht werden konnte; eine stark gebaute Treppe führte von außen nach der Thür, durch die man in zwei Zimmer gelangte, aus denen das ganze Gebäude bestand. Es war die Wohnung des von der englischen Regierung über die Arabien-coast gesetzten Magistrates, Mr. M'Clintock, der von seiner Station am Pomeroon-river von Zeit zu Zeit hierher kam, um etwaige, unter den Indianern der Umgegend ausgebrochene Streitigkeiten zu schlichten.

Im Hause befand sich jetzt, außer einigen als Diener fungirenden Warraus, nur die Haushälterin, eine farbige ältliche Lady,

die uns, als wir die Außentreppe erſtiegen und zur Thür eintraten, recht freundlich bewillkommte und unſere Bitte um ein Nachtquartier ſehr wohl aufnahm. Außerdem war ſie ſo freundlich, uns durch ein ſeltenes Mahl von Salzfleiſch und Cakes[925]) zu erquicken, das wir auf's Beſte uns munden ließen. Eine Taſſe Thee vollendete den großen Genuß, der uns ſeit langer Zeit nicht geboten worden war.

Nach dem Abendeſſen auf den Treppenſtufen ſitzend und begierig die friſche Seebriſe einathmend, erblickte ich dicht in der Nähe des Hauſes ein intereſſantes indianiſches Genrebild.

Hier erhob ſich aus dem Waſſer ein auf Pfählen erbautes Rancho, die Fremdenlodge, wie alle zu dieſem Zweck erbauten Hütten, ohne Wände und nur aus einem auf Pfählen ruhenden Palmendache beſtehend, mit einem aus den geſpaltenen Stämmen der Mauritia belegten Fußboden, in der es im wahrhaften Sinne des Wortes von Indianern, Warraus, Arawaaks, Accawais und Caribis wimmelte, die von allen Gegenden zuſammen gekommen waren, um an der Mündung des Pomeroon Krabben zu fangen.

Männer, Weiber und Kinder liefen in größter Haſt durcheinander, denn die eingetretene Springfluth begann die Lodge zu überſchwemmen und die zur Bereitung des Nachteſſens angemachten Feuer auszulöſchen.

Bis an die Decke des Palmendaches hinauf hingen die Chinchorros, in welche die Männer vor der Ueberſchwemmung ſich retirirt hatten, übereinander, während die Weiber, bis über die Knöchel im Waſſer watend, die heißen Kochtöpfe in der Hand, wild durch einander rannten und nicht wußten, wo ſie dieſe vor dem Andrange des Waſſers bergen ſollten, bis ſie endlich in die, an die Hüttenpfoſten gebundenen Corials ſich ſtürzten, um die Töpfe darein zu ſtellen, von denen freilich die Mehrzahl bei der heftigen Bewegung der Fahrzeuge zerbrachen. Es war eine Scene der größten Verwirrung, die für die Betheiligten dadurch noch

unangenehmer wurde, als die Nacht einbrach, welche für die nackten, ohne die gewohnten Feuer vor Froſt zitternden, der Mahlzeit entbehrenden Indianer eine ſehr ſchlimme geweſen ſein muß.

Die Mosquitos waren hier toller als je vorher und von Schlaf keine Rede, obgleich Fenſterladen und Thüren des Zimmers, in dem wir logirten, dicht geſchloſſen waren.

Nachdem wir uns am andern Morgen durch Thee erquickt, nahmen wir Abſchied von der gaſtfreundlichen alten Lady und durchſchnitten die eine Meile breite Meeresbucht von Peche, deren öſtliche, ſie einſchließende Landſpitze, das Cap Naſſau, zugleich das öſtliche Ufer des Pomeroon bildet. An einer ſandigen Stelle des öſtlichen Ufers der Bucht landeten wir, um zu frühſtücken, umgeben von einer Menge Indianer, in deren Begleitung wir die Bucht gekreuzt und die hier ihren Krabbenfang beginnen wollten.

Der Uferwald beſtand nur zum kleinen Theil aus hohen Urwaldbäumen, der größte Theil deſſelben war Mangle, der ſich bis zum Cap Naſſau, das von einer Schlammbank, die über eine Stunde nordöſtlich in die See ſich erſtreckt, begrenzt wird, hinzog.

Die Einfahrt in die drei Miles breite Mündung des Pomeroon wurde uns durch den Eintritt der Ebbe ungemein erſchwert, der Fluß ſtürmte mit ſo raſender Schnelligkeit uns entgegen dem Meere zu, daß wir bald einſahen, daß unſere Anſtrengungen im Rudern nichts fruchteten und wir kaum von der Stelle kamen.

Es blieb uns nichts übrig, als unſer Boot am rechten Flußufer, unter dem dichten Gehänge von Schlingpflanzen, das uns gegen die heftigen Sonnenſtrahlen ſchützte, an den rieſigen Wurzelzweig eines Mangle anzubinden und die Fluth abzuwarten. Während wir im Boote ausruheten, da das überſchwemmte Ufer eine Landung nicht geſtattete, erblickten wir in der Ferne ein

großes, in der Mitte mit einem Leinenzelt verſehenes Corial den Fluß ſchnell herabkommen, in dem wir, ſobald es uns ſich näherte, außer einem unter dem Zelt ſitzenden Weißen, wohl an zwanzig rudernde Warraus erblickten. Trotzdem ſie dicht am entgegengeſetzten Ufer des Fluſſes fuhren und wir uns durch die dichten Maſſen der herabhängenden Schlingpflanzen verborgen glaubten, hatten doch die ſcharfen Augen der Indianer unſer Boot entdeckt und das fremde Corial ſteuerte direct auf unſern Schlupfwinkel zu.

Der ältliche unter dem Zelt ſitzende Herr ſah bei der Annäherung des Corials uns verwundert an und ſchien nicht zu wiſſen, in welche Klaſſe der menſchlichen Geſellſchaft er uns einrangiren ſolle, da durch die lange Reiſe unſere Kleidung ziemlich gelitten und wir überhaupt zu derſelben unſere beſten Kleider nicht angezogen hatten. Er begrüßte uns jedoch ziemlich freundlich in engliſcher Sprache, erkundigte ſich nach unſerem Stande und dem Zweck unſerer Reiſe und frug zugleich, ob wir mit Cigarren verſehen ſeien. Wir gaben ihm die nöthige Auskunft, bedauerten aber, ihm mit Cigarren, deren Genuß wir bereits ſeit mehren Wochen ſchmerzlich entbehrten, nicht dienen zu können. Unter Lächeln bemerkte er, daß er nicht um ein Geſchenk von Cigarren bitte, ſondern als Magiſtrat und zugleich oberſter Zollbeamter der Gegend darüber zu wachen habe, daß von Venezuela aus nicht zollpflichtige Gegenſtände hier eingeſchmuggelt würden. Um ihn von der Richtigkeit unſerer Behauptung zu überzeugen, öffneten wir ihm unſere Koffer, aus deren Inhalte er entnahm, daß wir nicht Schmuggler waren. Die Skizzenbücher, Landkarten, Bücher und hinreichende feine Wäſche und Kleidung, die er in den Koffern erblickte, mochten ihm eine andere Meinung über uns beigebracht haben, denn er wurde nunmehr überaus höflich und präſentirte uns ſeine Karte. Es war Mr. M'Clintock der nach ſeinem Hauſe an der Mündung des Morucca, in der Bucht von Peche, das wir heut Morgen erſt verlaſſen, fuhr.

Er unterließ nicht, uns mit genauen Inſtructionen über den nach Anna Regina führenden Weg zu verſehen und benahm ſich außerdem ſo zuvorkommend gegen uns, daß wir bedauerten, nicht einige Tage länger in ſeinem Hauſe verweilt zu haben, um mit ihm dort zuſammengetroffen zu ſein.

Beim Abſchied ſchenkte er uns eine volle Flaſche Brandy, aus der wir zuvor einige Glas auf gegenſeitiges Wohl geleert hatten, dann griffen ſeine Warraus wacker zu den Rudern und bald war ſein Corial unſeren Blicken entſchwunden. Ich ſollte einige Jahre ſpäter Mr. M'Clintock näher kennen lernen und ſeine Gaſtfreundſchaft, deren ſich früher ſchon Schomburgk zu erfreuen hatte, im reichlichſten Maße erfahren.

An unſerer Halteſtelle hatten wir noch einige Stunden zu warten, bevor uns die eintretende Fluth aus unſerer Quaſi-Gefangenſchaft befreite und weiter aufwärts zu fahren erlaubte. Mehre kleine Nebenflüſſe (Creeks), unter denen der Waca-Pau der größte iſt, münden am weſtlichen Ufer in den Pomeroon; am öſtlichen Ufer, unweit der Mündung, liegt eine frühere Zuckerplantage, Neu-Caledonia, deren jetzigen Beſitzer, Mr. Campbell, ich einige Jahre ſpäter beſuchte, worüber ich im zweiten Bande dieſes Werkes ausführlicher berichten werde.

Die Ufer des Fluſſes ſind ungemein niedrig und zur Fluthzeit meiſt überſchwemmt, ihre üppige, die Höhe des Urwaldes lange nicht erreichende Vegetation ſteht ſo dicht und iſt von ſo gleichmäßigem Wuchſe, als wäre ſie von der Hand des Gärtners mit der Heckenſcheere in Ordnung gehalten. Eine Menge Plantagen haben zur Zeit der Holländer die unteren Ufer des Pomeroon eingenommen, die, längſt verwildert, jetzt von dieſer ſonderbaren Vegetation bedeckt werden. Etwa vier Meilen aufwärts der Mündung liegen am öſtlichen Ufer die Beſitzungen der ſogenannten Freeholders, kleine Strecken urbar gemachten Landes von einigen Morgen Ausdehnung, die von Negern und Farbigen

bewohnt werden, die vereint zu Spottpreisen einige hier gelegene alte Plantagen gekauft und in Parzellen unter sich getheilt haben.

Wir besuchten am Nachmittage eine derselben, Phönix-Park.

In einem etwa eine Meile langen schmalen, schnurgeraden Canal, dessen Ufer anfangs mit wildem Gesträuch und Mangle bedeckt, weiter hin aber mit Cocospalmen bepflanzt waren und in üppigem Graswuchs prangten, passirten wir mehre Hütten und kamen dann in die Nähe des großen, aus Holz erbauten, einstöckigen Wohnhauses, das oben mit schönen Gallerien, unten mit großen Verandas, versehen war. Hinter demselben befanden sich weitläufige Bananen- und Pisangplantagen, Pflanzungen von Yams, Batáten, Pumpkins[926]) und Cassade[927]), die in dem fruchtbaren, stets feuchten Boden ungemein reichlichen Ertrag liefern und für den Eigner eine Quelle des Wohlstandes sind. Bei unserer Landung kam aus dem obersten Stock eine unförmlich dicke Negerin, die Besitzerin des Grundstücks, die Treppe herab gewackelt und frug uns, das Air einer Lady vom Stande annehmend, mit barscher durchdringender Stimme nach unserem Begehr.

Als wir sie ersuchten, uns einige Trauben Bananen und Pisang zu verkaufen, wandte sie uns stolz den Rücken, ging unter die Veranda und warf sich in die darin aufgeschlungene Hängematte, ohne weitere Notiz von uns zu nehmen. Wir wandten uns nun mit derselben Bitte an einen der in der Nähe beschäftigten Farbigen, von dem wir, nach einer langen Besprechung mit seiner plumpen unhöflichen Herrin, endlich das Gewünschte erhielten, worauf wir sogleich den ungastfreundlichen Ort verließen.

Es dunkelte bald nachher und wir waren froh, ein wenig weiter aufwärts im Pomeroon einen passenden Landungsplatz zu finden, an dem wir übernachten konnten.

Von Schlaf war freilich nicht ſehr die Rede, denn die ſumpfigen Ufer des unteren Pomeroon ſtehen in Britiſch Guyana durch ihren Reichthum an Mosquitos im Verruf.

Am Morgen des anderen Tages paſſirten wir eine am linken Ufer gelegene Beſitzung, Bomberry, deren Eigenthümer Schiffsbauer iſt und außerdem mehrere Küſtenſchooner beſitzt, wodurch er großen Wohlſtand erlangt hat.

Die ſämmtlich von Holz erbauten Gebäude zeigten eine Nettigkeit, die gewaltig gegen die ſchmuzig ausſehenden Lehmhütten der venezuelaniſchen Landsleute abſtach, ſie waren theils mit den Blättern der Truly-Palme[928]), theils mit Schindeln aus dem rothen Holze der Wállaba[929]) gedeckt.

Die Trulypalme begann von hier an ſehr häufig zu werden und ihre langen ganzblättrigen Wedel ragten in größter Menge aus dem dichten Gebüſch der niedrigen Uferwaldung hervor; viele kleine Creeks mündeten zu beiden Seiten in den Fluß und der ganzen Landſchaft, die durch große Schaaren von Papageien belebt wurde, fehlte es nicht an Abwechſelung.

Noch eine ſchlimme Mosquito-Nacht brachten wir an den Ufern des Pomeroon zu, dann fuhren wir des anderen Morgens früh in die am weſtlichen Ufer gelegene Mündung des Arapiacro ein, der hier eine Breite von 120 Fuß hat.

Auf einer vom Pomeroon und Arapiacro gebildeten Landzunge liegt die Miſſionsſtation der engliſchen Hochkirche, St. Mathias, welcher der Miniſter[930]) Mr. Brett vorſteht. Ich machte einige Jahre ſpäter dort einen Beſuch, der ſeiner Zeit geſchildert werden ſoll; auf dieſer Reiſe berührten wir die Miſſion, die ein wenig von der Mündung des Arapiacro, aufwärts des Pomeroon, im dichten Gebüſch verborgen liegt, nicht.

Die Ufer des Arapiacro ſind ebenfalls ſumpfig und bei ihrer niedrigen Lage der Ueberſchwemmung ausgeſetzt.

Herrliche Wäldchen der Manicol[931]) ziehen ſich auf ihnen am Fluſſe entlang; der weiße ſchlanke Schaft dieſer Palme erhebt ſich an 30 Fuß über das niedrige Ufer, weißgelbe Blüthen und dunkelblaue runde Beerenfrüchte an den wagerecht ſtehenden Fruchtriſpen tragend, die unter dem glatten grünen, von der Baſis der Blattſtiele gebildeten Aufſatz hervortreten, überragt von der breitgefiederten, glänzend hellgrünen Blätterkrone.

Es war heut Sonntag und eine Menge mit nackten Arawaak- und Accawai-Indianern beiderlei Geſchlechts gefüllte Corials, die zum Gottesdienſt nach der Miſſionsſtation fuhren, begegneten uns unweit der Mündung und landeten, bevor ſie die Landſpitze, an der die Miſſion liegt, umfuhren, bei einem freien Platze am linken Ufer des Arapiacro, um ſich in das ihnen vom Geiſtlichen befohlene anſtändigere Coſtüm zu werfen, ohne welches ſie nicht vor ihm erſcheinen dürfen.

Der Arapiacro hat nicht die ſchöne üppige Vegetation des Pomeroon, es fehlen ihm die herrlichen Baumfarn, Scitamineen und Trulypalmen, wodurch die Ufer des letzteren imponiren. Am ſpäten Nachmittage in die Mündung des kleinen Fluſſes Tapacuma einfahrend, landeten wir in der Nähe derſelben, am linken Ufer, bei dem Hauſe einer Farbigen, das eine Strecke vom Ufer, inmitten einer ſaftiggrünen großen Grasfläche, umſtanden von langſtachligen Alcoyurupalmen[932]) und großblättrigen Bananenſtauden, lag. Die braune Lady war das Gegentheil der dicken Negerin in Phönix-Park, ſie bewillkommte uns auf's freundlichſte und ſetzte uns auf unſere Bitte eine reichliche Mahlzeit von Salzfleiſch und Pepper-Pot vor, deren Beſchluß eine große Seltenheit für uns, ein Hering, machte. Alles dies erlangten wir hier in dieſer Abgeſchiedenheit nur aus dem Grunde, weil, wie ſie erzählte, der an der nahen Capoye-Coaſt ſtationirte katholiſche Pfarrer auf ſeiner Tour nach der Miſſion Morucca

stets bei ihr einkehre, weshalb sie immer einige gute Bissen für ihn vorräthig haben müsse.

Wir übernachteten in einer unter hohen Bambusgruppen am Ufer gelegenen offenen Hütte, im Verein einer für uns hinlänglichen Anzahl Mosquitos.

Beim Abschiede des anderen Morgens machte mir die ältliche Lady ein kleines, aus dem ausgehöhlten Samen der Alcoyurupalme gefertigtes Tintenfaß zum Geschenk, auf welchem von Indianern recht nette Figuren eingeschnitten waren; eine sehr saubere, zierliche Arbeit.

Je mehr wir im Tapacuma aufwärts fuhren, desto schmaler wurde er und verengte sich zuletzt dermaßen, daß die dicht zusammenstehenden Bäume beider Ufer eine ganz schmale, nur wenig Fuß breite Fahrstraße frei ließen.

Auf den ineinander verschlungenen Aesten der Gesträuche und niedrigen Bäume erblickte ich in großer Anzahl einige der schönsten Orchideenarten[933]) von Britisch Guyana, fand dagegen die andere Vegetation der Umgebung sehr uninteressant.

Eine Fahrt von zwei Stunden brachte uns an einen gewaltigen, mit großer Schleuße versehenen Damm, der unserer Weiterfahrt für einige Zeit ein Ziel setzte.

Der Damm wie die Schleuße sind von den Plantagenbesitzern der Umgegend erbaut worden, um die Quelle des Tapacuma, die von ersterem eingeschlossen wird, in ein großes Wasserreservoir zu verwandeln, das ihre Pflanzungen in der trockenen Zeit mit dem zu deren Gedeihen so überaus nöthigen Wasser versorgt. Dadurch ist hier ein gewaltiger See entstanden, von dem aus nach allen Richtungen hin breite, mit Schleußen versehene Canäle nach den Plantagen führen. Aus den benachbarten, von Farbigen bewohnten Häusern, holten wir uns einige Leute herbei, mit deren Hilfe wir unser Boot, über den hohen,

breiten Damm hinüber, in den vor uns weit sich ausbreitenden See zogen und dann unsere Fahrt weiter fortsetzten.

Der glatte Spiegel des Tapacuma-Sees ist mit den großen runden, purpurröthlichen Blättern zahlloser Nymphäen bedeckt, deren weiße Blüthen aus dem dunkelblauen Wasser hervorleuchten; außerdem bilden in ihm große, dicht zusammenstehende Gruppen des Mucu-mucu[934]) und der Heteranthera reniformis förmliche Inseln.

Abgestorbene Stämme gewaltiger Laubbäume, wie der Itapalme[935]), an welchen letzteren oft noch die verdorrten Fächerwedel herabhängen und ein trauriges Bild der Hinfälligkeit gewähren, erheben sich aus der ruhigen Wasserfläche und sind der Sitz von Chicken-hawks und großen Reihern, deren widriges Geschrei weit über den See erschallt. An den vertrockneten Zweigen der Laubbäume hängen die langen beutelförmigen Nester der Trupials[936]), während auf deren dürren Aesten Paare der schönen Duckler[937]) in größter Ruhe sitzen und auf ihre Beute lauern.

Eine Menge Macaws[938]) und Parroquets[939]) fliegen kreischend über den See, dem Uferwalde zu und das laute Klopfen buntfarbiger Spechte an der Rinde der vertrockneten Bäume schallt, vom Echo erfaßt, in gedämpften Tönen aus dem Urwalde zurück.

Zwei Stunden hatten wir nöthig, um vom westlichen nach dem östlichen Ende des Sees zu gelangen, die Sonnenstrahlen fielen in ihrer vollen Gluth auf uns herab, daß selbst das Holz des Bootes bei der Berührung auf's Empfindlichste heiß war; ein betäubender Blüthengeruch durchzog die Atmosphäre und wir waren froh, als wir in den nach der Plantage Anna Regina führenden Canal einfuhren, dessen hohe Uferbäume uns wohlthuenden Schatten gewährten.

Der ziemlich breite Canal wurde von mehren kleineren

Schleußen unterbrochen, über deren Dämme wir das Boot zu ziehen hatten, bis wir nach langer Fahrt an die letzte große Schleuße und das Schleußenhaus der Plantage gelangten.

„The very good Coolie Zami", wie er sich, in Folge einer genossenen starken Dosis Rum, selbst nannte, ein langer, dürrer, mit gewaltigem Schnurrbart versehener und in roth und gelben Calico dicht eingewickelter Hindoo, der als Schleußenmeister fungirte, öffnete zufolge eines ihm geschenkten Sixpence, mit größter Freundlichkeit die Schleuße und ließ uns durch diese in den langen breiten Canal fahren, der zwischen üppigen saftigen Zuckerfeldern hindurch in schnurgrader Linie nach der Plantage Anna Regina führt, in der wir Nachmittags 2 Uhr anlangten.

Die Zuckerplantage Anna Regina ist eine der größten der fruchtbaren Capoye-Coast und die, lange Straßen bildenden, Wohnungen der Arbeiter, meist ostindischer und chinesischer Coolies, mit den Wohn- und Fabrikgebäuden der Plantage, wie die großen hölzernen, in regelmäßigen Straßen erbauten Gebäude der sich hier niedergelassenen Handwerker und Shopkeepers, meist Portugiesen von Madeira, geben dem Orte das Ansehen eines schönen, sehr bedeutenden Marktfleckens. Welcher Contrast gegen eine venezuelanische Ortschaft!

Dicht daran und ihre Gebäude und Straßen mit denen von Anna Regina verbindend, stößt die fast gleich große Zuckerplantage „Henrietta" und die Ausdehnung, wie die Größe der Baulichkeiten beider Plantagen geben dem Ganzen das Aussehen einer kleinen Stadt. Modewaarenhandlungen, wie Wein- und Rumkneipen, sind in beiden Orten zur Genüge vertreten und die Portugiesen spielen hier, wie in allen Orten von Britisch Guyana als Geschäftsleute eine Hauptrolle.

Wir logirten uns in dem Shop eines Portugiesen ein und verabschiedeten den Farbigen, der uns von Morucca in seinem Boot hierher gebracht hatte und der für die wenigen Reisetage

die unverschämte Forderung von 40 Dollars, die wir ihm mit den nöthigen zarten Bemerkungen über seine Prellerei auszahlten und ihn dann zum Henker gehen hießen, verlangte.

Von hier hatten wir die Gelegenheit eines Küstenschooners zu suchen, der uns zur See nach Georgetown bringen sollte und waren so glücklich, den Capitain eines solchen zu treffen, dessen Schiff noch denselben Abend 9 Uhr von hier absegelte. So machten wir uns denn mit unserem Gepäck um 8 Uhr nach der eine Stunde entfernten Stalling, bei welcher der Schooner vor Anker lag, auf den Weg, der dem am See von Maracaibo ungemein ähnelte, indem er von tiefem Schmuz, in dem wir bis über die Knöchel einsanken, starrte.

Es war 9 Uhr, als wir ermüdet an der langen, weit in's Meer hinausgebauten Stalling anlangten und unser Gepäck bis an's Ende derselben schaffen ließen. Doch kein Schiff war mehr zu erblicken, nur in einiger Entfernung konnten wir trotz der Dunkelheit die nach und nach verschwindenden weißen Segel des Schooners erblicken, der ohne uns zu erwarten, abgefahren war. Unser Schreien hinter ihm her war umsonst und so standen wir hier in der Nacht, mit unserem Gepäck allein, da die Träger sich nach der Ablieferung desselben schnell entfernt hatten. Glücklicherweise befand sich in der Nähe ein Häuschen, dessen Bewohner, einen Mulatten, wir weckten und ihn baten, uns für die Nacht zu beherbergen, was er uns auch gestattete. So brachten wir unser Gepäck in sein Haus, in welchem wir die Nacht, ohne von Mosquitos gepeinigt zu werden, ruhig schliefen.

Des anderen Morgens gingen wir, unser Gepäck zurücklassend, wiederum nach Anna Regina und fanden den Schooner der Plantage Henrietta „Ellen" vor Anker, der gegen Abend nach Georgetown absegelte und dessen Capitan uns als Passagiere mitzunehmen versprach.

Wir blieben den ganzen Tag in der Nähe desselben, um

nicht wieder zurückgelaſſen zu werden und begaben uns am ſpäten Nachmittage an Bord.

Um das Gepäck aus dem Hauſe des Mulatten zu erhalten, baten wir einen der ſchwarzen Matroſen nach der, zur See eine halbe Stunde entfernten, Stalling von Anna Regina mit uns zu fahren, wofür er 2 Dollars verlangte und es blieb uns nichts übrig, als ihm dieſen Preis zu geben, wenn wir nicht das Gepäck zurücklaſſen wollten.

Abends 9 Uhr fuhren wir von Anna Regina ab, verbrachten eine ſchauderhafte, ſchlafloſe Nacht auf dem Verdeck des Schooners und fanden uns bei Tagesanbruch an der Mündung des Demerara, im Angeſichte von Georgetown, wo wir Morgens 7 Uhr landeten.

Anmerkungen.

1) Pelecanus fuscus Lin. — 2) Schluchten. — 3) Cocospflanzungen. — 4) Baſt von Paritium tiliaceum Adr. Juss. — 5) Calebaſſe aus der Frucht der Crescentia cujete Lin., die als Trinkgefäß dient. — 6) Die Hölle von Venezuela. — 7) Zollhaus. — 8) Jede junge Dame in Venezuela hat ihren compadre (Freund; Ehrenherrn), der jedes Neujahr von Neuem ihr durch's Loos zufällt. Sonſt bedeutet compadre Gevatter, was aber hier nicht gemeint iſt. — 9) Terminalia Catappa Lin. — 10) Bananen, Musa sapientum Lin. 11) Steile Abhänge. — 12) Acacia farnesiana W. — 13) Schomburgkia undulata Lindl. — 14) Oncidium picturatum Rchb. fil. — 15) Agave americana et vivipara Lin. — 16) Cereus pitahaya Dec. — 17) Thevetia neriifolia Juss. — 18) Cathartes aura Ill. — 19) Sesuvium portulacastrum Lin. — 20) Hippa spec. — 21) Gelbes Fieber. — 22) Capsicum div. spec. — 23) Laden, in dem man Eßwaaren, Getränke u. ſ. w. feil hat. — 24) Branntwein. — 25) Schüſſe aus einer Muskete (trabuco) mit kurzem, trompetenförmigem Meſſinglauf. — 26) Seewarte. — 27) Unruhige, wilde Spitze. — 28) Grapsus- und Portumnus-Arten. — 29) Ostrea calcar. — 30) Ein kleines ſchmales, aus einem Baumſtamme gehöhltes Boot. — 31) Octopus. — 32) Trygon. — 33) Zollhaus. — 34) Puente dentra. — 35) Calle de la libertad. — 36) Maulthiertreiber. — 37) Stadtobrigkeit. — 38) Ananassa sativa. — 39) Mammea americana. — 40) Mangifera indica. — 41) Persea gratissima. — 42) Anona Cherimolia. — 43) Anona squamosa. — 44) Anona muricata. — 45) Psidium pyriferum et pomiferum. — 46) Gustavia Membrillo. — 47) Anacardium occidentale. — 48) Chrysophyllum Cainito. — 49) Sapota Achras. — 50) Genipa Caruto. — 51) Spondias dulcis. — 52) Melicocca bijuga. — 53) Melicocca olivaeformis. — 54) Punica granatum. — 55) Chrysobalanus Icaco. — 56) Carica papaya. 57) Passiflora quadrangularis. — 58) Lucuma mammosa. — 59) Citrus vulgaris et aurantium. — 60) Citrus limetta. — 61) Citrus decumana. — 62) Citrus limonum. — 63) Beides Früchte der verſchiedenen Muſa-Arten.

Digitized by Google

64) Conium moschatum. — 65) Dioscorea sativa und alata. — 66) Batatas edulis. — 67) Colocasia esculenta. — 68) Manihot Janipha. — 69) Cucurbita pepo. — 70) Cucumis melo. — 71) Citrullus vulgaris. — 72) Sechium edule. — 73) Cucurbita melopepo. — 74) Capsicum. — 75) C. angulosum. — 76) C. baccatum. — 77) Lycopersicum esculentum. — 78) Solanum esculentum. — 79) Hibiscus esculentus. — 80) Bixa orellana. — 81) Eryngium foetidum. 82) Mentha sativa. — 83) Arachis hypogaea. — 84) Cajanus indicus. — 85) Cicer arietinum. — 86) Palinurus guttatus. 87) Portumnus. — 88) Turbo pica. — 89) Ostrea calcar und Lucina chrysostoma. — 90) An der Sonne getrocknetes Fleisch. — 91) Branntwein aus Zuckerrohr. — 92) Schalen von der ausgehöhlten Frucht der Crescentia cujete, die anstatt der Teller, Löffel u. s. w. gebraucht werden. — 93) Grüne Maisstangen. — 94) Gasthof. — 95) Getränk aus zerstampften Zweigen einer Art Krauseminze, Genevre oder Brandy, mit Zucker und einem guten Theile Wasser bereitet. — 96) Aehnliches Getränk, nur daß anstatt der Krauseminze mehrere Tropfen eines starken Bittern, besonders des Angosturabittern, die Hauptingredienz bilden. — 97) Ort, wo die zum Verkauf und Ausschank nöthigen Artikel mit dem Schenktisch sich befinden. — 98) Große runde, irdene Wasserbehälter. — 99) Die Last, die ein Thier trägt. — 100) Verkaufslokal von Lebensmitteln, Branntwein u. s. w. — 101) Eine Art Feldbett von Holzgestell, oben mit Leinwand überspannt, das man zusammenklappen und an die Wand stellen kann. — 102) Oreodoxa acuminata. — 103) Puente fuera. — 104) Rohzucker in kleinen Hüten. — 105) Besitzer einer Pulperia. — 106) Aus Mais oder Reis mit Zucker gekochter, kühlender Trank. — 107) Wasser mit Papelon, das sich in den ersten Graden der Gährung befindet und sehr kühlend ist. — 108) Eingewanderte von Madeira und den canarischen Inseln. — 109) Ein Ueberwurf aus zwei aneinander genähten großen Stücken Fries von scharlachrother und blauer Farbe, in deren Mitte ein Loch zum Durchstecken des Kopfes geschnitten ist. — 110) Maulthiere. — 111) Knecht. — 112) Kurzes Schießgewehr mit messingenem, dickem, nach der Mündung zu sich erweiterndem Laufe. — 113) Vier bis sechs Trupps Lastthiere, jeder Trupp zu sieben bis acht Stück. — 114) Veranda. — 115) Gynerium saccharoides. — 116) Iguana tuberculata. — 117) Champsa punctulata. — 118) Die Coleadores. — 119) Kleine, mit bunten Federn und Papier geschmückte Wurfpfeile. — 120) Acacia farnesiana. — 121) Ausgehöhlte Früchte der Crescentia cujete, die, mit Mais gefüllt, nach dem Takte der Musik hin- und hergeschwenkt werden. — 122) Große Blatta-Arten. — 123) Zophobas morio. — 124) Uca una. — 125) Gelasimus vocans L. — 126) Cathartes aura Ill. — 127) Acacia farnesiana. — 128) Uca una Maregr. — 129) Guayacum officinale Lin. — 130) Cordia dentata. — 131) Zuckermühle. — 132) Oreodoxa acuminata Willd. — 133) Palmkohl. — 134) Die grüne, noch vor der Reife gehauene Maispflanze, in Venezuela das gebräuchliche Futter für Reitthiere. — 135) Anpflanzung der Musa sapientum; die der Musa paradisiaca wird Cambural genannt; erstere, die Banane, wird in Venezuela „Platano", letztere, der Pisang, „cambure" genannt. — 136) Cocospflanzungen. — 137) Musa chinensis Sw. —

138) Obgleich Professor Burmeister in seiner systematischen Uebersicht der Thiere Brasiliens, I. pag. 37 und 41, es nur als Ausnahme gelten läßt, daß Fledermäuse Bananen fressen, kann ich doch, auf meine vielfachen Beobachtungen gestützt, versichern, daß sie große Freunde dieser Kost sind und zur Nachtzeit eifrig die reifenden Fruchtbüschel der Bananen aufsuchen und deren Früchte anfressen; ich habe sie öfter darüber ertappt und noch öfter die Spuren ihrer Zähne in den reifen Früchten entdeckt. Ein jeder Conucero in Venezuela wird dasselbe behaupten. — 139) Geröstete Bananen. — 140) Dünne Cassavekuchen. — 141) Maisbrod. — 142) Plantagenbesitzer. — 143) Hura crepitans Lin. — 144) Erythrina div. spec. — 145) Patios. — 146) Opegrapha scripta Ach. — 147) Atta cephalotes Fab. — 148) Triphasia trifoliata Dec. — 149) Esel ohne Kopf. — 150) Melia sempervirens Sw. — 151) Gebirgsschluchten. — 152) Bejucos werden in Venezuela alle Schlingpflanzen genannt. — 153) Gynerium saccharoides H. B. et Kth. — 154) Ortalida Motmot Wagl. — 155) Gebirgsurwald. — 156) Mycetes ursinus. — 157) Crax alector Linn. — 158) Carludovica palmata. — 159) Heliconia Bihai. — 160) Ficus gigantea. — 161) Pachira aquatica Aubl. — 162) Bactris spinosa. — 163) Pygocentrus niger et spec. — 164) Gymnotus electricus Lin. — 165) Trygon div. spec. — 166) Melicocca bijuga Lin. — 167) Coereba cyanea und coerulea. — 168) Tabernaemontana coronaria R. Brown. — 169) Bufo agua Daud. — 170) Häufig erhielt ich in dieser Weise Ceratocampa imperialis Harris; Erebus Strix; Morpho Menelaus God.; Pavonia Eurilochus God. — 171) Schluck Rum. — 172) Erebus Odora; E. Zenobia. — 173) Bufo agua Daud. — 174) Blabera colossea Burm. — 175) Julus maximus Lin. — 176) Ameiva vulgaris. — 177) Zophobas morio Dej. — 178) In dieser Weise erhielt ich in San Esteban ein überaus großes Paar des in Venezuela sehr seltenen Dynastes Hercules, der nur auf einigen kleinen westindischen Inseln häufiger vorkommt, ebenso den Scarabaeus Atlas, einen sehr großen Enoplocerus armillatus, wie außer einer Menge seltener größerer Thiere zwei alte Exemplare der Harpyia destructor Daud. — 179) In solchen Fällen würde die Crinoline die geeignetste Anwendung finden. — 180) „Alter Weg", zum Unterschiede von dem neuen, seit einigen zwanzig Jahren angelegten Wege, camino caretero, der, um das Gebirge herum, über las Trincheras nach Nueva Valencia führt und zur Regenzeit durch den kaum ergründlichen Morast excellirt. — 181) Inga Saman. — 182) Mangifera indica Lin. — 183) Bombax Ceiba Lin. — 184) Attalea speciosa Mart. — 185) Clusia alba et rosea Lin. — 186) Pachira aquatica Aubl. — 187) Jatropha Curcas Lin. — 188) Caesalpinia pulcherrima Sw. — 189) Quamoclit vulgaris Chois. — 190) Gebirgsurwald. — 191) Judianerstein. — 192) Cassia fistula Lin. — 193) Carica papaya Lin. — 194) Brugmansia candida Pers. — 195) Phanaeus Hermes, Jasius, etc. — 196) Manihot utilissima Pohl. — 197) Colocasia esculenta Schott. — 198) Feldbebauer. — 199) Gehauene Lichtung im Walde. — 200) Bestanztes Feld. — 201) Wigandia urens Kth. — 202) Paritium tiliaceum Adr. Juss. — 203) Tanzvergnügen. — 204) Bretter, eigentlich nur sogenannte „Schwarten", aus den Stämmen der Oreodoxa

Sancona. — 205) Mündung des Fluſſes Yaracui. — 206) Gelbholz, von der Broussonetia tinctoria H. B. et Kth. — 207) Zum Henker! Junge, komm her und hilf mir. — 208) Welch' betrunkenes Schw ... — 209) Aha, der Paſſagier! Wie befinden Sie ſich? ich bin der Capitain, Capitain Juan Bracho, aber ſie nennen mich immer „Boracho" (der Trunkenbold), die T.....! Was meinen Sie dazu? — 210) Vorwärts verd .... Jungens! lichtet den Anker, löſt das große Segel, geht in's Boot, der Steuermann an's Ruder, ſchnell, ſchnell! — 211) Um ſich abzukühlen. — 212) Getrocknetes Fleiſch, Stockfiſch und Gemüſe. — 213) Zwiebeln und Knoblauch. — 214) Unabhängigkeit von den Spaniern. — 215) Gehe nach dem Vordertheil, Schlingel, und lug gut aus! — 216) Verdammt, welches Unglück! — 217) Greift aus, Jungens! — 218) Netzartige Hängematte. — 219) Turbo pica Lin. — 220) Suriana maritima. — 221) Palinurus guttatus. — 222) Aphrodite spec. — 223) Phyllodoce longissima Sav. — 224) Asteriacanthion spec. — 225) Asteriophyton muricatum Lam. — 226) Pentacrinus caput Medusae L. Leider habe ich das ſorgfältig getrocknete Exemplar, wie alle meine auf dieſer Inſel gemachten Sammlungen, die ich bei meiner Abreiſe dort zurücklaſſen mußte und die mir der Eigner der Goleta nachzuſenden verſprach, nie erhalten. — 227) Strombus gigas Lin. — 228) Ostrea calcar. — 229) Ardea nivea Lath. — 230) Notherodius scolopaceus Cab. — 231) Die flachgepreßte Blattſtielbaſis der Mapurapalme (Oreodoxa Sancona). — 232) Carica papaya L. — 233) Coccoloba uvifera Lin. — 234) Potztauſend, Sie können nicht glauben, wie ſehr ich den Verluſt des Aguardiente wegen dieſer verd..... Dinger bedaure! ich kann ihn unmöglich ertragen. kommt her, meine Freunde! — 235) Chelonia imbricata L. — 236) Coccoloba uvifera, Ipomoea pes caprae Sw, Argemone mexicana Lin., Tournefortia gnaphalodes R. Brown, Conocarpus erecta H. B. et Kth., Laguncularia racemosa Gaertn. — 237) Hippomane Mancinella Lin. — 238) Oreodoxa Sancona H. et Kth. Der Unterſchied der O. acuminata von der O. Sancona iſt nur dem Botaniker in den feiner zugeſpitzten Fiederblättchen der erſteren kenntlich, im äußern Habitus ſind beide ſich völlig gleich. — 239) Ortsrichter. — 240) Seit dem Jahre 1850 hat ein Deutſcher, Fr. Stelze, in Coquerote bei San Felipe, der früher bei der engliſchen Minengeſellſchaft angeſtellt war, die Kupferminen von Aroa wieder bebauen laſſen. — 241) Gelbholz, von Broussonetia tinctoria. — 242) Boa constrictor L. — 243) Waarenmagazin. — 244) Caños, wie ſie, freilich in bedeutend größerem Maßſtabe, das Delta des Orinoco durchziehen. — 245) Manatus australis Tiles. — 246) Pterocarpus draco. — 247) Zygophyllum arboreum Jacq. — 248) Bactris Piritu. — 249) Ruderſtangen. — 250) Phegopteris sp. — 251) Schnella sp. — 252) Megaceryle torquata Kaupp. — 253) Sanguinolaria rosea. — 254) Cytherea Dione Lin. — 255) Turbo pica Lam. — Nerita peloronta Lam. — Voluta musica L. — Purpura aperta. — Oliva maura. — Cypraea sp. — Harpa sp. — Buccinum sp. — Strombus gigas L. — Fusus morio L. — Pyrula melongena L. — Fasciolaria tulipa L. — Murex calcytrapa L. — Fissurella graeca L. — Bulla striata Brug. — Avicula Tamsii Dkr. — Perna obliqua Lam.

— Spondylus americanus Lam. — Plicatula cristata Lam. — Pinna nobilis L. — Modiola tulipa Lam. — Chama Lazarus Lam. — Arca senilis et Noae L. — Amphidesma sp. — Capsa rugosa L. — Tellina fausta. — T. inflata. — Cardium ventricosum. — C. laevigatum L. — Lucina chrysostoma. — L. tigerina. — L. jamaicensis. — Venus cancellata. — Cytherea Dione L. — 256) Gorgonia flabellum L. — Pennatula rubra L. — 257) Spongia usitatissima Lam — 258) Balanus gigas. — Anatifera striata Lam. — 259) Coccoloba uvifera L. — 260) Cassicus persicus Daud. — 261) Hymenaea Courbaril L. — 262) Ficus dendroica. — 263) Heliconia psittacina. — 264) Parra jassana Lin. — 265) Aruco auch Camuco (Palamedea cornuta Lin.) — 266) Ampullaria rhodostoma und urceus. — 267) Champsa punctulata Natt. — 268) Iguana tuberculata Laur. — 269) Peltocephalus Tracaja Dum. Bibr. — 270) Podocnemis expansa Wagl. Dieſe Schildkröte, die in Unmaſſen am oberen Orinoco, Eſſequibo und Amazonas vorkommt, legt 100—120 runde Eier mit pergamentartiger Schale in eine einzige Grube. — 271) Carcharias Henlei Vahl. — 272) Pristis pectinatus Lath. — 273) Zygaena malleus Lath. — 274) Salvator Teguixin. — 275) Mycetes ursinus. — 276) Cebus capucinus Erxl. — 277) Plotus Anhinga Lin. — 278) Tigrisoma tigrinum G. R. Gray. — 279) Tigrisoma brasiliense G. R. Gray. — 280) Attalea speciosa Mart. — 281) Trithrinax mauritiaeformis. — 282) Guadua latifolia Kth. — 283) Polistes spec. — 284) Caesalpinia spec. — 285) Tecoma pentaphylla. — 286) Ocotea spec. — 287) Salpiza cristata Wagl. — 288) Crax alector L. — 289) Macrocercus Macao L. — 290) Lecythis div. spec. — 291) Picus div. spec. — 292) Verd .... welche Scherereі! — 293) Gehäuſe des Strombus gigas, an der Wirbelſpitze mit einem Loch verſehen, durch welches geblaſen wird. — 294) Ardea nivea Lath. — 295) Trinkſchale aus der Frucht der Crescentia cujete. — 296) Urweltlicher, verſteinerter Kothballen. — 297) Culex pipiens und andere spec. — 298) Bradypus tridactylus (Faulthier). — 299) Ein alter Baum! — 300) Pyrophorus noctilucus. — 301) Boa constrictor Lin. — 302) Helix ringens, H. plicata, H. quadridentata, H. Tamsii, Bulimus haemastomus Scop., B. distortus, B. undatus Brug., B. Knorrii; Achatina octona, A. lignaria. — Cyclostoma stramineum, C. variegatum; Ampullaria rhodostoma. — 303) Knechte. — 304) Unabhängigkeit. — 305) Schnittwaarenhandlung. — 306) Wie ich bereits erwähnte, hat er einige Jahre nach meinem Beſuche die Ausgrabung der verſchütteten Schachte beginnen laſſen, über deren Erfolg mir jedoch jede Nachricht mangelt. — 307) Cattleya Mossiae Lindl. — 308) Oncidium papilio Lindl. — 309) Scleria Flagellum Sw. — 310) Der alte Weg. — 311) Der Gipfel. — 312) Unter Savanenvegetation iſt der Pflanzenwuchs der großen Grasebenen Süd-Amerika's, in Venezuela „Llanos", in Guyana „Savana", in Braſilien „Campos" und am la Plata „Pampas" genannt, gemeint, der außer Hunderten verſchiedener Grasarten und krautartiger Pflanzen, aus vereinzelt ſtehenden Bäumen, den Arten der Curatella, Rhopala, Palicourea u. ſ. w. beſteht. — 313) Gebirgsſtämme. — 314) Bactris spinosa. — 315) Chasma-

rhynchus carunculatus Temm. — 316) Cassicus persicus Daud. — 317) Termes morio Fabr. — 318) Guazuma ulmifolia Desf. — 319) Friſch gehauene Lichtung, um waldiges Terrain urbar zu machen. — 320) Ficus gigantea und andere spec. — 321) Erythrina div. spec. — 322) Plantagenbeſitzer. — 323) Salpiza cristata et Marail Wagl. — 324) Icica Tacamahaca. — 325) Macrocnenum tinctorium. — 326) Alsophila ferox Presl. — Hemitelia macrocarpa Hook. — H. Parkerii Hook. — H. Hostmanni Hook. — 327) Brownea grandiceps Jacq. — 328) Bactris Corozillo. — 329) Cyclanthus bipartitus, angustifolius, palmatus, cristatus Kl, Carludovica flabellata, humilis, macropoda Kl., plicata. — 330) Costus spiralis Rosc., C. comosus Rosc.; Maranta div. spec.; Canna div. spec.; Heliconia Bihai Lin. — 331) Alsophila horrida, caracasana: Diplazium giganteum, celtidifolium, Hemitelia acuminata, Klotzschii, Lotzia diplazioides. — 332) Carica papaya Lin. — 333) Guazuma ulmifolia. — 334) Eſel ohne Kopf. — 335) Fourcroya gigantea Vent. — 336) Guilielma Macana. — 337) Cecropia peltata et palmata. — 338) Malpighia urens. — 339) Pteris arachnoidea; Mertensia pectinata. — 340) Artocarpus incisa Lin. f. — 341) Psidium pyriferum et pomiferum. — 342) Gongora odoratissima Lemaire; Acineta Humboldtii Lindl., Lycaste gigantea Lindl.; Epidendrum nocturnum L. — 343) Rhamphastos discolorus Lin. — 344) Trogon auriceps. — 345) Nasua socialis Pr. Neuw. — 346) Atta cephalotes Fab. — 347) Brosimum galactodendron Don. — 348) Karstenia quinquenervia Kl. — 349) Ochroma lagopus Sw. — 350) Citrus aurantium Risso. — 351) Bactris Macanilla. — 352) Alsophila horrida, Cyathea aculeata, armata, ebenina, aurea, elegans; Hemitelia speciosa, Karsteniana. — 353) Lophosoria affinis, Phegopteris decussata. — 354) Epidendrum cinnabarium Lindl. — Comparettia falcata P. et E. — 355) Clusia div. spec. — 356) Viehtreiber. — 357) Knecht. — 358) Damit iſt hier „Poſtbote" gemeint. — 359) Zwei zuſammengenähte, ſcharlachrothe und blaue Decken von Fries, in deren Mitte ein Loch zum Durchſtecken des Kopfes befindlich iſt und die zum Schutze gegen Regen und Nachtkühle dienen. — 360) Felſiger Abſturz. — 361) Cecropia peltata Lin. — 362) Galactodendron utile H. et Kth. — 363) Psidium ferrugineum. — 364) Eine Anfrage bei ihm in dieſer delicaten Angelegenheit wäre mir höchſt übel aufgenommen worden. — 365) Selbſtgefertigte Sandalen von rohem Rindsleder. — 366) Rundes großes, irdenes Waſſergefäß von rother Farbe. — 367) Großes Zimmer, Saal. — 368) Offene Galerie, Veranda. — 369) Kleine Hütte. — 370) Ficus gigantea. — 371) Manihot Janipha et utilissima. — 372) Caladium esculentum. — 373) Mertensia und Pteris. — 374) Bactris setosa, setulosa. — 375) Solanum horridum; torvum. — 376) Bromelia. — 377) Atta cephalotes Fab. — 378) Kuhbaum. — 379) Felsſchlucht. — 380) Trogon auriceps; Curucui. — 381) Rhamphastos discolorus. — 382) Kleines rundes Maisbrod. — 383) Mycetes ursinus. — 384) Chrysophyllum spec. — 385) Oenocarpus altissimus. — 386) Ein 14 — 16 Zoll langes, 4 Zoll breites Waldmeſſer. — 387) Großes Waldhuhn, Trachypelmus brasiliensis. — 388) Ficus gigantea. — 389) Spaniſcher Thaler. —

390) So heißt der nächste der beiden hohen Berggipfel. — 391) Schwarze Bohnen. — 392) Harpyia destructor. — 393) Langer von Rindsleder gewundener Strick. — 394) „Zum Henker! welche Schurken." — 395) Eine Art Sandalen. — 396) Tecoma Salzmanni Dec. — 397) Tecoma pentaphylla. — 398) Lecythis grandiflora Aubl. — 399) Brosimum galactodendron Don. — 400) Strychnos Cobalongo App. — 401) Iriartea altissima Kl. und I. robusta. — 402) Socratea fusca Karst. — 403) Oenocarpus altissimus Kl. — 404) Geonoma pinnatifrons Willd.; acutiflora Mart, arundinacea Mart.; baculifera Kth. — 405) Palmenwäldchen. — 406) Tapirus villosus Wagl. — 407) Oenocarpus, Iriartea und Geonoma spec. — 408) Iriartea altissima Kl. — 409) Socratea fusca Karst — 410) Oreodoxa regia et Sancona. — 411) Dicotyles labiatus Cuv. — 412) Iriartea praemorsa. — 413) Socratea fusca et elegans Karst. — 414) Oenocarpus altissimus Kl. — 415) Oenocarpus caracasanus Lodd., O. utilis Kl. — 416) Die Roebelia solitaria habe ich bereits im Jahre 1854 auf der Cumbre del San Hilario entdeckt und damals in jungen lebenden Exemplaren mit meinen anderen Pflanzensendungen, als Geonoma nov. spec., vielfach nach Europa gesandt, kann jedoch nicht behaupten, ob eine derselben noch existirt. Hr. F. Engel hat diese Palme mehre Jahre später in Neu-Granada angetroffen und bestimmt; er giebt sie als dort in der Höhe von 8 bis 10,000 Fuß, zwischen dem Rio Magdalena und dem Catatumbo, auf dem Berge „el alto de Bucarasiqua" vorkommend, an. (Linnaea, T. XXXIII. p. 680.) — 417) Strychnos Cobalongo Appun. Pericarpium der Frucht $2^1/_2$ Zoll lang, braun, eiförmig, stumpf, mit $1^1/_2$ Zoll langen spitzen Stacheln dicht besetzt, korkartig, einfächerig, 4- oder 5klappig, einsamig. — Same $1^1/_2$ bis 2 Zoll lang, kegelförmig, fleischig, mit dem Nabel am Fruchtstiele befestigt, lebhaft purpurroth, in trocknem Zustande schwarzbraun. Blüthe unbekannt. Blätter 6 bis 8 Zoll lang, länglich eiförmig, an der Spitze breit abgerundet. — 418) Coelogenys Paca. — 419) Dasyprocta Aguti Ill. — 420) Mikania Guaco H. B. et Kth. — 421) Wurzel der Cerbera thevetia. — 422) Chamaedorea montana Liebm. — 423) Ich habe den Salmiakgeist stets mit bestem Erfolg gegen die Bisse der Crotalus horridus Daud., Lachesis rhombeata Pr. Max und Bothrops atrox Wagl. an mir selbst, wie an vielen anderen Personen, angewendet. — 424) Smilax syphilitica H. B. et Kth. — 425) Ein 14 bis 16 Zoll langes, 3 bis 4 Zoll breites Waldmesser. — 426) Kleinere Waldstrecken, auf denen die Zarza in Menge wuchert. — 427) Wurzel von Smilax pseudochina Lin. — 428) 1 Peso = 32 Sgr. — 429) Queso de mano, sehr wohlschmeckender, meist in den Llanos fabrizirter, handgroßer Käse. — 430) Blattfasern der Fourcroya gigantea Vent. — 431) Gesalzenes, an der Luft getrocknetes Fleisch. — 432) Rindviehtreiber. — 433) Schweintreiber. — 434) Ziegentreiber, welche Heerden von auf den kleinen Felseninseln des Sees von Valencia gezüchteten Ziegen nach Puerto Cabello bringen. — 435) Junge, verschnittene Stiere. — 436) Knechte. — 437) Der Oberaufseher der Heerde. — 438) Eigenthümer. — 439) Große mit Baumstämmen eingezäunte Viehhürden. — 440) Heintzia tigrina Karst., H. scabra Karst. — 441) Besleria lutea Lin., B. laxiflora Benth. — 442) Bellermannia

spicata Karst. — 443) Meriania macrantha Karst. — 444) Stannia formosa Karst. — 445) Ladenbergia Moritzii Karst. — 446) Carludovica humilis Poepp. et Endl., C. macropoda Kl., C. palmata Rz. et Pav. — 447) Maranta bicolor Ker., M. Jacquini K. et Sch., M. variegata Lodd. — Phrynium Casupo, eximium Kl. — 448) Heliconia Bihai Schott., discolor, psittacina Lin., pulverulenta Ldl. — 449) Caladium arboreum H., B. et Kth., Arum foetidum. — 450) Hemitelia obtusa Kl., integrifolia K., Cyathea aurea Kl. — 451) Iriartea altissima, robusta, praemorsa; Socratea fusca Karst., Oenocarpus altissimus Kl., Geonoma undata Kl. — 452) Harpyia destructor Daud. — 453) Felis onca L. — 454) Felis concolor L. — 455) Felis pardalis L. und außerdem die kleineren Arten, wie F. tigrina Schreb., F. Yaguarundi Lacep. — 456) Arion div. spec. — Helix Appuniana Dkr., leucodon, quadridentata, plicata. — Bulimus amethystoides Alb., marmoratus Dkr., fulminatus, distorto-affinis. Blainvilleanus. — Glandina, sehr große zimmetbraune spec. nov. — Achatina lignaria Reeve, Cyclostoma Inca. — Melania atra Desh. — 457) Bufo agua. — 458) Prof. Lichtenstein hat diesen Frosch nach den von mir in Spiritus eingesandten Exemplaren beschrieben; ich theile, als Entdecker desselben, nachstehende von mir an lebenden Exemplaren gemachte Bemerkungen mit. Notodelphys ovifera Lichtst. Männchen von schlanker Gestalt, breitem ovalem Kopf mit großen Augen und runden Nasenlöchern. Ohrfell unmittelbar hinter dem Auge, rund, nach oben abgeplattet; Rachen weit, glattrandig, bis unter das Ohrfell gespalten. Hinterleib dünn und schlank. Vorderfüße vierzehig, mit kurzen Schwimmhäuten, Hinterfüße fünfzehig mit stärkeren Schwimmhäuten, oberer Körpertheil glatt, unterer chagrinartig gekörnt. — Weibchen in Gestalt dem Männchen völlig ähnlich, nur bei Weitem größer und in allen Theilen stärker. Außerdem trägt es auf dem Hinterkopfe einen zusammenhängenden Kamm von Warzen, der über dem Ohrfell beginnt, im Zickzack über den Hinterkopf nach der andern Seite des Ohrfells sich hinzieht und hinter den Augen, wie auf der Mitte des Hinterkopfes am höchsten ist. In der Mitte des Hinterrückens befindet sich eine 8 Linien lange Längshautfalte, die zu zwei geräumigen Hauttaschen führt, in denen die Eier liegen, die darin zu vollkommenen Jungen sich entwickeln. — Oberkörper hell ockergelb, an den Seiten und Beinen noch heller. Ein 3 Linien breiter schwärzlicher Streif zieht sich an beiden Seiten vom Auge nach der Hälfte des Körpers und läuft von da bis zum Hinterschenkel in 2 bis 3 größeren schwarzen, halben Querbinden aus, die unten breit, nach oben fast spitz zulaufen. Beide Seiten der Vorder- und Hinterbeine sind mit 7 bis 8 eben solchen schwarzen, halben Querbinden geziert, die jedoch auf den Vorderbeinen in geringerer Anzahl und verwischt erscheinen. Unterer Theil des Körpers fleischfarben. Das Weibchen unterscheidet sich in der Färbung vom Männchen nur durch breitere Querbinden, die sich bis auf den Fuß und die Schwimmhäute erstrecken; die Warzenerhöhungen hinter den Augen sind von perlgrauer Farbe. — Länge des ganzen Körpers beim Männchen 2 Zoll 3 Linien, beim Weibchen 3 Zoll. — Dieser interessante, in Verwandtschaft mit der Gattung Trachycephalus stehende Laub-

froſch wurde von mir in der Montaña des San Hilario in der Höhe von 5000 Fuß aufgefunden und kommt in den tiefer gelegenen Gegenden Venezuela's nicht vor. Er iſt ſehr ſelten und während meines fünfjährigen Aufenthaltes auf der Cumbre iſt es mir nur einigemale gelungen, ihn zu erlangen. Im Mai 1855 traf ich ein weibliches Exemplar im Urwalde auf einer Maranta ſitzend, in trächtigem Zuſtande mit ſtark angeſchwollenem Hinterrücken. Als ich das Thier, um es nach Hauſe zu nehmen, in ein großes Blatt einwickelte und dabei wohl etwas heftig drückte, kamen aus der Längsſpalte des Hinterrückens 25 kleine, aber bereits vollkommen ausgebildete, Junge herausgekrochen, die in der Färbung dem erwachſenen Thiere völlig glichen, nur daß ihre Grundfarbe ein helleres Gelb zeigte. — Zu Hauſe ſetzte ich die ganze Familie in eine Glasſtrule und erhielt ſie einige Monate lang durch kleine Inſekten. Die Jungen hielten ſich in dieſer Zeit viel auf dem Rücken der Mutter auf und krochen nie mehr in die Hauttaſchen derſelben zurück. Die quarrende Stimme dieſes Froſches iſt weniger laut als die der anderen ſüdamerikaniſchen Laubfroſch-Arten, auch läßt er ſie nicht ſo häufig hören. Das Weibchen iſt von munterem Naturell als das Männchen, das meiſtens den Tag über ſchlafend zubringt. Hoch auf die Bäume ſcheint dieſer Laubfroſch nicht zu ſteigen, da ich ihn ſtets nur auf krautartigen Pflanzen oder abgefallenem welkem Laube angetroffen habe. — 459) Manihot utilissima Pohl. — 460) Manihot Janipha Pohl. — 461) Cucurbita Pepo Lin. — 462) Sechium edule Sw. — 463) Conium moschatum H. B. et Kth. — 464) Colocasia esculenta Schott. — 465) Dioscorea alata, sativa und spec. — 466) Phaseolus glycinoides. — 467) Phaseolus spec.? — 468) Batatas edulis Chois. — 469) Zamia muricata Willd. — 470) Eine der drei zu dieſer Zeit herrſchenden politiſchen Parteien in Venezuela, die in den Liberales oder Monagiſtas (Anhänger von Monagas), den Oligarques oder Paëziſtas (Anhängern des Generals Paëz) und den Paſteleros (den Neutralen) beſtanden. — 471) Alsophila villosa Presl — 472) Melochia pyramidale. — 473) Ficus glabrata. — 474) Spizaëtus ornatus Daud. — 475) Hypomorphnus anthracinus Cab., H. Buson Cab. — 476) Milvulus tyrannus Bonap. — 477) Hippeastrum solandraeflorum Herb. — 478) Pavonia speciosa H. B. et Kth. — 479) Trochilus div. spec. — 480) Icterus xanthornus Daud. — 481) Chionanthus compacta. — 482) Lecythis div. spec. — 483) Cecropia spec. — 484) Ficus div. spec. — 485) Gossypium div. spec. — 486) Carica papaya L. — 487) Mangifera indica L. — 488) Artocarpus incisa L. — 489) Saccharum officinarum L. — 490) Unona xylopioides Don. — 491) Bowdichia virgiloides. — 492) Amyris elata. — 493) Cordia umbraculifera Dec. — 494) Inga spec. — 495) Bombax hibiscifolius. — 496) Genipa Caruto H. B. et Kth. — 497) Inga spuria Willd. — 498) Clusia insignis Mart. — C. rosea Lin. — 499) Fourcroya gigantea Vent. — 500) Cereus div. spec. — 501) Ipomoea bona nox Lin. 502) Quamoclit vulgaris Chois. — 503) Chusquea spec. — 504) Mucuna urens Dec. — 505) Bromelia longifolia Rudge. — 506) Lantana Camara Lin. — 507) Ruellia formosa. — 508) Solanum torvum Swartz. — 509) Salix Humboldtiana W. — 510) Zuckermühle. — 511) Iatropha Curcas L. — 512) Spondias

lutea L. — 513) Melicocca olivaeformis. — 514) Bohnen. — 515) Getrocknetes Fleiſch. — 516) Großes Glas voll Rum. — 517) Liebhaber. — 518) Schlückchen. — 519) Heiligen. — 520) Marionettenſpieler. — 521) Um friſchen Athem zu ſchöpfen. — 522) Die ſchönſten Marionettenſpiele, die nur in der Welt zu ſehen ſind. — 523) Feiner Ausdruck für Frau oder Fräulein. — 524) Inga pungens. — 525) Crotophaga Ani Lin. — 526) Ixodes div. spec. — 527) Curatella americana Lin. — 528) Polyborus Cheriwai Cab. — 529) Glaucidium passerinoides Temm. — 530) Ladung. — 531) Cajanus indicus Spr. — 533) Caesalpinia pulcherrima. — 533) Momordica cylindrica L. — 534) Panamahüte. — 535) Zug von Laſtthieren. — 536) Gebratenes, in der Pfanne gebackenes und gekochtes Fleiſch. — 537) Setzeier. 538) Marktplatz. — 539) Syagrus botryophora. — 540) Salix Humboldtiana W. — 541) Citrus vulgaris Risso. — 542) Citrus aurantium Risso. — 543) Citrus decumana Lin. — 544) Lagerstroemia indica Lin. — 545) Punica granatum Lin. — 546) Bixa orellana L. — 547) Passiflora quadrangularis Lin. — 548) Bactris spec.? — 549) Das Grauen des Morgens. — 550) Cocospflanzung. — 551) Stadtviertel. — 552) Oeffentlicher Platz. — 553) Markthalle. — 554) Inga Saman. — 555) Erythrina div. spec. — 556) Psittacus aestivus L., Ps. amazonicus Latt. — 557) Parra Jaçana Lin. — 558) Sterna magnirostris Licht. — 559) Champsa punctulata Natt. — 560) Erythrinus spec.? 561) Bagrus Commersonii. — 562) Beſonders Ampullaria-Arten und eine Planorbis, die ich allein nur hier gefunden habe. — 563) Der Eſel. — 564) Carica papaya. — 565) Carica nana. — 566) Lycopersicum esculentum Mill. — 567) Solanum esculentum Dun. — 568) Ficus dendroica, Baumtödter. — 569) Bewohner der Llanos, die meiſt nur mit Rindviehzucht ſich beſchäftigen. — 570) Melia sempervirens Sw., M. Azedarach Lin. — 571) Lagerstroemia indica L. — 572) Er beſitzt nicht eine Cobija. — 573) Schlingpflanze. — 574) Grüne Papageien. Ps. aestivus und amazonicus. — 575) Platalea Ajaja Sin. — 576) Dendrocygna viduata Eyton. — 577) Rohrdickicht. — 578) Desmoncus polyacanthos Mart. — 579) Quando van a dar Vms. una accion de la maroma: Wann werden Sie Ihre Seiltänzervorſtellungen geben? 580) Iſt es wahr, daß die Herren Seiltänzer ſind? — 581) Schlächterei. — 582) Fleiſch von Hydrochoerus Capybara Erxl. — 583) Attalea speciosa Mart. — 584) Trithrinax mauritiaeformis Mart. — 585) Gaſthöfe. — 586) Triplaris americana Lin. — 587) Erythrina div. spec. — 588) Cecropia palmata et peltata. — 589) Hymenaea Courbaril Lin. — 590) Chusquea spec. — 591) Petrea volubilis Jacq. — 592) Bellermannia spicata Karst. — 592) Phegopteris et Pteris div. spec. — 594) Atta cephalotes Fab. — 595) Anolis chrysolepis. — 596) Sarcorhamphus papa Sw. — 597) Polyborus Cheriway Cab. — 598) Bradypus tridactylus. — 599) Trupp von Maulthieren. — 600) Cereus div. spec. — 601) Fourcroya gigantea Vent. — 602) Es iſt der Ihrige. — 603) Großer Meierhof, bei welchem ungeheure Rindvieh-Heerden, oft 20 bis 30,000 Stück Vieh, gehalten werden. — 604) Die Weinende. Ein ſchwarzſeidener Ueberwurf über den Kopf, der in der Faſtenzeit und Charwoche von den Damen getragen wird, um darunter un-

ſtört ihrem Schmerz (!) über Leiden und Tod des Erlöſers ſich hingeben zu können. — 605) Er weiß viel, er kennt ſehr genau den ganzen Weg von Pao nach dem Baúl. — 606) Kirchhof. — 607) Stiergefecht. — 608) Ausländern, damit meiſt Europäer gemeint. — 609) Crescentia cujete Lin. — 610) Stockfiſch. — 611) Tanz. — 612) Passiflora quadrangularis Lin. — 613) Ausgehöhlte, kürbisartige Früchte der Crescentia cujete, die mit Steinen gefüllt, gleich einer Kinderklapper nach dem Takte der Muſik hin- und hergeſchüttelt werden und ein laut raſſelndes Geräuſch hervorbringen. — 614) Harfenſpieler. — 615) Aus den unreifen Blüthenſtengeln der Agave americana gewonnenes berauſchendes Getränk. — 616) Geliebter und Geliebte. — 617) Croton sanguifluum H. B. et Kth. — 618) Macrocercus Aracanga Lin. — 619) Macrocercus Macao Lin. — 620) Macrocercus militaris Lin. Lath. — 621) Tillandsia usneoides Lin. — 622) Peones, wohl auch Llaneros, heißen die Hirten der großen hatos in den Llanos, obgleich man unter Llanero hauptſächlich alle Bewohner der Llanos verſteht und der Name Peon auch im übrigen Venezuela für alle niedrigen Dienſtleute, Knechte u. ſ. w. gebraucht wird. — 623) „Hato“ iſt, wie ich bereits bemerkt, eine Meierei, oft nur eine elende Hütte, in den Llanos, deren Beſitzer der Eigenthümer großer Viehheerden iſt. — 624) und 625) Copernicia tectorum Mart. — 626) Mauritia flexuosa L. — 627) Mycteria americana L. — 628) Ardea Leuce Ill. — 629) Ardea Agami. — 630) Ibis oxycercus Spix. — 631) Eunectes murinus Wagl. — 632) Hydrochoerus Capybara. — 633) Boa constrictor Lin. — 634) Rehverſchlinger. — 635) In unmittelbarſter Nähe von hier. — 636) Herr; Beſitzer. — 637) Käſe giebt es nicht und die Milch mögen Sie ſich in dem Corral ſuchen. — 638) Beſitzer der hatos. — 639) Sehr langes, aus einer Kuhhaut gedrehtes Seil. — 640) Ausgehöhlte, mit Stricken umflochtene Flaſchenkürbiſſe, beſonders zweckdienlich auf Reiſen, um Getränke mit ſich zu führen. — 641) Weisheit, Gelehrſamkeit. — 642) In unmittelbarſter Nähe von hier. — 643) Macht Euch augenblicklich fort, Schurken, oder ich ſchieße. — 644) Ciconia Maguari Temm. — 645) Paepalanthus capillaceus Kl. — 646) Hüten Sie ſich vor den verd..... Zitteraalen, den Stachelrochen und Caribes. — 647) Gymnotus electricus Lin. — 648) Taeniura motoro Müll. Henle; Trygon garapa Schomb.; Trygon strogylopterus Schomb.; Tr. hystrix Schomb. — 649) und 650) Pygocentrus piraya Müll. Trosch.; P. nigricans Müll. Trosch.; P. niger Müll. Trosch. — 651) Lederner Reiſekoffer, hier aber ein netzartiger Reiſeſack gemeint. — 652) Mein Sohn iſt nicht zu Hauſe, er iſt mit Viehtreiben beſchäftigt. — 653) Gute Nacht. — 654) Mycteria americana Lin. — 655) Niedrige Bergkette. — 656) Rohrgebüſche von Gynerium saccharoides H. B. et Kth. — 657) Steile Abſtürze. — 658) Es ſind Anhänger von Monagas! Zum T..... mit dieſen Spionen! — 659) Sind Sie Oligarchen? — 660) Ja, Herr, wir ſind Freunde des General Paëz. — 661) O dann iſt es gut für Sie, haben Sie keine Furcht, wir alle hier ſind desgleichen! — 662) Allgemein geehrt und anſtändig. — 663) Art kleiner Schwärmer, von denen ſtets hundert Stück aneinander gebunden ſind; eine Lieblingsbeluſtigung der Venezuelaner, ſie einzeln oder in Maſſen abzubrennen. — 664) Wohl an

50 deutſche Meilen. — 665) Hydrochoerus Capybara Erxl. — 666) Etwa einen Monat nach meiner Abreiſe vom Baúl brach die längſt vorbereitete Revolution gegen den Präſidenten Monagas aus; der Herd derſelben, die Miſſion el Baúl, wurde von den Truppen des General Monagas unter Anführung meines Freundes, des Col. Manuel Matos aus Campanero, beſetzt und die Revolution bald gedämpft. Sr. Caſtillo, der Hauptanführer der Aufſtändiſchen, mußte fliehen; was aus ihm ſpäter geworden, iſt mir unbekannt geblieben. — 667) Otus americanus Gmel. — 668) Sarcorhamphus papa Sw. — 669) Porphyrio martinica Temm. — 670) Icterus Jamacaii Daud. — 671) Tapirus americanus Desm. — 672) Lutra brasiliensis Ray. — 673) Eurypyga helias Ill. — 674) Feldbett. — 675) Phoenicopterus ignipalliatus Geoffr. — 676) Neuigkeiten von dem anderen Theile (Welttheile). — 677) Von drüben (wobei Europa gemeint iſt). — 678) Ortalida Motmot Wagl. — 679) Gallinula galeata Pr. Neuw. — 680) Trithrinax mauritiaeformis Karst. — 681) Guazuma ulmifolia Lam. Der Schleim der inneren Rindenſchicht dieſes Baumes wird in Abkochungen als wirkſames Mittel gegen offene Wunden, beſonders bei Laſtthieren, auch von Menſchen gegen auszehrenden Huſten angewendet. — 682) Spondias lutea Lin. — 683) Frühſtück. — 684) Mapurito iſt der venezuelaniſche Name für das Stinkthier Mephitis suffocans Ill. — 685) Das Loch des Mapurito. — 686) Cecropia peltata. — 687) Einmaſtiges Fahrzeug, gleich einer engliſchen Sloop. — 688) Bananen. — 689) Salix Humboldtiana W. — 690) Aloë vulgaris. — 691) Caesalpinia coriaria Willd. — 692) Crescentia cujete. — 693) Caesalpinia pulcherrima. — 694) Cereus div. spec. — 695) Opuntia ficus indica. — 696) Coccus cacti. — 697) Indigofera tinctoria, Anil. L. — 698) Comadre oder Comadriña: Gevatterin oder ſehr vertraute Freundin. — 699) Quai. — 700) Sesamum indicum Dec. wird in der Provinz Maracaibo viel kultivirt. — 701) Schamſchurz. — 702) Was iſt dies? — 703) Sie werden es bald ſehen. — 704) Kommen Sie herauf, um la Ceiba zu ſehen. — 705) Anacardium Rhinocarpus Dec. — 706) Astrocaryum aculeatum G. F. W. Meyer. 707) Marktflecken. — 708) Pfarrer. — 709) Schnittwaaren- und Quincaillerie-handlung. — 710) Anacardium Rhinocarpus Dec. — 711) Oenocarpus Bataua Mart. — 712) Conium moschatum. — 713) Attalea speciosa. — 714) Laßt die Beſtien gehen, ich will nichts mehr von ihnen wiſſen! — 715) Oncidium papilio Lindl. — 716) Cattleya labiata u. Mossiae Lindl. — 717) Odontoglossum sp. — 718) Uropedium Lindenii Lindl. — 719) Acineta Humboldtii Lindl. — 720) Präfect. — 721) Lucuma deliciosa. — 722) Anona Cherimolia. — 723) Gustavia Membrillo Seem. — 724) Espeletia argentea. — 725) Klopstockia cerifera Karst. — 726) Tuñame 12,120 Fuß, Roſario 12,200, Javon 11,260, Atajo 12,340. — 727) Ursus ornatus. — 728) Unona xylopioides Don. — 729) Spondias lutea Lin. — 730) Tillandsia usneoides Lin. — 731) Pfarrer. — 732) Ueberſetzung: Ich bin ſo froh, daß Ihr mich beſucht, daß ich nicht weiß, wo mir der Kopf ſteht. Nehmen wir die Mañana (ein Glas Brandy mit Waſſer) zu uns und frühſtückt dann mit mir, es iſt gerade die rechte Zeit dazu. Oft habe ich meinen Freunden von Euch

erzählt und ich möchte es gern machen, daß Ihr mit ihnen zusammenkommt, aber Ihr könnt bis zum Abend nicht warten. Und nun geht mit mir in den Garten und seht Euch meine Bohnen an, sonst ist nichts darin, denn alles Andere haben die Bachacos (Ameisen-Art) gefressen, was mich sehr zornig machte. — 733) Bombax Ceiba. — 734) Cereus Monoclonus Dec. u. regalis Haw. — 735) Kämpfer mit dem Stiere, die ihn am Schwanze emporzuheben und dann zur Erde zu werfen trachten. — 736) Sarcorhamphus papa Sw. — 737) Attalea speciosa Karst. — 738) Terminalia Catappa Lin. — 739) Bombax Ceiba Lin. — 740) Cathartes aura. — 741) Engpaß. — 742) Crocodilus acutus Cuv. — 743) See. — 744) In Venezuela Sarapia oder Jape genannt, Same von Dipterix odorata Aubl., hauptsächlich vom Rio Caura. — 745) Galipea trifoliata Aubl. — 746) Samenschoten der Caesalpinia coriaria Willd., bei La Soledad in Menge wachsend. — 747) Mauritia flexuosa L. — 748) Copernicia tectorum Mart. — 749) Vordertheil. — 750) Netzartige Hängematten, von aus der Mauritia gefertigten Fäden, die wegen ihrer Leichtigkeit ganz besonders auf Reisen gebraucht werden. — 751) Wörtlich: der Pfeilschuß. Ein schnellsegelndes kleines Fahrzeug, meist für den Kriegsgebrauch bestimmt. — 752) Sandbänke. — 753) Kleine Inseln. — 754) Crocodilus acutus. — 755) Kleiner Schamschurz. — 756) Nähere Mittheilungen über die Caraiben, wie die anderen Indianerstämme des unteren Orinoco, die Guaraunos, Arnacas und Waikas verspare ich auf den zweiten Band meiner Reisebeschreibung, der hauptsächlich über Britisch Guyana handelt, in welchem alle diese und andere Indianerstämme erschöpfend beschrieben werden sollen. — 757) Mertensia pectinata Willd. — 758) Selaginella sp. — 759) Dendrobates tinctorius Wagl. — 760) Nymphaea ampla Dec.; N. blanda G. F. W. Meyer. — 761) Sterna magnirostris Licht.; Platalea Ajaja Lin.; Cancroma cochlearia L.; Ardea Cocoi L.; Ciconia Maguari Temm.; Chenalopex jubatus Wagl. — 762) Lutra brasiliensis Ray. — 763) Die Blüthe von Upata. — 764) Wasserfälle. — 765) Oncidium papilio Lindl.; Epidendrum div. spec. — 766) Crinum viridifolium Roem.; C. erubescens Ait.; C. guianense Roem. — 767) Mourera fluviatilis Aubl. — 768) Clusia rosea L., alba L., insignis Mart., nemorosa G. F. W. Meyer. — 769) Pachira aquatica Aubl. — 770) Vismia guianensis Pers., latifolia Chois. — 771) Myrospermum toluiferum Rich. — 772) Oncidium papilio Lindl., Oncidium Lanceanum Lindl., O. picturatum Rchb. fil., Gongora odoratissima Lemaire, Epidendrum div. spec., Brassavola grandiflora Lindl., etc. — 773) Citadelle. — 774) Psidium pyriferum Lin. — 775) Paritium tiliaceum Adr. Juss. — 776) Cecropia peltata Lin., C. palmata Willd., Paritium tiliaceum Adr. Juss., Bombax hibiscifolius. Psidium div. spec., Guazuma ulmifolia Desf., Clusia div. spec., Vismia guianensis Pers. — 777) Mammea americana L. — 778) Carica papaya L. — 779) Artocarpus incisa L. fil. — 780) Kanonenboote. — 781) Tropa bezeichnet jede bedeutendere Anzahl von Truppen. — 782) Mimusops Sieberi Alph. Dec. — 783) Revolutionäre Truppen. — 784) Zollbeamten. — 785) Champsa punctulata Natt. — 786) Ibis melanopis Forst. — 787) Ibis rubra Vieill. — 788) Platalea Ajaja Lin. — 789) Ardea Leuce Ill., A. Cocoi Lin. — 790) Palamedea cornuta

Lin. — 791) Cancroma cochlearia Lin. — 792) Dendrocygna viduata Eyton. — 793) Vanellus cayennensis Strickl. — 794) Lanzenreiter. — 795) Waſſermelonen, Citrullus vulgaris Schrad. — 796) Carica papaya Lin. 797) Gott ſei Dank, Sie ſind es Don Carlos und Don Alberto! Wir glaubten, es ſeien Facciosos, deren Schüſſe wir hörten! — 798) Astrocaryum aculeatum G. F. W. Meyer. — 799) Argemone mexicana Lin. — 800) Kirchhof. — 801) Gebüſch von Psidium ferrugineum und Chionanthus compacta. — 802) Melocactus Moritzianus. — 803) Bufo margaritifer Daud. — 804) Alsophila armata Mart. — 805) Bactris spinosa. — 806) Icica Tacamahaca. — 807) Icica spec. — 808) Cedrela odorata Lin. — 809) Hymenaea Courbaril L. — 810) Maximiliana regia Mart. — 811) Polypodium aureum Lin. Nephrolepis punctulata. Asplenium auriculatum Willd. — 812) Astrocaryum Tucuma Mart. — 813) Oenocarpus Bacaba Mart. — 814) Eurypyga Helias Ill. — 815) Catasetum macrocarpum Rich. Cattleya Mossiae Lindl. Cyrtopodium Andersonii R. Br. — 816) Anguria multiflora Miq. — 817) Lygodium volubile Sw. — 818) Mertensia pectinata Willd. — 819) Nymphaea ampla Dec., blanda G. F. W. Meyer. — 820) Eichhornia azurea Kth. — 821) Hydrocleis Commersonii L. C. Rich. — 822) Trithrinax mauritiaeformis. — 823) Bactris Cubaro. — 824) Lecythis Ollaria Lin. Couroupita guianensis Aubl. — 825) Dioscorea sativa Lin. — 826) Oenocarpus minor Mart. — 827) Theobroma guianensis Willd. — 828) Theobroma Cacao Lin. — 829) Chrysops tristis Fab. — 830) König der Guaraunos. — 831) Schiffszwieback — 832) Von Oreodaphne opifera Nels., in Britiſch Guyana „Laurel-oil" genannt. — 833) Einen zweiten Beſuch bei Francisco Silva in Santa Catalina habe ich im Ausland 1869 Nr. 8 und 9 geſchildert. — 834) Manicaria saccifera Gaertn. — 835) Indianiſche Boote aus ausgehöhlten Baumſtämmen. — 836) Schamſchurz, bei Männern aus einem langen, an eine um die Hüften befeſtigte Baumwollenſchnur befeſtigtes und zwiſchen den Beinen durchgezogenes Stück blauen Salmepores, bei den Weibern aus einem kleinen fußbreiten Perlenſchurz oder einem Stück der Rinde einer Ficus-Art beſtehend. — 837) Saſſafrasöl oder Laurel-oil. — 838) Myletes spec. — 839) 2 Thlr. 24 Sgr. pr. Ort. — 840) Oenocarpus Bataua Mart. — 841) Oenocarpus minor Mart. — 842) Crinum guianense M. J. Roem., C. erubescens Ait., C. viridifolium M. J. Roem. — 843) Schamſchurz. — 844) Das die Samen umhüllende ſcharlachrothe Mark des Orleanbaumes (Bixa orellana Lin.). — 845) Die theure rothe Farbe, die aus den Blättern der Schlingpflanze Bignonia Chica H. B. et Kth. gewonnen wird. — 846) Saft der Frucht von Genipa Caruto H. B. et Kth. — 847) Berauſchendes, in Gährung übergegangenes Getränk aus geſtampftem Mais und Bataten. — 848) Peltocephalus Tracaja Dum. Bibr. — 849) Netzartige Hängematte aus Schnüren der Palma Moriche. — 850) Cedrela odorata Lin., Icica altissima Aubl. — 851) Bombax Ceiba Lin., B. globosum Aubl. — 852) Einmaſtiges Fahrzeug (Sloop). — 853) Manicaria saccifera Gaertn. — 854) Macrocercus Ararauna Linn. — 855) Conurus solstitialis Kuhl. — 856) Rhamphastos Toco Gm. — 857) Conurus versicolor Gmel. — 858) Salvator Teguixin. —

859) Parra jassana Lin. — 860) Palamedea cornuta Lin. — 861) Mimusops Siberi Alph. Dec. — 862) Manicaria saccifera Gaertn. — 863) Unter playa iſt hier hauptſächlich eine Sandbank oder das in Sandbänke auslaufende Ufer gemeint. — 864) Großes, an 30 bis 40 Fuß langes, gegen den Stern zu mit einem langen halbrunden Palmendache verſehenes Boot. — 865) Ein meiſt aus der Manicaria saccifera beſtehender Palmwald. — 866) Gymnotus electricus Lin. — 867) Passiflora coccinea Aubl. — 868) Stanhopea grandiflora Lindl. — 869) Myletes spec. — 870) Trygon spec. — 871) Philodendron arborescens Kunth. — 872) Bombax Ceiba Lin. — 873) Triplaris americana Lin. — 874) Oenocarpus Bataua Mart. — 875) Oenocarpus minor Mart. — 876) Mauritia flexuosa Lin. — 877) In Venezuela „Chinchorro", von den Guaraunos „Ha" genannt. — 878) Mycetes ursinus. — 879) Cebus capucinus Erxl. — 880) Felis onca Lin. — 881) Hydrochoerus Capybara Erxl. — 882) Lutra brasiliensis Ray. — 883) Nasua socialis Pr. Neuw. — 884) Delphinus amazonicus Mart. — 885) Manatus australis Tiles. — 886) Opisthocomus cristatus Ill. — 887) Cassicus persicus Daud. — 888) Gecarcinus ruricola Latr. Uca una Maregr. — 889) Macrocercus Ararauna Lin. — 890) Crocodilus acutus. — 891) Guilielma speciosa Mart. — 892) Oreodoxa regia Kth. — 893) Die Arrow-root-Pflanze (Maranta arundinacea Lin.) — 894) Früchte des Mimusops Sieberi Alph. Dec. Sie ähneln in Form und Geſchmack denen der Sapota Achras Mill., nur daß ſie kleiner und einſamig ſind. — 895) Netzartige Hängematte, bei den Guaraunos aus Schnüren von der Morichepalme gefertigt. — 896) Macrocercus Ararauna Linn. — 897) Maximiliana regia Mart. — 898) Oenocarpus minor Mart. — 899) Das Orinoco-Crocodil, Crocodilus acutus Cuv. — 900) Palamedea cornuta Linn. — 901) Parra Jaçana Lin. — 902) Manicaria saccifera Gaertn. — 903) Triplaris americana Lin. — 905) Aus dem Marke der Mauritia flexuosa bereitetes, mit dem Fette von großen Käferlarven vermiſchtes Brod. — 906) Nimm Dich in Acht, Weißer! 907) In Palmbaſt gewickelte Cigarren. — 908) Ich habe in dieſem Capitel nur flüchtig meine Erlebniſſe auf dieſer Reiſe mitgetheilt und werde ausführlichere Mittheilungen, beſonders in Bezug auf Naturwiſſenſchaft und Ethnologie über die Gegend von der Mündung des Pomeroon an bis Anna Regina, die ich ſpäter auf längere Zeit beſuchte, im zweiten Bande dieſes Werkes geben. — 909) Wie ich nach Curiapo gekommen, ſowie über meinen dritten Aufenthalt in Zacupana und den benachbarten Orten und das Leben und die Sitten der Guaraunos, darüber giebt der längere im Ausland 1868, Nr. 34, 38, und 1869, Nr. 8, 9 von mir veröffentlichte Artikel „Unter den Guaraunos-Indianern" näheren Aufſchluß. Ausführlichere Mittheilungen über die wilden Indianerſtämme des Orinoco, des ganzen britiſchen Guyana und der nördl. Nebenflüſſe des Amazonenſtromes, unter denen ich acht Jahre lebte, werde ich im zweiten Bande dieſes Werkes geben. — 910) Myletes spec. — 911) Trygon spec. — 912) Euterpe oleracea Mart., Manicaria saccifera Gaert., Leopoldina pulchra Mart. — 913) Vanilla bicolor Lindl., Bignonia, Bauhinia, Schnella und Passiflora spec. — 914) Stanhopea grandiflora Lindl., insignis Hook,

Oncidium Baueri Lindl., Epidendrum Schomburgkii Lindl., Coryanthes macrantha Hook. — 915) Philodendron arborescens Schott. — 916) Combretum laxum Jacq., Allamanda cathartica Lin., Ruyschia Souroubea Willd. — 917) 16 Flaſchen haltend. — 918) Xiphias gladius, wird an 20 Fuß lang. — 919) Itabbo bedeutet daſſelbe als Caño, ein natürlicher Canal, der zwei Flüſſe oder Flußarme mit einander verbindet. — 920) Auf den Karten „Morocco" genannt. — 921) Blechnum serrulatum Rich., B. ceteraccinum Raddi: Nephrolepis punctulata. — 922) Bananen. — 923) Rhizophora, Avicennia und Conacarpus spec. — 924) Nectandra Rodiei Schomb. — 925) Schiffszwieback. — 926) Cucurbita Pepo Lin. — 927) Manihot utilissima Pohl. — 928) In Venezuela „Timiche" (Manicaria saccifera Gaertn.) — 929) Eperua falcata Aubl., Parivoa grandiflora Aubl. — 930) Miniſter iſt hier nicht im deutſchen Sinne des Wortes zu nehmen, ſondern im engliſchen als „Prediger". Mr. Brett iſt der Verfaſſer des ſehr intereſſanten Werkes „The Indian tribes of Guiana". — 931) Euterpe oleracea Mart. — 932) Astrocaryum aculeatum G. F. W. Meyer. — 933) Coryanthes macrantha Hook., C. maculata Hook. — Brassavola angustata Lindl. — Epidendrum bicornutum Hook. — Gongora odoratissima Lemaire. — Bifreneria aurantiaca Lindl. — Burlingtonia candida Lindl. Oncidium Lanceanum Lind. Epidendrum Schomburgkii Lindl. Jonopsis teres Lindl. — 934) Philodendron arborescens Schott. — 935) Mauritia flexuosa Lin. — 936) Cassicus persicus Daud. — 937) Podoa surinamensis Ill. — 938) Macrocercus Macao Lin. — 939) Conurus Macavuana, Psittacus aestivus Lin., Ps. ochrocephalus Lin.

Druck von Gratchen & Riehl in Leipzig.

Berichtigungen.

Seite	1	Zeile	10	von	unten	lies: ſchäumenden ſtatt ſchaumenden.
„	7	„	1	„	„	„ Madreporenſtöcken ſt. Madreporenſtrecken.
„	17	„	1	„	„	„ venezuelaniſchen Kriegsſchooner ſt. venezuelaniſcher Kriegsſchoonen.
„	29	„	15	„	oben	„ dentra ſt. dentro.
„	41	„	3	„	„	„ ſpaniſchem ſt. paniſchem.
„	43	„	5	„	unten	„ der ſt. das.
„	51	„	11	„	oben	„ Gardenia ſt. Gardemia.
„	59	„	2	„	„	„ emporranken ſt. emporrankt.
„	60	„	7	„	unten	„ nußartig ſt. mußartig.
„	67	in der Seitenüberſchrift l.: Vachacos ſt. Wachacos.				
„	83	Zeile	4	von	unten	lies: langen ſt. lange.
„	92	„	8	„	„	„ Independencia ſt. Indepedencia.
„	113	„	14	„	oben	„ dahintrabende ſt. dahintreibende.
„	116	„	1	„	„	„ Cäſalpinien ſt. Cäſalpanien.
„	117	„	14	„	„	„ Lam. ſt. Sam.
„	121	in der Seitenüberſchrift l.: Crocodil ſt. Crocodill.				
„	128	Zeile	6	von	oben	lies: geſchwungenen ſt. geſchlungenen.
„	141	„	12	„	unten:	hinter Scenerie muß ein Semicolon ſtehen.
„	147	„	8	„	„	lies: purissima ſt. purisima.
„	157	„	14	„	„	„ koloſſalen ſt. koloſſaeln.
„	161	„	1	„	oben	„ Stamm ſt. Stämme.
„	245	„	7	„	„	„ boſſirten ſt. pouſſirten.
„	268	„	3	„	„	„ van a dar ſt. van-a-dar.
„	271	„	12	„	unten	„ ſilberblättrige ſt. ſilberblüthige.
„	272	„	13	„	„	„ Caracaras ſt. Coracaras.
„	„	„	14	„	„	„ es ſt. er.
„	277	„	4	„	oben	„ boſſirte ſt. pouſſirte.
„	279	„	9	„	unten	„ Ciudad Bolivar ſt. Ciudad Bolivor.
„	364	„	6	„	oben	„ Pehuenches ſt. Pehuanches.
„	512	„	1	„	unten:	am Ende der Zeile iſt Zu- zu ergänzen.

Neue illustrirte Reisewerke

aus dem Verlage von

Hermann Costenoble in Jena.

Andree, Dr. **Richard, Vom Tweed zur Pentlandförde.** Reisen in Schottland. 8. broch. 1¾ Thlr.

Baker, Samuel-White, Der Albert N'yanza, das große Becken des Nil und die Erforschung der Nilquellen. Deutsch von J. E. A. Martin. Autorisirte Ausgabe. Nebst 33 Illustr. in Holzschnitt, 1 Chromolithographie und 2 Karten. Zwei starke Bände. Eleg. broch. 5½ Thlr., eleg. geb. 6 Thlr. 25 Sgr.

Bastian, Dr. **Adolf, Reisen in Siam** im Jahre 1863. (Die Völker des östlichen Asien. Studien und Reisen. III. Band.) Nebst einer Karte von **Hinter-Indien** von Prof Dr. Kiepert. Lex.-8. Eleg. broch. 3 Thlr. 18 Sgr.

Bastian, Dr. **Adolf, Reisen durch Kambodja nach Cochinchina** im Jahre 1863. (Die Völker des östlichen Asiens. Studien und Reisen. IV. Band.) Lex.-8. broch. 3 Thlr.

Bastian, Dr. **Adolf. Reisen im indischen Archipel, Singapore, Batavia, Manilla** und **Japan.** (Die Völker des östlichen Asien. Studien und Reisen. V. Band.) Lex.-8 broch. 3⅓ Thlr.

Bastian, Dr. **Adolf, Reisen in China, von Peking zur mongolischen Grenze und Rückkehr nach Europa.** (Die Völker des östlichen Asiens. Studien und Reisen. VI. Band.) Lex.-8. broch. 5 Thlr.

Berlepsch, H. A., Die Alpen in Natur- und Lebensbildern. Mit 22 Illustr. und einem Titelbilde in Tondruck nach Originalzeichnungen von Emil Rittmeyer. Vierte, sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Pracht-Ausgabe. Ein starker Band. Lex.-8. Eleg. broch. 3 Thlr.
Elegant geb. mit reicher Deckenvergoldung. 3¾ Thlr.
Elegant geb. mit reicher Deckenvergoldung und Goldschnitt. 4 Thlr.

Berlepsch, H. A., Die Alpen in Natur- und Lebensbildern. Dritte Auflage. Taschen-Ausgabe für den Reisegebrauch mit 6 Illustrationen. Sedez-Format. Elegant geb. mit Golddrucktitel. 1 Thlr. — Eleg. broch. 27 Sgr.

Bibliothek geographischer Reisen und Entdeckungen älterer und neuerer Zeit in wohlfeilen Ausgaben:

I. Band. **Hayes, Dr. J. J., Das offene Polarmeer.** Eine Entdeckungsreise nach dem **Nordpol.** Aus dem Englischen von J. E. A. Martin, Custos der Universitäts-Bibliothek zu Jena. Nebst 3 Karten und 6 Illustrationen in Holzschnitt. Lex.-8. Eleg. broch. 1⅔ Thlr., eleg. geb. 2⅓ Thlr.

II Band. **Kölb, Ph. H., Fernand Mendez Pinto's abenteuerliche Reise durch China, die Tartarei, Siam, Pegu und andere Länder des östlichen Asiens.** Lex.-8. Eleg. broch. 1⅔ Thlr., eleg. geb. 2⅓ Thlr.

III. Band. **Baker, Samuel White, Der Albert N'yanza, das große Becken des Nil und die Erforschung der Nilquellen.** Deutsch von J. E. A. Martin. Nebst 33 Illustrationen in Holzschnitt und 1 Karte. Zweite Auflage. Wohlfeile Volksausgabe. Lex.-8. Eleg. broch. 1⅔ Thlr., eleg. geb. 2⅓ Thlr.

IV. Band. **Bickmore, Albert S., Reisen im ostindischen Archipel** in den Jahren 1865 und 1866. Autorisirte vollständige Ausgabe für Deutschland. Aus dem Englischen von J. E. A. Martin, Custos der Universitäts-Bibliothek zu Jena. Nebst 36 Illustr. in Holzschnitt und 2 Karten in Farbendruck. Lex.-8. Eleg. broch. 2⅔ Thlr., eleg. geb. 3⅓ Thlr.

V. Band. **Torell, A.** und **Nordenskjöld, A. E., Die Schwedischen Expeditionen nach Spitzbergen und Bären-Eiland** in den Jahren 1861, 1861 und 1868. Aus dem Schwedischen von L. Passarge. Nebst 8 großen Ansichten in Tondruck, 28 Illustrationen in Holzschnitt und einer Karte von Spitzbergen in Farbendruck. Lex.-8. Eleg. broch. 2 Thlr., eleg. geb. 2⅔ Thlr.

VI. Band. **Browne, J. R., Reiſen und Abenteuer im Apachenlande. Arizona und Sonora.** Aus dem Engliſchen in deutſcher Bearbeitung von Dr. H. Hertz. Mit 155 Illuſtrationen in Holzſchnitt. Lex.-8. Eleg. broch. 2 Thlr., eleg. geb. 2⅔ Thlr.

Dixon, W. Hepworth, Das heilige Land. Autoriſirte Ausgabe für Deutſchland. Nach der vierten Auflage aus dem Engliſchen von J. E. A. Martin, Cuſtos der Großherzogl. Univerſitäts-Bibliothek zu Jena. Mit 14 Illuſtrationen nach Originalzeichnungen und Photographien. Lex.-8. broch. 2 Thlr. 20 Sgr.

Dixon, W. Hepworth, Neu-Amerika. Rechtmäßige, vom Verfaſſer autoriſirte deutſche Ausgabe. Nach der ſiebenten Original-Auflage aus dem Engliſchen von Richard Oberländer. Mit Illuſtrationen nach Original-Photographien. Lex.-8. Eleg. broch. 2 Thlr. 20 Sgr., eleg. geb. 3 Thlr. 10 Sgr.

Gerſtäcker, Friedrich, Achtzehn Monate in Süd-Amerika und deſſen deutſchen Colonien. 6 Theile in 3 Bänden. 8. broch. 5⅓ Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Neue Reiſen durch die Vereinigten Staaten, Mexico, Ecuador, Weſtindien und Venezuela. 6 Theile in 3 ſtarken Bänden. 8. broch. 5⅓ Thlr.

Hamm, Dr. Wilhelm, Weinkarte von Europa. Für Weinbauſchulen, landwirthſchaftliche Inſtitute, Ackerbauſchulen, wie für Weinhändler, Weinliebhaber, Hôtelbeſitzer und Reſtaurateure. Chromolithographie in 7 Farben. 26″ rhein. breit und 21″ rhein. hoch. Mit Proſpect. In eleg. Umſchlag cartonnirt. 1 Thlr. 10 Sgr. — Dieſelbe ungebrochen zum Aufziehen oder Einrahmen. 1 Thlr. 6 Sgr.

Heuglin, M. Th. von, Reiſe nach Abeſſinien, den Gala-Ländern, Oſt-Sudán und Chartúm in den Jahren 1861 und 1862. Mit 10 Illuſtr. in Farbendruck und Holzſchnitt, ausgeführt von J. M. Bernatz, nebſt Originalkarte. Groß Lex.-8. Eleganteſte Ausſtattung. broch. 5 Thlr., eleg. geb. 5⅔ Thlr.

Heuglin, M. Th. von, Karte von Aethiopien: Abeſſinien, Tahah und Oſt-Sennar nebſt Höhen-Profil von Central-Abeſſinien. Mit Benutzung der Beſtimmungen von Bruce, Rupp ꝛc. nach eigenen aſtronomiſchen und trigonometriſchen Meſſungen entworfen. In drei Farben. Cartonnirt 1 Thlr.

Kiepert, Dr. H., Karte der indochineſiſchen Reiche Birma, Siam und Kambodja mit einem Bogen erläuternden Text. broch. 20 Sgr.

Livingſtone, David und Charles, Neue Miſſionsreiſen in Süd-Afrika, unternommen im Auftrage der engliſchen Regierung. Forſchungen am **Zambeſi und ſeinen Nebenflüſſen,** nebſt Entdeckung der **Seen Schirwa und Nyaſſa** in den Jahren 1858 bis 1861. Autoriſirte, vollſtändige, allein berechtigte Ausgabe für Deutſchland. Aus dem Engliſchen von J. E. A. Martin. Nebſt 1 Karte und 40 Illuſtrationen in Holzſchnitt. Zwei ſtarke Bände. Lex.-8. broch. 5¾ Thlr., eleg. geb. 7 Thlr. 2½ Sgr.

Martins, Charles, Von Spitzbergen zur Sahara. Stationen eines Naturforſchers in Spitzbergen, Lappland, Schottland, der Schweiz, Frankreich, Italien, dem Orient, Aegypten und Algerien. Autoriſirte und unter Mitwirkung des Verfaſſers übertragene Ausgabe für Deutſchland. Mit Vorwort von Carl Vogt. Aus dem Franzöſiſchen von A. Bartels. 2 Bde. Lex.-8. broch. 3⅔ Thlr., eleg. geb. 5 Thlr.

Schlagintweit-Sakünlünski, Hermann von, Reiſen in Indien und Hochaſien. Eine Darſtellung der Landſchaft, der Cultur und Sitten der Bewohner in Verbindung mit klimatiſchen und geologiſchen Verhältniſſen. Baſirt auf die Reſultate der wiſſenſchaftlichen Miſſion von Hermann, Adolf und Robert von Schlagintweit, ausgeführt in den Jahren 1854 bis 1858. Erſter Band: **Indien,** mit 2 Karten, 7 landſchaftlichen Anſichten und 2 Gruppenbildern von Eingebornen in Tondruck. gr. Lex.-8. Eleganteſte Ausſtattung. Broch. 4 Thlr. 24 Sgr. Zweiter Band: **Hochaſien** (I. Der Himálaya.) Mit 7 landſchaftlichen Anſichten in Tondruck und 3 Tafeln topographiſcher Gebirgsprofile. gr. Lex.-8. Eleganteſte Ausſtattung. Broch. 5 Thlr. 10 Sgr.

Urtheile der Presse

in gedrängten Auszügen

über

Unter den Tropen von C. F. Appun.

Erster Band: Venezuela.

Eine Reihe von Aufsätzen im „Ausland" und „Globus" machte uns in letzterer Zeit mit den zwanzigjährigen Reisen und Forschungen Appun's im Norden von Süd-Amerika schon einigermaßen bekannt und bereitete durch ihre gute Schreibart und ihren wissenschaftlichen Gehalt dem Reisewerk eine günstige Aufnahme vor. Die Erwartung wurde eher übertroffen als getäuscht. Der stattliche, vortrefflich gedruckte, mit sechs künstlerisch in Holzschnitt ausgeführten Vegetations-Ansichten gezierte Band bietet trotz einiger Uebelstände eine sehr genußreiche und belehrende Lektüre. Als Botaniker schenkte der Reisende vorzugsweise der Vegetation seine Aufmerksamkeit und unzählige Pflanzennamen möchten einen Leser, der sich bei ihnen Nichts denkt, leicht ermüden; das Buch ist aber nicht ausschließlich für Pflanzenkundige geschrieben, im Gegentheil offenbar für das große Publikum bestimmt, da es eigentliche botanische Studien nicht enthält, ja dem Fachmann die Auffindung und Benutzung der botanischen Notizen dadurch erschwert, daß sie zwischen die anderweitigen Beschreibungen und Reiseerlebnisse sporadisch eingestreut sind. Selbst der Pflanzenkundige aber, der allein einen beträchtlichen Theil des Buches wirklich genießen kann, wird in diesem Genuß durch die häufige Anwendung der einheimischen Namen gestört, die erst in den Anmerkungen am Ende des Buches ihre Erklärung finden. Humboldt's Ansichten der Natur und Kosmos haben die durchaus verwerfliche, weil überaus unbequeme, Verweisung der Anmerkungen an das Ende vorzugsweise in die Mode gebracht, glücklicher Weise kommt aber diese Manier, die jedenfalls nur den Zweck hatte, dem ungelehrten Leser den Schrecken vor dem gelehrten Aussehen der Anmerkungen unter dem Text zu ersparen, bereits wieder aus der Mode, und wir heben gleich dem Referenten in den „Mittheilungen der Geogr. Gesellschaft in Wien" (1871, Nr. 1, S. 59) den hier begangenen Mißgriff ausdrücklich hervor, um von fernerer Nachahmung abzurathen und weil er uns in diesem Buche so recht eklatant entgegentritt. Man versuche nur einmal, die Beschreibung des Marktes in Puerto Cabello im zweiten Kapitel zu lesen, wo eine große Anzahl von Produkten unter ihren einheimischen Namen aufgeführt sind, deren jeder erst nach seiner Nummer in den Anmerkungen aufgeschlagen werden muß, um verstanden zu werden, — man wird sich dann von der Berechtigung unserer Rüge überzeugen. Daß nun trotz solcher Uebelstände das Buch anregt, fesselt und befriedigt, verdankt es in erster Linie dem Umstande, daß der Verfasser ein Meister in der Schilderung ist. Er sucht nicht wie ein Humboldt oder Moritz Wagner nach dem „Zusammenhang der Erscheinungen", auf Ursachen und Bedingungen läßt er sich selten ein, aber die Wirkungen faßt er mit ungewöhnlichem Beobachtungs-Talent auf und drückt sie so

vortrefflich in Worten aus, daß seine Schilderungen wirklichen Bildern an Anschaulichkeit nahe kommen. Den malerischen Effekt verschiedener Pflanzenformen beschreibt er, oft wohl unabsichtlich, mit unübertrefflicher Wahrheit und Frische und es kommt ihm dabei außer dem Talent der Auffassung und der fachmännischen Kenntniß die warme Liebe zur Natur zu Statten, die ihn hinaustrieb nach Süd-Amerika und die auch das Gemüth des Lesers tief berührt. Alsdann ist auch der Gegenstand ein dankbarer. Die Literatur über Venezuela ist noch nicht erschöpfend, es gab hier noch gar manches Neue zu sehen und zu sagen: die Mannigfaltigkeit der Naturformen, das Nebeneinander von Meer, Gebirge, unabsehbarer Ebene, Wald, Steppe, See und Fluß wie die bunte Mischung der Bevölkerung, die Appun nicht minder glücklich, gewandt und charakteristisch zu schildern versteht wie die Natur, boten einen fast überreichen Stoff. Und mindestens eben so dankbar wird der Gegenstand der beiden übrigen Bände sein, denn der Verfasser ging, nachdem er 1849 bis 1859 Venezuela durchwandert hatte, nach Britisch Guyana, bereiste dort bis 1868 im Auftrag der Englischen Regierung das ganze Innere der Kolonie nebst Theilen von Brasilien, den Rio Branco, den Rio Negro und befuhr den Amazonenstrom aufwärts bis Tabatinga an der Peruanischen Grenze. Seit seiner Rückkehr lebt er in Bunzlau in Preußisch-Schlesien.

Petermann's Mittheilungen.

Wir haben bei einer andern Gelegenheit den mächtigen Reiz von Naturschilderungen aus fremden Zonen angedeutet, wenn sie neben der Treue und Zuverlässigkeit, die man in dem Schilderer voraussetzt, vom Hauch eines innigen Gefühls durchwärmt sind, und wie durch solche Schilderungen oft mehr als durch die Erforschung des neuen, zu dessen Illustration sie dienen, der Sinn für erdkundliches Wissen geweckt, das Interesse dafür genährt werden kann. Bücher, wie z. B. Hochstetter's „Neu-Seeland" oder Moritz Wagner's „naturwissenschaftliche Reisen im tropischen Amerika," oder Barnim-Hartmann's „Reise durch Nordostafrika" — um anderer nicht zu gedenken — wirken eben so nachhaltig durch ihren Inhalt beim wissenschaftlichen, wie durch die Form ihrer Darstellung beim allgemein gebildeten Publicum, und das letztere scheint uns ein nicht minder schätzbarer Gewinn für die Sache.

In die Reihe solcher durch Inhalt und Form gleich anziehenden Schriften stellen wir ohne Bedenken die vorliegenden Schilderungen Appun's aus dem nördlichen Theil von Südamerika, welche uns die auf erdkundlichem Feld sehr rührige Firma Costenoble beschert hat. Wer sich in die tropische Welt recht hineinleben will, wird an ihnen sein Vergnügen finden. Aber auch nur der wird den einzelnen spannenden Episoden der Erzählung den Werth des wirklich Erlebten zuerkennen, der sich in die Culturverhältnisse jener Erdstriche zu vertiefen vermag, wozu das Buch einen trefflichen Leitfaden bietet.

Die Wirkung der Lectüre kann nicht treffender gekennzeichnet werden, als der Verfasser, ohne es zu wissen, in seinem bescheidenen Vorworte thut.

— während der verdienstvolle deutsche Reisende Carl Ferdinand Appun die Erlebnisse seines mehrjährigen Aufenthaltes in Südamerika in einem stattlichen Bande niedergelegt hat. Seiner Feder verdanken wir erst kürzlich wieder eine bemerkenswerthe Schilderung der Bodengestaltung Britisch Guyana's.

Mittheilungen d. geogr. Gesellschaft in Wien. 1871. Nr. 1.

Unter den Tropen. Wanderungen durch Venezuela in den Jahren 1849 und folgende von Carl Ferdinand Appun, Jena, Hermann Costenoble. — Dieses

fünf und ein halb Hundert ſtattlich gedruckte Seiten ſtarke Buch iſt der erſte Band eines Reiſewerkes, das in ſeiner Fortſetzung an den Orinoco, durch Britiſch Guyana und an den Amazonenſtrom führen ſoll. Herr Appun, der ſich von Curhaven aus nach Südamerika einſchiffte, wo er ſich zunächſt in La Guaira, dann in Puerto Cabello und von dort aus tiefer im Lande mit Studien der Naturforſchung beſchäftigte, iſt ein Reiſender, der nicht blos über das Thier- und Pflanzenleben der von ihm durchmuſterten Gegenden Auskunft giebt, ſondern auch die Fähigkeit beſitzt, mit der menſchlichen Bevölkerung der von ihm beſuchten Städte, Anſiedelungen und Einöden einen freundlichen Umgang zu pflegen. Für die Wiſſenſchaft ſind allerdings die Beobachtungen von dem anziehendſten Intereſſe, die der Verfaſſer an den wild wachſenden Erzeugniſſen der Tropenländer Südamerika's macht, zu denen auch gewiſſe jeder europäiſchen Kultur unzugängliche Indianerſtämme gehören. Den Hamburger Leſern von Appun's „Unter den Tropen" aber werden gerade diejenigen Partien des Buches die willkommenſten ſein, in denen der Schriftſteller mit den Europäern Südamerika's in Berührung tritt, und wo er ſeine Begegnungen mit deutſchen Firmen und Perſönlichkeiten ſchildert.

Hamburger Nachrichten.

Carl Ferdinand Appun: „Unter den Tropen". Wanderungen durch Venezuela, am Orinoco, durch Britiſch Guyana und am Amazonen-Strome. Erſter Band: Venezuela. (Jena, H. Coſtenoble.) Der Verfaſſer beginnt mit dieſem Bande die von ihm während eines zwanzigjährigen Aufenthaltes in einigen Ländern des tropiſchen Südamerika geſammelten Erfahrungen im Gebiete der Ethnographie, Zoologie und Botanik der Oeffentlichkeit zu übergeben. Man folgt ſeinen Wanderungen mit um ſo größerer Theilnahme, als die Darſtellung durchaus keine trockene iſt, dem Verfaſſer vielmehr die Gabe zu Gebote ſteht, ſelbſt das rein Wiſſenſchaftliche ſein unterhaltend zu behandeln. Die ſechs beigegebenen Illuſtrationen gereichen ihrer Vorzüglichkeit wegen dem Werke zum beſonderen Schmuck.

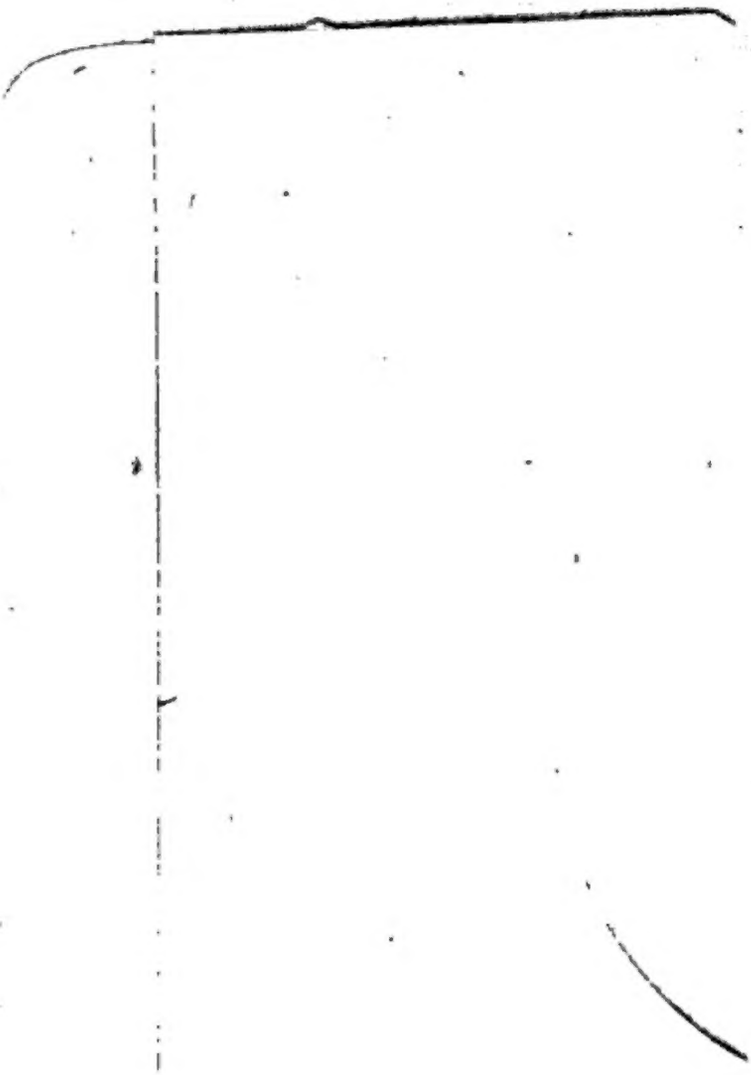
Europa.

Unter den Tropen.

Digitized by Google

Date Due

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by the Internet Archive
in 2010
http://www.archive.org/details/cu31924031183161